ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

JAHRGANG 1896. — BAND XXVII.



Nach einer Photographie von Friedr. Benesch.

Crayondruck von Johannes Beyer, Zittau i. S.

Langkofel von Nordosten.

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

H. HESS.

JAHRGANG 1896. — BAND XXVII.

K. K. UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK * INNSBRUCK *

UB INNSBRUCK
+C142114201

GRAZ, 1896.

VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

IN COMMISSION BEI DER J. LINDAUER'SCHEN BUCHHANDLUNG IN MÜNCHEN.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich der Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Aufsätze.

Bruckmann'sche Buch- und Kunstdruckerei, München.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

E. Richter: Aus Norwegen 1
J. Habel: Aus den argentinischen Anden 36
Dr. Friedr. Ratzel: Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen 62

Dr. J. Pommer: Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet 89
Karl Wolf: Hausbräuche im Burggrafenamte 132

G. Euringer: Berg- und Gletscherfahrten in der Montblanc-Kette 140
Dr. K. Blodig und L. Purtscheller: Aus den Bergen der Maurienne und der Tarentaise (Schluss zum Aufsatz in der »Zeitschrift« 1895) 171
J. Enzensperger: Die Höfats im Algäu 212
G. Becker: Der Gurgler Kamm 234
O. Schuster: Die Langkofelgruppe 277
H. Hess: Wandertage in den Steiner Alpen 320

Vollbilder.

Zu Seite

1. **Der Langkofel von Nordosten.** Nach einer Photographie von F. Benesch. Lichtdruck von Joh. Beyer . . . . . Titelbild
2. **Loensee am Nordfjord.** Von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 17
3. **Eingang in den Troldfjord.** Von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 25
4. **Ursprung und Ende des Horconesgletschers.** Nach Photographien von J. Habel. Lichtdruck von Albert Frisch 41
5. **Das Gabelhorn im Horconesthal.** Nach einer Photographie von J. Habel. Autotypie von Alb. Frisch 49
6. **Montblanc-Ansicht von der Aiguille du Midi.** Nach einer Photographie von V. Sella. Autotypie von C. Angerer & Göschl 169
7. **Ciamarella und Albaron.** Von E. T. Compton. Lichtdruck von Joh. Beyer . . . 177
8. **Die Grande Motte und die Grande Casse.** Von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 185
9. **Dent Parrachée vom Mt. Froid.** Von E. T. Compton. Lichtdruck von Joh. Beyer . . 193
10. **Dents d'Ambin.** Von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl. . . . 209
11. **In den Wänden über dem Rothen Loch.** Von Ernst Platz. Autotypie von C. Angerer & Göschl 233
12. **Gurgler Kamm von der Hohen Mutt.** Nach einer Photographie von W. Paulcke. Lichtdruck von F. Bruckmann 241
13. **Langkofelgruppe vom Confinboden.** Nach einer Photographie von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 281
14. **Grohmannspitze vom Langkofelgrat.** Nach einer Photographie von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 297
15. **Zahnkofelgipfel vom Plattkofel.** Nach einer Photographie von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 313
16. **Ojstrica, Planjava und Brana.** Von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 329
17. **Grintovc und Skuta.** Von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 337

Bilder im Text:

		Seite
1. Vaage Kallen (Lofoten)	Gez. von E. T. Compton	1
2. Aus dem Hardangerfjord	„ „ „	9
3. Videdal	„ „ „	10
4. Melkevoldbrae im Oldenthale	„ „ „	15
5. Der Grosse Skagastölstind	„ „ „	19
6. Smörstaatinder vom Dölefjeld	„ „ „	21
7. Juvvashütte	„ „ „	23
8. Svolvaer	„ „ „	27
9. Die Uspallatapässe und die Berge Chiles	Phot. von J. Habel	41
10. Gipfel und Gletscher des Cerro de la Tolorsa	„ „ „	42
11. Dent du Géant	Phot. von V. Sella	151
12. Dorf L'Ecot im obersten Arc-Thale	Gez. von E. T. Compton	179
13. Levanna von La Mandette	„ „ „	181
14. Pointe des Arses gegen Ouille Noire	„ „ „	185
15. Mont Pourri von der Point des Arses	„ „ „	187
16. La Grande Sassière von Süden	„ „ „	197
17. La Tsanteleina mit Vallon de la Sassière	„ „ „	201
18. Ost- und Mittelgipfel der Höfats (u. Kl. Höfats)	„ „ E. Platz	219
19. Nordwestgrat des Ostgipfels der Höfats	„ „ „	229
20. Südostwand der Höfats	„ „ „	233
21. Gurgler Kamm von der Seelenkogelscharte	Phot. von W. Paulcke	247
22. Gurgler Kamm von der Hohen Mutt	Nach einer Phot. von W. Paulcke. Gez. von A. Heilmann	251
23. Gipfelgrat der Hochwilden	Nach einer Phot. von W. Paulcke. Gez. von A. Heilmann	255
24. Plattenquerung an dem Grat der Hochwilden	Gez. von C. Gsur	259
25. Südgipfel der Hochwilden	Nach einer Phot. von W. Paulcke	261
26. Durchschlagen der Wächte an dem Querkogeljoche	Gez. von C. Gsur	263
27. Seeberspitze und Liebenerspitze	„ „ A. Heilmann	265
28. Die Seelenkögel von der Hochwilden	„ „ „	269
29. Die Langkofelhütte	Photographie von F. Benesch	283
30. Einstieg in die Felsen des Langkofels	„ „ „	289
31. Auf dem Langkofelgrat	„ „ „	291
32. Grohmannspitze mit Gletscher	„ „ „	303
33. Zahnkofel	„ „ „	313
34. Der Grintovcstock von der Brana	Gez. von A. Heilmann	325
35. Feistrizthal-Abschluss	„ „ E. T. Compton	331
36. Blick gegen den Grintovc	„ „ „	333
37. Okreselhütte und Ojstrica	„ „ „	347
38. Das Rinkathor	„ „ „	349
39. Partie vom Abstieg in die Ravni	„ „ „	359

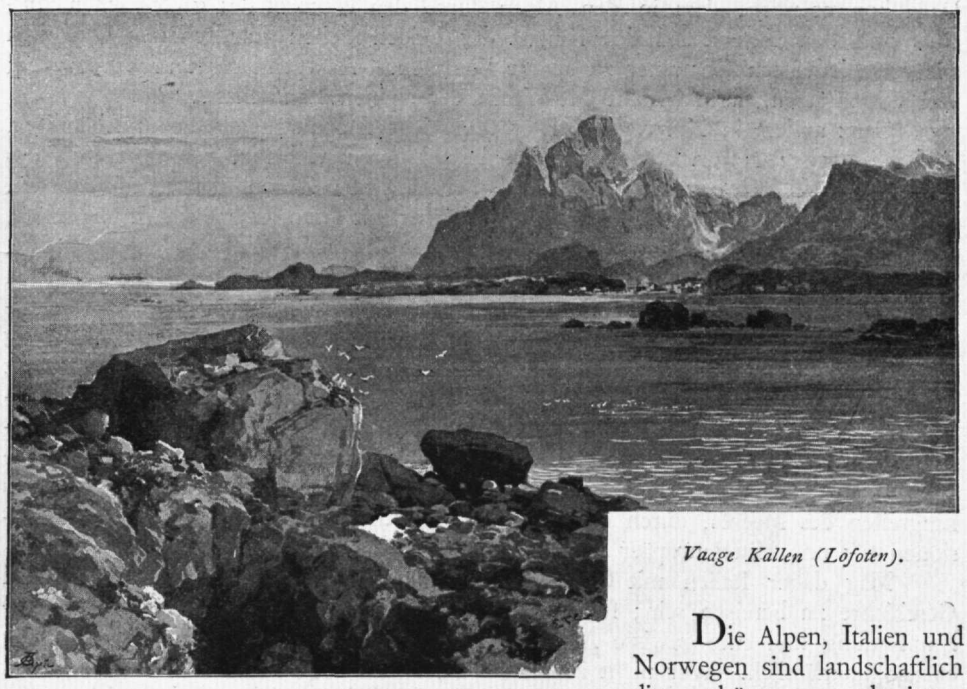
Beilage:

Karte vom Ötzthal und Stubai, Blatt II: Sölden-Ranalt. 1:50000. Von S. Simon. Kartograph. Institut von Giesecke & Devrient, Leipzig.

Aus Norwegen.

Von

E. Richter.



Vaage Kallen (Lofoten).

Die Alpen, Italien und Norwegen sind landschaftlich die schönsten und interessantesten Gebiete von Europa. Aber die Mittel, durch welche die starken Eindrücke hervorgerufen werden, sind überall verschiedene. In Italien sind es die Werke von Menschenhand, die nicht bloss den Geist und die Stimmung des Reisenden, sondern auch den Charakter und das Aussehen der Landschaft so stark beeinflussen, dass sie aus ihr nicht wegzudenken sind. Ein Italien ohne Städte und Bauwerke, ein rein natürliches, unhistorisches Italien ist uns nicht vorstellbar. Niemand könnte sich eine italische Küste denken, ohne die blinkenden Städtchen am Ufer und auf den Höhen, ohne die Terrassen mit Ölbäumen, Reben und Orangen; oder die Vorhöhen des Apennin ohne die mauerumschlossenen Städte auf den Berggipfeln, die Kirchen, Klöster und Villen und Kasinen zwischen Nussbäumen und Kastanien. Selbst die Auswürflinge eines Vulkans sind hier als archäologisches Konservierungsmittel in den Dienst der Geschichte gestellt.

In den Alpen ist die Sache schon anders. Die Hochalpen sind in ihrem Wesen nicht verändert und nicht veränderbar durch menschlichen Eingriff; wild, unnahbar, heroisch im höchsten Stil, könnte man sagen, ragen sie empor. Aber darin sind alle Beurtheiler einig, dass gerade jene Stellen in den Alpen die Glanzpunkte, die eigentlichen Schaustücke sind, wo diese wilde Hochalpennatur in malerisch greifbare Verbindung tritt mit ihrem Gegensatz, nämlich mit freundlichen, üppig grünen, strotzenden Thallandschaften, die mit Häusergruppen, Kirchen, Schlössern, Wiesen, Feldern, Wald und Baumgärten erfüllt sind. Dadurch wird der Eindruck eines Prunkes, eines Reichthumes an Farbe, Formen und Einzelheiten verschiedenster Art hervorgerufen, der vielleicht in der Welt unerreicht dasteht. Schwer kann man sich grössere Kontraste zu einem Bilde vereinigt denken, als sie in den berühmten Landschaften von Interlaken oder Grindelwald neben einander stehen; aber auch Innsbruck und Bozen, Berchtesgaden und Ampezzo wirken hauptsächlich durch die Verbindung von kultiviertem, freundlich sanftem Vordergrund und wilder Umgebung. Dazu kommt noch, dass in den Alpen durch den Wechsel des geologischen Aufbaus und den Unterschied des Klimas der beiden Seiten Landschaften von dem allerverschiedensten Charakter zu stande kommen. Abwechslung und Vereinigung von Gegensätzen, darin besteht das Wesen der alpinen Landschaft.

Ganz anders in Norwegen. Hier überwiegt fast durchweg die ungebändigte, einfache, grosse Natur. Selbst in den bewohnteren Gebieten schmiegt sich das Menschenwerk klein und bescheiden den natürlichen Zügen der Landschaft an. Leicht könnte man die grauen kleinen Holzhäuser mit ihren Rasendächern übersehen, auch wenn sie weniger selten wären. Nur in der Umgebung einiger grösserer Städte, wie Kristiania, Bergen und Trondheim spielen Häuser, Gärten und Kulturflächen eine Rolle in der Landschaft. Sonst wirkt überall nur die natürliche Oberflächenform. Und diese ist infolge des einfachen geologischen Baues und der gleichmässig über das ganze Land sich ausdrucksvoll hinziehenden Eisspuren von einer ganz merkwürdigen Einheitlichkeit. Das Land — mit einer Ausnahme - - ist landschaftlich wie aus e i n e m Gusse; es ist daher im höchsten Grade »stilvoll«; der bestimmte »Stil« wird auch nicht einen Augenblick verleugnet. Dabei sind aber die Formen fast überall gross und ausdrucksvoll, und die Landschaft erhält durch das Eingreifen des Meeres, durch die starke Vergletscherung und ihre grossen Dimensionen für uns Mitteleuropäer einen fremdartigen Reiz.

Mag daher Italien mit Genuss und Nutzen nicht ohne Sinn für Kunst und Geschichte zu bereisen sein; für Norwegen ist ein vorgebildeter Blick, eine warme Empfindung und eine gewisse Auffassungsfähigkeit für die reine Naturerscheinung ebenso unerlässlich. Wer nicht im stande ist, durch Form und Farbe von Berg und Gelände, durch die Linien, welche die Naturkräfte allein gezeichnet haben, sich rühren zu lassen, wer nicht den Stil und das Kunstwerk auch aus ihnen herausfühlt, der bleibe ferne. Wer aber das vermag, der wird einen grossen Eindruck davontragen. Vielleicht einen stärkeren, als aus den Alpen. Und zwar gerade deshalb, weil die Landschaft so viel weniger abwechslungsreich, so viel einfacher ist. Das einmal angeschlagene, in unzähligen Variationen wiederholte Thema prägt sich wie Orgelton mit einer unvergleichlichen Wucht dem Gedächtniss und der Empfindung ein; man ist sicher, es nie wieder zu vergessen.

Vollends für den, der dem Studium der Alpennatur einige Mühe gewidmet hat, wird es kaum ein dankbareres Reiseziel geben, als Norwegen. So viele Ähnlichkeit bei so viel Verschiedenheit; dieselben Kräfte, aber in so verschiedener relativer Bedeutung; es ist, als ob man die Probe rechnen könnte auf die Gedanken und Schlüsse, die man in den Alpen gewagt hat.

Da der Verfasser günstigerweise bei seinen Lesern die Kenntniss der Alpen und ihrer Natur voraussetzen kann, so ist es möglich, durch den Vergleich anschaulich zu werden. Norwegen ist viel zu stark bereist und viel zu oft beschrieben, als dass eine eigentliche Reiseschilderung am Platze wäre; es soll nur versucht werden, eine Vorstellung der wichtigsten Landschaftstypen zu vermitteln; einige Bemerkungen über die Art des Reisens und Wanderns, ebenfalls im Vergleich mit den Alpen, mögen sich anschliessen.

Eintritt in das Land.

Die erste Überraschung, die man schon bei der Vorbereitung zu einer norwegischen Reise zu gewärtigen hat, ist die Grösse der Entfernungen und Räume. Das norwegische Staatsgebiet kommt an Fläche Oesterreich ohne Ungarn ungefähr gleich. Der Hauptttheil des Landes liegt im Süden der Halbinsel und bildet hier eine breite Masse; das ist das eigentliche Norwegen, daran denkt man zunächst, wenn von norwegischen Land- oder Bergreisen die Rede ist. An ihn schliesst sich nördlich von Trondheim bis ans Ende der Halbinsel ein ziemlich schmaler Küstenstreif, dessen Verkehrsleben fast ausschliesslich zur See erfolgt. Er ist wirtschaftlich und landschaftlich und auch für den Reisenden ein Ding für sich. Die Entfernung von Trondheim zum Nordcap ist noch gleich der von Florenz bis Hamburg, während die von Trondheim bis zur Südspitze der Halbinsel der von Florenz bis Tarent entspricht.

Man betritt, von Deutschland kommend, Norwegen gewöhnlich an seiner südwestlichen Ecke, wo die Bahn von Südschweden hereinführt. Dieser Theil von Norwegen ist ein flaches Land, aber trotzdem ist der Unterschied der landschaftlichen Erscheinung gegenüber den ebenen Landschaften Mitteleuropas sehr auffallend.

Er tritt ganz unvermittelt ein. Bei Bostad in Südschweden hört plötzlich das gewohnte Bild der ebenen Wiesen und Felder auf; die ersten anstehenden Felsbuckel werden sichtbar. Schon Leopold von Buch notierte hier den ersten festen Fels und den ersten Wasserfall auf seiner Reise. Allenthalben erheben sich graue, niedrige Felsrücken aus der Ebene; lose Blöcke liegen umher; die Vegetation ist ärmlich, man wird hie und da sogar an den Karst erinnert; aber zahlreiche starke Wasserläufe, Moore, Tümpel und Seen zeigen, dass hier von Wassermangel keine Rede ist; nur der unverwitterte Fels ist pflanzenfeindlich. Ein ungleichmässiger, dünner Wald mit vielem Unterholz tritt auf, Felder und Wiesen werden spärlich. Es ist das Vorherrschen des anstehenden harten Gneiss- oder Granitfelsens, oder ähnlich aussehender alter Schiefer, was den Unterschied hervorruft; diess bildet vielleicht den charakteristischen Zug im Landschaftsbild von Skandinavien. Es bedingt auch die Unterschiede in der Bodennutzung, in der Vertheilung und Ernährung der Bevölkerung unseren Ländern gegenüber. Nicht so sehr das Klima, oder die nördliche Lage bewirken es, dass Norwegen menschenarm, rauh und unproduktiv an feineren Feldfrüchten ist. Die Wärmeverhältnisse des südlichen Norwegens sind denen Mitteleuropas überaus ähnlich; es giebt aber in ganz Norwegen nirgends einen ebenen Landstrich mit weichen Bodenarten von nennenswerther Ausdehnung. Ein Feld mit regelmässigen geometrischen Grenzen ist eine Ausnahme; eine Felsplatte oder ein Buckel wird sicher die gerade Linie stören. Es ist auch charakteristisch, dass die norwegische Sense kaum halb so lang wie die unserige ist, und an einem etwa einen halben Meter langen Stiele einhändig geführt wird. Es handelt sich eben nicht darum, die Feldfrüchte in langem Armschwung zu fällen, sondern sie

zwischen den Felsen mit Sorgfalt herauszuarbeiten. Das erste Gasthaus, das mich in Skandinavien beherbergte, stand an eine Gruppe mächtiger Gletscherschliffe angelehnt; man wird in den Alpen nicht leicht ähnliche sehen. So geht es durch die ganze Halbinsel fort. In Kristiania so gut wie in Bergen oder in Stavanger stösst man, wenn man die Vegetationsschicht und den spärlichen Sand oder Lehm entfernt, um die Grundfesten eines Hauses zu legen, auf einen Gletscherschliff. Fast alle Häuser stehen auf festem Fels; die hölzernen Bauernhäuser werden sogar mit einer gewissen Vorliebe, wie es scheint, dahin gesetzt. Durch aufgelegte Pfeiler aus unbehauenen Platten und Blöcken wird eine Ebene gleicher Höhe hergestellt, und so mag man zwischen dem Fussboden des Hauses und den Felsflächen unten frei durchsehen.

Dieses Vorherrschen der festen Felsen bestimmt auch den Charakter der Flussläufe. Die Abwechslung von Seespiegeln und Wasserfällen ist nicht bloss für die gebirgigen Theile Skandinaviens charakteristisch. Die berühmten Trollhättafälle liegen in einer endlosen Ebene, und der Glommen bei Sarpsborg und der Skienelv bei Skien bilden noch nahe ihren Mündungen ins Meer grosse Wasserfälle.

So sieht also auch der südöstliche, niedrige Theil von Norwegen ganz anders aus, als irgend ein Theil von Mitteleuropa. Fester Fels und schwer wegsamer Wald herrschen vor, selbst in der Nähe der Städte; Ansiedelungen und Felder sind eigentlich Ausnahmen.

Ein besonders charakteristisches Bild bieten die Hafenstädte des südlichen Norwegens. Zwischen waldigen Hügeln ein stiller Fjord. In ihn mündet ein wasserreicher, klarer Fluss, der vielleicht noch mitten in der Stadt eine mächtige, donnernde Kaskade bildet. Viele stattliche Segelschiffe liegen da, fast bis an den Wasserfall vorgeschoben. Daneben Barrikaden von Brettern und Balken, mächtige Wehren und Schleusen, Holzgerinne, die das Wasser den Sägemühlen zuführen. Hölzerne Landungsbühnen, reihenweise hölzerne Speicher, roth, gelb oder braun gestrichen, dazu Dampfer, Fabriksschlote; das Bild einer lebhaften Betriebsamkeit, der malerische Anblick einer Marine in eine einfach schlichte Waldlandschaft versetzt. Die Wohnhäuser sind meist unansehnlich, aber sauber gehalten, vielfach aus Holz und dann mit Brettern verschalt und mit Ölfarbe gestrichen. Eine Einfahrt nach Drammen von der Seeseite her wird mir unvergesslich bleiben. Eben war ein Gewitter vorübergezogen; noch stand die blaue Wolkenwand im Osten; im Westen war aber die Sonne wieder hervorgetreten, gerade vor uns, hinter dem Mastenwald von Drammen; die Rauchsäulen der Dampfer stiegen wie feurige Wolken gegen Himmel und die grellsten Reflexe wechselten mit den dunkelsten Schatten.

Inmitten des südöstlichen, relativ flachen und offenen Theiles von Norwegen liegt Kristiania, an einem vortrefflich geeigneten Punkt, dessen Wahl dem geographischen Scharfblick des königlichen Gründers alle Ehre macht. Da die Wasserscheide des Landes nahe der Westküste verläuft, zieht gegen Südosten eine Schar langer Thäler, welche zwar nicht gerade knapp bei Kristiania, aber doch in dessen Nähe zusammenlaufen. Da es ferner im Hintergrunde des tiefsten der von Süden her einschneidenden Fjorde liegt, ist es der natürliche Ausgangspunkt für den Verkehr vom Binnenlande nach Süden, also zunächst nach Südschweden und Dänemark und weiter nach Mitteleuropa, und umgekehrt. Kristiania ist eine freundliche, lebhafte Stadt, wenn auch kaum noch eine Grosstadt im mitteleuropäischen Sinne; die Lage ist anmuthig an dem vielgestaltigen Fjord. Da die Stadt sehr jung ist, entbehrt sie des historischen Zuges, der Kopenhagen z. B. so anziehend macht.

Jedenfalls ist sie, wie ganz Norwegen, mehr durch den Charakter ihrer Bewohner als durch wirkungsvolle Bauwerke ausgezeichnet. Was vor mehr als

100 Jahren ein reisender Kieler Professor von jenem schrieb, gilt im vollsten Umfange noch heute:[1]) »Die Einwohner von Norwegen . . . haben noch die altväterischen Tugenden, Redlichkeit, Gastfreiheit, Tapferkeit, Mässigkeit und die sich darauf gründende Stärke des Körpers und Munterkeit des Gemüthes erhalten. Hierzu kommt noch eine Empfindung von der Würde des Menschen, auch bei dem Geringsten, oder ein gewisser edler Stolz, der von der mehreren Gleichheit der Stände und der unbegrenzten Freiheit herrührt. Diese sind es, die sie zu grossen Handlungen fähig machen«.

Ja gewiss, die Norweger sind ein ganz hervorragend achtenswerthes und sympathisches Volk. Diesen Eindruck wird schon der flüchtige Reisende gewinnen, wenn er sich überall ohne Prellerei und Zudringlichkeit behandelt sieht, wenn er das ernste und anständige Benehmen auch der Leute niederen Standes beobachtet. Man hat überall den Eindruck der Verlässlichkeit und Ehrenhaftigkeit. Selbstverständlicherweise dort am meisten, wo der Fremdenzufluss am geringsten ist. Aber auch in den grossen Zentren des Fremdenverkehrs, wo dieser in fast schweizerischer Lebhaftigkeit pulsiert, ist es noch immer weit besser als irgendwo anders. Vollends aber, wenn man Gelegenheit hatte, Personen der gebildeten Stände kennen zu lernen, wird man unvergessliche Erinnerungen an ausgezeichnete Menschen nach Hause tragen. Und wenn der Verfasser jener alten Reisebeschreibung die vortrefflichen Eigenschaften seiner Norweger auf deren Abschliessung von der übrigen Welt zurückführt, so hat die Gegenwart gelehrt, dass auch die volle Eröffnung des Landes für den Weltverkehr, weite Reisen, lange Aufenthalte in der Ferne und eine erstaunlich verbreitete Kenntniss fremder Sprachen an jenen Vorzügen nichts verändert haben.

Das Fjeld.

Kristiania und Südnorwegen überhaupt sind für den Reisenden nur Durchgangsstationen. Alles drängt eilig fort, nach Trondheim zur Nordlandsfahrt, oder an die Westküste. Das sind die zwei Hauptreiseziele und Reisegebiete, denen sich als drittes, wenn auch nicht ganz ebenbürtig an Schönheit und Interesse, das hohe Fjeld, das Plateaugebirge des Inneren anschliesst. So werden wenigstens die meisten Fremden die Sachen einschätzen, nicht die Norweger selbst, denen der Aufenthalt auf den rauhen und einsamen Höhen des Fjeldes besonders reizvoll zu sein scheint.

Verlässt man Kristiania um irgend einen Punkt der Westküste zu erreichen, so hat man verschiedene Routen zur Wahl, aber überall eine lange Fahrt vor sich. Eisenbahn und Dampfschiff kürzen gegenwärtig das erste Stück wesentlich ab. Und es ist auch nicht schade darum. Die flachen, von niedrigen Waldbergen umsäumten Thäler, die langgestreckten schmalen Binnenseen entbehren eines stärkeren Reizes. Auch die darnach folgenden Karriolfahrten können Kürzungen vertragen. Bei schönem Wetter lässt sich der eisenbahnmüde Reisende die Fahrt in freier, frischer Luft längs der prachtvollen, klaren Ströme, die über Blöcke und Felsriegel schäumend dahinschiessen, gerne gefallen. Er bewundert, mit welcher vollendeten Anpassung die grauen Holzhäuser mit ihren grünen Rasendächern sich an die grauen Felsen mit ihren begrünten Stufen anschmiegen, so dass sie nicht, wie etwa ein braunes Holzhaus mit weissem Unterbau in den Alpen, aus der Landschaft hervorleuchten, sondern in ihr verschwinden. Aber zwei oder drei ganze Tage auf dem schwingenden, fast lehnenlosen Gefährt zu balancieren, ist doch recht ermüdend und die Landschaft ändert nur sehr allmählig ihren Charakter. Die Änderung besteht aber darin, dass

[1]) Joh. Christ. Fabricius, Reise nach Norwegen, Hamburg 1779.

die Bergrücken nach und nach höher, die Kulturoasen immer spärlicher werden, dass der Wald von niederem Gestrüpp abgelöst wird, und der feste Fels (alles glatte, gerundete Buckel und Rücken), immer mehr überwiegt.

Endlich sind wir auf dem Fjeld. Das ist nun eine Landschaft, bei der sich länger aufzuhalten wohl verlohnt. Wählen wir, um nicht durch Allgemeinheiten zu ermüden, ein bestimmtes Beispiel, die vielbesuchte Station Grotlid auf dem Langefjeld, am Übergangspunkte vom Gudbrandsthal zum Nord- und Geirangerfjord. Denn so ist Norwegen gebaut, dass wir nirgends vom Osten des Landes ohne eine hohe Wasserscheide zu übersteigen an die Westküste gelangen können. Und zwar bildet nicht etwa eine Gebirgskette das Hemmniss, sondern das ganze Land steigt allmälig von Ost und Südost gegen West und Nordwest an. Wenn wir also in einem der Thäler hinaufreisen, die gegen den Kristianiafjord konvergieren, kommen wir schliesslich auf Hochflächen, deren niedrigste Furchen und Mulden nicht unter 1000 *m* Meereshöhe haben, deren höhere Rücken und Kuppen sich aber vielfach 2000 *m* nähern, diese Höhe auch an mehreren Stellen überschreiten.

Das Fjeld[1]) ist keine Hochebene im strengen Sinne, ebensowenig als das niedrige Norwegen eine Tiefebene ist. In Grotlid z. B. befinden wir uns in einem Thal. Es ist allerdings ein Thal von merkwürdigem Baue. Die Sohle ist mehrere Kilometer breit, die waldlosen Gehänge steigen sehr allmählig, aber in deutlichen Absätzen empor; die oberen Stufen des Fjeldes sind mit Schneefeldern gesprenkelt, und die höchsten Rücken tragen zusammenhängende Firndecken. In der Mitte des Thales strömt ein mächtiger Fluss. In zahlreichen Armen umschlingt er niedrige Felsinseln, hier verbreitert er sich zu einem seichten See, so dass man kaum mehr die Strömung bemerkt, meist aber stürzt er in Kaskaden aufgelöst dahin. Der Thalboden ist flach, aber nicht eben, und ohne Weg fast unbetretbar. Er besteht aus einer labyrinthischen Abwechslung von gerundeten Felsbuckeln, Blockhaufen (alten Moränen), Torfmooren, Tümpeln, Seen und Wasserläufen aller Art. Von den Thalgehängen rieseln zahlreiche, oft überraschend starke Wasserfäden herab. Ihr Rauschen ist der einzige Laut in der sonst gänzlich schweigsamen und unbelebten Natur. Kein Haus auf viele Stunden weit, nur die schmale gut gehaltene Strasse schlängelt sich zwischen Fels und Sumpf dahin und auf ihr rollt im Sommer manchmal ein Karriol oder eine Gruppe von solchen; niemals sieht man anderes Fuhrwerk, am wenigsten einen Lastwagen. Hier steht nun die dem Staat gehörige Station Grotlid, zwei Holzhäuser, ein Stallgebäude, von Torfmoor und Sumpf umgeben. Einfach sind die Zimmer und auch die Verpflegung; aber um den Kamin, in dem duftender Wachholder brennt, ist es gut zu sitzen und vom weiten Fjeldmarsch ausruhend sich zu trocknen. Ja sich trocknen! Das ist eine der Hauptbeschäftigungen des Bergwanderers und Naturforschers in Norwegen, denn hier von einer Wanderung mit trockenen Schuhen und Kleidern heimzukehren ist auch bei gutem Wetter wohl noch keinem gelungen. Durch Sumpf und Bach führt jeder Weg und jede Wegrichtung; man mag zufrieden sein, wenn es nicht bis an die Knie geht. Und gutes Wetter ist sehr selten auf dem Fjelde. Auch an sonnigen Tagen ist rasch eine Regenböe zur Stelle, und wie häufig sind die ganz schlechten Tage, wo mit feuchtem, verhältnissmässig warmen Westwind oder Südwind — ja sogar der Südost ist hier noch Regenwind — ein grauer Schleier nach dem anderen heranzieht, fast nächtliches Dunkel verbreitend, von prasselndem Regen gefolgt. Es wird meist bald wieder hell, aber nur auf kurze Zeit, dann wiederholt sich der unwillkommene Gruss.

[1]) Unter Fjeld versteht man im Norwegischen eigentlich jeden Berg; man spricht vom Fjeldbesteigen wie bei uns vom Bergsteigen. In engerem Sinne denkt man aber dabei doch an die Hochflächen des Inneren.

Auf dem wilden Fjelde zwischen Moos und Steingeröll und Schneefeldern umherzustreifen hat mächtigen Reiz. Man braucht nicht hoch zu steigen, um sehr weite Ausblicke zu gewinnen. Unabsehbar liegen in allen Abstufungen des Lufttones die Bergrücken hintereinander, nicht gezackte Gipfelreihen, wie in den Alpen, sondern schwachgewellte endlose Rücken, höchstens hie und da mit einem kurzen trotzigen Steilabsturz abbrechend. Kein Zacken, kein Horn, soweit das Auge auch reichen mag, auch keine Firnspitzen. Einsam ist die Natur im höchsten Grade. Hie und da nur wird die Stille unterbrochen, wenn sich ein Lemming als spannenlanger Held pfauchend der unbekannten Erscheinung des Menschen entgegenstellt oder ein Raubvogel mit entrüstetem Krächzen den Eindringling umkreist. Rennthiere und Bären sieht wohl nur der, der sie sucht. Die Säter — Alpenhütten - - sind äusserst spärlich. Giebt es auch keine Gefahr abzustürzen oder von Steinen erschlagen zu werden, so ist doch Vorsicht bei der Fjeldwanderung sehr angebracht. Die Entfernungen sind sehr gross, und allein das Verfehlen einer Brücke kann die unangenehmsten Folgen haben.

Auch mein Reisegefährte und ich sollten Lehrgeld zahlen. Nach eineinhalb Wartetagen am Kamin von Grotlid rief uns ein sonniger Morgen auf das Fjeld. Gerade gegenüber der Station erhebt sich der überfirnte Rücken der Skridulaupa. Um $^1/_2 5$ Uhr morgens brachen wir auf; für norwegische Gewohnheiten eine unerhörte Stunde, wo noch alles im tiefsten Schlafe liegt. Wir giengen allein; hatten wir doch am Abende vorher vom gegenüberliegenden Berghang deutlich die Brücke über die Otta gesehen, die uns den Zugang zum sanften Gehänge des Berges eröffnen musste. Wenige Minuten oberhalb Grotlid sollte der Weg zur Brücke von der Fahrstrasse nach Opstryin abzweigen. Wir merkten gespannt auf jede Wegspur, aber schon waren wir $^3/_4$ Stunden auf der Strasse fortgewandert, ohne eine zu sehen. Nun stiegen wir zum Bache hinab, der hier näher der Strasse fliesst, aber von einer Brücke war keine Spur zu sehen, und ebensowenig eine Möglichkeit, die tosende Flut zu überspringen oder zu durchwaten. Leider konnten wir uns nicht entschliessen umzukehren. Der Bach schien uns klein genug, um ihn an einer höheren Stelle durchwatbar zu finden. So gieng es also längs des Ufers hinauf, zuerst noch ein Stück auf der Strasse, dann auf einer Steigspur, dann ohne Steig, über Geröllfelder (Ure) durch Sumpf und Moor, über Moospolster und Zwergweidengestrüpp fort, fünf Stunden lang. Da war erst unser Geduldfaden zu Ende; der Bach war aber noch immer nicht zu überwinden. Wir liessen die Skridulaupa liegen und wendeten uns der rechten Thalseite zu, von der uns kein schnöder Bach trennte. Auch hier erhob sich ein überfirnter Rücken von etwa 1900 *m* Höhe. Zuerst gieng es über eine steile Blockhalde empor, die mit der prächtigsten, blühenden Alpenvegetation geziert war, dann kamen kleine Gneisstufen mit Rasenbändern, die Neigung nahm zu, es gab fast zu klettern. Aber bald minderte sich der Winkel wieder, der Pflanzenwuchs hörte mit einem Schlage auf, und über klirrende Geröllscherben erreichten wir den Rand des Firnes. Dieser wölbte sich, von einigen Spalten durchzogen, zu sanften Kuppen und Rücken empor. Wir erstiegen einen davon, der eine vortreffliche Rundsicht gewährte. Wie er heisst und wie hoch er ist, verschweigt die Karte; der ganze Zug — er dehnt sich zwischen Maaraadalen und Langevand aus — heisst Raudeggen. Damals sahen wir zum ersten Male über das Fjeld hinweg die Gebirgsstöcke, die zwischen den Fjorden draussen im Westen stehen und freuten uns ihrer Hörner und Grate und kühnen Formen. Der Fjeldspaziergang hatte 14 Stunden gedauert, als wir in der Station wieder eintrafen. Es folgt daraus die Lehre, dass man sich wenigstens die Brücken zeigen lassen soll, wenn man ohne Führer wandert. Der naturforschende Spaziergänger wird am

liebsten allein gehen; will man aber ein bestimmtes Ziel erreichen, so ist das kaum durchzuführen.

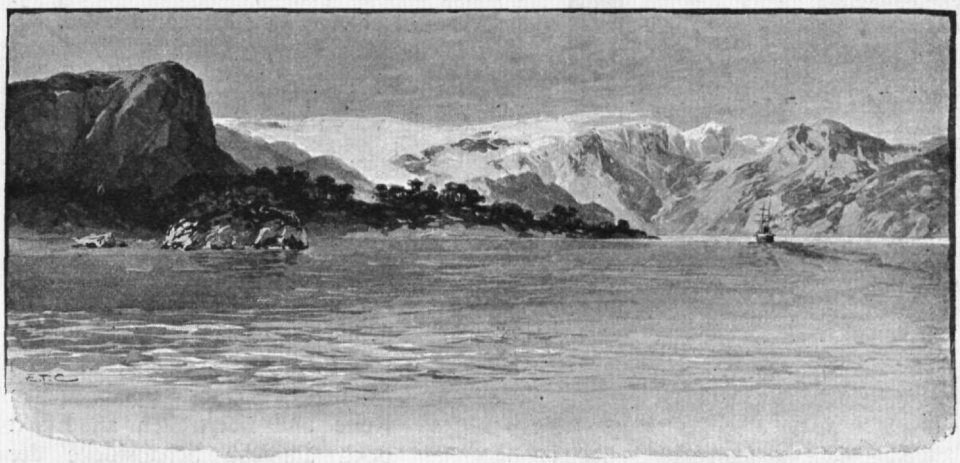
Das Fjeld ist grossartig durch seine Einsamkeit und Weite, durch das Farbenspiel der Fernblicke und des Himmels. Es hat mit alpinen Landschaften nicht die entfernteste Ähnlichkeit. Die Hochflächen der grossen Kalkstöcke, wie das Steinerne Meer, an die man denken könnte, sind viel unruhiger in den Einzelformen und gewähren überall den Ausblick auf schroffe Gipfel. Auch fehlt ihnen das Wasser, das auf dem Fjeld eine so grosse Rolle spielt. Die Einzelformen des Fjeldes, die vom Gletscher gerundeten Gneissbuckel mit Wasserlachen und Moospolstern und Seen findet man nicht selten auf Zentralalpenpässen und in Hochmulden wieder, z. B. auf dem Gotthard und der Grimsel, und abgeschwächt auf dem Pfitscherjoch. Was aber hier die Oberflächenform weniger Hektaren ist, erstreckt sich dort über viele Tausende von Quadratkilometern.

In Grotlid ist man der Wasserscheide gegen das atlantische Meer schon nahe. In einigen Stunden ist der höchste Punkt der Strasse erreicht. Die Vegetation ist noch ärmer, der blanke Fels noch vorherrschender geworden. Gletscher ziehen ganz nahe an die Strasse herab. Doch sind wir nicht viel mehr als 1000 *m* ü. d. M. Die Landschaft sieht aber steriler aus als in den Alpen bei 2000 *m*. Man wird im allgemeinen für das mittlere Norwegen einen Unterschied von 1200 *m* gegenüber der Höhe der entsprechenden klimatischen Gürtel in den Alpen annehmen können; die Küstengegenden gleichen einer alpinen Landschaft von 1000—1200 *m* Meereshöhe, und so setzt sich das nach aufwärts fort.

Eine ungleichmässigere Abdachung einer Wasserscheide nach ihren beiden Seiten, als jene zwischen Otta und Geirangerfjord bei Grotlid besitzt, ist nicht leicht denkbar. Die Lauflänge der Otta, des Lougen und Glommen bis zur Mündung beträgt nahezu 400 *km*; die Entfernung von der Wasserscheide bis zum Spiegel des Geirangerfjordes hingegen nur 6 *km*. Über mehrere mächtige Stufen, vergleichbar denen des Stilfserjochthales von der Jochhöhe gegen Trafoi oder Bormio, setzt das kurze Thal zum Fjord ab. In zahllosen Windungen klettert die Strasse hinab, Wasserstürze kommen aus den Seitenthälern, sichtlich nimmt die Vegetation zu und unten blinkt der blaue Spiegel des Fjords. Es liegt in der Natur der norwegischen Westküste, dass man bei einem solchen Absteigen zu einem Fjord nicht etwa einen freien Ausblick auf den Ozean bekommt, wie wenn man z. B. von Optschina nach Triest hinabsteigt. Das offene Meer ist von den hinteren Verzweigungen der Fjorde noch 100—200 *km* entfernt; man erblickt also nur einen zwischen hohen, überaus steilen Bergwänden eingeschlossenen Binnensee, dessen Zusammenhang mit dem Meere man zwar voraussetzen, aber in keiner Weise sehen kann. Man wird auch niemals durch den Anblick von Seeschiffen an den Ozean erinnert; keine Welle des grossen norwegischen Küstenverkehrs schlägt bis in einen solchen abgelegenen Winkel wie den Geirangerfjord. Der im Sommer täglich verkehrende Lokaldampfer ist ein bescheidenes Fahrzeug, das mit einem Ozeandampfer oder mit den prächtigen Gebäuden, die auf dem Boden- oder Luzernersee schwimmen, nicht verglichen werden kann.

Der Landschaftscharakter solcher Fjorde, wie der Geiranger, lässt sich immer am besten durch den Vergleich mit dem Königssee oder Hallstättersee bezeichnen. Die Ähnlichkeit ist sehr weitgehend, und zwar erinnert Geiranger viel mehr an den Königssee als etwa an den Urnersee. Denn es ist der Fjord relativ noch enger, seine Wände sind noch steiler, und durch die weit grössere Länge und mehrere Windungen erscheint er noch schlauchartiger und verschlossener. Das Gestein ist viel dunkler als der Kalk an unseren Alpenseen, und durch die auf-

fallende und nirgends fehlende Gletscherpolitur erhalten die Wände eine unheimliche Unnahbarkeit und Glätte. Ist das Wetter günstig, so wird der Fjord durch wunderbare Licht- und Schattenwirkungen belebt; der saftige Rasen auf den Felsbändern und das gelbe Moos auf den höheren Kuppen, feucht wie sie sind, leuchten mit hellstem Glanz; das Salzwasser behält auch hier, trotzdem es schon sehr ausgesüsst ist, etwas von seiner tiefen, satten Farbe. Hie und da blinkt ein schneeiger Rücken in den Fjord herab, obwohl man bei der Enge und Tiefe der Schluchten, in denen man sich befindet, von den eigentlichen Berggipfeln meist nichts sieht. Kommt man aus den hintersten Theilen der Fjorde hervor und rücken die Wände etwas auseinander, so nimmt der landschaftliche Reiz eigentlich noch zu. Ausblicke eröffnen sich in Seitenzweige, die breite Wasserfläche ist von mannigfaltig gebauten, mehr isolierten Bergmassen umstanden, höhere oder niedere Inseln unterbrechen sie. So erweitert und vergrössert sich der Gesichtskreis, ohne dass aber irgendwo, so lange man noch in einem Fjorde weilt, ein Blick auf die offene See sich eröffnete. Um zu ihr zu gelangen, muss man meist noch ein Gewirr



Aus dem Hardangerfjord.

niedriger Inseln durchsteuern, und hat man sie erreicht, so liegt das höhere Land schon weit im Osten in duftige Ferne entrückt. Man könnte sagen: wenn man einen der grossen Fjorde von Innen her bis zu seiner Mündung verfolgt, so sieht man eine Reihe alpiner Seetypen vorüberziehen; mit dem Königssee beginnend, werden wir bald an den Vierwaldstättersee, dann an einen der grossen — Boden-, Genfer- oder Gardasee —, endlich an den Quarnero erinnert. Aber einer der auffallendsten Züge der Landschaft ist doch rein und ausschliesslich norwegisch. Es giebt eine ganz speziell norwegische Bergkontur, die in der Geschichte des Gebirges begründet ist. Man denke sich einen schwer hingelagerten, massigen Bergrücken mit flacher Oberkontur, der dann plötzlich ganz steil abbricht; aber nicht mit einem scharfen Winkel, sondern mit einer trotzigen Rundung, wie eine menschliche Stirn. Es ist das die charakteristische Verschneidung einer Hochfläche mit einem U-förmig ausgeschliffenen Gletscherthale. Diese immer wiederkehrende Form ist ein Merkmal der norwegischen Fjordlandschaft, das in den Alpen nicht vorhanden ist. Überhaupt sind die physiognomischen Unterschiede beider Gebiete so gross, dass jeder, der darauf zu achten gelernt hat z. B. nicht einen Moment in Zweifel sein wird,

ob er etwa eine Photographie aus Norwegen oder aus den Alpen in der Hand hat, wenn er auch die dargestellte Gegend nie gesehen hat.

Ist das Wetter trübe, hängen Wolken an den Bergen, so ist etwas düstereres als einer dieser engen Fjorde nicht zu denken. Forbes beschreibt eine solche Fahrt durch den Näröfjord [1]) . . . »es ist eine schreckenerregende Gegend; selten hat sich meiner das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit so sehr bemächtigt als hier; die feuchte Luft ruhte still über dem Wasser, die Ruder schlugen in trägem Takte in die rabenschwarze, unergründliche Tiefe, die auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden eingeschlossen ist, an denen auch nicht eine Ziege sich halten könnte. Die Gipfel, so hoch sie sind, schienen noch höher, da sie in Wolken verborgen blieben, welche gleichsam ein nasses Dach über uns, dem Wasserspiegel unter uns entsprechend, bildeten.« Als ich an einem schönen Morgen, dem ersten nach langem Regenwetter, dieselbe Strecke befuhr, war ein freudigerer, farbenreicherer Anblick nicht zu denken.



Videdal.

In den Fjorden.

Somit wären wir in der norwegischen Fjordlandschaft angelangt, das ist in dem Norwegen der Touristen, Maler und Reisebeschreiber. Die Übergänge vom Fjeld zum Fjord gehören durch den überraschenden, auf einen Schlag erfolgenden Wechsel zweier grundverschiedener Landschaftstypen zu den eindrucksvollsten Momenten einer norwegischen Reise und übertreffen an Effekt noch ähnliche Schaustücke der Alpen, wie den Übergang über den Gotthard, Splügen oder Berninapass, oder den Abstieg vom Hochjoch nach Meran, da sich die Gegensätze noch mehr zusammendrängen und man am entscheidenden Punkte beide Welten sozusagen mit einem Blicke überschaut. Der schönste der von uns gemachten Wege, und wohl der schönste derartige Übergang in Norwegen, ist der von Grotlid durch das Videdal nach Hjelle am Stryinsee. In nicht zu übertreffender Öde zieht sich die Strasse auf dem Fjeld dahin; wie eine weissblaue Draperie hängen die zerklüfteten Gletscher in den grünen See, auf dessen anderem Ufer die Strasse hinläuft. Am Ende des Sees treten die Felshügel näher zusammen, durch eine Art Felsenthor winden sich Strasse und Fluss. Dieser schlängelte sich bis hierher langsam durch das weite Fjeldthal, immer wieder zu Seen aufgestaut; nun schwingt er sich plötzlich in wildem Sprunge in die Schlucht, an deren Beginne wir stehen; die Strasse senkt sich rasch hinab,

[1]) Norway and its glaciers 1853, S. 130.

eine Biegung, und wir blicken durch ein tiefes, von hohen Steilwänden eingesäumtes Thal mit üppig grünem Grunde hinab zum Spiegel des Stryinsees, auf dessen anderem Ufer sich prachtvolle, mit Gletschern gezierte Felsgestalten, dem Ortler vergleichbar, erheben, von den Wänden des Thales, durch das wir hinausblicken, eingerahmt; ich notierte in mein Tagebuch: wahrlich eine »überalpine« Landschaft! An jenem Juliabend lag das Thal schon in tiefem Schatten — und eine norwegische Gneisswand, die schon im Sonnenlicht fast schwarz erscheint, leistet etwas Beachtenswerthes an Schattentiefe —, der Seespiegel glänzte hellgrün und die Berge glühten im Abendroth. Dieses Bild kann den schönsten Alpenlandschaften an die Seite gestellt werden.

Der Stryinsee ist eine Fortsetzung des Nordfjords. Die letzten Verzweigungen dieses Fjordes sind durch Moränen oder Flussalluvionen (der Loënsee durch einen Felsriegel) zu Binnenseen abgeschnürt. Doch ändert dies nichts an dem landschaftlichen Eindruck; denn die Seen liegen nur wenige Dutzend Meter über dem Meeresspiegel und haben im übrigen denselben Charakter, als ob sie Fjorde wären. Die drei Seen von Stryin, Loën und Olden sind in steilwandige Thäler eingebettet, die in den grossen Gebirgskörper des Jostedalsbrae eingeschnitten sind. Dieser ist eine direkte Fortsetzung des Fjeldes des Innern und erstreckt sich als ein mächtiges Plateau zwischen Nord- und Sognefjord nach Westen. Die Höhe ist nicht geringer als die des Fjeldes im Inneren des Landes; eher grösser. Einzelne Punkte des Plateaus überschreiten 2000 *m*; der steile Rand liegt etwa 1600 *m* hoch. Durch die Thäler der drei genannten Seen und eine Anzahl anderer auf der Südseite, die dem Sognefjord zugekehrt ist, ist das Plateau in einzelne Lappen zertheilt, zwischen denen aber noch ein 10—20 *km* breiter Streifen, wie eine Art Hauptkamm, der alle Seitenzweige miteinander verbindet, stehengeblieben ist. Haupt- und Nebenkämme sind zusammenhängend verfirnt, so dass eine Firnfläche von etwa 940 *qkm* entsteht. (Die Pasterze ist 32 *qkm* gross.) Die Höhenunterschiede der einzelnen Theile dieses Firnfeldes sind so unbedeutend, dass von der Ferne geschen, die obere Randlinie des ganzen Gebirgstockes vollkommen wagrecht erscheint; der einzige kleine Felsgipfel, der ihm entragt — die Lodalskaupe — dient nur dazu, die Ungestörtheit der Übrigen hervorzuheben.

Kühne und interessante Gipfelformen finden sich nur in den äussersten Ausläufern des Plateaus, und auch da ist das malerische Gipfelbild, das man hie und da gewinnt, mehr das Resultat einer günstigen perspektivischen Verkürzung, als des orographischen Baues, indem sogenannte »Eggen«, das sind die Enden gratartig auslaufender Plateaustreifen, als Hörner oder Pyramiden erscheinen. (Siehe Illustration Melkevoldbrae S. 15.)

Die Firnmassen des Jostedalsbrae suchen und finden, wie alle Eisansammlungen, ihren Abzug in die Thäler. Entweder brechen sie einfach an dem Plateaurande ab, dann sammeln sich die Eistrümmer an dem Fusse der Wand zu regenerierten Gletschern. Ein solcher liegt unmittelbar am Ufer des Loënsees; seine Heimat ist das Ravnefjeld. Wenn die Eislawine oben abbricht und donnernd über die Wand herabrieselt, so steht das dröhnende Gepolter in einem überraschenden Missverhältniss zu dem Anblick der scheinbar langsam und sanft sich herabsenkenden, weissen Kaskade. Man möchte glauben, das Eis müsste direkt in den See stürzen. Doch ist der Schuttkegel gross genug, um alles gefallene Material aufzunehmen, und es kommt wohl niemals ein Eisblock bis ins Wasser.

Häufiger ist aber die Erscheinung der Eisströme. Durch kurze steile Seitengräben senken sich aus dem grossen Firn zerklüftete Gletscherzungen herab, bis nahe an das Niveau der Seen oder der Thäler, die in deren Fortsetzung liegen.

Das sind berühmte Schaustücke für die Touristen, die da ganz bequem, fast ebenhin zu einem prachtvollen, blauen und zerborstenen Eiskörper pilgern und sogar das Eis »befühlen« können. Die einzelnen Thäler rivalisieren darin, welches den »schönsten« Gletscher besitze. Schön heisst aber hier merkwürdigerweise »schön weiss« und somit wird meistens dem Brixdalsbrae in Olden der Preis zu Theil, während ohne Zweifel die Palme in malerischem Sinne dem Schluss des Loënsees mit dem Krondals- und Kjendalsbrae gebührt.[1]) Das ist wohl ein wunderbares Bild, dem die Alpen in diesem Sinne nichts ähnliches an die Seite zu stellen haben. Denn dort hat kein grösserer See einen Gletscherhintergrund. Hier haben wir aber ein Bild, als wenn der Trafoi- oder Mittelbergferner über die Sagereckwand zum Königssee herabzöge; oder der Gosaugletscher bis zum vorderen Gosausee.

Übrigens ist auch die »Weisse« dieser Gletscher eine beachtenswerthe Erscheinung, umsomehr als die fast vollkommene Schuttfreiheit der Eisströme die Folge hat, dass alle Spalten und Abbrüche wunderbar blau erscheinen. Dieses grelle und überall hervorleuchtende Blau ist ebenfalls in den Alpen nirgends in vergleichbarem Grade vorhanden; das reine Eis lässt eben viel mehr Licht durch, als das schmutzige und mit Schutt bedeckte. Da die norwegischen Gletscher auch nur ganz wenig zurückgewichen sind, und daher nicht wie die alpinen von stundenweiten Schuttwüsten umgeben werden, sondern überall ganz nahe von kräftiger Gras- und Strauchvegetation umwuchert sind, so bieten sie ohne Zweifel einen viel »reinlicheren« und farbenreicheren Anblick als jene. Dafür sind die einzelnen Eisströme viel schmäler und meist auch kürzer; es sind mehr zerrissene Hängegletscher als Thalgletscher. Ihre Freiheit von Schutt und Schmutz ist aber begründet einerseits durch den Mangel überragender Felsgipfel auf den Firnfeldern, anderseits durch die ausserordentliche Härte des Gesteins. Woher sollte auf die Oberfläche jener endlosen, flachen Firnböden ein Stein kommen? Aber auch von den Schluchtwänden, zwischen denen die Eisströme zu Thal ziehen, fällt offenbar fast nichts herab. Sie sind vom Eise so glatt ausgeschliffen und poliert, als wenn sie aus Metall wären. Dieses eherne, pralle und glatte aller Felsen ist überhaupt ein auffallender Zug gerade in jenen Theilen Norwegens. Im Verhältniss zu der Höhe und Steilheit der Wände — 1000 bis 1500 *m* in einer Flucht sind keine Seltenheit — sind alle Schuttanhäufungen, Bergsturzkegel und dergleichen geringfügig.

Es ist ein herrlich schöner, höchst interessanter Winkel, dieses Seengebiet am Nordfjord, und doch wurde er erst in den letzten Jahren in den Fremdenverkehr einbezogen. Die Strasse von Grotlid herab nach Stryin wurde im August 1895 fertig; die Gasthöfe in Bergstad und Olden waren ebenfalls kaum noch trocken — im buchstäblichen Sinne. Es handelt sich hierbei aber nicht um die Trockenheit des Mauerwerkes, sondern um die des Lackes. Denn hier werden jetzt alle Gasthöfe, die nur dem sommerlichen Fremdenverkehr dienen sollen, ausschliesslich aus Holz gebaut. Und zwar sind sie alle nach einem trefflichen Plane angelegt; weiträumig, mit bequemen Treppen, luftigen Veranden, einfach aber zweckmässig eingerichteten Zimmern. Freilich fehlt bei keinem Fenster die Rettungsleine; eine nothwendige Vorsicht, wie sich mehr als einmal gezeigt hat. Denn ein solches Haus brennt weg, wie Papier. Besonders zu loben ist die reichliche Ausstattung der Häuser mit Gesellschaftsräumen. Die Speisesäle sind gross und luftig, und da in ihnen, wie billig, niemals geraucht werden darf, so sind auch Rauch- und Lesezimmer und meist auch ein Damensalon vorhanden. Das entspricht nicht deutschen sondern englischen Sitten; man wird aber in diesem Falle wohl nicht zweifelhaft sein können, welche die besseren sind.

[1]) Siehe Titelbild.

Die Verpflegung ist im allgemeinen gut und nicht sehr theuer. Man wird ungefähr ebensoviel Geld verbrauchen wie in den Ostalpen; ein Unterschied liegt nur darin, dass auch der Sparsame kaum wesentlich billiger leben kann, als der einmal feststehende Lebensfuss bedingt; umgekehrt kann auch wer über grosse Mittel verfügt, einen grösseren Komfort sich nicht schaffen und seine Rechnung höchstens durch Verbrauch theurer ausländischer Weine emportreiben. Frühstück, Mittagbrod und Abendmahlzeit sind für alle Gäste des Hotels dieselben und haben, so wie die Zimmer, ihren bestimmten Preis. Daher giebt es nichts Einfacheres als die Abrechnung in einem norwegischen Gasthof; es wäre denn die Verrechnung mit den Fuhr- und Bootsleuten. Die Einrichtungen in dieser Beziehung sind musterhaft. Alles geht nach einer feststehenden Kilometertaxe. Soviele Kilometer ist man gefahren, — sei es nun dass man von Station zu Station das Karriol wechselte oder dass man ein und dasselbe Gefährt für eine längere Reise beibehält, was jetzt immer mehr üblich wird, — und damit ist die Leistung des Fahrgastes unzweifelhaft bestimmt. Trinkgeld wird mit würdevollem Dank genommen, aber nicht erpresst. Diese Einrichtungen befreien den Reisenden von den lästigsten und widerwärtigsten Geschäften und Stimmungen, dem Gezänk mit ungebildeten Menschen und dem Verdruss, sich übervortheilt zu fühlen. Welcher Gegensatz zu Italien, besonders Unteritalien! Man wird gegenüber solchen Vorzügen eine gewisse bedächtige Langsamkeit, die selbst den Schein der Dienstfertigkeit verachtet, gerne ertragen und finden, dass man zwar oft etwas spät, aber immer sicher an das Ziel seiner Wünsche kommt. Der genius loci verlangt Geduld und gelassene Ruhe; Geschrei und Gepolter verrathen nur den »ungebildeten« Ausländer. Besonders an den Landungsstellen der Dampfer hat man Gelegenheit zu bewundern, bis zu welcher Höhe die Kunst des Wartens bei den Norwegern ausgebildet ist. Wer noch genug über seine Nerven vermag, sich in diesen Ton einzuleben, der wird eine längere Reise in Norwegen als ein äusserst beruhigendes Mittel empfinden. Welches Vergnügen, einmal einige Wochen oder Monate keinerlei Hast und keine peinliche Zeitausnützung — weder an sich noch an anderen — zu sehen.

Das Nordfjordgebiet mit den vortrefflichen Gasthöfen zu Falejde, Visnäs, Loën und Olden ist der Ausgangspunkt für Besteigungen des Jostedalsbrae und seiner Ausläufer. Es sind hauptsächlich zwei Berge, die da häufiger besucht werden, die Skaale bei Loën und die Cecilienkrone bei Olden, 1938 und 1715 *m* hoch. Da die Ausgangspunkte am Meere liegen, ist die relative Höhe nicht unbedeutend. Schwierigkeiten sind nicht vorhanden, obwohl die Skaale von Norden sehr wild aussieht. Die Wege führen über recht steile Grashänge, dann über weite Geröllfelder, welche eine merkwürdige Zertrümmerung des Gneises »in situ« aufweisen. Die isolierten Blöcke liegen dort, wo sie lagen, als sie noch Theile des festen Felsens waren. Sehr auffallend ist bei der Besteigung der Skaale der Umstand, dass die breite Kuppe des Berges ganz schneefrei ist, obwohl sie gewiss 200—300 *m* über die örtliche Schneegrenze emporragt, und Raum zur Firnlagerung ausreichend vorhanden wäre. Es scheint, dass der Wind hierbei eine entscheidendere Rolle spielt, als das in den Alpen der Fall wäre.

Auf der Spitze der Skaale steht ein nicht ganz fertig gebautes Unterkunftshaus, das unpraktischeste Bauwerk dieser Art, welches man sehen kann. Ein kreisrunder, zwei Stockwerke hoher Thurm mit meterdicken Mauern, der auch, wenn er unzerschlagene Fenster, einen Herd und Fussböden hätte, niemals wohnlich sein könnte. In seinem jetzigen Zustand, als hoher leerer Raum mit einer Anzahl offener Fensterhöhlen, ohne Sitz und Feuerstelle, war er eine wahrhaft abschreckende Einrichtung, und es war noch immer angenehmer, Regen und Schnee-

gestöber im Freien zu ertragen, als da drinnen zu sitzen. Die Aussicht muss nicht bloss sehr lehrreich, sondern auch sehr schön sein; so viel liess sich selbst bei den ungünstigen Umständen erkennen, die wir vorfanden. Eine Besteigung der Cecilienkrone hat P. Güssfeldt jüngst in der »Deutschen Rundschau« beschrieben.

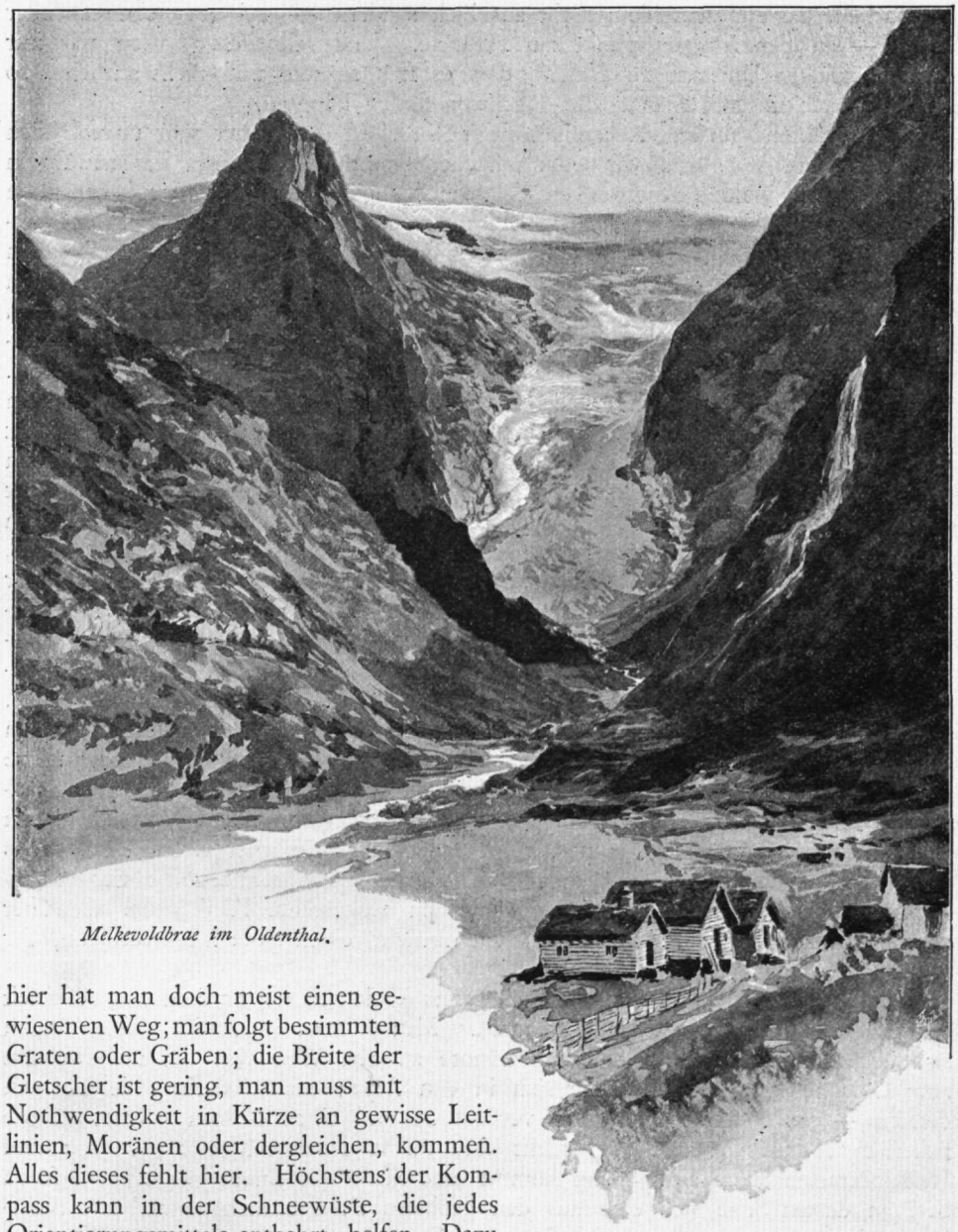
Für diese Besteigungen genügt ein einfacher Wegweiser. Selbst einen solchen aufzufinden ist nicht ganz leicht, und es macht einen humoristischen Eindruck, wenn man den bestellten Mann mit einem Handkörbchen und einer Weidenruthe ausgerüstet daherkommen sieht. Nur ein unter dem Knie um das Beinkleid gebundenes rothes Strumpfband scheint hier die momentane Ausübung des Führerberufes oder die »Fjeldbesteigung« anzudeuten.

Die Schwierigkeit, gute Führer zu finden, wird ein bedenkliches Hinderniss jeder Unternehmung, wenn es sich darum handelt, Jostedalsbrae zu überqueren. Es sind nur sehr wenige Leute vorhanden, die sich wirklich zu Führern bei diesen nicht ganz einfachen Partien eignen. Und auch sie haben zu wenig Verbindungen mit dem Publikum. Wenn man sich hier um Führer erkundigt, so erhält man sofort die Versicherung, morgen werde der gewünschte Führer zur Stelle sein. Will man ihn, wie sich versteht, sofort sprechen, dann ist er nicht aufzutreiben, er schläft schon oder es giebt sonst eine Ausrede. Hat man ihn doch zur Stelle gebracht, dann erscheint des Morgens ganz plötzlich ein anderer. Im Verkehr mit den Führern empfindet man auch den Mangel einer genauen Kenntniss der Landessprache, den man als einfacher Thalreisender kaum fühlt, am schwersten. Freilich ist es da mit einigen Redensarten, die man selbst spricht, nicht gethan. Verstanden wird man leicht, aber die im Dialekt gegebenen Antworten machen die Schwierigkeit.

Die Besteigungen des Jostedalsbrae stellen aber an den Führer in einer Richtung eine sehr grosse Anforderung; das ist in Bezug auf seine Lokalkenntniss auf dem Gletscher bei Nebel oder Schneewetter. Das Schema einer solchen Tour ist das denkbar einfachste. Die Abstürze des Plateaus sind so steil, dass die Zahl der möglichen Aufstiegslinien eine sehr beschränkte ist. Es giebt in jedem Thale nur wenige Stellen, wo ein Durchkommen über die schroffen Gneiswände möglich oder gar eine Wegspur vorhanden ist. Von wirklichen gebahnten Wegen ist ja nirgends die Rede. Die früher besprochenen Eisströme sind nicht zu begehen, sie sind viel zu sehr zerrissen, und auch auf der Höhe des Firnfeldes ist ihre Nachbarschaft zu meiden, denn sie ist durch weit ausgreifende, halbkreisförmige Spaltensysteme ausgezeichnet.[1]) Die Aufstiege vom Thale aus bieten keine bergsteigerischen Schwierigkeiten, man muss sie nur eben wissen; sich aufs Gerathewohl hin, sei es im Auf- oder Absteigen einer solchen Thalwand anzuvertrauen, wäre ganz sinn- und aussichtslos. Immerhin ist es ein mühsames Stück Arbeit, auf einer schwachen Steigspur, oder auch ohne solche, im Zickzack über nasse, steile Wiesenflecke, durch Gebüsch über Moospolster und Felstrümmer 1500—1600 *m* überaus steil sich hinaufzuarbeiten. Drei bis vier Stunden werden damit gewöhnlich zugebracht. Ist man einmal so weit, dann macht sich die auffallende Ebenheit des Plateaus angenehm bemerkbar. Der Übergang auf den Firn hat meist keine Schwierigkeiten, und was nun weiter kommt, das hängt ausschliesslich von der Beschaffenheit des Schnees und der Freiheit des Umblickes ab. Bei gutem, sicheren Wetter und fest gefrornen Firn ist das Überschreiten des grossen »Brae« ein Spaziergang, und trotz der Unvollkommenheit der Karten wäre es unter solchen Umständen auch ohne Führer nicht allzuschwer, die richtigen Linien zu finden; freilich will auch dann der Anfang des Pfades, der zu Thal führt, oder vielmehr die überhaupt mögliche Ab-

[1]) In den letzten Jahren sind Eisströme mehrmals erstiegen worden; es erfordert Tage lange Stufenarbeit.

stiegslinie gefunden sein. Wenn aber Nebel und Schneetreiben einfallen, dann kann die Sache leicht sehr ernsthaft werden; meines Erachtens viel leichter als bei Alpenbesteigungen, wenn deren Schwierigkeiten auch noch so viel grösser sind. Denn



Melkevoldbrae im Oldenthal.

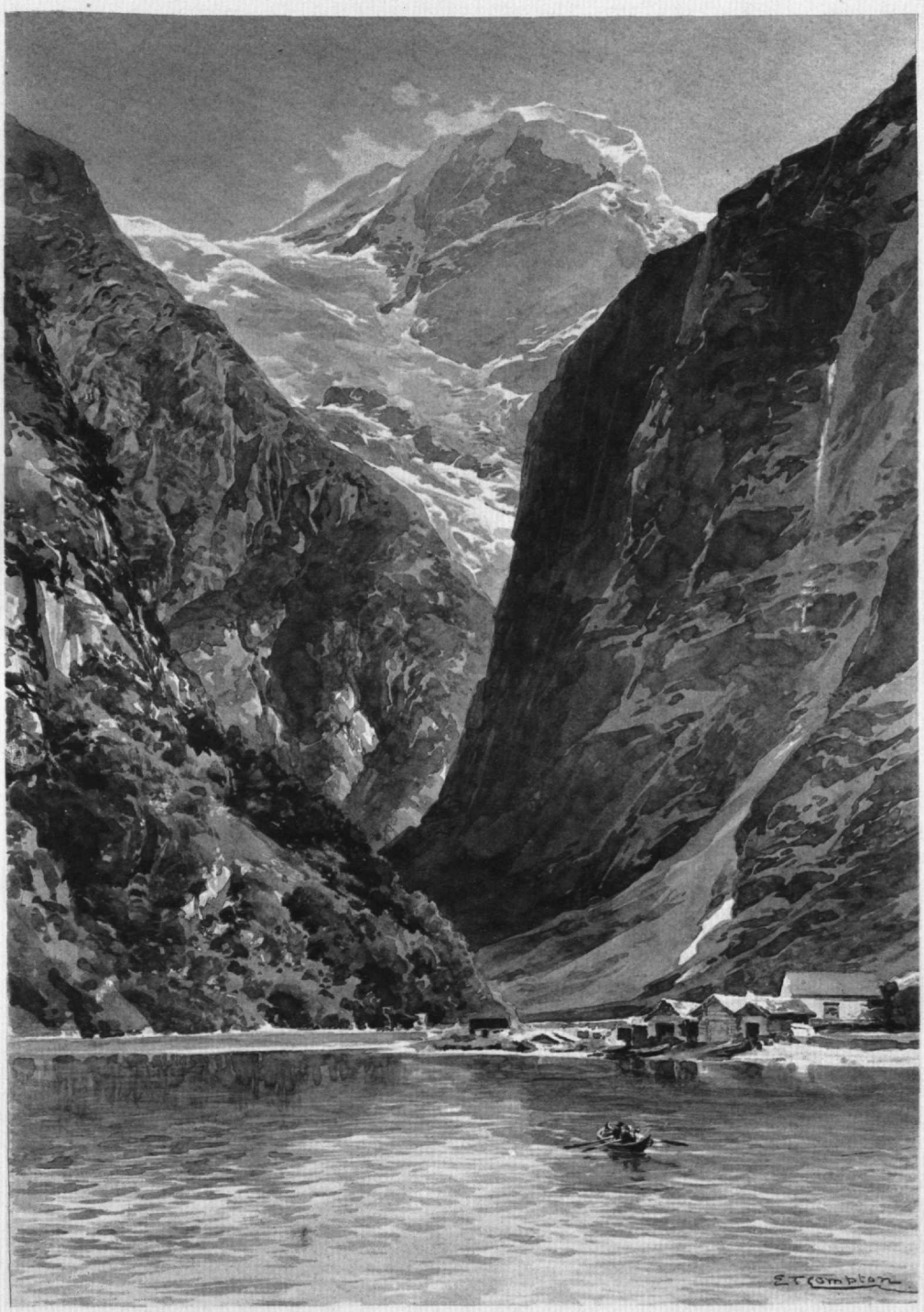
hier hat man doch meist einen gewiesenen Weg; man folgt bestimmten Graten oder Gräben; die Breite der Gletscher ist gering, man muss mit Nothwendigkeit in Kürze an gewisse Leitlinien, Moränen oder dergleichen, kommen. Alles dieses fehlt hier. Höchstens der Kompass kann in der Schneewüste, die jedes Orientierungsmittels entbehrt, helfen. Dazu sind die Entfernungen sehr gross, es mangelt nicht an ausgedehnten Gebieten mit starker Zerklüftung, und das Wetter ist noch viel mehr zu plötzlichen Änderungen geneigt als bei uns.

Wie peinlich es ist, auf einem solchen nordischen Firnfeld, das sich flach ge-

wölbt wie ein ungeheures Federbett hindehnt, vom Nebel eingehüllt zu werden, das haben wir auf dem viel harmloseren und vielbegangenen Folgefond erfahren, wo trotz eingesteckter Büsche und Schlittenspuren ein einziger Orientierungsfehler unseres Führers genügte, aus einer zweistündigen eine siebenstündige Gletscherwanderung zu machen, die uns ausserdem nicht ans Ziel, sondern — bei eben einbrechender Nacht — an den Ausgangspunkt zurückführte. Und selbst dies hatten wir nur dem glücklichen Umstand zu danken, dass es nur regnete und nicht schneite, so dass wir nach unseren Spuren den Rückweg finden konnten.

Da während unseres Aufenthaltes am Nordfjord das Wetter sehr unverlässlich und wechselnd war, und wir trotz mancher Bemühungen keines der bewährten Führer habhaft werden konnten, entschlossen wir uns, nur den öfter begangenen Übergang von Olden ins Stardal nach Aamot zu machen, der nicht über den Hauptrücken des Jostedalsbrae, sondern über einen von ihm nach Nordwest abzweigenden Zug hinüberführt. Wenn das Wetter gut blieb, so musste auch dieser Weg einen vollkommenen Überblick über den Haupttheil des grossen Brae gewähren, um den es uns hauptsächlich zu thun war. Glücklicherweise hielt der 26. Juli, was er versprach. Allerdings kamen wir erst um 10 Uhr früh aus dem Hotel Olden fort. Dieses späte Tagen in den norwegischen Gasthöfen, das auch in allen Reisebüchern hervorgehoben ist, ist für den Fusswanderer eine wahre Bedrängniss. Wer vor acht Uhr zu frühstücken beabsichtigt, macht eine Revolution im Hause, und selbst wenn man rücksichtslos sein will, so gehört eine bedeutende Energie dazu, seine Absicht durchzusetzen. In unserem Falle war der späte Aufbruch allerdings auch dadurch gerechtfertigt, dass der Dampfer über den Oldensee, den wir übersetzen mussten, nicht vor 11 Uhr abgieng. Wir begannen unseren Marsch also erst um 12 Uhr Mittag. Er führte in der beschriebenen Weise überaus steil an dem westlichen Gehänge des Oldenthales empor, gerade gegenüber von den beiden prächtigen Eisströmen Aabraekkebrae und Brixdalsbrae, über welchen sich allmählig die ungeheure Fläche des Jostedalsfirnes erhob. Rechts, als Thalschluss des Oldenthales, stürzt die geborstene Eiszunge des Melkevoldbrae herab, links überblickt man den langen, schmalen Spiegel des Oldensees zwischen den Wänden der Cecilienkrone und des Gjerdeakslen eingebettet. Angesichts dieses sich immer freier und majestätischer entfaltenden Anblickes stiegen wir, von der Nachmittagssonne sehr warm gehalten, fast vier Stunden empor. Das Bild ist von einfacher Grossartigkeit, aus wenigen, mächtig wirkenden Elementen zusammengesetzt, sehr schön in der Farbenstimmung, erhält aber durch die vollkommen wagerechte Firnkontur, die über mindestens ein Viertel des Horizontes sich hinzieht, einen ganz merkwürdigen, für uns fremden Zug.

Sobald man die Höhe des »Oldenskaret« (Oldenscharte) erreicht hat, wechselt der Charakter der Landschaft sehr rasch. Man kommt in ein in sieben Stufen sich absenkendes Hochthal — man könnte an den Weg von der Pfandlscharte zum Glocknerhaus oder ähnliche sich in den Alpen oft wiederholende Formen denken — das erst noch fast ganz verfirnt ist und einen kleinen gefrorenen See beherbergt; daneben fehlt aber nicht eine reiche Hochgebirgsflora; Moose und Heidelbeerarten fallen auf. Dann kommt eine Stufe mit einem grösseren, offenen See, an dessen Seite sich eine aus den gröbsten Felstrümmern aufgebaute Sturzhalde hinzieht; man muss wohl fast eine Stunde ununterbrochen von Block zu Block balancieren. Auf der dritten Stufe endlich folgt der Glanzpunkt der Stardalseite des Passes: von rechts schwingt sich der zerrissene Aamot-Gletscher herab, nur dem Rhone-Gletscher von der Furka gesehen, vergleichbar; auf dem ebenen Vorland liegen neun konzentrische Moränenringe ziemlich jungen Datums;



Gezeichnet von E. T. Compton

Lichtdruck der Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Loensee am Nordfjord.

die grösste Rückgangserscheinung, der ich in Norwegen begegnete. Weitere Stufen beherbergen dann eine Gruppe rasengedeckter Säter, bei denen gerade eine grosse Herde des prächtigsten Viehes zusammenströmte; endlich eröffnet sich der Ausblick auf das mit Häusergruppen besetzte Stardal. Im Hofe Aamot, dessen Rasendächer geschlossene Beete blühender Stiefmütterchen bildeten, fanden wir nicht bloss Erfrischungen und das gewünschte Fuhrwerk, sondern auch — im letzten Hof des Thales eine halbe Stunde vom Gletscher — wieder das Klingeln des Telephons.

Die Partie über Oldenskaret ist überaus dankbar, gewährt einen vortrefflichen Einblick in die Nordseite des Jostedalsbrae und kann in einem halben Tage gemacht werden. Sie erfordert jetzt von Aamot nach Melkevold, wo man die Fahrstrasse verlässt, oder umgekehrt, etwa 7—8 Stunden. Aber es ist unbedingt nöthig, dass auf der Oldenerseite der kaum kennbare Steig verbessert, und auf der anderen Seite das ganz niederträchtige Stück längs des Sees mit einem Weg versehen wird.

Welche ausserordentliche Förderung des Fremdenverkehres durch Weganlagen bewirkt wird, das versteht man, wie es scheint, in Norwegen überhaupt noch nicht. Man wird dadurch Reisende heranziehen, denen es nicht bloss darum zu thun ist, Lachse aus des Landes klaren Bächen herauszufangen, sondern die um seiner grossen und nie genug zu lobenden Schönheit willen sich einfinden. Es thut einem wirklich leid, dass die Skaale nicht in das Arbeitsgebiet der Alpenvereins-Sectionen Hannover oder Teplitz und Oldenskaret in das der Sectionen Prag oder Leipzig gehört. Der einzige annehmbare Touristenweg in Norwegen, der leider schon wieder in Verfall ist, ist übrigens mit deutschen Mitteln gebaut worden, nämlich der Weg von Sundal in Mauranger auf Folgefond, den der deutsche Nordlandsverein in Hamburg angelegt hat.

Am darauffolgenden Tage machten wir einen zweiten Übergang; über Lundeskaret, diesmal über den Hauptzug des Jostedalsbrae, allerdings an einer Stelle, wo dieser schon sehr schmal geworden ist, nahe seinem südwestlichen Ende. Der Ausgangspunkt dieses Überganges ist Lunde in Jölster; der Endpunkt Fjaerland in Sogne. Da wir am Morgen noch die Überfahrt über den Jölstersee zu bewerkstelligen hatten, kamen wir abermals erst gegen Mittag zum Abmarsch. Die Höfe von Lunde liegen ähnlich wie die von Aamot am Schlusse eines prachtvollen Kesselthales, das von scheinbar himmelhohen Wänden umrahmt ist; zerrissene Gletscher hängen auch hier fast bis zur Thalsohle herab. Die Frauen tragen hier noch Nationaltracht, eine merkwürdige schwarze Haube, in der Form ähnlich den sogenannten Linzer Goldhauben. Der Mann, der sich als Führer gewinnen liess, einer der Bauern selbst, war eine herkulische Erscheinung; mit seinem glatt rasierten Gesicht und würdevollen Ernst hatte er entschieden das Aussehen eines Pastors. Die Ausrüstung war mit Ausnahme des Seiles auch hier sehr befremdlich. Nagelschuhe und Stöcke, geschweige denn Pickel kennt man in Norwegen nicht. Pickel wären allerdings gerade hier überflüssig. Der Weg von Lunde auf das Plateau ist noch viel steiler als der von Olden; er windet sich als schlechte Steigspur durch eine unwirthliche, enge Schuttrinne empor. Oben kommt man in ein prächtiges, vom Gletscher rein auspoliertes Hochthal mit vielen kleinen Seen — in einem schwimmen winzige Eisberge —; über einige Buckel und eine starke Seitenmoräne gelangt man auf den ziemlich zerklüfteten Gletscher, dessen offene Spalten aber keine Hindernisse bilden und schon eine Stunde später ist die Jochhöhe an der Kviddevarde erreicht. Die Aussicht von hier auf Bojumbrae und den Fjärlandfjord ist ebenfalls sehr hübsch[1]), doch nicht so schön, als die von Oldenskaret. Der steile

[1]) Das Panorama von Heim, Jahrb. d. S. A.-C. X., ist in dieser Gegend aufgenommen.

Hinabweg gegen Bojumbrae ist durch einen Steig erleichtert. Mühe und Zeitaufwand sind bei beiden Partien ungefähr gleich. Mögen die Besitzer des Hotels Mundal in Fjärland und des Hotels Skey in Jölster, denen man die bisherigen Wegverbesserungen und auch eine höchst originelle Brücke aus Draht und Gneisplatten verdankt, fortfahren, ihre Hochgebirge zugänglich zu machen, sie werden es nicht bereuen.

Ich zögere nicht, die Umgebung des Jostedalsbrae und besonders dessen Nordseite, die drei mehrgenannten Seen, für den schönsten Theil der norwegischen Westküste zu erklären. Die Vereinigung von Wasserflächen, mächtigem Hochgebirge und Gletschern, die ja den Hauptreiz von Norwegens Natur ausmacht, ist nirgends eine so vollkommene, wie hier, und nirgends wieder haben wir Bilder gesehen, die dem Anblick des Stryinsees vom Videdal, des Loënsees mit der Kjendalskrone und der Aussicht von Oldenskaret völlig gleichkämen. Am nächsten kommt ihnen der Maurangerfjord in Hardanger mit Bondhussee und Bondhusbrae, der ganz ähnlichen Charakter besitzt. Es soll nicht gesagt sein, dass wir nicht in den Alpen ebenso Schönes oder Schöneres besässen, aber die genannten Punkte würden neben den berühmtesten Schaustücken der Alpen noch volle und selbstständige Geltung, als etwas einziges und eigenartiges, behalten.

Jotunheim.

Aus der Umgebung des grossen Jostedalsbrae wendeten wir uns nach Jotunheim. Diese Landschaft ist streng genommen ein Theil des grossen, wasserscheidenden Plateaurückens, der sich nahe der Westküste, oder eigentlich längs der inneren Enden der Fjorde hinzieht. Er unterscheidet sich aber von dessen übrigen Theilen dadurch, dass hier der Hochebene bedeutend höhere und wildere Berge aufgesetzt sind, als dort. Man hat es mit einem wirklichen Berg- oder Alpenland zu thun. Seine Ausdehnung ist nicht gross; [1]) es ist nicht grösser als das Salzkammergut, wenn man dieses etwa von Gmunden bis Schladming und von Abtenau bis Windischgarsten rechnet. Für norwegische Verhältnisse also ein sehr kleines Gebiet. Für den Reisenden wird es aber gross durch die Weglosigkeit und Unwirthlichkeit. Jotunheim (Riesenheim) ist ein Touristenname; die ersten Besucher nannten das Gebirge Jotunfjeld, Riesengebirge; früher hatte nur der nördlichste Theil, der Zug des Galdhöpig (spr. Gállöpig) den Gesammtnamen: Ymesfjeld. Jotunheim war und ist nur im Sommer bewohnt. Am weitesten in das hohe Gebirge reicht die dauernde Besiedlung von Norden herein, wo die Höfe von Bäverdalen im Bävra- und Leiradal 600—700 *m* hoch liegen. Alpenhütten (Säter) finden sich aber, wenn auch dünn gesät, auch im Innern dort, wo die Meereshöhe der Thäler 1000 *m* nicht allzusehr übersteigt. Immerhin sind es starke Märsche von einem solchen Platz zum andern. Und daran hat sich auch in neuerer Zeit nichts geändert, als der norwegische Touristen-Verein Unterstandshäuser erbaute; denn diese stehen alle an Orten, wo schon früher Säter waren; es hat sich nur die Qualität, aber kaum die Zahl der Unterkünfte vermehrt. Wege sind aber überhaupt in ganz Jotunheim so gut als nicht vorhanden.

In Beziehung auf den orographischen Bau ist Jotunheim mit keiner alpinen Landschaft zu vergleichen. Es giebt im Innern weder Thäler noch Bergketten im alpinen Sinne, sondern nur isolierte Bergmassen, die von hochgelegenen breiten

[1]) Die Entfernung von Nystuen bis Rödsheim und von Fortun bis Gjendesheim beträgt je 60 *km*; giebt also einen Flächeninhalt von 3—4000 km^2.

Thälern umzogen sind. Die Wasserscheiden zwischen diesen Thälern sind meist flach und relativ nicht hoch, so dass also die Verbindungen eigentlich viel häufiger



Der grosse Skagastölstind.

sind als zwischen den Alpenthälern, und sie würden auch viel bequemer sein, wenn gebahnte Wege vorhanden wären. Man kann sagen: es zieht sich durch ganz Jotunheim eine Hochebene von 1200—1500 *m* Meereshöhe hin, in welche einzelne spärliche Thalzüge von 800—1000 *m* Höhe eingesenkt, und der Berggruppen von 2000—2500 *m* Höhe aufgesetzt sind. Ein besonders auffallender Zug der Landschaft sind die grossen, hochgelegenen Seen. Drei Seen, die an Grösse denen Oberbayerns oder des Salzkammerguts nicht nachstehen, der Tyin-, Bygdin- und Gjendesee liegen in ungefähr 1000 *m* Meereshöhe, hoch über jedem Baumwuchs, von kahlen nur mit Moos und spärlichem Gras bewachsenen Felsbergen umrahmt; ein merkwürdig nordischer Anblick; strenger und rauher als irgend ein Punkt der Küste bis nach Tromsoe hinauf.

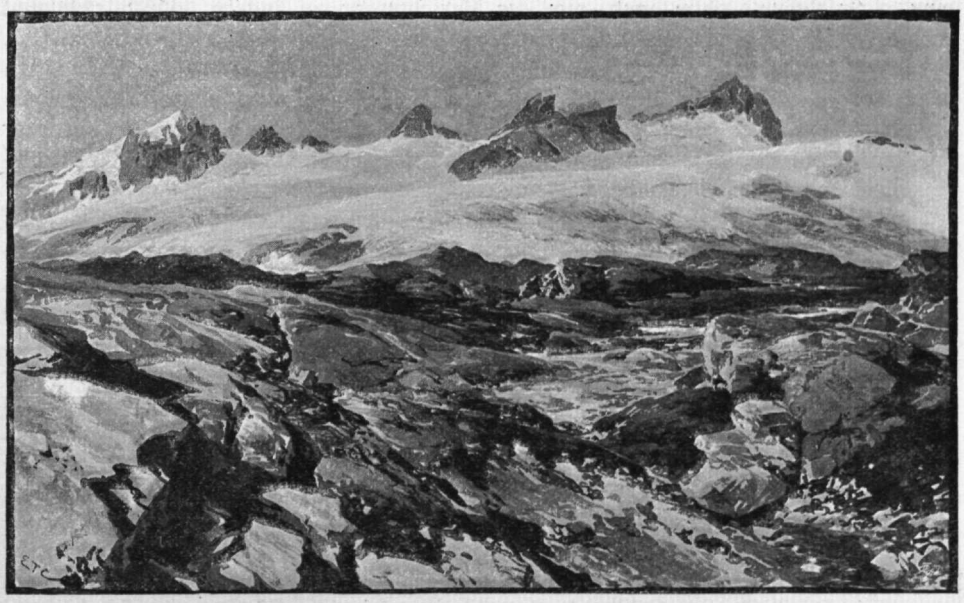
Rauhheit und Strenge ist überhaupt der Hauptzug der Natur in Jotunheim. Zum melancholischen Ernst des Fjeldes tritt noch die Wildheit der Hochgebirgs- und Gletscherlandschaft. Unsere berühmten Hochalpengruppen übertreffen Jotunheim weit an Kühnheit der Bergformen, aber sie sind freundlich und wirthlich gegenüber dem Gesammteindruck von Jotunheim.

Wir betraten diesen Landstrich von Westen her, von der Seite von Sogne. Schlimmes Wetter nöthigte uns mehrtägiges Warten in Turtegrö auf, einem hochgelegenen Alpengasthaus, das den Ausgangspunkt für Besteigungen in der berühmten Gruppe der Horunger bildet. Die Horunger sind mit dem Romsdalhorn die stolzesten Berge Norwegens. Wir mussten zwar zwei Tage warten, bis wir die unmittelbar vor uns stehenden »Tinder« zu Gesichte bekamen, doch war der Anblick dann um so erfreulicher. Die Horunger sind wirkliche Gipfel, schöne, stolze Felsspitzen und Grate von kühnem Bau, wenn auch nicht von bedeutenden Maassverhältnissen. Der Gebirgsbau erinnert etwas an die Tatra. Von einem tief gescharteten Hauptkamm strahlen beiderseits kurze Seitenkämme aus, die die Hauptgipfel tragen, dazwischen liegen kurze, vergletscherte Seitenthäler. Der weitaus schönste Gipfel ist der berühmte »Grosse Skagastölstind«, 2400 *m* hoch, das Matterhorn von Norwegen. Die Ähnlichkeit ist unverkennbar, nur sind die Maasse ganz andere. Schon die umgebenden Thäler liegen fast 1000 *m* hoch; ausserdem ist die ganze Gruppe von einem etwa 1500 *m* hohen, durch die Thäler zerstücktem Plateau umgeben, dessen einzelne Rücken den Namen »Naasi« führen. Die eigentlichen Gipfel haben also nirgends eine relative Höhe von 1000 *m*, die meisten viel weniger; auch ist die ganze Gruppe höchstens 8 *km* lang und 4--5 *km* breit. Die Formen sind allerdings sehr kühn und schroff. Wie alle Jotunheimer Berge verdanken auch die Horunger ihre Existenz dem Auftreten altvulkanischer Durchbruchsgesteine (Gabbro). Diese sind zwar scheinbar nicht wesentlich härter als ihre Umgebung, wenigstens sind sie im höchsten Grade zertrümmert; die Gletscher sind reich an grossen Moränen; Bergsturzspuren sind häufig; vielleicht ist dieses Gebiet höher gehoben worden, als die Nachbargebiete. Die kleinen Thäler, welche die Klippenkämme trennen, sind von einer ausserordentlichen Wildheit; die zerborstenen, steilen Gletscher, die schwarzen Felswände und Felssporen, die tief gescharteten Kämme geben alpine Bilder strengsten Stiles.

Jetzt sind alle Gipfel der Horunger des Ruhmes der Unersteiglichkeit, der sie lange umgab, entkleidet worden, hauptsächlich durch den Engländer W. C. Slingsby und den Dänen Hall. Wie aus den Schilderungen und dem Anblick hervorgeht, sind es immerhin ernsthafte Touren, freilich nicht zu vergleichen mit wirklich schwierigen Schweizertouren oder Dolomitklettereien. Mit den ersteren nicht, wegen der Kürze der Entfernungen und den geringeren relativen Höhen; mit den letzteren nicht wegen der viel geringeren Steilheit. Für norwegische Verhältnisse sind die Schwierigkeiten aussergewöhnliche; langes Stufenhauen, gefährliche Schneebrücken, exponiertes Klettern sind eben hier zu Lande unerhörte Dinge. Die norwegischen »Fjeldbesteiger« sind äusserst rüstige und ausdauernde Leute, die in einem gewaltigen Laufschritt mit einem Minimum an Ausrüstung und äusserst geringen Ansprüchen an Komfort erstaunliche Wege zurücklegen. Das konnten wir selbst beobachten. Wiederholt trafen wir norwegische Herren, Studenten oder junge Offiziere, im leichten Stadtanzug, mit unbenagelten Schuhen, ohne jedes Gepäck, ohne Regenmantel, ohne Stock, nur so über das Fjeld dahineilend; die alltägliche Durchnässung wird dadurch wettgemacht, dass man sich eben ins Bett oder ins Heu legt, bis die Kleider wieder getrocknet sind. Aber von der Ausbildung einer Technik in der Bewältigung ernsthafter Schwierigkeiten haben weder

sie, noch die Führer eine Vorstellung. Die Art, wie grosse Gesellschaften über zerrissene Gletscher dahinbummeln, hat mehrfach unsere Verwunderung erregt. Wir haben nichts von Unglücksfällen sprechen gehört; vielleicht deshalb, weil zwar viele Märsche, aber wenig eigentliche Gletscherfahrten unternommen werden. Es ist zuviel gesagt, wenn Mohn, der berühmteste norwegische Tinderbesteiger, der bei der ersten Erklimmung des grossen Skagastölstind durch Slingsby auf der Scharte unter dem Gipfel zurückblieb, schreibt: Die Besteigung des Skagastölstind mag eine Kinderei gegenüber grossen Alpentouren sein; es ist aber richtig, wenn er fortfährt: gewiss ist, dass die Besteigung des Galdhöpig, Glittertind und anderer solcher Gipfel eine Kinderei gegenüber der des Skagastölstind ist.

Es war uns nicht vergönnt, einen der schwierigen Horunger zu besteigen, Regen und Neuschnee gestatteten kaum Spaziergänge; nur dem grossen Dyrhaugs-



Smörstaatinder vom Dölefjeld.

tind, 2102 *m*, machten wir einen Besuch. Die Besteigung ist sehr bezeichnend für den Gebirgsbau. Der Zug der Dyrhaugstinder endigt mit einer dreieckigen Fläche, wie etwa der Grat des Watzmanns gegen Norden endigt; man steigt ohne jede Schwierigkeit erst über Moos und Geröll, dann über Schnee empor. Sobald man die Spitze des Dreiecks erreicht hat, steht man am Beginn eines scharfen, gezackten Grates, der links mit anscheinend senkrechten Wänden, rechts etwas weniger steil abfällt; ebenfalls ähnlich dem Watzmann. Obwohl tiefer Neuschnee den Tritt unsicher und die Hände erstarren machte, gelangten wir, längs des Grates fortkletternd, rasch auf den ersten überragenden Gipfel, und es schien, als ob, besonders mit Ausweichen nach rechts, eine Fortsetzung des Weges kein ernsthaftes Hinderniss fände. Der nur vorübergehend freie Blick auf die Skagastöls-, Maradals- und Ringstinder und die beiden Gletscher zur Rechten und Linken war sehr wirkungsvoll.

Unser Entschluss, zunächst dem Galdhöpig einen Besuch zu machen, brachte uns nochmals Gelegenheit, auf einem ausgiebigen Fjeldspaziergang die eigenartigen

Eindrücke dieser Landschaft auf uns wirken zu lassen. Der Tagmarsch von Turtegrö über das Döle- oder Sognefjeld in das Bävrathal ist ein echter Fjeldmarsch. Nach kurzem Steigen gelangt man auf eine wellige Hochfläche mit vielen kleinen und grösseren Seen, mit Schneeflecken, aber auch mit prächtiger Alpenvegetation und einer sehr schönen Rundsicht. Den ganzen Osten und Süden des Horizontes erfüllen die mehr trotzigen als kühnen Berggestalten Jotunheims, der Fanaraaken, später die Horunger, der Uranaastind und die Smörstaatinder mit ihrem grossen Gletscher. Der Weg ist zum Theil gut erhalten, zum Theil mit »Varden«, sorgfältig gebauten Steinmännern, reichlich gekennzeichnet und lässt wenig zu wünschen übrig, bis man in das Bävrathal und die Nähe der ersten Säter gelangt. Dann beginnt der Sumpf, das Waten und Springen. So lange man noch ängstlich die Trockenheit nicht der Schuhe, sondern nur des Schuhinneren bewahren will, spielt man eine klägliche Rolle und ist noch nicht in den »Geist der Sache« eingedrungen. Erst wenn man ganz rücksichtslos, ohne auch nur das Marschtempo zu ändern, durch tiefe und seichte, stehende und reissende Gewässer stampft, hat man sich acclimatisiert. Es ist auch ganz einerlei; trocken kommt man doch nicht durch — weshalb sich lange wehren, das hält nur auf. Wunderbar ist nur, dass man die geringen Kosten scheut, auf einer so stark begangenen Linie einen Steig oder ein paar Brücken anzulegen, wo man z. B für Fahrstrassen, die auch nur dem Touristenverkehr dienen, wie Grotlid-Stryin Hunderttausende ausgiebt.

Zu dieser Vernachlässigung der Pfade steht der Komfort, die anständige Verpflegung und Bedienung, die dem Reisenden z. B. gerade auf dieser Route in einfachen Alphütten, wie Bävertun-Säter, geboten wird, in merkwürdigem Gegensatz. Soweit die Wegverhältnisse hinter den alpinen zurückstehen, ebensoweit ist man ihnen in solchen Einrichtungen überlegen. Die gute Art, den Tisch zu decken, das saubere und reichliche Geschirr, die guten reinlichen Betten machen den angenehmsten Eindruck. Sie bedeuten eine gewisse Kulturhöhe, die man in den Alpen nur dort findet, wo sie künstlich hinverpflanzt ist.

Ein zweiter kleiner Tag- oder Halbtagmarsch bringt durch eintönige, schliesslich spärlich bewohnte Thäler nach Rödsheim, der bekannten Galdhöpigstation. Der Galdhöpig geniesst als höchster Berg der Halbinsel (2560 *m*) eine allgemeine, man könnte sagen, patriotische Verehrung im ganzen Lande. Seine Besteigung ist von Natur aus leicht und ist jetzt durch treffliche Vorkehrungen überaus bequem gemacht. Der Zug des Galdhöpig ist durch zwei tiefe Thäler, das Visdal und Leirathal, umgrenzt, und bildet einen plumpen und massiven Stock, wie es in den Alpen nichts Ähnliches giebt; am ersten könnte man noch an die Stöcke der Unter-Kärntner Alpen, Seethaler Alpen, Koralpe und dergleichen denken. Freilich sind die Gehänge viel steiler; die Kare, welche in die höchsten Theile des Gebirges eingesenkt sind, sind mit Gletschern erfüllt, deren zerklüftete Zungen tief hinabhängen; die Rücken zwischen den Karen tragen gewaltige Firnlasten, wie Ortler oder Monte Rosa. Die Details des Berges sind mit Ausnahme des Niederblickes in die steilwandigen Gletscherkare, nicht von hervorragender Schönheit; der Weg sogar meist höchst monoton; die Aussicht ist allerdings von einer aussergewöhnlichen Weite und ernsten Majestät. Sie umfasst nur Eis und Fels; die Berge von Jotunheim bilden ein unentwirrbares Gewimmel von Rücken, »Eggen« und »Tindern«.

Wir verliessen Rödsheim um 10 Uhr früh, an einem Tage, der schönes Wetter hoffen liess. Der Weg bis zu den Raubergsstule, einer Gruppe von Alphütten, ist fast ein Fahrweg. Die Säter waren offen und leer, die Sennerinnen hatten den Sonntag zu einer Galdhöpigbesteigung benutzt; auf dem Tische waren aber für etwa vorüberkommende Leute Milch, Käse, Butter und Brod aufgestellt.

Das ist echt norwegischer Stil; »Gastfreundschaft und Ehrlichkeit«. Nach einem äusserst langweiligen, mehrstündigen Emporsteigen über endlose Gras- und Moosgehänge, das nur durch die Aussicht auf den gegenüberstehenden Glittertind versüsst wird, gelangt man zu der Juvvashütte, einem ziemlich geräumigen Unterstandshaus, das der Führer Knud Vole hier aus eigenen Mitteln erbaut hat. Es steht auf einer weiten, fast ganz ebenen Fläche, einige hundert Schritte von einem See entfernt, in welchem ein Gletscher abbricht, so dass kleine Eisberge umherschwimmen. Die Situation ist von einer nicht zu übertreffenden Einfachheit. Die zwei Bergkuppen, die den Horizont im Westen ganz nahe begrenzen, sind so rund und flach und sanft als nur ein Berg sein kann. Aus der einen ist eine grosse Nische ausgebrochen, die von einer tintenschwarzen Felswand umrahmt ist; darin liegt der flache, fast spaltenfreie Gletscher, der in dem genannten See endigt. Der Galdhöpig sieht als Firnrücken über die flachen, steinigen Kuppen der nächsten Umgebung herüber.

Eben als wir uns der Hütte näherten, kam aus Südosten ein dichter Regenschleier, der fast vierundzwanzig Stunden sich nicht wieder lichtete. Die Wirthschaft auf



Juvvashütte.

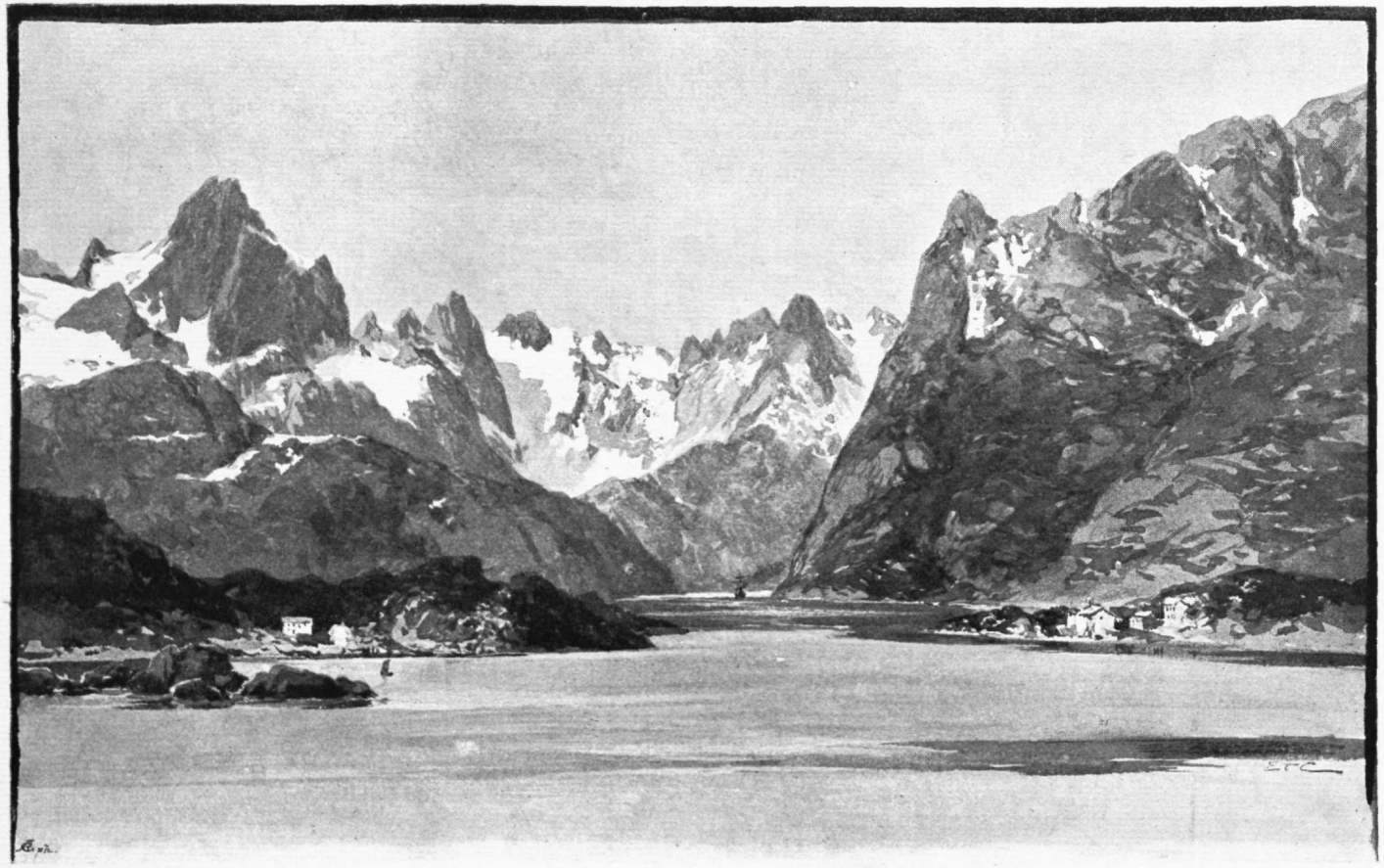
dieser Hütte und die Art der Galdhöpigbesteigungen von hier aus ist sehr merkwürdig. Unterkunft und Verpflegung sind verhältnissmässig sehr gut; Knud Vole, der mit seinen Töchtern und Söhnen hier haust, sieht vertrauenerweckend aus, ist ein Führer von Ruf und wird von den Norwegern, die überhaupt durch alle Stände von gleich zu gleich verkehren, sehr achtungsvoll behandelt. Er hat aber ein völliges Monopol auf den Galdhöpig, das er allerdings durch die mühevolle und kostspielige Anlegung der Hütte und der Wege selbst erworben hat. Der Besuch ist sehr stark; ein bis zwei Dutzend Besucher per Tag scheinen während der Reisezeit Regel zu sein. Sobald eine genügende Anzahl beisammen ist, wird eine Besteigung der Spitze angetreten; in der Regel wohl zweimal im Tage, früh und mittags. Knud Vole oder sein Sohn übernimmt die Führung. Zuerst geht es sanft ansteigend auf gutem Wege über Geröllfelder dahin; beim ersten Schneefeld liegen einige Dutzend Paare Schneeschuhe — die langschnabeligen, jetzt auch bei uns bekannten Skier —, wer damit umzugehen versteht, schnallt sich welche an, und so geht es fort, auch über den durch wenige Spalten unterbrochenen Styggebrae bis zum Fuss der Spitze. Auf dem Gletscher werden die Skifahrer durch ein Seil verbunden, auf ganze kurze Distanz, es ist ein drolliger Anblick; zehn bis zwölf Personen und mehr mit einem Führer an einem Seile. Jenseits des

Styggebrae folgt ein kurzer Fels oder Trümmergrat einfachster Art, dann ein schneeiger Rücken; in $2^1/_2$ Stunden von der Hütte ist der Gipfel erreicht, wo Knud Vole ein hölzernes Häuschen errichtet hat. Ein Herd mit Theegeschirr und eine Batterie Portwein- und Sektflaschen harren der ermüdeten Wanderer. Für die geringe Mühe ist die Führertaxe sehr hoch; damit müssen sich wohl Knud Voles Auslagen bezahlt machen.

Also eine Hochtour in alpinem Sinne ist der höchste Berg Norwegens nicht; alles andere eher. Von der Juvvashütte führt ein guter gebahnter Weg, der den Styggebrae nochmals näher seinem Ende überquert, hinab nach Spiterstulen im Visdal. Merkwürdigerweise hört auch dieser Weg sofort auf, sowie die Thalsohle erreicht ist, und obwohl er genau gegenüber der Häusergruppe von Spiterstulen endigt, so muss man Mangels einer Brücke doch mehr als einen Kilometer durch Sumpf und Steintrümmer thalaufwärts bis zur Brücke und dann ebensoviel thalabwärts stolpern, um an das Ziel zu gelangen.

Für den nächsten Morgen hatten wir eine etwas ernstere Gletscherbesteigung über Heilstugubrae und Memurubrae nach dem Gjendesee in Absicht. Nicht ohne Mühe gewannen wir einen Führer; allerdings gelang es uns nicht, seines persönlichen Anblickes theilhaftig zu werden, wir mussten mit einem buckligen Greise verhandeln, und der Verdacht wurde in uns sehr lebhaft, dass am Ende dieser selbst der versprochene Führer sei. Besondere Schwierigkeiten machte es aber, die ungewöhnlich frühe Aufbruchstunde, $^1/_2 7$ Uhr, durchzusetzen. Aber auch dazu sollte es nicht kommen. Um 11 Uhr nachts — es war hier anfangs August um 11 Uhr wirklich schon Nacht — trafen vier anmuthige junge Damen vom Galdhöpig herkommend in Spiterstulen ein und erfüllten noch eine Stunde lang das äusserst akustische Holzhaus mit ihrem munteren Geplauder. Als wir um $^1/_2 6$ Uhr morgens — alle Rachegedanken aufgebend — möglichst geräuschlos unser Schlafzimmer geräumt hatten, um die Zeit des Abmarsches ja nicht zu verzögern, ward uns, nach längerem vergeblichen Forschen nach dem Führer die Auskunft, da die jungen Damen denselben Weg zu machen beabsichtigten, wie wir, aber nur ein Führer vorhanden sei, müssten wir wohl warten, bis auch die Fräuleins bereit seien. Wir fügten uns, wie sich versteht, dem Landesbrauch entsprechend, ohne äusseres und inneres Murren.

Die allein reisenden Damen sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen des norwegischen Touristenwesens. Gruppen von zwei bis vier jungen Mädchen, oft kaum 20 Jahre alt, ganz allein, mit dem Tornister am Rücken umhermarschierend, oft drei, vier Wochen lang von der Heimath entfernt, fast ohne Postverbindung mit ihr, sind besonders in Jotunheim eine stehende, man kann sagen alltägliche Erscheinung. Es sind Töchter der besten Familien, häufig Lehrerinnen oder junge Damen, die in anderen Berufen sich selbstständige Stellungen errungen haben, die in den Ferien hier im rauhen, weglosen Hochgebirge gewaltige Märsche unternehmen und in dieser kraftvollen Natur Erholung und Erfrischung suchen. Sie marschieren wacker vorwärts, durch Bäche und über Ure, wie es die Landesart mit sich bringt, den nicht leichten Tornister aufgeladen. Und man muss gestehen, gerade das Benehmen dieser jungen Mädchen und die Art, wie sie vom Publikum genommen und behandelt werden, muss die Hochachtung vor den Sitten und dem Charakter der Norweger nicht wenig steigern. Die Sicherheit des Auftretens der jungen Damen wird nur von ihrer Bescheidenheit und dem vollständigen Mangel jeder Koketterie übertroffen, der ihnen eigen ist; hier sieht man eine wirkliche Gleichstellung der Geschlechter, keine geschmacklose Emancipation, sondern volle Freiheit auf Grundlage beiderseitiger guter Sitte. Denn auch die Art, wie die jungen Damen von



Gezeichnet von E. T. Compton.

Eingang in den Troldfjord (Lofoten).

C. Angerer & Göschl.

Jedermann behandelt werden, lässt nichts zu wünschen übrig; das Ganze ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung.

Der Weg über Heilstugubrae führt in das Herz von Jotunheim. Oberhalb Spiterstulen wird das schon vegetationsarme Thal immer breiter; aus den Seitenthälern schieben sich Gletscher hervor; die Gehänge sind einförmige und wenig steil geneigte Halden; das Tosen der Wasserfälle und Gletscherbäche erfüllt die Luft. Man verlässt nach einiger Zeit das Hauptthal nach links und kommt bald über eine starke Moräne, die einen Gletscherrückgang von etwa 300 *m* anzeigt, auf Heilstugubrae. Dies ist ein breiter Thalgletscher, etwa von dem Typus des Hochjochgletschers, mit wenig Spalten, beiderseits von mässig steilen, nicht hohen Felshängen begrenzt, von denen manchmal Steinsalven herabprasseln. Nach mehrstündigem Steigen erreichten wir, unser neun an ein etwa 20 *m* langes, öfter geknüpftes, altes Tau gebunden, die flache Jochhöhe. Der Himmel war nicht wolkenfrei, gestattete aber einen guten Rundblick. Und die Aussicht vom Passe nach Süden übertraf weit alle Erwartungen. Hier stand auf einmal eine wirkliche Alpenkette; eine schöne stattliche Reihe von Fels- und Firngipfeln mit Gletschern zwischen sich, und zwar nicht nur einzelne plumpe Massen oder isolierte Zacken, wie wir sie bisher gesehen, sondern eine Gebirgskette die uns ganz heimisch anmuthete. Es war die Kette zwischen Gjende- und Bygdin-See, mit dem Knuthulstind, Thorfinstind, Svardtalspig u. s. w. Die Formen sind nicht gerade schweizerisch, sie erinnern vielmehr an eine der grösseren Nebenketten der Tauern oder des Ötzthales. Umso freundlicher berührte der Anblick. Die Firnbedeckung ist aber noch dichter als bei jenen.

Es brauchte noch manchen Schritt über Eis, Felsen und Gras, bis wir zum kleinen Gasthaus Memurubod am Gjendesee kamen. Auch zwischen breiten und dicht genäherten Eisspalten mussten wir uns durchwinden, und unsere liebenswürdigen jungen Damen schienen mehr auf den merkwürdigen Anblick dieser gähnenden Klüfte zu achten, als darauf, wie schwer es gewesen wäre, sie heraufzuziehen, wenn eine hineingefallen wäre. Um 6 Uhr abends trafen wir in Memurubod ein, mit uns zugleich wieder der Regen, der kaum $1^1/_2$ Tage ausgesetzt hatte.

Da das schlimme Wetter noch eine Woche lang anhielt, so kamen wir nicht mehr zu einer Bergbesteigung, denn Svartalsaxle und Skinegg kann man doch kaum so nennen, sondern nur zu Spaziergängen, Märschen und Seefahrten, die uns den Landstrich, mit Ausnahme des Thales von Vetti, nothdürftig kennen lernen liessen. Unsere Hauptstation blieb Gjendebod, ein grosses, vortefflich eingerichtetes Berghotel des Turistforening. Die Art dieser Häuser ist nicht genug zu loben. Sie übertreffen die des D. u. Ö. A.-V. vor allem an Raum. Freilich stehen sie nicht auf schwer zugänglichen Bergspitzen oder Jochen, sondern im Thale, aber doch Tagreisen weit von den nächsten menschlichen Behausungen. Die Verpflegung ist ausgezeichnet und dabei sehr billig; es ist vielleicht die preiswürdigste Unterkunft in Norwegen. Ebenso sind die Zimmer und Betten vortrefflich, geräumig und reinlich. Das Speisezimmer mit Kamin, Bibliothek, Schreibtisch, Zeitungen, die die Redaktionen umsonst spenden, ist ein wonnevoller Aufenthalt für den eingeregneten Reisenden.

Nicht weniger gut, wenn auch nicht so geräumig, ist das Gasthaus in Eidsbugaren; und Gjendesheim, Tvindehaug, Tyinholmen und Skogadalsböen sind ähnlich.

Soweit wäre also in Jotunheim für die Unterkunft trefflich gesorgt. Aber — nicht einmal von Gjendebod nach Eidsbugaren geht ein ordentlich gebahnter Weg. Sumpf, Bäche, Geröll, tiefe, von Vieh und Mensch ausgetretene Löcher, mit braunem Moorwasser gefüllt, so geht es Stunde um Stunde fort auf einer Route, die fast jeder Besucher Jotunheims zurücklegen muss, auf der wöchentlich zweimal der

Postbote verkehrt. Es wird dem Wanderer jeder Genuss an der Gegend verdorben, wenn er fortwährend mit dem Auge an dem Boden haften muss, um nicht in das Wasser zu treten, zu stolpern, oder in die Irre zu laufen. Schlechtes Terrain zu überwinden, wo es nothwendig ist, ist für den Berggänger eine Unterhaltung; auf ebenem Boden wegen Schlechtigkeit des Weges sich abzumühen, macht verdriesslich. Man hört von Norwegern wohl die Äusserung, diese Weglosigkeit gehöre zum Stil von Jotunheim; sie wollten ein Stück ihres Landes für sich haben und vom Fremdengetriebe frei halten. Dass es für den Freund der Natur nicht gerade erfreulich wäre, auch in Jotunheim der Karriolreihe einer Cook'schen Reisegesellschaft zu begegnen und sich über insolente und stumpfe Gesichter zu ärgern, ist ohne weiters zuzugeben. Für diese Art Verkehr würde aber Jotunheim erst von einer durchgehenden Fahrstrasse eröffnet werden. Diese mag fernbleiben und wird es auch, denn eine Verbindung z. B. von Gjendebod nach Rödsheim oder von Eidsbugaren nach Turtegrö würde schwere Summen kosten. Aber einfache Fusswege, wie sie Knud Vole am Galdhöpig angelegt hat, kosten nicht viel und würden Mühen und Entfernungen so abkürzen, dass dem Reisenden auch Zeit und Lust bliebe, sich mehr um die schönen und stolzen Gipfel Jotunheims zu kümmern. Alle bisherigen Weganlagen sind gänzlich unzureichend; auch das vom Touristenverein angelegte Wegstück längs des Bygdin ist in schlechtestem Zustand; an einer Stelle, ganz nahe vor Eidsbugaren, muss man direkt durch eine kleine Bucht des Sees waten. Das Prinzip, Jotunheim in einem gewissen Urzustand erhalten zu wollen, ist undurchführbar und längst durchbrochen, und zwar gerade durch die prächtigen Unterkunftshäuser des Turistforening. Und wir haben auch nichts davon gehört, dass etwa besonders abgehärtete Mitglieder desselben es vorzögen, in den alten steinernen Sätern, die ja noch neben jenen stehen, zu schlafen. Was an Komfort zu haben ist, geniesst schliesslich jeder dankbar.

Und ein grosser, allgemeiner Fremdenzuzug wird in Jotunheim schon deshalb nicht eintreten, weil die Natur hier doch zu herb und rauh und ernst ist; auch sind selbst die Eingangspforten, den Zugang über Fortun ausgenommen, nur durch mehrtägige Wagenfahrten erreichbar. Viel weniger dringlich als diese Weg- und Brückenanlagen auf den Hauptrouten halte ich die Einführung der schon lange versprochenen Dampfboote auf dem Tyin-, Bygdin- und Gjendesee. Dadurch würde das Missverhältniss nur noch mehr gesteigert. Ich glaube, dass jeder ausländische Reisende mir zustimmen wird, wenn ich sage: in Jotunheim fehlt es an gar nichts, als an Wegen. Diese aber sollten lieber heute als morgen in Angriff genommen werden.

Wer Norwegen und alle Seiten seiner Natur genauer kennen lernen will, wird Jotunheim nicht umgehen dürfen. Es ist freilich bisher nur ein verschwindend kleiner Theil des grossen Fremdenstromes, der von Valders oder vom Sognefjord dahin abzweigt; gegenwärtig überwiegen unter den Besuchern Jotunheims durchaus die Norweger. Uns scheint die Hochschätzung, die diese ihrem Hochgebirgsgau, gegenüber den Fjordgegenden angedeihen lassen, etwas übertrieben; doch ist zu bedenken, dass ihnen gewisse Dinge, die uns entzücken, z. B. das Meer als solches mit seinen Marinebildern, alltäglich sind, während dem übrigen Binnenland gegenüber, Jotunheim mit seinen Gletschern und Felszinnen allerdings hoch erhaben ist.

Wenn man Jotunheim mit den Zentralalpen vergleicht, wird es immer zu kurz kommen, es ist zu eintönig und öde; es fehlt der Gletscherlandschaft zu sehr das Gegengewicht freundlicher Thäler, lebhafterer Farben, des Waldes und der Wiesen. Aber an sich genommen ist es ein eigen Ding, voll Ernst und Würde und Grossartigkeit, und dabei doch viel mehr dazu geeignet, darin sorglos umher zu schweifen,

als unsere grossen Alpengruppen, deren Innerem man nur mit Seil und Pickel nahen kann. Es ist so recht ein Landstrich für die abgehärteten, freiheitsdurstigen Söhne des »freien Volkes«.

Da es nicht Zweck dieser Zeilen ist, unsere Reise zu beschreiben, sondern die Hauptzüge des Landes, so sollen unsere weiteren Kreuz- und Querzüge von Jotunheim nach Bergen, von Bergen nach dem Hardangerfjord und weiter über Rölldal und Suldal nach Stavanger nur erwähnt werden. Man kommt da in die Hauptrouten des Fremdenverkehrs und zu manchem schönen und charakteristischen Punkt, von denen uns aber kaum einer so beachtenswerth schien, als die Landschaften am Nordfjord. Nur Bergen soll noch mit ein paar Worten erwähnt werden. Bergen ist durch historischen Charakter ebenso hervorragend als durch Schönheit der Lage. Der Blick von hochgelegenen Punkten auf die alterthümliche Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern, den zwei belebten Häfen und darüber hinaus über ein



Svolvaer.

Gewirr von Inseln auf die offene See, ist ganz prächtig. Die Erinnerungen an die Zeit, als die deutschen Kaufleute in Bergen herrschten, sind jetzt gesammelt in einer Art Museum, das den Zustand eines der hanseatischen Kaufhöfe bewahrt, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden. Es ist eigentlich ein kunstgewerbliches Raritäten-Kabinet, das uns zeigt, wie geschmackvoll, wenn auch eng, sich unsere Voreltern einzurichten verstanden. In der Volksmeinung leben sie, wie es scheint, als ein gewaltthätiges Geschlecht von Unterdrückern fort.

Auch Stavanger ist eine freundlich gelegene Hafenstadt, umgeben von weiten, vielgestaltigen und inselreichen Fjordbecken, die die schönsten Ausblicke gewähren; eine romanische Domkirche mit gothischem Chorabschluss fällt in dem an Architekturen so armen Norwegen angenehm auf.

Nordland.

Waren Sie auch am Nordkap? Das ist die stehende Frage, mit der jeder Norwegenfahrer immer wieder begrüsst wird. Die Nordlandsfahrt ist ein fast unerlässlicher Bestandtheil einer nordischen Reise geworden. Und zwar mit Recht. Das Nordland, der Küstenstrich jenseits des Polarkreises mit seinen Inseln, ist in gewisser Beziehung der Glanzpunkt Norwegens und übertrifft alles Übrige an eigen-

artiger Schönheit und fremdem Reiz. Aber damit ist noch nicht gesagt, dass jeder, der die Nordlandsfahrt in der jetzt üblichen Weise gemacht hat, das Nordland und seine Natur auch kennen gelernt oder überhaupt nur gesehen hat. Im Gegentheil, die meisten haben wenig oder nichts gesehen. Und das ist aus einem prinzipiellen Fehler der üblichen Reiseanlage leicht zu erklären. Der Fehler ist die Hast, mit der dem einen Ziele, dem Nordkap, zugestrebt wird. Fast 2000 *km* Entfernung hin und zurück werden von den Touristenschiffen in $8^1/_2$ Tagen abgefahren. Da die Schiffe nur 8—10 Knoten in der Stunde laufen, so bleibt für Aufenthalte ausserordentlich wenig Zeit übrig, und da der Dampfer Tag und Nacht fortfährt, der Mensch bekanntlich aber ein Drittel des Tages verschlafen und ein paar Stunden mit Mahlzeiten, Umkleiden u. dgl. verbrauchen muss, so kann man auf diese Weise überhaupt kaum mehr als die Hälfte der Route wirklich sehen, geschweige denn geniessen. Ist nun, was häufig genug eintritt, schlechtes, oder auch nur trübes, undurchsichtiges Wetter, so ist die ganze Unternehmung völlig misslungen, denn die Schönheit der Küstenfahrt beruht allein auf den weiten Ausblicken und den Beleuchtungseffekten. Unterbrechung der Reise und Abwarten ist aber ausgeschlossen, sobald man sich einmal auf einem Touristenschiff eingethan hat. So ist also bei vielen die Erinnerung an schlechte Nächte, lange Mahlzeiten und durchfrorene Stunden auf einem zugigen Schiffsdeck das Einzige, was sie mitbringen. Die Nordlandsfahrt in acht Tagen ist eigentlich noch viel schlimmer als »Italien in vierzehn Tagen«, denn Galerien und Kirchen können wenigstens nicht verregnet werden.

Wer nicht genügend Zeit hat, die Reise so bequem einzurichten, dass er aufnahmsfähig bleibt und dem Wechsel der Witterung etwas nachgeben kann, der kürze sie ab. Dies ist um so leichter ausführbar, als die Erreichung des Nordkaps selbst nur einen eingebildeten Werth besitzt, und die schönsten Theile der Route nicht an dem nördlichsten Ende, sondern näher dem mittleren Stücke liegen, etwa vom Polarkreise bis zum Lyngenfjord, das ist also — in der Hinfahrt gerechnet — im zweiten und dritten Reisetage. Endlich benütze man nicht eine ein für allemal bindende Fahrkarte, sondern fahre mit dem Postdampfer und wahre sich die Freiheit der Unterbrechung.

Unter günstigen Umständen, also vor allem bei gutem Wetter, gehört aber die »Nordfahrt« gewiss zu den allerschönsten Reisen, die man in Europa unternehmen kann, und ist ohne Zweifel in eine Linie mit einem Aufenthalt am Golf von Neapel oder im Berner Oberland zu stellen. Schöner als die Aussicht von Digermulskullen im Raftsund, wenn die mitternächtliche Sonne die Gletschergipfel der Lofoten erglühen macht, ist auch der Blick von Camaldoli auf Neapel oder von Taormina auf den Ätna nicht. Das sind grosse Kunstwerke der Natur, deren Eindruck gleich mächtig bleibt, wenn er auch mit noch so verschiedenen Mitteln erzielt wird.

Der Ausgangspunkt der Nordfahrt ist Trondheim, das man von Kristiania durch siebzehnstündige Eisenbahnfahrt erreicht. Die Reise ist eintönig; sie zeigt die ausserordentliche Gleichmässigkeit der Landschaft im inneren Norwegen. Trondheim liegt freundlich an einem weiten, von niedrigen Bergen eingerahmten Fjord. Die Strassen der Stadt, die ausnahmsweise nicht auf festem Fels, sondern auf Schwemmland erbaut ist, sind breit und kreuzen sich regelmässig, so dass der Gesammteindruck der einer ehrbaren Langweile wäre, wenn nicht der prächtige gothische Dom, ein in Norwegen ungewöhnliches Element künstlerischer Natur, Abwechslung dazubrächte. Die Einzelheiten sind besonders an der Aussenseite von einer merkwürdigen, fremdartigen Unbeholfenheit; das Innere wirkt aber machtvoll und durchaus künstlerisch, und wenn erst die Restaurierung des umfangreichen Gebäudes, das

zum Theil seit mehr als 300 Jahren in Ruinen liegt, vollendet sein wird, so wird man eines der merkwürdigsten Bauwerke der Welt vor sich haben; ein wahrhaft historisches Bauwerk voll Ungleichheit und Stilwechsel, aber gross in der Anlage und bodenständig emporgewachsen.

Der erste Abend in Trondheim gab uns schon einen Vorgeschmack der Schönheit des Nordens. Ein weitläufiger Spaziergang, der sich an den Besuch der berühmten Strandlinien von Ilsviken knüpfte — alte Ufermarken fast 150 *m* ober dem jetzigen Meeresspiegel — brachte uns gegen 8 Uhr abends an den mit Gestrüpp bewachsenen Hang eines hohen Hügels. Da wir den richtigen Pfad verloren hatten, stiegen wir weglos empor. Die Sonne brannte, wie bei uns um 4 Uhr, und die Insekten umschwärmten uns bis zur Plage. Als wir den Gipfel des Graakallen (561 *m*) erreicht hatten, breitete sich im rosigen Abendlicht die wunderbarste Landschaft vor uns aus. Unabsehbar dehnen sich nach allen Seiten die Rücken der skandinavischen Platte, immer wieder neue Kämme hintereinander bis zu den firnbedeckten Gipfeln des Dovrefjeld und Nordmöres. Der Trondheimfjord zeigte eine wahrhaft italienische Beleuchtung, rosa, blau und violett, wie nur eine Landschaft am Mittelmeere. Die Fenster von Trondheim leuchteten reihenweise im Abglanz der tiefstehenden Sonne. Als wir gegen 11 Uhr nachts wieder in die Stadt zurückkehrten, versank der glühende Sonnenball eben hinter niedrigen Hügeln auf der anderen Seite des Fjordes, die den Horizont im Norden umsäumen. Der Hafen wimmelte noch von Booten, und lange wollte es in den Strassen der Stadt nicht ruhig werden. In den engen Zimmern herrschte drückende Hitze und nur bei weit offenen Fenstern konnte man schlafen. Von Dunkelwerden keine Rede mehr.

Am nächsten Mittag verliess unser Postdampfer den Hafen. Die Fahrt ist an diesem ersten halben Tag nicht von besonderem Interesse. Sie leitet immer zwischen höheren und niederen Inseln fort, rechts hat man in geringer Entfernung die Berge des Festlandes, es ist aber ganz unmöglich zu sagen, ob das was man eben sieht, Inseln oder dem Festlande angehört. Oft geht es durch ganz enge Kanäle; scharfe Wendungen und überraschende Verschiebungen sind häufig. Alle Inseln sind felsig, vom alten Inlandeis rund poliert, spärlich bewachsen. Hohe Flutmarken und Brandungsstreifen zeigen, dass man sich an der Küste eines Weltmeeres hinbewegt, dessen freien Spiegel man aber nur auf Momente gewahrt, ebenso wie nur schwache Ausläufer seines Wellenganges fühlbar werden. Ein warmer, föhnartiger Wind wehte vom Lande her. Der Dampfer hält an vielen Stationen, obgleich menschliche Wohnungen nur selten sichtbar sind. Die Stationen, häufig in ganz engen, stillen Winkeln versteckt, bestehen aus kleinen Gruppen grellroth, gelb oder weiss angestrichener Häuschen, selten fehlt ein auf Piloten ins Wasser hinausgebauter, umfangreicher Speicher mit Krahn und ein paar schwerfällige Küstenfahrer, ähnlich den Trabakeln der Adria. Der Güterverkehr ist lebhaft, auch der Personenwechsel am zweiten Dampfschiffplatz nicht gering. Neben den gewöhnlichen Gestalten der Fischer, Schiffer und Bauern sieht man auch städtisch gekleidete Herren und Damen, aber es sind ausschliesslich Einheimische, keine Touristen. Dieser Theil der Küstenfahrt hat zweifellos eine Ähnlichkeit mit der dalmatinischen Uferreise, doch ist er abwechselnder.

Am nächsten Morgen befanden wir uns in den Engen des Namsosfjordes. Die dichte Bewaldung der Hänge zeigte die Ferne der baumfeindlichen hohen See. Erst nach einigen Stunden kamen wir ihr wieder näher. Die Formen der Landschaft nehmen allmählig an Grösse und Kühnheit zu. In der reinen, noch immer föhnartigen Luft, erschienen ferne Berge und Inseln mit ihren scharfen Umrissen und tiefem Blau ganz »hellenisch«. Einzelne Berge unmittelbar am Meere mögen

schon 1000 *m* Höhe erreichen. Ihre Häupter sind kahl, Kare mit Schneeflecken sind in sie eingesenkt. An ihrem Fuss dehnt sich überall eine Küstenebene hin, mehrere hundert Meter breit und einige Dutzend Meter über das Meer erhaben, felsig und abgeschliffen, zum Theil bebaut. Sie fehlt auch am Fusse der steilsten Böschungen nicht. Demselben Niveau gehören alle die zahllosen, flachen Inseln an. Auf einigen grösseren dieser Inseln ist in der Mitte des niedrigen Landes ein höheres Stück übriggeblieben, was die sonderbare Form eines auf dem Wasser schwimmenden Hutes ergiebt. Die Küstenebene ist ohne Zweifel eine Brandungswirkung; eine spätere Hebung des Landes hat den von der Brandung abradierten Landstreifen über den Wasserspiegel erhoben. Sie ist für die Bewohnbarkeit der norwegischen Küste von der grössten Wichtigkeit; auf ihr liegen alle menschlichen Wohnstätten, sie bildet den »Schärenhof«, den dichten Saum niedriger Inseln, hinter dem der Verkehr sich vollzieht. Ohne sie wäre Norwegens Ufer ein unnahbarer Felsenwall.

Und der Verkehr ist nicht gering. Wir begegneten zahlreichen, alterthümlich gebauten Fahrzeugen, mit hohem, scharfen Bug, wie das Wikingerschiff in Kristiania ihn hat, mit einem hohen Mast und einem unmässig grossen, viereckigen Raasegel. Sie laufen vor dem Winde mit überraschender Schnelligkeit. In Tilrum war eben Markt. Die Besucher hatten ihre Boote ans Land gezogen; das Segel war als Zeltdach darüber gespannt und darunter hauste man mit Kind und Kegel.

Gegen Abend steigerte sich die Schönheit der Landschaft mächtig. Wir fuhren an dem grellrothen Rödö vorbei in den Sund zwischen den zwei grossen und hohen Inseln Alsten und Dyjnnäsö ein. Auf Alsten stehen die berühmten Sieben Schwestern; ein Bergzug mit sechs oder sieben isolierten massigen Felshäuptern von 800—1000 *m* Höhe, die durch weite, felsige Kare von einander getrennt sind, von dicht bewaldetem niederen Vorland umgeben; in ihren Verschiebungen während der Vorbeifahrt ein wunderbares Bild. Die Hauptsache aber war die Beleuchtung. Und nun lernten wir zum erstenmale die Zauberin kennen, die hier waltet: die helle Nacht des Nordens.

Bis gegen 9 Uhr, oder noch länger herrscht der gewöhnliche helle Sonnentag, der sich in nichts von einem unserer Breiten unterscheidet. Aber nun nähert sich die Sonne dem Horizont. Die Schatten werden lang, die Wölkchen, die am Himmel schweben, färben sich roth, ebenso die Bergspitzen. Die niedrigen Vorländer sinken allmählig in Schatten, ebenso die Meeresfläche, ausgenommen jene Stellen, wo etwa gerade freier Ausblick nach Norden vorhanden ist. Hier stellen sich langgezogene, goldene und kupferfarbige Reflexe ein, die bis zum Horizont hinauslaufen, wo die Sonne als glühender, fast strahlenloser Ball zwischen ganz fernen, feinen, leuchtenden Wolkenstreifen steht. In der Nähe entsprechen den kupferfärbigen Reflexen auf der Schattenseite der Wellen die wunderbarsten, tiefgrünen, blauen und schwarzen Gegensatzfarben. Das bewaldete Vorland der sieben Schwestern erschien schwarz, die Felshäupter selbst glühend roth. Die Luft wird merklich kühler, eine gewisse Stille kehrt in die Natur ein, aber unverlöscht glüht das Sonnenroth an den Berggipfeln, taghell bleibt es ringsum. Der Dampfer gleitet rastlos über die ruhige Flut, durch die Nacht, die keine ist.

Niemand denkt ans Schlafen. Alles starrt schweigend auf das Farbenschauspiel, das nun durch Stunden und Stunden am Himmel und auf der Flut sich abspielt, das aber seinen grössten Reiz durch die kühnen und stolzen Bergformen der Küste und der Inseln erhält. Um Mitternacht, wenn die Sonne am tiefsten steht, sind es nur einzelne besonders hochragende Gipfel und nach Norden freiliegende Gehänge, die noch ein sanftes Rosa zeigen; schwarz stehen die Silhouetten der nördlich vorliegenden Inseln und Vorgebirge vor dem gelben Himmel; vielleicht

nur hie und da am Rande röthlich leuchtend. Schwarz heben sich die Silhouetten der vorbeikommenden Segler aus den Reflexen am Meeresspiegel.

Gegen 1 Uhr ist die Zunahme des Lichtes bereits merklich, das blasse Roth an den Bergen verwandelt sich wieder in ein helles Gelb und um 2 Uhr blinken schon die ersten kräftigen Strahlen der höher gestiegenen Sonne über die Bergscharten.

Es war eine Zaubernacht; dass auch der Vollmond sich aufgemacht hatte, um gerade noch über die Berge im Südosten herüberzuschauen, war eigentlich überflüssig; er nahm sich ziemlich kläglich aus.

Nur wenige Stunden Schlaf waren uns beschert, schon vor 6 Uhr morgens war das Schiff auf der Höhe des Svartisen und ich musste heraus. Ein weites Firnfeld, fast so flach wie Jostedalsbrae, dehnt sich hin, zwischen dicht bewaldeten Vorhöhen sieht man die Eiszungen bis nahe ans Meer herabreichen. Leider legte der Dampfer nicht an.

Mittags waren wir in Bodö, einem lebhaften Städtchen. Auf der Landungsbrücke standen Herren mit Cylinderhüten; eine Buchhandlung fehlte nicht, und auf der Strasse spielten böhmische Musikanten. Im Hafen lagen mehrere Dampfer und viele Segler.

Nahe von Bodö erhebt sich die Insel Landegode in wilden, alpinen Bergformen. Es tritt heute ein neues Element in die Landschaft ein; die schroffen Zacken des nordischen Granitgebirges. Die Sieben Schwestern haben noch einen norwegischen Charakter; es sind stumpfe, massive Bergkörper, die die Spuren des Eisschliffes deutlich erkennen lassen. Schon am Svartisen sieht man aber einige scharfe Grate, die einer anderen Formenreihe angehören. Nun beginnt dieser Zug sich immer deutlicher auszusprechen. Noch sind alle Vorländer und die Berge bis zur halben Höhe gerundet und poliert, darüber aber erheben sich Grate und Zacken und Mauern von ganz scharfen und frischen Formen, wie sie nur die Verwitterung schafft. Insofern sind die Formen alpin, aber man sucht doch vergeblich nach einem direkt vergleichbaren Beispiel aus den Alpen. Das unvermittelte Emporsteigen aus dem Meere giebt ihnen einen Zug von wilder Grösse und Schroffheit, der ganz eigenartig ist und auch dadurch nicht gemildert wird, dass die Berge ziemlich hoch hinauf im sanften Gelbgrün der Vegetation leuchten. Die Küstenebene, die auch hier nicht fehlt, verschwindet auf grössere Entfernungen völlig und stört nicht den Eindruck, dass man ein ins Meer versenktes Hochgebirge vor sich habe.

An Landegode vorbei tritt jetzt das Schiff in den weiten Westfjord ein; kein Fjord im gewöhnlichen Sinne, sondern ein dreieckiges Meeresbecken von fast 100 *km* grösster Breite und 130 *km* Länge; im Südwesten gegen die hohe See geöffnet, auf der Ostseite durch das Festland, auf der Nordwestseite durch die 130 *km* lange Inselreihe der Lofoten (spr. Lófoten) abgeschlossen. Die Küste des Festlandes ist durchaus mit hohen, zackigen, zum Theil vergletscherten Bergen besetzt, aber noch viel wilder und höher ragen die Berge der Lofoten empor. Da beide Bergreihen sich im Norden aneinanderschliessen, so sind mehr als dreiviertel des Horizontes von einem Kranz von Zacken und Hörnern umschlossen, dem gegenüber wohl jedes Alpenpanorama von ähnlich fernen Punkten — man könnte nur an Aussichtspunkte auf dem Jura oder in der Po-Ebene denken — als ruhig in den Linien erschiene. Denn wenn man in den Westfjord eintritt, bilden z. B. die Lofoten noch nicht, wie später, wenn man sich mehr genähert hat, eine zusammenhängende Kette, sondern ganz isoliert, wie Haifischzähne, ragen die höchsten Erhebungen der Inseln in schattenhaften Silhouetten fern aus der glitzernden Meeresflut empor.

Auch dieser Tag war wolkenlos und so heiss, dass sich auf dem Westfjord eine lebhafte Luftspiegelung entwickelte. Alle die schwarzen niedrigen Inselchen, die ziemlich weit in den Fjord hinein verstreut sind, erschienen gehoben und mit ihrem umgestürzten Spiegelbild zu sonderbaren, tischartigen Gestalten verbunden.

Erst spät am Abend, gegen 10 Uhr, als eben der helle Tag der hellen Nacht wich, näherten wir uns Svolvär, der wichtigsten Dampferstation der Lofoten. Im dunklen Schatten standen die unnahbaren Wände des Svolvärjuret, der das Städtchen unmittelbar 600 *m* hoch überragt, aber an den Gipfeln glimmte das Sonnenlicht. Die Feierlichkeit der Stimmung, die so bezeichnend für diese nordischen Nächte ist, war heute noch gehoben worden durch einen Gottesdienst, der auf dem Hinterdeck improvisiert wurde. Die fast ausschliesslich norwegische Schiffsgesellschaft hatte sich ungezwungen dazu zusammengefunden. Der ehrwürdige Sprecher traf es in dieser Umgebung freilich leicht, die Herzen seiner Zuhörer zur Empfindung des Erhabenen emporzuleiten. Ernst und weihevoll erklang das geistliche Lied über die spiegelglatte Flut, und kaum weniger ergreifend die norwegischen Vaterlandslieder, die sich daran schlossen.

Svolvär besteht aus etwa 100 bunten Holzhäuschen, die auf den Schären zerstreut stehen, so dass meist der Wasserweg die kürzeste Verbindung der einzelnen Gruppen bildet. Ein elegantes Hotel beseitigte sofort alle Vorstellungen von der Unwirthlichkeit dieser »Polargegend«. Alles war noch auf den Beinen, selbst die kleinen Kinder spielten noch im Hemdchen vor den Hausthüren als wir uns um 11 Uhr nachts zu einem Spaziergang aufmachten. Freilich zeigte sich bald, dass die Verkehrswege auf den Lofoten nur auf dem Wasser zu suchen sind; hinter den letzten Häusern kamen wir in ein Gewirr von Meeresarmen, mit Gestrüpp und hohem Gras durchwachsenen Felsbuckeln, Sumpf und Wildniss, so dass wir erst lange nach Mitternacht, schweissbedeckt den Heimweg fanden. Jetzt waren die Hausthüren wohl meist geschlossen und die sauberen Gardinen hinter den hell geputzten Fensterscheiben, in denen sich das rothe Firmament spiegelte, zugezogen; aber noch nach Stunden erscholl Gesang von den Booten her, die sich draussen auf dem Meere schaukelten, und das Gekrächz der Möven schwieg die ganze Nacht nicht.

Dafür war es freilich nach mitteleuropäischem Begriff unerhört spät, als wir am nächsten Morgen zum Aufbruch kamen. Die Ersteigung des Svolvärjuret bietet keine Schwierigkeiten und die einzuschlagende Richtung ist, obwohl nicht die geringste Wegspur vorhanden ist, für einen aufmerksamen Wanderer nicht zweifelhaft. Durch üppiges, hohes Gras und über einen sehr steilen, mit Birken bewachsenen Hang gelangt man in ein Kar auf der Hinterseite des Berges; die fast senkrecht in das Meer stürzende Vorderseite scheint unüberwindlich. Das Kar ist mit der prächtigsten — nach unseren Begriffen — subalpinen Vegetation erfüllt; alles war jetzt, anfangs Juli, in vollster Blüthe. Man erreicht bald eine Scharte, die einen grossartigen Hinabblick in den nächsten Fjord und auf die hohen Berge am Raftsund gewährt. Aber noch viel schöner ist der Ausblick vom Gipfel. Tief zu Füssen — man möchte gerne sagen senkrecht unter uns — brandet die lange, flache Dünnung des Westfjords an den zahllosen Schären; winzig, wie Punkte erscheinen einige Fischerbarken. Darüberhin nach Osten hebt sich unabsehbar der Westfjord, am Horizont begrenzt von den Festlandsbergen — eine wahre Alpenkette, reich an Gletschern und wilden Hörnern, die sich landeinwärts in vielen Reihen hintereinander abstuft; nach rechts geschlossen durch die bekannte Gestalt der Insel Landegode, die ferne im Süden im Sonnenlichte verschwimmt. Dort blinkt der freie Spiegel des Ozeans; er wird aber, wenn man sich weiter nach Süd-

west dreht, plötzlich scharf abgeschnitten durch die nahe, trotzige Felsgestalt des Vaage-Kallen (938 *m*), mit dem die Berge der Lofoten selbst beginnen. Sie begrenzen den Horizont von Südwest bis Nordwest ganz nahe; eine mannigfaltig gestaltete Bergwelt, aber hier ohne Gletscher, ziemlich hoch hinauf begrünt; aus Karen und Thälern blicken Bergseen herauf. Der schönste Theil der Rundschau aber ist nach Norden, wo über mannigfach gestaltete Sunde und Inseln die Könige der Lofoten, die Berge am Raftsund (Braksettinder, Troldtinder?) emporstreben. Auch sie zeigen hier keine Gletscher, aber nur, weil auf solchen Felsthürmen eine Schneelagerung nicht möglich ist. Es ist eine ganze Gesellschaft von »Aiguilles«, schwarz und zerklüftet wie die Aiguilles des Montblancgebietes, mit denen man sie allein vergleichen kann. Eng aneinander geschlossen, ein Wald von Zacken, steigen sie aus der schimmernden Meerflut empor.

In wolkenlosem Blau wölbte sich der Himmel, Insekten umschwärmten uns, und das Auge wurde geblendet von der Lichtfülle, die der Meeresspiegel zurückstrahlte. Wie viele Aussichtspunkte in der Welt können sich mit diesem vergleichen? Und doch ist die Umgebung von Svolvär, so reizvoll sie ist, keineswegs der Höhepunkt der landschaftlichen Schönheit in den Lofoten. Dies ist vielmehr der Raftsund.

Wir fuhren eines Abends um 11 Uhr mit einem Lokaldampfer von Svolvär ab. Es sei hier eingeschaltet, dass die Verkehrsmittel in den Lofoten vorzügliche sind. In der Zeit, die wir in Svolvär zubrachten, erschienen täglich 7—10 Dampfer, Postschiffe, Touristendampfer oder Lokaldampfer. Die Lofoten sind überhaupt ein hochzivilisierter Landstrich. Telegraph, Telephon, gute Gasthäuser verstehen sich von selbst; aber Lokalblätter und eigene Druckereien in Orten, die kaum auf einer Landkarte stehen, sind doch überraschend.

Der Dampfer sollte eigentlich um 8 Uhr abgehen; die Verladung einiger hundert Zementfässer und unzählbarer Koffer und Kisten gab aber Gelegenheit zu einer der landesüblichen Geduldproben, die von allen Betheiligten mit bewunderungswürdigem Erfolge bestanden wurde. Um ½1 Uhr trafen wir in Digermulen am Eingange des Raftsund ein. Ein trefflich gehaltenes, kleines Gasthaus nahm uns auf — aber was konnten wir besseres thun, als die wunderbare Nacht, in der alle Bergesgipfel im Sonnenlichte funkelten, zur Besteigung des Digermulskullen benützen? Bei Tage ist es heiss und dunstig und viel weniger rein. Jetzt war die herrlichste kühle Luft, überall Schatten und das bekannte Farbenspiel am Himmel und auf den Bergen.

Der Digermulskullen, ein 350 *m* hoher, abgerunderter Hügel auf der Insel Hindö am Raftsund, ist berühmt geworden durch den Besuch Kaiser Wilhelm II. und das ganz vortreffliche Panorama des Salzburger Malers Franz Krieger, das 1889 zu Berlin ausgestellt war, über dessen jetzigen Verbleib ich aber nichts erfahren konnte. Ein gut angelegter Fusspfad führt hinauf, durch Birkenhaine und über Matten, oben steht eine Denksäule an den kaiserlichen Besuch und ein kleines Unterstandshaus. Die Aussicht ist, was den Blick nach Osten und Süden auf den Westfjord und das Festland betrifft, ähnlich der vom Svolvärjuret, nur hat man die Festlandberge etwas näher. Der Blick nach Westen aber ist viel grossartiger. Zu Füssen zieht sich an dieser Seite der enge Raftsund hin; eine Meeresstrasse von der Breite eines Alpensees; auf dessen anderem Ufer, also kaum ein paar Kilometer entfernt, ragt die Kette der früher erwähnten »Tinder«, jetzt deutlich und malerisch in einzelne Gruppen gegliedert empor. Alle die wunderbaren Details wilder Zacken, Grate und Rippen mit ihren Schneegesimsen, zerborstenen Hängegletschern und blauen Eisklüften sind zum greifen nahe. Kühn und zerrissen ragen die schwarzen

Thürme gegen Himmel, nach unten zu in reich begrünte, wenn auch noch steile und felsige Hänge übergehend, die sich in elegantem Schwunge aus der ölglatten Wasserfläche erheben. Der ganze westliche Horizont ist von dieser unvergleichlichen Reihe eingenommen; man kann sich nicht von dem Anblicke losreissen. Die absolute Höhe der Gipfel beträgt 1000—1200 *m*, da aber die relative Höhe dieselbe und der Neigungswinkel überaus gross ist, so machen die Berge einen durchaus hochalpinen Eindruck. Für den aufmerksamen Beobachter ist auch hier die obere Grenze des Eisschliffes ganz deutlich erkennbar; sie liegt, der Schätzung nach, etwa 500 *m* über dem Meeresspiegel. Bis zu dieser Höhe sind alle Einzelformen gerundet und poliert, was übrigens der Steilheit der Gehänge keinen Eintrag thut; im Gegentheil, wie die Fjordwände des südlichen Norwegens, erhalten diese Granite, die ohnedies von einer ausserordentlichen Festigkeit und Härte sind, dadurch etwas noch Unnahbareres und Ehernes. Oberhalb jener Höhe bauen sich ganz feine Zacken und Nadeln auf, wie sie durch die Auswitterung der nahezu senkrechten Schichten des Gesteins — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — entstehen. Vegetations- und Schneegrenze scheinen hier fast zusammenzufallen. Am Fusse der Berge finden sich noch Birkenhaine, die aber so unansehnlich sind, dass man nirgends den Eindruck einer Bewaldung empfängt; hingegen ist die Gras- und Moosvegetation um so üppiger. Überall auf den Bändern und Stufen, wie sie auch steilen Granitwänden eigen sind, ist sie angesiedelt, und bildet mit ihrem frischen Grün, oder mit dem eigenthümlichen Goldglanze gewisser gelber Moose einen merkwürdigen Farbenkontrast zu den braunschwarzen Graniten und zu den Schneefeldern und Gletschern, die sich auf den Schattenseiten weit herabziehen.

Wir blieben auf Digermulskullen so lange, bis die Farben der Nacht denen des Tages gewichen waren, und kehrten dann zu einem Morgenschlaf in den Gasthof zurück. Auch hier war die Hitze in den Zimmern eine Plage. Ein erfrischendes Bad im sogenannten »Eismeer«, das nicht kälter war als einer unserer Alpenseen, brachte später die Dinge wieder ins Gleichgewicht.

Die Tinder gegenüber Digermulen sehen so achtunggebietend aus, dass wir den Gedanken nicht fassen durften, einen zu ersteigen. Bei gänzlichem Mangel jeder Lokalkenntniss seitens der Einheimischen — diese erstreckt sich nur auf das Wasser — ohne Führer, bei unserer geringen Anzahl (wir waren zu zweien) und nicht ganz genügender Ausrüstung, endlich ohne jede Karte und jeden Literaturbehelf, wäre es Leichtsinn gewesen. Aber es wäre nicht blos für den Bergsteiger ein schönes Problem in dieses, wie es scheint, ganz unbetretene Gebiet einzudringen und zu erproben, ob diese schwarzen Thürme wirklich so furchtbar und unnahbar sind, als sie aussehen. Da steht ein ganzes Gebirge, von dem man nicht weiss, wie die Ketten und Züge laufen, und was es in seinem Inneren noch birgt! Hier wäre noch etwas Neues, Unbekanntes zu »erschliessen«, und dazu noch an Objekten von höchstem Reiz und grossartiger Schönheit. Freilich kräftige, ausdauernde und schwindelfreie Steiger müssen es sein; aber wer weiss, welche Früchte solchen hier in den Schoss fallen würden. Hier braucht man kein Bivouak zu fürchten, denn es wird drei Monate lang nicht dunkel; auch die Annäherung an die Berge ist nicht schlimm; man lässt sich mit der Barke bis zur Stelle rudern, wo man in die Wand einsteigen will, es wäre denn, dass ohnedies der Dampfer dort hielte. Überall am Ufer stehen die Fischerstationen zerstreut, in denen man Unterkunft, Proviant und Boote erhalten kann, und die telegraphische Verbindung mit der Heimath fehlt nicht. Selbst das Wetter, das während unseres ganzen Aufenthaltes im Nordland — also mehr als eine Woche lang — von tadelloser Reinheit war, soll diesen schätzenswerthen Charakter im Sommer häufig besitzen.

Den besten Einblick in die Natur der Lofoten und den tiefsten Eindruck von ihrer Schönheit gewannen wir aber durch einen Ausflug zum Troldvand. Eine Bootfahrt durch den Raftsund brachte uns in zwei Stunden von Digermulen in den Troldfjord, einen ganz engen, etwa 2 *km* langen, wirklichen Fjord, der sich in die Kette der erwähnten Tinder einschneidet. Überaus steil, fast senkrecht fallen die blank polierten Granitwände in die durchsichtige Flut. Nach kurzer Fahrt ermässigt sich die Neigung des linken Ufers soweit, dass das Boot an den birkenbewachsenen Hang anlegen kann. Nebenan stürzt ein starker Bach in Kaskaden herab, man sieht wie das süsse und salzige Wasser sich mengen. Die Felsen des Ufers sind reichlich mit einer prächtigen, bunten, marinen Fauna und Flora besetzt; eine schöne, gelb und violette Schirmqualle musste das unerhörte Schicksal erleben, mit dem Eispickel ihrem Elemente entrissen zu werden. Ein kennbarer Pfad führt längs des Baches durch üppiges Gesträuch und Gras etwa eine halbe Stunde lang aufwärts. Da öffnet sich plötzlich der überraschendste Ausblick: ein See von etwa 3—4 *km* Länge und einigen Hundert Metern Breite liegt vor uns; auf der linken Seite und im Hintergrunde umstanden von der Hauptkette der »Tinder«, die von ihren Gipfeln in einer Flucht von 1000 *m* Höhe, mit schwarzen Steilwänden in die Flut abstürzen. An das Ende des Sees schliesst sich ein gletschererfülltes Kar, die Eiszunge bricht im Wasser ab und kleine Eisberge treiben auf dem grünen Spiegel dem Abflusse zu, neben dem wir stehen. An Steilheit und Wildheit ist die Bergumrahmung nicht zu übertreffen, überall drängen sich zerborstene Hängegletscher aus den Schluchten und steile Eiskamine führen zu firnbeladenen Hörnern und dunklen Nadeln empor. Wir selbst aber ruhen im hohen, blüthenreichen Grase und sehen zu, wie die Eisschollen in die Strömung des Abflusses hineingezogen werden und an den Felsblöcken zerschellen. Ich kenne keine alpine Landschaft von solcher Konzentration der Wirkung. Gerade weil die Maasse im Vergleich zu ähnlichen alpinen Szenerien etwas klein sind, ist man jeder Einzelheit um so näher; es ist alles beängstigend herangerückt, man sieht die Berge in einer Perspektive, wie wenn man am Fusse unserer Dolomitriesen steht; dazu aber der lachende Seespiegel, die blühende Üppigkeit der nächsten Umgebung und die lautlose Stille eines sonnigen Nachmittags.

Unser Besuch auf den Lofoten war nicht der Schluss, sondern der Beginn unserer norwegischen Reise, denn ins Nordland muss man ziehen, wenn der Tag am längsten und der Sommer doch schon eingezogen ist, also anfangs Juli. Wir sahen dann noch viel Schönes, wir sahen erst Norwegen, aber alles, Fjord und Fjeld, Jostedalsbrae und Jotunheim wird überstrahlt von der Erinnerung an die Lofoten, mit ihren glatten Sunden und wilden Tindern mitten im weiten Ozean, mit den in der Ferne verschwimmenden Alpenketten, vor allem aber mit ihren Zaubernächten, wo Abend- und Morgenroth in Eins verschmolz und ewiger Feiertag zu herrschen schien. So sahen wenigstens wir sie, und wir danken dem Schicksal für diese grosse Gnade.

Aus den argentinischen Anden.

Von

Jean Habel.

Nächst den centralasiatischen Gebirgssystemen tragen die Anden Südamerikas die höchsten Erhebungen der Erde. Im Aconcagua ragen sie, wie bis jetzt bekannt, am weitesten in die unseren Planeten umgebende Luftschicht empor. Dieser südlich des 32. Breitengrades, dicht an der argentinisch-chilenischen Grenze gelegene Berg wurde auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise, im Südsommer 1882/83, von Dr. Paul Güssfeldt bis auf wenige hundert Meter unterhalb des Gipfels zum erstenmal bestiegen und vermessen. Der Jahrgang 1884 dieser Zeitschrift enthält einen kurzen Bericht über diese Reise und eine Abbildung des Berges, von Norden aus gesehen. Vergleicht man, um sich eine Vorstellung von den Grössenverhältnissen der Anden zu machen, den 6970 *m* messenden Aconcagua mit den höchsten Bergen des centralasiatischen und centraleuropäischen Gebirgssystems, so ergiebt sich, dass der Kulminationspunkt der Anden 1870 *m* unter demjenigen des Himalaya, dessen höchster Berg, der Gaurisankar, 8840 *m* misst, und 2160 *m* über demjenigen der Alpen liegt, die im Montblanc 4810 *m* erreichen.

Die Reise, über welche in den nachstehenden Zeilen berichtet wird, hatte in erster Linie die Erschliessung der Thäler zum Zweck, die sich unweit des 33. Breitengrades, in nördlicher Richtung, gegen den Aconcagua hinanziehen. Sie erstreckte sich über die Südsommermonate 1893/94 und 1894/95 und wurde beide Male von Europa aus angetreten. — Jener Theil der Anden, welcher die Veranlassung zu der Reise bildete, wird am leichtesten von Osten, von Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, erreicht. Eine grosse Anzahl Dampferlinien vermittelt den Verkehr zwischen dieser grössten Stadt des spanischen Südamerikas und Europa. Für den Centraleuropäer kommen von diesen Linien namentlich in Betracht: die Royal Mail von Southampton in 23 Tagen, der Norddeutsche Lloyd von Bremen in 32 Tagen, die sogenannten »Südamerikaner« von Hamburg in 24 Tagen, und die beiden italienischen Linien, La Veloce und La Navigazione Generale Italiana, von Genua in 18 Tagen. Diese Linien laufen sämmtlich Montevideo, die Hauptstadt Uruguays, an und gehen von hier in etwa zwölf Stunden hinüber an die argentinische Küste, die deutschen in die schönen, neuen Hafenanlagen von Buenos Aires, die italienischen und die englischen Schiffe, ihres grösseren Tiefganges wegen, nach Ensenada, dem Hafen von La Plata, der neuen Hauptstadt der Provinz Buenos Aires. Von Ensenada geschieht die Beförderung der Passagiere meist mittelst Extrazuges in einer guten Stunde, unmittelbar von der Landungsstelle aus, nach der argentinischen Hauptstadt. Die schnellste Beförderung zwischen Europa und dem La Plata bieten die italienischen Linien; einige ihrer vorzüglichen, sehr eleganten Dampfer pflegen die Entfernung zwischen Genua und Montevideo in 16 Tagen zurückzulegen.

Ich bediente mich auf meinen Reisen nach Südamerika der Hamburger Linie, und zwar das erste Mal des Dampfers Bahia, der am 3. Oktober 1893 früh 6½ Uhr seinen Ankerplatz gegenüber dem Baumwall verliess, das zweite Mal des Dampfers Montevideo, der am 15. November um 3 Uhr morgens von derselben Stelle die Elbe hinunterdampfte. Diese Schiffe laufen Funschal auf Madeira an, das sie in sieben Tagen zu erreichen pflegen. Während der Einnahme von Kohlen und Proviant hat der Reisende, wenn keine Quarantäne zu halten ist, Gelegenheit, die an ein norditalienisches Städtchen erinnernde Hauptstadt dieser portugiesischen Insel kennen zu lernen. Von hier führt die zu jener Jahreszeit und in jenen Breiten klimatisch wunderbare Seefahrt in vier Tagen hinunter zu der gebirgigen Kapverdischen Inselgruppe. In weiteren vier Tagen wird der Äquator überschritten, und dann in acht Tagen der Südamerikanische Kontinent in den Sanddünen der Banda Oriental, der Republik Uruguay, gesichtet. Die gelben Fluten des breiten La Platastusses hinauf wird in etwa zwölf Stunden Montevideo erreicht, wo sofort nach Eintreffen Passagiere und Post auf kleine Schleppdampfer übergeladen werden, und das Löschen der Ladung beginnt. Der Reisende hat hier hinreichend Zeit, die Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie elegante Läden, Kirchen, den Kirchhof und die Parkanlage El Prado zu besichtigen. — Der Verkehr zwischen Montevideo und Buenos Aires findet seitens der Dampfer möglichst zur Nachtzeit statt, so dass diese am Morgen mit der Flut durch das schmale, mit Bojen markierte Fahrwasser in die Boca, die Mündung des Flüsschens Riachuelo, das den Zugang zu den Hafenanlagen vermittelt, einlaufen können. In den letzteren steigt man unmittelbar vom Dampfer an Land; in ein paar Stunden ist das Passagiergepäck in den am Quai gelegenen Zollschuppen befördert, worauf die Durchsicht des Gepäckes verhältnissmässig schnell und seitens der Zollbeamten in liberaler Weise stattfindet. Für die Zwecke der Reise mitgebrachte Effekten, Instrumente, photographische Platten u. s. w., wurden anstandslos durchgelassen, oder doch nach der Erklärung, dass sie nur für den persönlichen Gebrauch und nicht für den Handel bestimmt seien, freigegeben. Die Beförderung grösserer Gepäckstücke in die Stadt besorgen Paketfahrtgesellschaften, wie z. B. die Expreso Villalonga. Buenos Aires besitzt gute, in europäischem Stil gehaltene Hotels, auch solche, in denen der Fremde ausser dem Kaffee keine Mahlzeiten einnimmt, wie z. B. das sauber gehaltene Hotel garni des deux mondes in der Calle San Martin, esquina Corrientes.

Die Hauptstadt Argentiniens zählt gegenwärtig ca. 600000 Einwohner. Sie ist wie alle amerikanischen Städte mit sich rechtwinklig kreuzenden, ziemlich engen Strassen angelegt und zeigt im übrigen ein durchaus europäisches Gepräge. Schöne Regierungsgebäude und namentlich Bankhäuser; eine Fülle von Theatern und Restaurants, in denen gerade nicht immer die grössten Genüsse geboten werden; Markthallen; ein ausgebreitetes, durch fast alle Strassen führendes Pferdebahnnetz, auf dem die Kutscher zur Freihaltung der Schienen den Kuhhörnern herzzerreissende Töne entlocken; grosse Plätze mit Schmuckanlagen; ein Park (Palermo); Villen-Kolonien, wie z. B. die von Belgrano, Tigre etc., in wenigen Minuten mit der Eisenbahn vom Zentrum der Stadt zu erreichen — geben dem Leben dort einen durchaus grossstädtischen Charakter. Auch Bierpaläste fangen an sich aufzuthun, in denen ein vorzügliches, an den Ufern des La Plata nach Münchener Art gebrautes Bier verschenkt wird. Dasselbe ist das Produkt der grossen, von Deutschen geleiteten Brauerei in Quilmes bei Buenos Aires, das sich ganz Argentinien erobert hat, und am Fusse der Anden ebenso gerne getrunken wird, wie in der Pampa. — Die Stadt ist seit 1880 Sitz der argentinischen Federalrepublik geworden, infolgedessen die Behörden der Provinz Buenos Aires nach der 50 *km* südöstlich gelegenen,

1882 gegründeten Stadt La Plata übersiedelten. Diese letztere, in grossartigstem Stile geplant, liegt halb in Ruinen. Die Mittel, die zahlreichen, auf einmal begonnenen Regierungsgebäude zu vollenden, fehlen, und so ist der Bau der meisten derselben nicht über die Umfassungsmauern, die jetzt als Wahrzeichen argentinischen Unternehmungsgeistes emporragen, gediehen. Zu den vollendeten Gebäuden zählt das unter Don Francisco Morenos Leitung befindliche Museum de la Plata, das auch die paläontologischen Ausgrabungen der Pampas enthält, vor allem die schönen Exemplare der riesigen Faulthiere und Gürtelthiere. Auf den Bildern, die das Vestibül des Museums schmücken, ist der ca. 2 *m* lange, schildkrötenähnliche Panzer eines Gürtelthieres, Glyptodons, als Behausung des Menschen der Diluvialzeit dargestellt.

Argentinien besitzt schon heute ein ausgebreitetes Eisenbahnnetz, das südlich bis zu dem schnell aufblühenden Hafen Bahia Blanca, nördlich bis nach Jujuy, der Hauptstadt der gleichnamigen, nordwestlichen Provinz sich erstreckt. Das entspricht ungefähr der Entfernung von 15 Breitengraden oder derjenigen zwischen Wien und Petersburg. In westlicher Richtung führen die Schienen der Bahn »Buenos Aires al Pacifico« bis nach Villa Mercedes, und von dort diejenigen der »Gran Oeste Argentino« über San Luis nach Mendoza, an den Fuss der Anden. Diese beiden Bahnstrecken von zusammen 1200 *km* entsprechen ungefähr der Entfernung zwischen Wien und Paris. — Dreimal wöchentlich verkehren die durchgehenden, mit Schlaf- und Restaurationswagen versehenen Züge auf diesen letzteren Linien, und zwar derartig, dass sie Buenos Aires abends gegen 9 Uhr verlassen und nach nicht ganz 36 Stunden in Mendoza eintreffen. Dadurch wird die Fahrt durch die einförmige, endlose Ebene der graugrünen Pampa mit ihren weidenden Rindern, Pferden, Schafen und Schweinen weniger ermüdend, da man den grösseren Theil derselben in dem gut eingerichteten Schlafwagen verträumen kann.

Bis zur kleinen Station La Cautiva, die gegen 11 Uhr vormittags erreicht wird, ist die Pampa so flach wie ein Teller, dann wird das Terrain welliger, vegetationslose Sanddünen (Medanos; Binnenlandsdünen) treten auf, und in der Ferne werden die Ausläufer der Sierra de Córdoba sichtbar. Um 3 Uhr trifft der Zug in Villa Mercedes ein, einem Städtchen von 7000 Einwohnern, über dessen blühenden Alfafafeldern (Luzernklee) im Februar Tausende von kleinen, dunkelgelben Schmetterlingen schwebten. Vor Villa Mercedes kommt man durch niedrigen Holzbestand, anscheinend zur Gattung der Algarroben gehörig und an schlecht gepflegte Olivenplantagen erinnernd. Dieser dürftige Wald setzt sich auch weiter westlich fort, bis die Bahn anfängt zu steigen. Sie führt über die Ausläufer der Sierra de San Luis, hinter Alto Grande in einer Höhe, die nach Ablesung des Aneroids ca. 1000 *m* betragen dürfte. Um 7 Uhr wird die 8000 Einwohner zählende Stadt San Luis erreicht, wo der Reisende zu Abend speist, während er sein Frühstück und Mittagessen im Speisewagen des Zuges erhält. Die Nacht gestattet dann nur den Anblick zahlreicher Schwärme von Leuchtkäfern, bis am Morgen, ungefähr bei der Station Maipú, die vergletscherte Kette der Anden mit dem Tupungato (6710 *m* nach Moussy) sichtbar wird. Bald darauf, um 5 Uhr, läuft der Zug in Mendoza ein.

Mendoza, 774 *m*, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, wurde am 20. März 1861, an einem Aschermittwoch, gerade zu einer Stunde als die Kirchen des Feiertages wegen überfüllt waren, von einem Erdbeben heimgesucht und fast vollständig zerstört. Über 10000 Menschen haben dabei nach Latzina, 2—3000 nach Burmeister ihr Leben eingebüsst. Nach letzterem bewegte abends zwischen 8½—8¾ Uhr, bei Vollmond, der viele Leute auf die Strasse gelockt hatte, ein heftiger, plötzlicher Stoss die Erde und legte alle Gebäude, grosse und kleine in Trümmer. Nur das Theater, auf einem freien Platze gelegen, widerstand. Dann trat eine Ruhe-

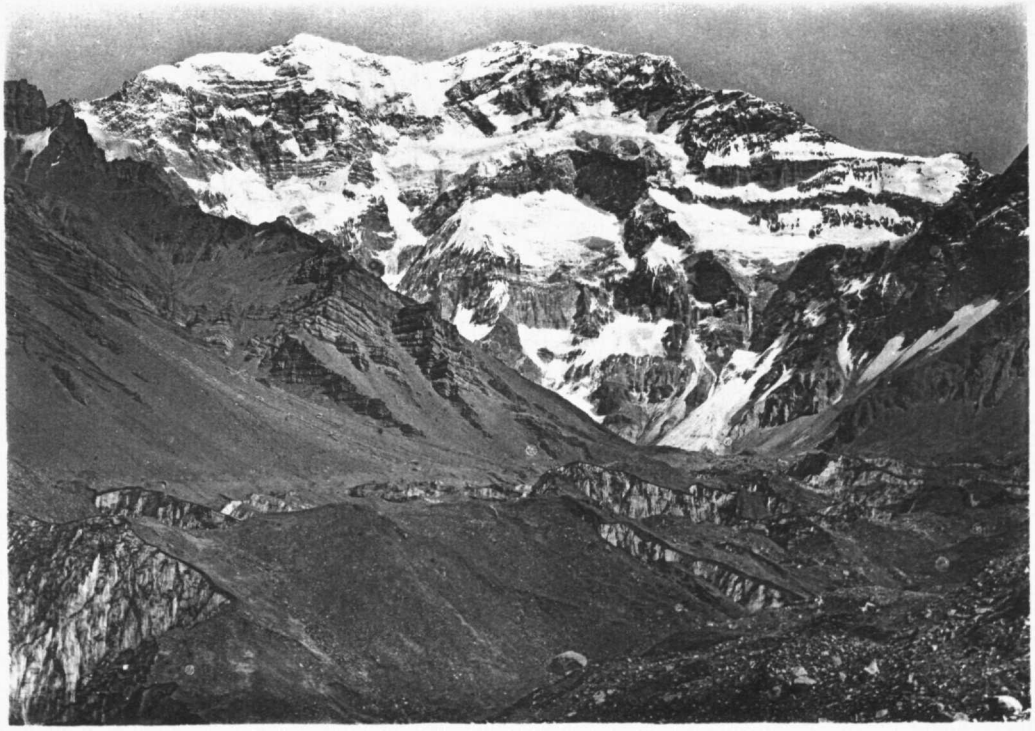
pause von einigen Minuten ein, doch bald erneuerten sich die Stösse und wiederholten sich, weniger heftig, die ganze Nacht hindurch, in Zwischenräumen von 3— 5Minuten. Das Erdbeben setzte sich noch acht Tage lang mit vereinzelt sehr heftigen Stössen fort und hörte dann auf. — Die neue Stadt wurde etwas weiter westlich erbaut; sie zählt jetzt 18000 Einwohner und macht mit ihren breiten, mit Bäumen eingefassten Strassen einen ungemein vortheilhaften Eindruck. Sie ist das Centrum einer üppigen Weinkultur, die den Wohlstand der Stadt bedeutend gehoben hat und noch weiter heben wird, wenn erst eine rationelle Behandlung des Produktes Platz gegriffen hat. Gegenwärtig lagern die Weine über der Erde in grossen, luftigen Räumen, sogenannten Bodegas, unter oft unglaublichen Temperaturen. Ihre Fruchtbarkeit verdankt die Umgebung Mendozas dem gleichnamigen Fluss, der unweit der Stadt vorbeifliesst, und der das Wasser für ein weitverzweigtes Bewässerungssystem liefert. In letzter Zeit hat sich zu der Erdbebenkalamität noch diejenige der Wassernoth gesellt. Bei heftigen Regengüssen, die im Hochsommer sich einzustellen pflegen, ist die Stadt im Jahre 1895 wiederholt der Schauplatz von Überschwemmungen gewesen, die sehr bedeutende Verluste verursachten. Veranlassung dazu scheint die mangelhafte Anlage der Bewässerungskanalisation im Südwesten der Stadt zu bilden. Am 10. Februar, an dem das Thermometer um 8 Uhr früh bei wolkenlosem Himmel + 18° zeigte, war ich Zeuge einer derartigen Überschwemmung. Der Tag wurde schwül. Nach 8 Uhr abends fielen von dem inzwischen ganz bewölkten Himmel einige Regentropfen, und nach 10 Uhr gieng unter fast unaufhörlichen Blitzen und häufigen Donnerschlägen ein Gewitter nieder, das innerhalb einer Stunde das Centrum der Stadt vollständig unter Wasser setzte. In der Hauptverkehrsader, der Calle San Martin, strömte dasselbe in die Verkaufsläden und richtete arge Verwüstungen an. Erst um 1 Uhr nachts fieng das Wasser an sich zu verlaufen, und der Verkehr in den Strassen wurde wieder möglich. Noch schädlicher wirkte die Überschwemmung, welche die Stadt in der ersten Hälfte des Januar heimsuchte.

Mendoza ist Ausgangspunkt der nach Westen weiterführenden Kordillerenbahn, die den stolzen Namen führt »Ferro Carril Trasandino de Buenos Aires à Valparaiso« und auf der argentinischen Seite gegenwärtig ungefähr in einer Länge von 140 *km*, bis zur Station Punta de las Vacas, vollendet ist. Die Bahn steht unter der Leitung tüchtiger, ausländischer Ingenieure; sie ist in ihrem oberen Theil streckenweise Zahnradbahn. Auch auf dieser Bahn verkehren die Züge im Hochsommer dreimal wöchentlich und zwar derartig, dass sie, im Anschlusse an die östlichen Linien, Mendoza um 6 Uhr früh verlassen. Die Bahn führt zunächst südlich, durch Weingärten der besten Lagen, an den tief eingebetteten Rio de Mendoza und wendet sich dann westlich um den Fuss des Paramillo de Uspallata, der Vorberge dieses Andentheils. Nach einer guten Stunde ist man vollständig im Gebirge, durch das der Rio de Mendoza, dem die Bahn folgt, in südwestlicher Richtung von Uspallata ab, strömt. Vor letzterer Station, vier Stunden von Mendoza, öffnet sich der Blick auf einen weiten Thalkessel mit der vergletscherten Kette des Cerro de la Plata (5860 *m* nach Avé-Lallemant) im Hintergrund, ein herrliches Panorama. Dann schwenkt die Bahn wieder westlich und erreicht, dem nun nordwestlich strömenden Flusse folgend, ihren Endpunkt in Punta de las Vacas (2460 *m*). Die Weiterbeförderung der Reisenden geschah im Jahre 1895 von hier aus das breite, nach Westen umbiegende Hochthal des Flusses hinauf, der hier den Namen Rio de las Cuevas annimmt, auf der eben fertiggestellten, fahrbaren Strasse, in von Pferden gezogenen Wagen, die eine Stunde nach Eintreffen des Zuges, um 2 Uhr nachmittags, abfuhren, und gegen 6 Uhr in Las Cuevas, am Fusse der Hauptkordillere, eintrafen. Hier nächtigten die Reisenden

in den beiden dürftigen Gasthäusern. Am nächsten Tage, um 6 Uhr früh, erfolgte dann der Aufbruch zu Maulthier. In einer guten Stunde sind die Uspallatapässe (Cumbre; Paso de la Iglesia, der westlichere, 3810 *m*; Paso Vermejo, der östlichere, der 160 *m* höher liegen soll) erreicht, von wo der Abstieg bis nach Juncal vier Stunden in Anspruch nimmt. Zu Wagen geht es dann in zwei Stunden nach Salto Soltado, von hier mit der Eisenbahn »Clark« nach Los Andes und mit der chilenischen Staatsbahn nach Santiago oder Valparaiso, die beide nach 10 Uhr abends erreicht werden. — Die Reise vom atlantischen zum stillen Ocean vollzog sich also im Südsommer 1894/95 bereits in 72 Stunden, einschliesslich eines zwölfstündigen Aufenthalts. Auf beiden Seiten war man zu dieser Zeit beschäftigt, die fahrbare Strasse zu vollenden. Sie führt von Las Cuevas in vielen Windungen bis dicht an den Paso de la Iglesia und dann unterhalb des kleinen, beide Pässe trennenden Gipfels hinüber zum Paso Vermejo und über diesen nach Chile hinab. Die Steilheit der Hänge auf der chilenischen Seite unterhalb des westlicheren Überganges hat jedenfalls diese Wahl veranlasst. Diese Pässe sind im Hochsommer fast ganz schneefrei; auf der chilenischen Seite zeigte sich zuweilen etwas Eis. Nach einer brieflichen Mittheilung aus Valparaiso wurden dieselben noch im Südwintermonat Juli 1895 begangen, und im September bereits wurde seitens der Transportgesellschaften wieder auf die Verbindung aufmerksam gemacht, da nur 25 *km* zu Fuss zurückzulegen wären; — doch hätten Reisende, die zu dieser Zeit nicht über Juncal vordringen konnten, auf dem Rückwege nach Los Andes mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt.

Vom Passe erschliesst sich eine wunderbare Aussicht auf das Innere der Kordillere. Nach der argentinischen Seite blickt man das Thal des nun nach Norden umbiegenden und von Las Cuevas den Namen Rio de las Bodegas annehmenden Flusses aufwärts bis zu den vergletscherten Hängen, die den rechten Lauf seines Ursprungs begleiten und nähren. Im Vordergrunde erscheinen die hangenden Gletscher des Tolorsagrats und die höchsten Gipfel des Cerro de la Tolorsa dahinter, während links davon, $2^1/_2{}^0$ östlich vom magnetischen Nord, ein hoher Berg, der Kamm der andinen Jungfrau, des im Horconesthal gelegenen Cerro de los Almacenes, erscheint. Schutthalden verdecken den Blick ostwärts auf das Flussthal. Auf der chilenischen Seite sind über niedrigeren Kämmen die mächtigen, vereisten Wände des Cerro Juncal und westlich davon senkrecht abfallende Felskolosse, welche die Einheimischen Los Leones nannten, sichtbar. Das beigegebene Bild der Uspallatapässe wurde oberhalb des linken Ufers des Bodegasflusses in einer Höhe von 4160 *m* aufgenommen. Zieht man zwischen den auf dem Bilde befindlichen beiden Leuten eine Vertikallinie, so schneidet dieselbe auf dem vorderen Gebirgskamm, jenseits des Thals, eine kleine Spitze, welche die beiden Pässe über die Cumbre trennt. Links von derselben befindet sich ein kleines, längliches Schneefeld auf dem Paso Vermejo, die rechts von ihr gelegene Einsattlung ist der Paso de la Iglesia. Im Hintergrunde erscheinen links von der Vertikallinie die Firnfelder des Cerro Juncal, rechts von ihr, im magnetischen Süd, die Felswände Los Leones.

Vom 30. November bis 11. Dezember 1893 hielt ich mich am Fusse der Cumbre, in Las Cuevas (3180 *m*) auf und unternahm von dem damals einzigen kleinen Gasthause, in dem ich übrigens ganz leidlich verpflegt wurde, Vorstösse in die umgebende, unbekannte Bergwelt. — Dicht vor der kleinen Ebene von Las Cuevas, an dem sich auch der Eingang zu dem projektierten, noch nicht in Angriff genommenen Eisenbahntunnel befindet, führt die Strasse durch einen Bergsturz, dessen riesige Trümmer den Rio de las Cuevas auf natürliche Weise überbrücken. Von diesem Bergsturz blickt man nach Nordwest in ein kleines Hochthal — nennen wir dasselbe El Cajon de la Tolorsa — dessen beide konisch ge-





Habel, 25. u. 24 Janr. 1895.

Lichtdruck v. Albert Frisch, Berlin W.

Ursprung und Ende des Vorderen Horconesgletschers.

formte Gipfel die von der Cumbre sichtbaren, hangenden Gletscher tragen, dessen nördlichster bis 3930 *m* hinabreicht. — Am 4. Dezember überschritt ich um 4½ Uhr morgens den Fluss mit zwei Begleitern, einem Chilenen (José Gelver) und einem Argentinier (Anacleto Olivaría), stieg das Hochthal hinauf und schwenkte dann nordöstlich gegen die geneigten Wände vor dem vorderen Gipfel. Das Besteigen derselben war bei der Neigung und dem festen Gestein, auf dem meist nur wenig herausschauende Fragmente Halt boten, nicht ganz leicht. Infolgedessen kam ich oben allein an und auf meinen Zuruf erfolgte von unten das »non possumus« auf castilianisch. Schliesslich kam Anacleto doch auf Strümpfen hinauf, und bald nachher erschien ohne Hilfe des inzwischen herausgeholten Seils auch José auf der Bildfläche. Um 9¼ Uhr machten wir eine dreiviertelstündige Rast (4280 *m*) unter-

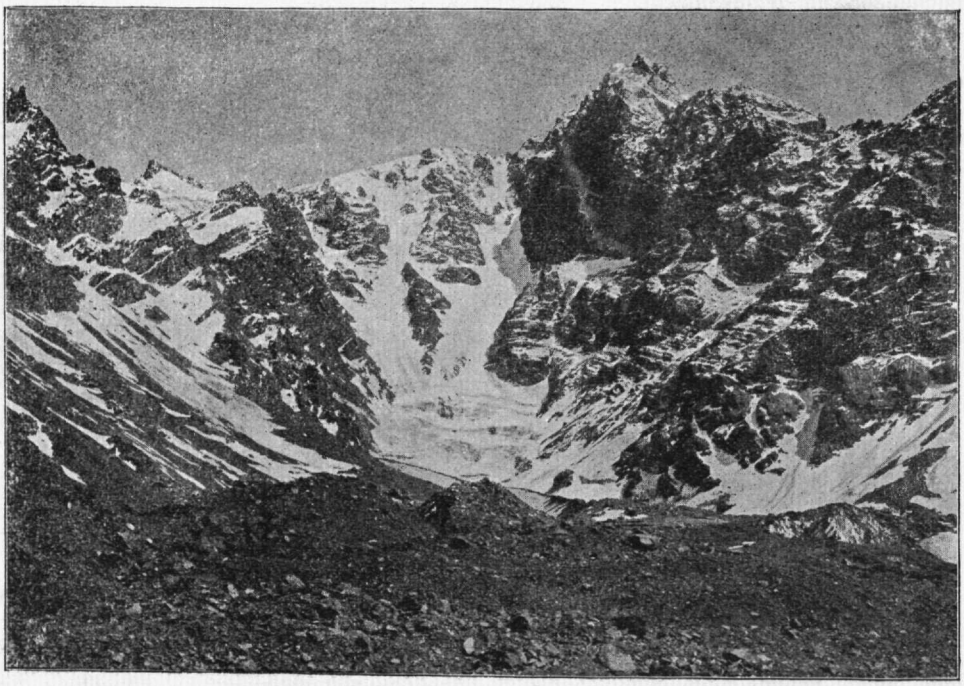


9. XII. 1893. *Die Uspallatapässe und die Berge Chiles.*

halb eines Grates, über den die Gipfel des Cerro de la Tolorsa sichtbar waren; dann erreichten wir über wenig geneigten Firn in 25 Minuten jenen Grat, von dem ich annahm, dass er den weiteren Anstieg vermitteln würde. Zu meiner Überraschung fand sich jedoch, dass ihn ein breites Thal von der Tolorsa trennt, und dass dasselbe ausgefüllt wird durch einen Gletscher erster Ordnung, dessen hauptsächlichstes Nährgebiet eine steile Firnhalde bildet, und dessen Zunge in geringer Neigung, trümmerbesät, stark zerklüftet, und ohne Schneebedeckung, so dass ich von meinem Standpunkte in die offen liegenden Spalten hinabblickte, in Südsüdost- und Süd-Richtung zu der nach Las Cuevas führenden Strasse hinabzieht. Wir stiegen noch 1½ Stunden höher hinauf (4560 *m*) und machten dann im Graupelwetter Kehrt, in der Überzeugung, dass ein weiteres Resultat auf diesem Wege wohl kaum zu erreichen sei. Beim Überschreiten von Fels gegen ein Firnfeld hatten wir oben das Seil angelegt. Ich war froh, als wir die Thalsohle wieder unter den Füssen

hatten. Um 5 Uhr trafen wir wieder in Las Cuevas ein. — Meine beiden Begleiter besassen entschieden Schneid und bergsteigerisches Talent, was sie auch bei einer anderen Gelegenheit im Bodegasthal bewiesen. Auf der Abbildung der Uspallatapässe sind sie im Vordergrunde sichtbar.

Am Tage nach der Auffindung des Tolorsagletschers ritt ich flussabwärts und dann die Höhen hinauf, die ihn gegen die Strasse hin verdecken. Von hier, dem Paramillo de las Cuevas, am östlichen Ufer des Gletschers und in einer Höhe von 3710 *m*, wurde die diesen Zeilen beigegebene Ansicht aufgenommen. Ungefähr 3,3 *cm* vom oberen und 2,8 *cm* vom linken Rande des Bildes befindet sich die Einsattlung, von der ich zuerst den Gletscher erblickte, und auf dem Firnfeld, unterhalb der darüber gelegenen kleinen Spitze die Stelle, bis zu der wir damals vordrangen. — Dieser Gletscher zeichnet sich durch eine bedeutende Schuttbedeckung aus, so dass man ganz im Vordergrunde und an den Wällen des rechten Ufers das Eis unter den Felstrümmern nicht erkennen kann; an dem Wall des linken



5. XII. 1893. *Gipfel und Gletscher des Cerro de la Tolorsa.*

Ufers tritt das Eis auch auf dem Bilde zu Tage. Ich verfolgte die linke Seitenmoräne des Gletschers abwärts, mühsam über das grobe, sie bedeckende Geröll kletternd. Hier fand sich bei 3560 *m* noch ein mächtiger Gletscherbruch und das Eis dürfte auch noch etwas weiter hinabreichen, doch war dasselbe unter dem Schutt nicht festzustellen, da die Eispickel nicht zur Stelle waren. Der Gletscherbach, zu dem es dann steil hinabgeht, ist ein ganz minimaler und war am Nachmittage bereits wieder gefroren. Ein Thor und einen sichtbaren Abfluss besitzt dieser Gletscher nicht; seine Entwässerung dürfte wohl unterirdisch erfolgen. Das Erdreich in seiner Nähe war zerrissen; es zeigte Spalten wie ein Gletscher und kleine Nadeln, wie der Nieve penitente oder Büsserschnee. — Diese letztere sonderbare Bildung scheint

nur den Anden eigenthümlich zu sein. Vorzüglich tritt sie auf Schneeflächen auf, aber auch auf Eis und seltener auf Erde. Meist besteht sie aus nadelförmigen, wohl durch die Sonne und besonders den Wind hervorgerufenen Modellierungen. Man trifft Schneefelder an, auf denen die über einen Meter hohen Nadeln so eng zusammenstehen, dass man gerade Platz findet, um sich auf den konkaven Furchen zwischen ihnen durchzuwinden. Einige dieser Nadeln, aus dichtem Schnee bestehend, fallen bei der geringsten Berührung um, einen Stumpf zurücklassend; andere weichen nur einer gewissen Kraftanstrengung. Es giebt ausgedehnte Felder von Penitenteschnee, die sich an den Bergen hinabziehen, andere, weniger umfangreiche liegen in Thalsenkungen und auf ebenen Stellen der Hänge. Dünnere Schneelagen an Halden und auf Hochflächen zeigen diese Bildung nicht, ebensowenig tiefer in den Thälern lagernde, grössere Reste von Lawinenschnee.

Ungefähr 10 *km* von Las Cuevas und 20 *km* von Punta de las Vacas liegen am rechten Flussufer einige dürftige Gebäude, die Incabäder, los Baños del Inca, in einer Höhe von 2760 *m*. Die Veranlassung zur Anlage derselben bildeten Quellen, die wenige Schritte unterhalb der Gebäude am rechten Pfeiler einer Naturbrücke entspringen und eine Temperatur von 33° besitzen. Die Quellen sind Kalksäuerlinge und entleeren sich in von ihnen selbst gebildete Sinterbecken, die als Badewannen für die Besucher der Incabäder dienen. Die Brücke, el Puente del Inca, liegt 20 *m* über dem Flusspiegel; ihre Länge beträgt 40 *m*, ihre Breite 30 *m*. Die Entstehung derselben erklärt sich nach Stelzner derartig, dass die das Geröll des Thalbodens überdeckenden, über 1 *m* mächtigen Kalktuffbänke bei der Brücke unterwaschen wurden. Das Geröll wurde fortgeschwemmt, die Bank darüber, vielleicht immer wieder durch die nahe Quelle verstärkt, blieb stehen und bildet jetzt den Bogen der Brücke. Oberhalb und unterhalb der letzteren haben die Quellen vom Eisenocker gefärbte, meterhohe und kaskadenförmige Ablagerungen angesetzt, und vom Brückenbogen hängen zahlreiche Stalaktiten herab, so dass sie einen ganz magischen Eindruck macht.

Ich war von Las Cuevas nach Chile hinunter gegangen, hatte Santiago, Valparaiso und die deutschen Kolonien in Valdivia und Puerto Montt besucht und war durch den Smyth Channel und die Magalhäesstrasse nach Buenos Aires zurückgekehrt, in der Absicht, nochmals in die Anden zu gehen. Als Standquartier wählte ich diesmal die Baños del Inca und nahm vom 2. bis 18. Februar Aufenthalt in dem gerade nicht sehr empfehlenswerthen »Badeetablissement«, das demnächst durch eine menschenwürdigere Anlage seitens einer englischen Gesellschaft ersetzt werden soll. Hier waren Begleiter nicht zu erhalten und meine Ausflüge wurden infolge dessen allein unternommen.

Eine Stunde westlich von den Bädern mündet in das Hauptthal ein nördliches Seitenthal, el Valle de los Horcones, aus dem der gleichnamige Fluss strömt, der einige hundert Meter oberhalb der Bäder seine trüben Fluten mit denjenigen des Rio de las Cuevas vereinigt. Im Hintergrunde jenes Thales wird von der Strasse und noch besser von dem ihm vorgelagerten niedrigen Höhenzug, el Paramillo de los Horcones, ein vergletscherter Berg sichtbar, in ähnlicher Weise wie die Jungfrau von Interlaken. Es ist der Cerro de los Almacenes. Am 7. Februar verliess ich beim Grauen des Tages, kurz vor 5 Uhr, die Bäder, nur bewaffnet mit Aneroid, Thermometer, Prismenkompass, Fernrohr, Eispickel und dem nöthigsten Mundvorrath. Ich verfolgte zunächst die Strasse thalaufwärts, überschritt den Paramillo de los Horcones und traf um $6^1/_2$ Uhr an einer kleinen Lagune (3010 *m*) ein. Der Tag war wolkenlos und windstill. Um $7^1/_2$ Uhr nöthigte der Horconesfluss, den ich seiner Wassermasse wegen nicht überschreiten konnte, sein zerrissenes, rechts-

seitiges Ufer etwas höher zu umgehen, dann stieg ich wieder zu ihm hinab und folgte seinem Laufe thalaufwärts. Um 9 Uhr verliess ich den Fluss, der hier dicht an einer senkrechten Felswand entlang fliesst, und wandte mich westlich die Halde hinauf, zu den sie begrenzenden Felsen und durch eine steile Rinne auf den Grat der letzteren. Hier rastete ich, was das besondere Interesse eines winzigen Kolibris zu erregen schien, der dicht neben mir flatternd, seine Neugier in wenigen Sekunden befriedigte und dann von einem riesigen Condor abgelöst wurde, der, über mir kreisend, seine Okularinspektion auf ebensoviele Minuten ausdehnte. Es war 11½ Uhr geworden. Das Aneroid wurde abgelesen und das Schleuderthermometer in Bewegung gesetzt. Dann musterte ich von dem 3500 *m* hohen Punkte die Gegend mit dem Fernrohr. Der Fuss der vergletscherten Hänge des Cerro de los Almacenes wurde durch einen davorliegenden Berg verdeckt. Am Fusse des letzteren befand sich ein Gletscherthor, hinter dem ein Stück eines Gletschers sichtbar wurde und aus dem der Rio de los Horcones wahrscheinlich seine Hauptnahrung erhält. Das Klinometer des Prismenkompasses ergab, dass der Gletscher ungefähr auf der Höhenkurve meines Standpunktes endigte. Ich verliess den letzteren um 12½ Uhr, um zu versuchen, mich dem Gletscher zu nähern.

Auf ihrer unteren Hälfte war die Halde von den Schmelzwassern des Frühjahrs derartig zerrissen, dass sie nicht gangbar war, sie endigte an der senkrecht zum Flusse abfallenden Felswand. So stieg ich zu tief hinab und musste wieder hinauf. Auch dann schlug ein Versuch, den Weg über die tiefeingerissenen Furchen zu kürzen, wobei sich der Eispickel vorzüglich bewährte, fehl. Bis an die Felswand musste ich zurück, um das Hinderniss zu umgehen. Jenseits desselben traf ich auf eine für diese Gegend ungemein üppige Vegetation, kleine blumengeschmückte Flächen von Gräsern, und auf eine Quelle (3265 *m*), die ihre Umgebung mit einem ockergelben Flaum bezog. Nach kurzer Rast und reichlichem Genuss des vorzüglichen Wassers von 6½° setzte ich den Marsch um 3 Uhr fort, an mächtigen Gipslagern vorbei und über klares Wasser führende Bäche, bis ich um 4¾ Uhr den oberen Rand des Gletscherthors vor mir hatte (3440 *m*). Die Rücksicht auf den Heimweg und der Wunsch, die unangenehmen Stellen des Weges möglichst vor Eintreten völliger Dunkelheit zurückzulegen, bewogen mich, hier umzukehren. Um 6 Uhr war ich wieder bei der Quelle, noch in der Dämmerung an der morgens um 7½ Uhr betretenen Stelle und, nach einer nächtlichen kurzen Verirrung, um 11¼ Uhr in den Bädern.

Um einen Ausblick nach Norden zu gewinnen, stieg ich am 11. Februar um 6 Uhr 20 Min. vormittags die Runse hinauf, die sich unmittelbar vor dem östlich (112½°) von den Bädern gelegenen, rothen Sandsteinfelsen in südlicher Richtung hinanzieht. Da es für die Aufschliessung der dortigen Gegend von Nutzen sein kann, will ich hier kurz darüber berichten. In der Runse nöthigte eine hohe Stufe zum Ausweichen an dem steilen Hang, später gieng es halbrechts über eine Geröllhalde allmählig bergan, dann kurze Zeit etwas steil durch die Felsen auf den Grat, an den sich auf der anderen Seite eine sanft abfallende Erdschicht anlehnte, auf der ich wie auf einem Teppich gegen den höchsten Punkt des Grates emporstieg. Um 1 Uhr war derselbe erreicht (3870 *m*). Der Aufenthalt unterwegs betrug 1¾ Stunden. Der Himmel, früh bewölkt, hatte sich ganz aufgeklärt; es war windstill, zuweilen wehte eine angenehme Brise. In der herrlich beleuchteten Landschaft fesselte vor allem der Blick auf den Cerro de la Tolorsa (294°). Der Ausblick nach Norden gieng nicht über den Cerro de los Almacenes und die linke Thalseite hinaus. Nach Süden war ein Gletscher (185½°) sichtbar, dessen oberer, reiner Fall von der trümmerlosen Zunge durch ein schmutziges Band getrennt

wurde. Das Gletscherende erreichte nicht die Thalsohle und lag höher als mein Standpunkt. Es machte den Eindruck, als ob dort ein ausgedehntes Nährgebiet sich befindet. Östlich liegt der Cerro de los Penitentes (125 °), ein säulenförmig abgesonderter Berg. Man würde wohl zwischen dem letzteren und dem bestiegenen Berg — er wird vielleicht einen mir unbekannten Namen haben, nennen wir ihn inzwischen Once Febrero — mit den Maulthieren sich dem Gletscher nähern und versuchen können, zum oberen Rio Tupungato zu gelangen, von dem später die Rede sein wird. Nach 2 Uhr setzten heftige Windstösse ein. Der Abstieg wurde in drei kleinen Stunden bewerkstelligt.

Während meines Aufenthalts in den Incabädern waren dieselben sehr stark besucht, sowohl von Bewohnern Mendozas, wie von solchen der Hauptstadt, die hier ganz wie die Europäer der Sommerhitze in der Ebene aus dem Wege giengen. Alle diese Besucher hatten ihre Bedienung und einen gewissen Komfort, wie Tischzeug etc., mitgebracht. Sie gehörten theilweise der besten Gesellschaftsklasse an, so befanden sich aus Buenos Aires ein Arzt mit seiner Gemahlin und ein höherer Beamter in Begleitung mehrerer Damen unter ihnen, was beweist, dass etwas schweizerische Fremdenindustrie auch in jenen Thälern gewiss ihre Rechnung finden würde. Der Verkehr mit dem ersteren Herrn und einem Franzosen, gehörten zu den Annehmlichkeiten meines Aufenthaltes.

Die Hoffnung, geeignete Begleiter doch noch zu erhalten, hatte mich veranlasst, den, abgesehen von einigen windigen und staubigen Nachmittagsstunden, klimatisch sehr angenehmen Aufenthalt in den Bädern länger wie beabsichtigt auszudehnen. Alle diesbezüglichen Bemühungen scheiterten jedoch, und da unter diesen Umständen eine wesentliche Förderung der Zwecke der Reise nicht zu erreichen war, entschloss ich mich hinunterzugehen. So verliess ich denn den Gebäudekomplex der Baños del Inca, jenes Konglomerat von Adobes (Luftziegeln), gebrannten Ziegeln, Trägerwellblech und Brettern, und ritt in drei Stunden hinab nach Punta de las Vacas, beim Cerro de los Penitentes vorbei, der seine wie die Orgelpfeifen aneinandergereihten Säulen gegen einen wolkenlosen Himmel emporstreckte. Unterhalb Punta de las Vacas vereinigen sich die Wassermassen des Rio Tupungato, des Rio de las Cuevas und des von Norden aus dem gleichnamigen Thale strömenden Rio de las Vacas, dessen trübe Fluten ebenfalls darauf schliessen lassen, dass er Gletschern sein Dasein verdankt. Der Zusammenfluss dieser drei Ströme nimmt dann den Namen Rio de Mendoza an. — Mit der Bahn fuhr ich von Punta de las Vacas nach Mendoza zurück.

Um eine vollständige Erschliessung der südlichen Aconcaguathäler und dann des ganzen Berggebietes zu erhalten, war die Ausrüstung einer Expedition nothwendig. Ich hielt die Jahreszeit für bereits zu weit vorgerückt, um jetzt noch von Mendoza diesen Entschluss zur Ausführung zu bringen und verliess die Anden mit dem Vorsatze, im nächsten Südsommer zu ihnen zurückzukehren und die Erschliessung jener unbekannten Thäler in der angegebenen Weise zu versuchen. Das geschah denn auch. Am 21. Februar verliess ich Mendoza, besuchte das argentinische Ostende Mar del Plata, Paraguay und seinen Chaco, und kehrte über Buenos Aires nach Europa zurück. Am 19. Dezember 1894 traf ich wieder am Fusse der Anden ein.

Meine erste Aufgabe nach meiner Ankunft in Mendoza war für die Zusammenstellung und Verproviantierung einer Tropa zu sorgen. Die Tropa nimmt in Südamerika ungefähr die Stelle der afrikanischen Karawane ein, nur dass das Transportthier der ersteren das Maulthier ist. Mit Hilfe liebenswürdiger Mitglieder der deutschen und schweizerischen Kolonie Mendozas gelang die Zusammenstellung nach einigen

wiederholten Besuchen der Vorstadt von Las Heras, wo die Besitzer und Vermiether der Thiere, die arrieros, namentlich ihren Wohnsitz haben. Sechszehn muntere Maulthiere (mulas) und eine Pferdestute (yegua) wurden gemiethet. — Das Maulthier, dessen Vater der Esel ist, hat einen ungemein entwickelten Herdensinn; das Weibliche seiner Abstammung zieht es an und fesselt es. Dadurch hat man ein vorzügliches Mittel die Thiere zusammenzuhalten; fesselt man die sie begleitende Stute, so entfernen sich die Thiere nicht aus ihrer näheren Umgebung; reitet man mit der Stute davon, so folgen sie ihr. Ganz anders verhält sich das Maulthier, dessen Vater das Pferd ist; ihm fehlt der Herdensinn und bei der Tropa ist es daher nicht verwendbar. — In den Besitz der gemietheten Thiere theilten sich die arrieros Juan Vergara und Juan Oro, die mich auf die Reise begleiteten. Ausserdem wurden zwei kräftige Argentinier, Elias Renoza und Domingo Oro, der Neffe des arrieros, angeworben. Sie dienten mir als Begleiter bei den Bergbesteigungen, als Koch und Diener (mozo de mano). — Die Verproviantierung wurde für zwei bis drei Monate berechnet. Bei ihrer Auswahl giengen mir deutsche Damen mit Rath, ein deutscher Herr mit That an die Hand — ihnen, sowie allen den Freunden, die der Expedition förderlich waren, sei hiermit nochmals wärmster Dank ausgesprochen. - - Ich möchte hier erwähnen, dass Tabak und Zigarettenpapier, Maté und Zucker Artikel sind, die reichlich vorhanden sein müssen, um die Leute bei guter Laune zu erhalten. Ierba Maté, Paraguaythee, sind getrocknete Blätter und Zweige von Ilex paraguayensis, eines Baumes, der in den nördlichen La Plata-Staaten gedeiht. Der stark gesüsste Aufguss wird von allen Südamerikanern untertags häufig genommen, wie der Thee in China oder Japan.

Nach zwölf Tagen waren die Vorbereitungen beendigt, der Kontrakt mit den Leuten auch schriftlich geschlossen, der Proviant bereit. Bei einer Bowle wurde Neujahr gefeiert, und am 1. Januar wohnte ich noch der Eidesleistung des neugewählten Präsidenten der Provinz Mendoza auf dem Platze de la Indepedencia bei. Jahres- und Präsidentenwechsel vollzogen sich an regnerischen, ungemein kühlen Tagen. Am 31. Dezember zeigte das Thermometer um 1^h + 16°, am 1. Januar 1895 um 1^h + 15°. - Am 2. Januar reiste ich mit meiner durch den Proviant auf über 800 *kg* angewachsenen Ausrüstung mit der Bahn nach Punta de las Vacas (2460 *m*), wo meine Leute, die Mendoza mit den unbeladenen Maulthieren zwei Tage vorher verlassen hatten, nach 8 Uhr abends ebenfalls eintrafen. Sie hatten von dem regnerischen Wetter zu leiden gehabt und waren auf dem Wege tüchtig durchnässt worden. - - Aus dem Proviant und durch den Einkauf frischen Fleisches, das in Punta de las Vacas stets zu haben war, versorgten wir uns zunächst für 14 Tage. Die Lasten wurden auf die Thiere derartig vertheilt, dass ein Theil derselben unbeladen blieb und als Reserve mitgieng. Der übrige Proviant blieb in Punta de las Vacas zurück; in dankenswerthester Weise nahm ein Tiroler des Trentino, Angestellter der Eisenbahn, denselben in Verwahrung. Brennmaterial wurde nicht mitgenommen. Als solches dienten die vertrockneten Zweige eines niedrigen Krummholzes, das überall soweit die Vegetation im andinen Hochgebirge reicht, sich reichlich vorfindet und von den Einheimischen cuerno de cabra (Ziegenhorn) genannt wird.

Am 4. Januar war die Tropa marschbereit. Es handelte sich zunächst um die drei Thäler: Vacas, Horcones, Bodegas. In dem geeignetsten derselben sollte dann möglichst weit und hoch vorgedrungen und, je nach dem erhaltenen Resultat, das Aconcaguagebiet von Osten oder Norden über Picheuta oder Uspallata angegangen werden. Trotzdem wenig Aussicht vorhanden war, den durch die letzten Niederschläge sehr angeschwollenen Rio de las Vacas überschreiten zu können,

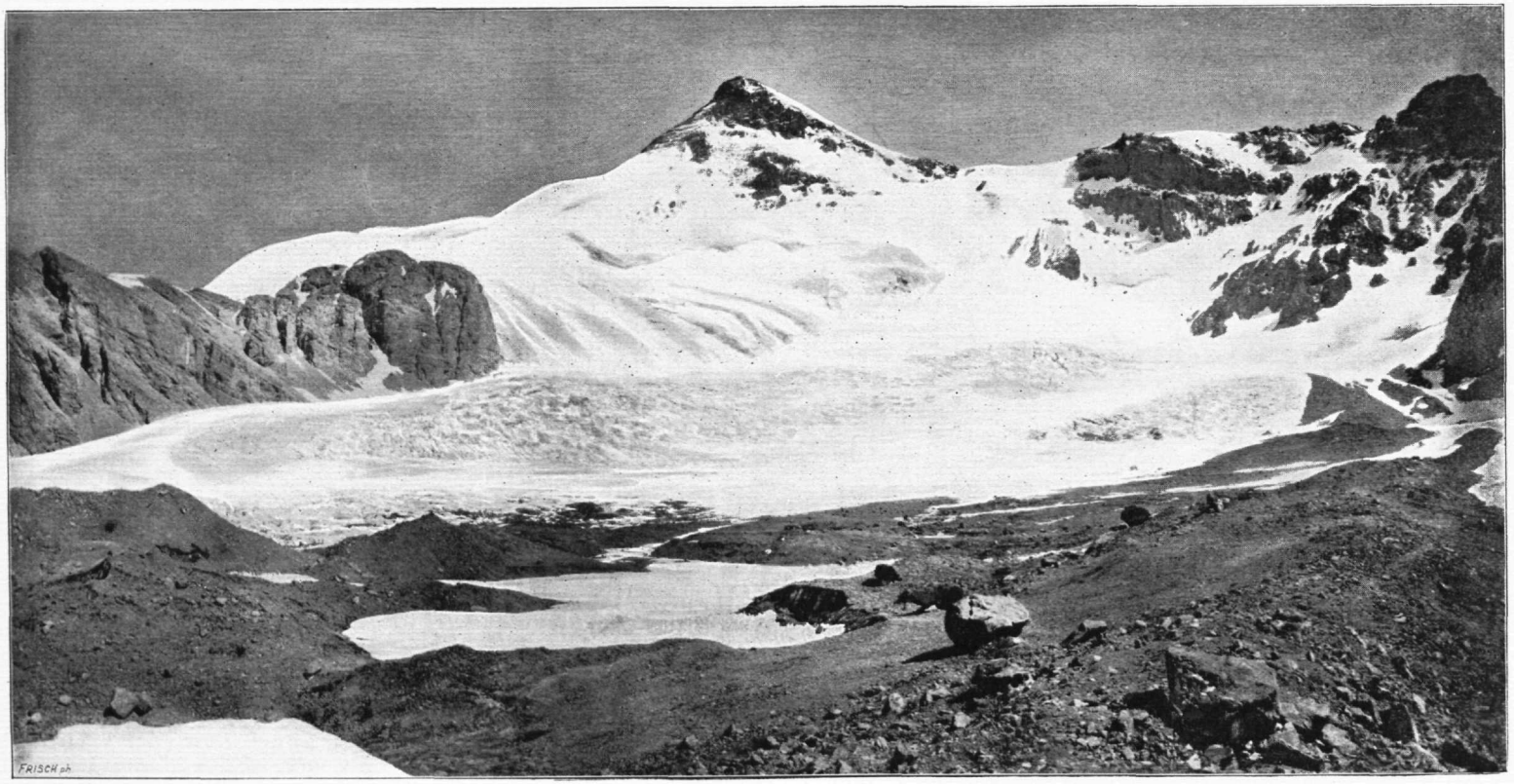
wurde der Versuch gemacht, und nach einstündigem Ritt thalaufwärts die Unmöglichkeit festgestellt, dies auszuführen. An dem kleinen Kanal in diesem Thale, der für die Bewässerung eines Theils der dürftigen Alfalfafelder bei Punta de las Vacas dient, hatten zwei oder drei Bäume Wurzel geschlagen, wahrscheinlich italienische Pappeln, alamos; wohl die einzigen Vertreter des Baumwuchses im Mendozathale. Da anzunehmen war, dass auch der Rio de las Horcones wasserreich und vielleicht nicht leicht überschreitbar sein würde, beschloss ich zunächst, das Thal des Rio de las Bodegas zu besuchen, dessen breiter, vielverzweigter Flusslauf, wie mir aus meinem Aufenthalt in Las Cuevas bekannt war, ein leichteres Fortkommen mit den Thieren ermöglichte. So ritten wir zurück nach Punta de las Vacas, dann thalaufwärts nach den Baños del Inca, denen ich um 2 Uhr einen kurzen Besuch machte, und bis zum Paramillo de las Cuevas, an dessen Fuss, ein wenig oberhalb der Strasse, wir um 4 Uhr das Lager aufschlugen. Am nächsten Morgen wurde um 7 Uhr aufgebrochen, vor 8 Uhr Las Cuevas, um 10 Uhr die Thalbiegung im Valle de las Bodegas, um $10^{3}/_{4}$ Uhr ein Wasserfall am rechten Ufer, nicht sehr bedeutend und anscheinend klares Wasser führend, um $12^{1}/_{4}$ Uhr ein ausgetrockneter Lagunenboden erreicht, und um $12^{1}/_{2}$ Uhr das Lager aufgeschlagen, da der Pasto — die Weide für die Maulthiere — aufhörte (3500 *m*). Hier waren wir den auch vom Paso de la Iglesia sichtbaren Firnfeldern schon bedeutend näher gerückt. Rechts von ihnen (höchste Spitze $344^{1}/_{2}{}^{0}$) erschien ein hoher, steil abfallender Felskoloss ($347^{1}/_{4}{}^{0}$); vom Scheitel bis zur Sohle fast ohne Schneebedeckung, machte er, im Gegensatze zu den sanfter geneigten Firnfeldern, einen fast drohenden Eindruck. Gegen Abend um 8 Uhr war es bei + 4° ganz windstill, so dass ich die Zigarre mit einem Wachsstreichholz im Freien anzündete.

Mit Juan Oro und den beiden Peonen ritt ich am 6. Januar, um 6 Uhr früh, das breite Flussbett aufwärts, erreichte um $7^{1}/_{2}$ Uhr den Fuss des erwähnten schwarzen Berges und machte um 9 Uhr unterhalb der Firnfelder, oberhalb des rechten Ufers des hier in einem Bogen aus einer tiefen Schlucht strömenden Flusses, den wir kurz zuvor überschritten hatten, eine halbstündige Rast. Dann stiegen wir wieder hinab, ritten über den Fluss zurück und die Hänge seines linken Ufers hinauf bis zu der Stelle, die eine vollständige Rundsicht auf den Thalschluss gestattete (4125 *m*). Er wurde photographisch aufgenommen und seine hervorragendsten Punkte angepeilt. Zur Rechten (32°) liegen die anscheinend östlichsten Quellbäche des Bodegasflusses, in der Höhe meines Standpunktes, 20 Minuten von demselben entfernt. Eine Vergletscherung des sie umgebenden Felskranzes wurde nicht wahrgenommen; nur kleine Firnfelder füllen die Furchen seiner steilen Hänge. Nach Westen folgt ein hoher Felskopf ($10^{1}/_{2}{}^{0}$), in dem von mir, als ich zuerst vom rechten Ufer seine höchsten Theile erblickte, die westlichste der drei Aconcaguaspitzen vermuthet wurde. Mehr im Vordergrunde steht eine steile, schwarze Felswand ($4^{1}/_{2}{}^{0}$); die Halden ihres Fusses bilden das rechtsseitige Ufer des Flusses, der dann in die Schlucht tritt. Hinter der Felswand zeigen die Höhen eine ausgedehnte Firnbedeckung. Zunächst folgt eine breite, ganz vergletscherte Kuppe (350°), dann eine Einsattlung und hierauf jene Firnfelder, die mit ihrer höchsten Erhebung ($309^{1}/_{4}{}^{0}$) von der Cumbre aus sichtbar sind (vom Paso de la Iglesia $330^{3}/_{4}{}^{0}$). Weiter westlich werden die weissen Flächen spärlicher, das Thal biegt um und verläuft mit seinen, sanftere Formen zeigenden Vorbergen gegen Süden (182°). Bei unserem Standpunkt lag kein Schnee und Domingo musste gegen den hinter uns liegenden Cerro, dessen Sonnenseite auch nur vereinzelte Schneeflächen zeigte, emporsteigen, um den nöthigen Stoff für die Siedethermometer zu holen. Bald nach Beendigung der photographischen Aufnahme der Landschaft, um 12 Uhr,

fieng es an zu graupeln, und schliesslich wurde das Wetter so ungemüthlich, dass ich die Absicht, noch weiter gegen den Hintergrund zu gehen und dann zu versuchen mit den Thieren im Flussbette durch die Schlucht thalauswärts zu reiten, aufgab. Es ist nicht ausgeschlossen, dass trotz des unbedeutenden Nährgebiets im Hintergrunde Eis unter dem Schutt verborgen liegt, und dass der Rio de las Bodegas, was von meinem Standpunkte allerdings nicht sehr wahrscheinlich schien, vielleicht in enger Klamm durch den Felszirkus des Hintergrundes bricht und seinen Ursprung noch südlicher hat. Dieser Ursprung soll an den Hängen des Aconcagua liegen. Ich habe während meiner Anwesenheit daselbst diesen Eindruck nicht erhalten. Um 2 Uhr stiegen wir zu Fuss in 35 Minuten hinab und bestiegen am Flusse die Thiere, auf denen wir um $5^1/_4$ Uhr das Lager erreichten.

Am folgenden Tage verlegte ich das Lager zwei Stunden thalauswärts (3360 *m*) angesichts der Cumbrepässe (Iglesia $156^3/_4{}^0$; Vermejo 153^0), um dort die östliche Thalseite zu ersteigen und mich dem hohen, von der Cumbre sichtbaren Berge, den ich damals noch nicht als Cerro de los Almacenes erkannt hatte, zu nähern. Im neuen Lager gieng zwischen 2 Uhr und 5 Uhr (Lt + 12^0) unter heftigen Donnerschlägen ein Wetter nieder, das die umliegenden Höhen bis tief hinab mit Graupelschnee bedeckte. In diesem Kleide machte die Landschaft bei untergehender Sonne und in der klaren Mondscheinnacht einen wunderbaren, feenhaften Eindruck.

Am 8. Januar 6 Uhr früh ritt ich die östliche Thalseite hinauf, bis nach dreiviertel Stunden der Weg zwang, die Thiere zu verlassen (3520 *m*). Ich schickte sie nach dem Lager zurück. Beim Umwenden stürzte das eine derselben infolge der Ungeschicklichkeit des Arriero vom Grat auf die Halde, und bei seinen Versuchen, wieder auf die Beine zu kommen, wurde seine Lage immer kritischer, bis es dem einen der Peone gelang, hinabzusteigen und ihm das Gletscherseil um den Hals zu legen. So wurde ein Maulthierleben, in den Anden, durch dieses alpine Werkzeug gerettet. -- Um $7^1/_4$ Uhr gieng ich mit den Peonen weiter und betrat bald die Sohle des Hochthals (3720 *m*), das sich an den Fuss des Berges hinaufzieht, dessen schwarze Thürme unmittelbar vor dem Cerro de los Almacenes und hinter dem Tolorsagrat vom Paso de la Iglesia aus sichtbar sind. Wir kamen bald auf Schnee, verfolgten denselben eine sanft ansteigende Mulde aufwärts, betraten die links von ihr gelegenen Schutthügel und gelangten über eine steilere Stufe an den Fuss des Berges, von dem sich ein grosses Feld Penitentenschnee hinabzieht. Hier (4400 *m*) rasteten wir eine Viertelstunde und giengen dann rechts um eine Felswand, eine steile, schmale Schutt- und Schneehalde hinauf, die, sich später sehr verbreiternd und weniger geneigt, immer abwechselnd über Schnee, Fels und Grus auf einen Pass führte, den wir 12 Uhr 40 Min. erreichten. Von diesem Passe (4765 *m*) waren nach Westen die hohen Felsgipfel sichtbar, die wohl an der chilenisch-argentinischen Grenze liegen, eine Ansicht, die ich schon bei dem früheren Aufenthalt in Las Cuevas erhalten hatte. Nördlich, nicht weit entfernt, standen die senkrechten schwarzen Thürme; ich nenne den Berg, dem sie angehören, Cerro de las Bodegas, da er der einzige des gleichnamigen Thals ist, den ich später vom Horconesthal wieder zu erkennen glaubte. Nach dieser Seite war ein weiteres Vordringen ausgeschlossen und ein Blick auf die südlich gelegenen Felsgrate liess gleichfalls von einem solchen absehen. Der Blick nach Osten fiel in ein gewundenes Thal und auf die Höhenzüge eines zweiten, in welches das erstere mündete, und an dessen Eingang ich einen Berg des Valle de los Horcones zu erkennen glaubte. Wie sich später herausstellte, scheint dieser Pass allerdings den Übergang vom Bodegasthal in das Horconesthal zu vermitteln; -- ich nannte ihn Paso del Desengaño — den Pass der Enttäuschung. Von dem hohen Berge, dem Cerro de los Alma-



Habel, 29. I. 1895. Albert Frisch.

Das Gabelhorn im Horconesthal

(El Cuerno de los Horcones).

cenes, war auf ihm nichts zu entdecken. Trotz Wind und Graupelwetter gelang es, 4 photographische Aufnahmen zu machen. Dann eilten wir schnell abwärts und trafen um 4 Uhr 20 Min. wieder im Lager ein.

Ich liess die Tropa im Bodegasthale stehen und ritt mit einem Arriero über den Paso de la Iglesia hinab nach Chile. In Valparaiso, wo ich einige Tage verweilte, wurde der Verschluss des photographischen Apparats wieder hergestellt und der Prismenkompass nachgesehen. Am 19. Januar traf ich wieder bei der Tropa ein und ritt am folgenden Tage nochmals auf die Cumbre, um die Aussicht zu photographieren. Dann gieng ich mit der Tropa wieder ostwärts. In Las Cuevas wurde mir gesagt, es sei ein Telegramm für mich angekommen, und ich dieserhalb an eine Persönlichkeit gewiesen, von der ich später hörte, dass sie seitens der argentinischen Regierung entweder mit der Herstellung der fahrbaren Strasse über die Cumbre betraut sei, oder dieselbe kontraktlich übernommen habe. Der Mann fragte mich, ob ich eine Erlaubniss seitens der argentinischen Regierung für die Reise habe und sagte mir, dass er von Buenos Aires beauftragt sei, mich danach zu fragen. Die Art und Weise, wie diese Anfrage hervorgebracht wurde, und der Umstand, dass der Mann sich in der Landessprache, dem Spanischen, sehr unvollkommen und ungrammatikalisch ausdrückte, eine Legitimation seinerseits mir gegenüber auch nicht stattfand, konnten unmöglich in mir den Gedanken aufkommen lassen, dass ich es mit einer offiziellen Anfrage der argentinischen Regierung in Buenos Aires zu thun habe. Ich erwähnte daher dem Manne gegenüber nur, dass ich an die Argentinische geographische Gesellschaft (Instituto Geográfico Argentino) in Buenos Aires und, durch Vermittlung derselben bei meiner ersten Anwesenheit in Argentinien, nach Mendoza, und auch an den damaligen Regierungspräsidenten der Provinz Mendoza empfohlen worden sei, und dass man in den Kreisen, in denen ich am La Plata und am Fusse der Anden bekannt geworden wäre, den Bestrebungen, die ich in jenen Hochthälern verfolge, durchaus sympathisch gegenüberstehe. Diese Mittheilungen und die Nennung auch ihm bekannter Namen schienen auf den Mann nur geringen Eindruck zu machen, und da die Unterhaltung mit demselben sonst nur wenig Interesse bot, brach ich dieselbe ab. — Das für mich eingetroffene Telegramm sollte nach Punta de las Vacas zurückgesandt worden sein. Um schnell in seinen Besitz zu kommen, und da der Proviant erneuert werden musste, ritt ich am wolkenlosen Nachmittag mit einem Arriero in fünf Stunden dahin, während die Tropa an die Lagune im Valle de los Horcones rückte. Es stellte sich heraus, dass kein Telegramm für mich eingetroffen war; die Mittheilung beruhte offenbar auf Erfindung. — Ich war eben im Begriffe, frisch verproviantiert, am nächsten Morgen Punta de las Vacas zu verlassen, und hatte den Fuss bereits im Bügel, als ein Lieutenant der Artillerie, die dort oben die Polizei ausübte, auf mich zutrat mich nach dem Namen fragte und mir mein Tagebuch abverlangte. Er entfernte sich mit demselben, um in Gesellschaft eines anderen Herrn, wie mir später gesagt wurde, eines Italieners, der die technische Leitung des Strassenbaues besorgte, meine Aufzeichnungen zu prüfen, während zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett mich an der Flucht auf dem Maulthiere hindern sollten. Da das Tagebuch nichts Verdächtiges ergab, erhielt ich dasselbe zurück und es wurde mir seitens des Offiziers gesagt, ich könne meine Reise fortsetzen, dürfe aber keine genauen Pläne anfertigen, wobei er zur Illustration die Zeigefinger 10 *cm* weit auseinanderhielt. Das konnte ich versprechen, denn es handelte sich nicht um genaue topographische Aufnahmen, sondern um solche in grossen Zügen. Ich schrieb sofort an den Vertreter des Deutschen Reichs und einen befreundeten Argentinier in Mendoza und ersuchte die Herren um ihre Vermittlung, um die Wiederkehr dieser mir

unverständlichen Belästigungen zu vermeiden. Gegen Mittag war der Zwischenfall erledigt.

Wir verliessen Punta de las Vacas, trafen in drei Stunden am Anfange des Paramillo de los Horcones und in weiteren 30 Minuten beim Lager ein, das wir fünf Minuten unterhalb der Lagune aufgeschlagen fanden (3010 *m*). Diese Lagune ist der Rest eines grösseren Wasserbeckens, dessen frühere Ausdehnung noch heute sichtbar ist; der Boden des letzteren ist theilweise sumpfig und mit Ausschwitzungen bedeckt. Als ich den Puchero — meine tägliche Mahlzeit, eine kräftige Bouillon mit Rindfleisch, Kartoffeln oder Reis etc. — im Zelte einnahm, graupelte es draussen wieder und liess mich, wenn ich durch die zuweilen offene Thüre hinausblickte in die umflorte Landschaft, und der Wind die Graupelkörner in die Suppe jagte, die Annehmlichkeit des Zeltes umsomehr schätzen. Der Abend war wieder wunderbar und wolkenlos, und ich sass noch lange mit den Leuten beim Glühwein am Feuer, ihre Ansichten über die Ereignisse des Tages hörend.

Am 22. Januar weckte ich vor 5 Uhr und gieng um 6 Uhr 40 Min. zu Fuss voran bis oberhalb des Flusses, wo ich die Tropa erwartete. Nach wenigen Minuten kam sie in Sicht, die unbeladenen Maulthiere spielend und springend voran. Um 7 Uhr 45 Min. gehen wir glücklich über den Fluss, gegenüber einem kleinen Seitenthal, das sich zu einem Berge hinanzieht, den die Einheimischen La Perecala nennen. Letzteres ist die Bezeichnung für einen gestreiften Stoff, und die Ähnlichkeit der vielfarbigen Schichten des Berges mit einem solchen hat ihm den Namen gegeben. Nachdem nachgesehen ist, dass die Lasten (la carga) auf den Thieren gut liegen, geht es am linken Horconesufer, ca. 100 *m* über dem Flussbett, in dem Reste von Lawinenschnee liegen, auf schmalem Wege, durch trockene Rinnsale, bergauf, bergab, nicht immer ganz leicht, thalaufwärts, bis wir um 9 Uhr am Fusse eines steilen Abhanges stehen, den mit den beladenen Thieren zu ersteigen die Arrieros Bedenken tragen. Mit Juan Oro und Elias reite ich hinauf und bin um 10¼ Uhr auf dem höchsten Punkte des linken Steilufers (3485 *m*). Hier sieht man, dass das Horconesthal sich nordwestlich weiter fortsetzt. Im Hintergrunde desselben, über dem tief eingerissenen Bachbett, das durch den hügeligen Thalkessel führt, erscheint eine steile Pyramide — ich nenne sie El Cerro de los Dedos (Fingerspitze). Weiter nördlich ist das Thor des am 7 Februar 1894 aufgefundenen Gletschers sichtbar, dahinter Los Almacenes, NE La Perecala, SE Los Penitentes, W La Tolorsa. Wir reiten gegen das Gletscherthor hinab und schwenken unweit desselben thalabwärts. Allmählig zum Flusse hinabsteigend, überschreiten wir denselben und folgen seinem rechten Ufer bis zur Steilstufe, über die er stürzt. Etwas rechts bergan reitend, kommen wir bald nicht mehr weiter; die Leute steigen zum Flusse hinab, ich stelle fest, dass weiter oben der Hang für die Thiere zu steil ist. Wir machen einen Weg für die letzteren, über den sie hinuntergejagt werden. Am Flusse zögert Oro, Elias nimmt die Initiative; um 12 Uhr sind wir bei der Tropa zurück. Dem Vorschlage Oros, mit der Ladung über den Fluss zu gehen, dieselbe über die schlimmste Stelle hinauf zu tragen und dann die Maulthiere wieder zu beladen, stimme ich nicht bei, sondern schlage vor, dass die Tropa im Zickzack den Abhang hinaufgeht und, sich möglichst rechts haltend, gegen das Gletscherthor hinabsteige. Um 12½ Uhr geschieht dies. Vergara reitet voran, die Stute am Lasso führend. Etwas weiter oben sitzt er ab und zieht und reisst sein Reitthier, das nicht gut folgt, am Zügel. Das Thier rutscht aus und stürzt, sich mehrmals überschlagend, zum Flusse hinab. Ich glaubte es wäre todt, und war nicht wenig erstaunt, als Elias, der zu ihm hinabstieg, das Thier, wenn auch nicht mit ganz heiler Haut, wieder hinaufbrachte, und Vergara munter darauf weiterritt. Ohne weiteren Unfall kamen wir hinauf und

ritten rechts von der höchsten Spitze des Steilufers auf dem oben geschilderten Wege zum Fluss, an diesem hinab und dann auf sein rechtes Ufer, wo wir hinter einer alten Seitenmoräne, unweit des linken Ufers eines von der Tolorsa kommenden Baches, um 1¾ Uhr das Lager aufschlugen (3360 *m*).

Am nächsten Tage ritt ich um 6 Uhr mit Juan Oro und Elias das tief eingerissene, nur wenig Wasser führende Bachbett gegen den westlichen Thalschluss hinauf. Nach einer Stunde mussten wir die Thiere verlassen und giengen zu Fuss eine halbe Stunde weiter aufwärts (3540 *m*), wo ich erkannte, dass das Horconesthal mit einer sehr breiten, flachen Thalsohle sich jedenfalls noch über den, seinen scheinbaren Hintergrund bildenden Cerro de los Dedos erstreckte. Für heute gab ich ein weiteres Vordringen nach dieser Seite hin auf und beschloss, oberhalb des rechten Bachufers zurückzugehen, wo ich bald auf Oro stosse, der behufs Rekognoszierung ebenfalls hier hinaufgestiegen war und meinte, dass man vom Lager aus über die Hügelkette oberhalb des rechten Bachufers mit den Maulthieren gut fortkommen könne. Die Leute holten die Thiere herauf und wir wandten uns gegen die Tolorsa, wo mir Oro bald nach 10 Uhr ein flüchtiges Guanaco zeigte. Zufälligerweise befand sich mein Gewehr auf dem mitgenommenen Packthiere. Es wurde schleunigst zusammengesetzt, und ich unternahm eine erfolglose Pirsche. Als mich das Thier kommen hörte, zog es, einige hundert Meter von mir, wiehernd, langsam die Halde hinauf und äugte von dem die letztere begrenzenden Grat über eine Stunde, regungslos auf einem Flecke stehend, thalabwärts. Das Guanaco — Auchenia Lama — gilt als Stammform des zahmen Lamas. Im Bodegasthale scheint es gar nicht vertreten zu sein, im Horconesthale haben wir nur vier vereinzelte Exemplare gesehen; zahlreicher und in Trupps kommt es in den östlicheren Thälern vor. Dass ich auf das sehr schöne und grosse Exemplar nicht zu Schuss kam, war mir später sehr angenehm, als ich hörte, dass die Thiere im Hochsommer Schonzeit haben. Während der Pirsche machte ich die Bekanntschaft eines kleinen, schwarz und gelb gezeichneten Vogels, dessen Gesang sich in Europa hätte hören lassen können. Auch ein Kolibri — picaflor — mit glänzendem Halse und weissem Schwänzchen erschien wie der Blitz auf der Bildfläche, flatterte zwei Sekunden lang neben mir, und verschwand dann ebenso schnell. Ich habe dieses letztere, nur käfergrosse Vögelchen im Hochgebirge nur zweimal angetroffen, immer in einer Höhe von über 3400 *m*. Um 1 Uhr bestiegen wir die Thiere (3580 *m*) und liessen uns von den keuchenden Vierfüsslern in einer halben Stunde die steilen Schutthügel hinauftragen, von denen man das Kesselthal an der Ostseite der Tolorsa überblickt Der Wind gieng hier so heftig, dass wir nach einer misslungenen und einer gelungenen photographischen Aufnahme den Apparat schleunigst in Sicherheit brachten und uns wieder in weniger bewegte Regionen, zu unserem früheren Standpunkt zurück flüchteten. Von ihm reiten wir in einer guten halben Stunde hinab zum Lager, die Quellen (+ 3½°) des bei ihm vorbeifliessenden Baches halbwegs berührend.

In der Nacht stürmte es derartig, dass durch das Schlagen des Zeltes der Schlaf sehr beeinträchtigt wurde. Um 7 Uhr ritt ich mit Juan Vergara und Domingo auf das linksseitige Horconesufer und flussaufwärts dem Gletscherthore zu, bis zu der Stelle, wo die Quellen hervorkommen, die den linken Zufluss des aus dem Gletscher strömenden Rio de los Horcones bilden. Dort stieg ich mit dem Eispickel den Quellfluss hinauf und auf das linke Gletscherufer. Eingebettet zwischen stark geneigten, hohen Moränenwänden macht der untere Theil des Gletschers den Eindruck, als ob er mit dem übrigen Haupttheil des Stroms nicht mehr direkt zusammenhienge; doch wurde darüber nichts Genaues festgestellt. An seinem linken Ufer war ein Fortkommen mit den mulas möglich. Ich stieg wieder zu dem Quellfluss, dessen Ursprung eine Anzahl kalter Quellen

von $4^1/_2{}^0$ bilden (3560 *m*), und zu den Leuten hinab, und ritt durch eine breite Felsspalte an den Fuss des Gletscherthores (3510 *m*). Hier wurde eine Anzahl photographischer Platten belichtet, die verschiedene Ansichten des Gletscherendes und der Umgebung ergaben. Wenige Schritte oberhalb des Standpunktes der diesen Zeilen beigegebenen Aufnahme wurde der Gletscher in seinem linken Endpunkt (vom Beschauer) mit $283^1/_4{}^0$, in seinem rechten mit 353^0, in der Mitte mit $315^3/_4{}^0$ und der Cerro de los Penitentes im Cuevasthale mit $132^1/_2{}^0$ angepeilt. In der Mitte der linken Hälfte der Eiswand tritt Penitentebildung auf. Ich stieg auf das Gletscherthor hinauf, doch waren bei der inzwischen eingetretenen ungünstigen Witterung Resultate nicht mehr zu erzielen. Im dichtesten Graupelwetter und vollständig in Nebel gehüllter Landschaft trugen uns die Maulthiere gegen 2 Uhr in einer halben Stunde zum Lager zurück, wo ich ganz trocken aus dem Sattel stieg. Das Graupelkorn hat die angenehme Eigenschaft, nur sehr wenig zu nässen. Von ungefähr Erbsengrösse, kantig, mit konvexen Flächen, eine dichtere Masse bildend, springt es meist vom Körper ab; die europäische Schneeflocke ist mir in den Anden nicht zu Gesicht gekommen.

Die Nacht war windstill und kalt. Das Minimum-Thermometer zeigte am Morgen, im Innern des Zeltes, wohin ich dasselbe vorsichtshalber des Windes wegen hieng, — $5^1/_2{}^0$. Ich pflegte gewöhnlich nur in den ersten Nachtstunden zu schlafen; trotz des von der Spree mitgenommenen Pelzes, der Schlafsäcke und der sonstigen verschiedenen Häute und Luftschichten, die meinen Körper umgaben, weckte mich meist gegen 2 Uhr früh die Kälte. Dann verbrachte ich noch ein paar Stunden in jener kühlen Lage, den Plan für den kommenden Tag überdenkend. Die Leute unterhielten die Nacht über ein Feuer; dennoch bewunderte ich ihre Abhärtung; sie klagten nie über Kälte. — Um 6 Uhr früh verliess ich mit Juan Oro und den beiden Peonen das Lager und ritt auf dem gestern rekognoszierten Wege das linke Ufer des grossen Horcones-Gletschers hinauf, bis mich um 8 Uhr die Rücksicht auf die Thiere bewog, abzusteigen (3900 *m*) und mit Elias und Domingo zu Fuss weiter zu gehen. Um 9 Uhr 10 Min. machte ich am linken Gletscherufer, vielleicht in der Mitte seiner Längserstreckung, Halt (4040 *m*), da mir dieser Punkt für die photographische Aufnahme der Landschaft der geeignetste zu sein schien. Dort wurde auch das obere Bild der diesen Zeilen beigegebenen Lichtdrucktafel aufgenommen, auf dem im Vordergrunde die Brüche des Gletschers und darüber die Firnfelder des Cerro de los Almacenes (linker Firngipfel $298^1/_2{}^0$, rechter aperer Gipfel $314^3/_4{}^0$) sichtbar sind. Der Verlauf des Gletschers lag von diesem Standpunkte aus gerade südlich. Nach dieser Seite hin zeigte der Gletscher eine Oberfläche wie das Meer bei Sturm, wenn verschiedene Wellensysteme sich auf ihm kreuzen. Darüber thürmten sich am Horizont die in Chile gelegenen Berge, der Cerro Juncal (rechter Gipfel $187^1/_2{}^0$) und Los Leones (192^0) auf. — Da östlich des linken Gletscherufers der Boden ziemlich eben war, sandte ich Domingo hinunter, um den Arriero mit den Maulthieren heraufzuholen. Ich selbst gieng mit Elias $1^1/_8$ Stunden weiter aufwärts, gegen eine vereiste Rinne (330^0) der linken Thalseite zu (4210 *m*), wo ich feststellte, dass der Cerro de los Almacenes (linker Gipfel 280^0) seinen Grat über eine Einsattlung ($243^1/_2{}^0$) nach Süden vorschiebt und das Thal ebenso abschliesst, wie die Tolorsa dasjenige ihres Gletschers. Hier war das Nährgebiet vollständig zu übersehen. Es besteht aus sechs oder sieben schmalen Firnfeldern, die sich in einem Sammelbecken vereinigen, in dem die einzelnen Arme bis zu ihrem völligen Zusammenfluss von meinem Standpunkte aus noch lange deutlich zu verfolgen sind. Das erste der Firnfelder ist noch oberhalb der Gletscherbrüche auf der rechten Seite des Bildes sichtbar. Ein schöner, hangen-

der Gletscher zieht sich rechts von der Einsattlung, parallel den Firnfeldern, herab. Der Thalgletscher selbst ist furchtbar zerrissen. Zahllose steilabfallende Eiswände treten aus ihm hervor, oft säulenförmig abgesondert; wohl der Anfang zur Penitentebildung. Letztere ist häufig vertreten, sowohl in grossen, vereinzelt stehenden Eisnadeln, wie in zahlreichen kleineren. Kleine Lagunen sind namentlich am Rande des Gletschers vorhanden. Einer der Gletscherbrüche zeigte eine ziemlich geneigte Oberfläche, übersät mit kleineren und grösseren Eisnadeln; am unteren Rande der Fläche hiengen zahlreiche Eiszapfen gegen eine Lagune hinab, die sich zu dem unter der Fläche gelegenen Gewölbe zieht. — Gegen Süden ist ein zwei Gipfel tragender Berg (165°) sichtbar, von dem sich ein Gletscher hinabzieht. Er liegt östlich von den oben erwähnten, hier nicht mehr sichtbaren chilenischen Bergen. — Der Gletscher wurde nicht vermessen; nach dem Itinerar muss die Länge des Eisstroms auf über 7 *km* geschätzt werden. — Wir gehen in 50 Minuten zu dem photographischen Standpunkt zurück. Der Rückweg wurde am linken Ufer, dicht unterhalb der Hänge der Perecala entlang genommen, später durch ein tief eingerissenes Bachbett steil abwärts. Es gieng zuweilen etwas hart; doch stieg ich nur einmal ab. Die Maulthiere giengen wie das Wetter zurück, und in zwei kleinen Stunden waren wir bereits im Lager.

Am folgenden Tage beschloss ich zunächst vom höchsten Punkte des rechten Steilufers die Landschaft aufzunehmen. Wir ritten um 6¼ Uhr über den Fluss und gegen den Gletscher den Weg hinauf, den wir bei unserem Einzug in das Thal verfolgt hatten. Weiter oben wandten wir uns zunächst links gegen die Wände der Perecala, deren Ersteigung von hier aus schwierig und wenig empfehlenswerth ist, während vom Fusse des Berges (3520 *m*) die Tolorsa mit ihrem Südgrat (241¾—217¾°) und vorliegendem Kesselthal sehr gut zu übersehen war, was photographisch festgelegt wurde. Dann ritten wir hinüber zum höchsten Punkte des linken Steilufers (3485 *m*) und belichteten auch hier eine Anzahl Platten auf die herrlich beleuchtete Landschaft, deren hervorragendste Punkte angepeilt wurden. Hier seltene Lebewesen, kleine weisse und gelbe Schmetterlinge, umspielten den Kamm. — Wir kehrten dann zum Flussbett zurück und ritten an das Gletscherthor (3510 *m*), dessen Höhe ich messen wollte. Mit Elias stieg ich hinauf, um das 20 *m* lange, durch einen Stein beschwerte Gletscherseil herabzulassen, während Vergara den Vorgang beobachtete. Als das Seil abgelaufen war, kam von unten der Ruf »no alcanza«, es reicht nicht, und so stieg Elias hinab und holte den Lasso, den wir mit dem Seil verbanden und mit ihm den Grund erreichten. Die Leinen mit dem Messband gemessen, ergaben 25,5 *m* für die Höhe des Gletscherendes. Trotzdem mit dieser Manipulation eigentlich die Hypothenuse eines sehr schmalen, rechtwinkeligen Dreiecks gemessen wurde, dürfte die Mächtigkeit der Eiswand wenig unter der angegebenen Zahl liegen.

Um 5½ Uhr morgens verliessen wir das Lager und wandten uns über die Hügelketten der rechten Seite dem hinteren Horconesthale zu. Bald nach 6 Uhr erreichten wir seine breite, vegetationslose Thalsohle und trafen hinter seinem ersten rechten Seitenthal auf ein weidendes Guanaco, das zuerst geneigt schien, uns näher kommen zu lassen, bald aber die noch hie und da an den Hängen spärlich auftretende Weide verliess und thalwärts floh. Um 8 Uhr erreichten wir, immer der Thalsohle folgend, den Fuss des Cerro de los Dedos und sahen, dass das Thal sich nördlich umwendet und verengt. Ein mächtiger Felsriegel schiebt sich, wie ein Lavastrom, hier vor und drängt den Fluss an die rechte Thalseite. Im Hintergrunde erscheint ein hoher Berg, ein Horn — ich nenne es El Cuerno de los Horcones, Gabelhorn — mit seiner aperen, schneefreieren Seite abfallend gegen ein

mächtiges Firnfeld, das, vom Bergschrund durchzogen und in steiler Eiswand abbrechend, fast den ganzen Hintergrund ausfüllt. Nach der östlichen Seite fällt das Horn weniger steil ab; vor ihm zieht das grosse Firnfeld anscheinend zu Thal. Links von dem letzteren, mehr im Vordergrunde, steht ein niedrigerer Berg mit einer Firnkuppe, an einen Krater erinnernd, in den das Firnfeld der Kuppe hinabzieht; nennen wir sie la Catedral — den Dom. Wir ritten die rechte Thalseite hinauf, bis die Steilheit der Ufer uns nöthigte, den Fluss selbst als Strasse zu benützen. In einer Schlucht (3840 *m*) verliessen wir um $8^1/_2$ Uhr die keuchenden Thiere; die Leute nahmen die Rucksäcke auf und um $8^3/_4$ Uhr stiegen wir das linke Ufer hinauf. Der Boden des Thals erwies sich als sehr wellig und zerrissen, mit grossen und kleinen Trümmern bedeckt. Wir hielten uns, hügelauf, hügelab, immer in der Nähe des Flusses, später ganz allmählig gegen den Thalschluss ansteigend, dessen Firngebiet hinter einer höheren Stufe verschwindet. Am Fusse der letzteren (4090 *m*) rasten wir 40 Minuten. Links von uns bricht der Fluss in enger Schlucht durch die Stufe; wir stiegen rechts ihren steilen Hang hinauf und giengen oben kurze Zeit etwas weiter. Bald entwickelt sich die ganze Aussicht auf den schönen Bergkranz, und um 11 Uhr 50 Min. mache ich an einem Punkt (4320 *m*), der mir für die photographische Aufnahme der Landschaft ungemein geeignet schien, Halt. Auch jagende Wolken liessen ein längeres Zögern nicht rathsam erscheinen, und so wurde hier schleunigst der Apparat aufgestellt.

Den Hintergrund des Valle de los Horcones schliesst El Cuerno de los Horcones ($333^3/_4{}^0$) und ein ausgedehntes Firngebiet ab. Der Gipfel fällt östlich mit mässig geneigtem Grat zu einem Firnsattel ab. Jenseits desselben zieht der Grat wieder allmählig zu einer hohen, steilabfallenden Felswand hinan. Letztere ist nur theilweise sichtbar, es verdecken sie die Halden, die sich von der Nordseite des Cerro de los Almacenes hinabziehen. An den westlichen Abstürzen des letzteren liegt unser Standpunkt, von dem wir gegen Osten zunächst eine Runse hinaufblicken, die hie und da mit zierlichen, kleinen Feldern von Penitenteschnee bekleidet ist und von einem steilen, zerrissenen Grat herabstreicht. Hinter dem letzteren erscheinen die bank- und säulenförmig abgesonderten Wände des Cerro de los Almacenes (82^0), und über diesen Wänden die zahlreichen Kuppen, Thürme und Nadeln seiner höchsten Erhebungen, in einer Steilheit und Höhe, dass wir den Kopf fast in eine horizontale Lage bringen müssen, um zu ihnen hinaufsehen zu können. Die obersten Theile des Cuerno de los Horcones erscheinen fast schneefrei; das Firngebiet unterhalb desselben ist zerrissen, zeigt grosse Brüche und an geneigteren Stellen tiefe Schründe. Dem Berge ist eine niedrigere, vergletscherte Kuppe vorgelagert. Um diese herum und über eine Felsstufe senkt sich der Firn zu Thal und speist einen Gletscher, an dessen linkem Ufer, unserem Standpunkte gegenüber, das Eis in einer hohen Wand zu Tage tritt, über dessen weiteren Verlauf aber nichts wahrzunehmen ist. Westlich vom Cuerno begrenzt das Firnfeld in langer Linie den Horizont, bis sein weiterer Verlauf durch einen vorspringenden Sporn des Doms (Catedral) verdeckt wird. Nördlich von diesem Sporn bildet das Firnfeld in einer tiefen Mulde ebenfalls ein hervorragendes Nährgebiet für den zu Thal gehenden Gletscher. Der Dom zeigt drei Gipfel, die sich um einen höher gelegenen Kessel zu gruppieren scheinen. Sein kleiner, im unteren Theil aperer Gletscher senkt sich in ein Kesselthal hinab, dessen steile, mit kleineren Firnfeldern bekleidete westliche Wand ihn mit einem anderen Berge (249^0) — ich nenne ihn Doktor Salas — verbindet. Zwischen diesem und dem Cerro de los Dedos scheidet ein doppelgipfeliger Kamm ($216^3/_4{}^0$) — Hermanos Gonzalez — zwei kleine rechte Hochthäler oder Thalkessel. Im Süden begrenzt der Cerro de los Dedos (r. Gipfel 202^0, l. $193^1/_4{}^0$),

eine runde Kuppe ($175^1/_2{}^0$) — el Cerro Moreno — und ein den Halden des Cerro de los Almacenes aufgesetzter bizarrer Felszahn die Aussicht. — Um 1 Uhr 40 Min. verliessen wir, nachdem Luftdruck und Temperatur nochmals gemessen waren, diesen herrlichen Standpunkt und nahmen den Abstieg gegen die Schlucht zu, durch die der Fluss bricht. Hier gieng es schnell in weichem Grus zur unteren Thalstufe hinab, auf der wir hinaus zu unseren mulas eilten, die wir 3 Uhr 20 Min. erreichten. Wir beobachten, packen, stärken uns in 20 Minuten und sitzen dann auf. Der Himmel hatte sich am Nachmittag ganz bewölkt, doch fielen nur wenige Graupelkörner. Dagegen überfiel uns auf der breiten Thalsohle ein fast orkanartiger Sturm, der uns derartig durchkältete, dass das Stillsitzen auf dem Maulthierrücken peinlich wurde. — Der Fluss, der den Abfluss des Gletschers bildet und eine nicht unbedeutende, trübe Wassermasse führt, theilt sich auf der breiten Thalsohle in kleinere Arme und verschwindet. Der Rio de los Horcones, der sich oberhalb der Incabrücke mit dem Rio de las Cuevas vereinigt, entspringt aus dem Thor des grossen, vorderen Horconesgletschers. In der näheren Umgebung des letzteren bilden kalte Quellen seine einzigen spärlichen Zuflüsse. — Um 6 Uhr stieg ich im Lager aus dem Sattel. Bis auf das Mark vom Winde durchgerüttelt, trank ich ein kleines Fläschchen guten, französischen Cognacs auf einen Zug leer — es enthielt $^1/_{16}$ Liter. Sonst habe ich während meines Aufenthalts in den Anden wenig Neigung für den Genuss von Spirituosen empfunden, und auch die Leute, denen täglich eine Ration in Mendoza erzeugten, ganz leidlichen Cognacs zur Verfügung stand, schienen diesen zu sparen, um ihn später mit hinunter zu nehmen. Auch der Wein, den wir in kleinen Fässern mit uns führten, wurde fast nur bei den Besteigungen genommen. Sein Verbrauch war ein so geringer, dass ich, um ihn nicht vergebens mitzuschleppen, an kühlen Abenden die Leute zu Schwelgereien in Glühwein veranlasste. Bei Bergbesteigungen aber ist die Mitnahme von Wein durchaus rathsam. Ein Whisky mit Wasser hat sich mir des Abends, nach angestrengter körperlicher und geistiger Tagesarbeit, stets als ein angenehm anregendes Mittel bewährt.

Am 28. Januar verbrachte ich den Vormittag im Lager. Es war ein wunderbarer Tag; auch der Almacen, der gestern fast immer eine Wolkenkappe trug, war frei. Um $12^3/_4$ Uhr zeigte das Thermometer $+ 16^3/_4{}^0$ im Schatten. Ich hatte mich entschlossen, nochmals möglichst weit in horizontaler und vertikaler Richtung gegen den Hintergrund des Valle de los Horcones vorzugehen, um einen Ausblick nach Norden, Westen oder Osten zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sollte am Ende der breiten Thalsohle genächtigt werden. Um 1 Uhr 35 Min. verliessen wir das Lager, unter Mitnahme des Zeltes und der nöthigen Ausrüstung, und ritten in $2^1/_2$ Stunden bis an den Fuss des Cerro de los Dedos, und über den Fluss auf sein linkes Ufer, wo wir unweit seines Austritts, an einer zum Cerro de los Almacenes gehörigen, kleinen Felsmauer, das Zelt aufschlugen (3810 *m*). Der Arriero gieng mit den Maulthieren, die hier keine Nahrung fanden, zurück, um uns am nächsten Nachmittag abzuholen. Die Lage unseres Biwakplatzes war sehr hübsch. Im Hintergrund waren die oberen Theile des Cuerno de los Horcones (340^0) sichtbar, eingerahmt von beiden Thalseiten; in entgegengesetzter Richtung blickten wir die breite Thalsohle abwärts und auf die schönen Formen des Cerro Moreno (159^0), östlich gegen die steilen Wände des Cerro de los Almacenes und westlich auf diejenigen des Cerro de los Dedos. Auf letzterem ragte ein Felszahn, drohend wie ein mächtiger Finger, einsam gegen den Horizont.

Bald nach 1 Uhr morgens standen wir auf. Das Thermometer zeigte $- 1^0$. Um 2 Uhr 40 Min. wurde die Laterne angezündet, und wir gehen das linke Fluss-

ufer aufwärts. Leider gelingt es nicht, bei der Dunkelheit die Stelle zu fassen, wo man vom Steilufer an das Flussbett hinabsteigen muss. Wir steigen zu hoch und versteigen uns ganz gründlich. Tief eingerissene Schluchten verzögern den Marsch in seinem Anfang derartig, dass wir beinahe 4 Stunden brauchen, um in die Nähe der Stelle zu gelangen, die wir vorgestern bei Tageslicht in $2^1/_2$ Stunden erreichten. Erst um 6 Uhr 30 Min. treffen wir dort ein (4300 *m*) und rasten 20 Minuten. Dann steigen wir weiter gegen den Firnsattel des Cuerno zu, häufig über Schnee, mühsam über steile Halden, auf nicht immer leicht zu findendem Wege, zuweilen zur Umkehr genöthigt, bis wir um 9 Uhr 15 Min. auf dem mit Trümmern bedeckten linken Ufer des Thalgletschers Halt machen (4625 *m*). An eine Erreichung des Firnsattels war bei der vorgerückten Tageszeit und der Schwierigkeit des Weges nicht mehr zu denken. Nordöstlich von unserem Standpunkt hatten wir auf dem Wege eine Einsattlung wahrgenommen, die leichter, vielleicht in einer Stunde, erreichbar schien, und dieser beschlossen wir uns zuzuwenden. Mit Rücksicht auf einen möglichen Witterungsumschlag wurde die Landschaft zunächst photographiert. El Cuerno de los Horcones ($317^3/_4{}^0$) mit seiner näheren Umgebung erschien von hier fast ebenso wie von unserem gestrigen Standpunkt, nur dass wir unmittelbar an seinem Fusse standen und die Schründe und Brüche sowie den oberen Theil der Gletscherzunge überblickten. Für seine photographische Aufnahme, die der Leser auf dem Bilde wiedergegeben findet, war es nothwendig bei vertikal stehender Platte das Objektivbrett 3 *cm* höher zu stellen. Die Beschreitung des Gletschers und der Hänge, über die der Weg zum Firnsattel führt, würde jedenfalls grosse Vorsicht erheischen. Die dem Berge vorgelagerte, vergletscherte Kuppe schiebt eine senkrecht abfallende Wand gegen ihn vor, die fast den ganzen Horizont zwischen dem Cuerno und der Catedral verdeckt. Die drei Gipfel der letzteren (mittlerer Gipfel $244^1/_4{}^0$) liegen in einer Flucht vor uns, die beiden westlicheren ein gegen uns offenes Kesselthal einschliessend. Der weitere Thalverlauf stellt sich in der Verkürzung weniger vortheilhaft dar, wie von unserem gestrigen Standpunkt. Gegen Süden gewährt die Aussicht weitgehenden Aufschluss. Mit blossem Auge glaubte ich die Thürme des Cerro de las Bodegas ($163^1/_4{}^0$), an deren Fuss wir bei der Besteigung des Paso del Desengaño standen, zu erkennen. Rechts von ihnen werden die Berge Chiles sichtbar, in ähnlicher Weise wie sie auf dem Bilde der Uspallatapässe erscheinen; zunächst die runde Felskuppe ($167^1/_4{}^0$) links vom Cerro Juncal, dann die linke Spitze des letzteren (169^0), seine anscheinend höchste Erhebung ($169^3/_4{}^0$), während der Cerro Moreno seinen weiteren Kammverlauf deckt. Rechts von diesem Berge erblickt man die Kuppe der Leones ($176^1/_2{}^0$.) Der Cerro de los Almacenes zeigt drei fast schneefreie Gipfel als höchste Erhebungen (rechter 110^0, linker 98^0) von dieser Seite. Eine mässig geneigte Hochebene zieht sich von diesen zu dem Pass, dem wir uns zuwenden wollen.

Um 11 Uhr 30 Min. breche ich mit Domingo auf. Wir steigen vom Gletscherufer hinab und durch ein Schneefeld mit fast mannshohen Penitentenadeln, die oft bei der geringsten Berührung umfallen, um einen Felskopf, über brüchiges Gestein steil und mühsam hinan. Oberhalb des Felskopfes betreten wir eine breite Halde, durchzogen von schmalen Schneeleisten, an deren Kanten der Fuss am meisten Halt auf dem abschüssigen Boden findet. Auf ein scheinbares Ende der Halde folgt ein anderes, und so zieht sich der beschwerliche Pfad aufwärts — stundenlang. Nach dreistündigem Marsche macht sich die Sorge für den Rückweg geltend. Vor mir erscheinen oben Felsen, und ich beschliesse zu ihnen noch hinaufzusteigen und dann umzukehren, auch falls kein Ausblick dort zu erhalten ist. Um 3 Uhr 15 Min. bin ich oben (5400 *m*) am Rande der Hochebene, die sich rechts von mir zu den

drei Gipfeln des Cerro de los Almacenes hinanzieht. Vor mir liegt ein Schneefeld, in dessen Hintergrund sich einige Gruppen von Felszacken vom Almacenes zu einem niedrigeren Felskopf links von mir hinüberziehen. Ich raste und mustere die Landschaft. Im Süden sind die chilenischen Berge jetzt gänzlich sichtbar (Cerro Juncal 175½°, Los Leones 179°), auch der hohe Felsberg, welcher in der Nähe der Laguna del Inca liegen dürfte, eines kleinen Gebirgssees, den man auf dem Wege von den Uspallatapässen nach Chile erblickt. Die drei Gipfel des Cerro de los Almacenes erscheinen so nahe, dass man glaubt, sie in einer Stunde erreichen zu können. — Die Einwirkung des verdünnten Luftdrucks machte sich etwas fühlbar. Als ich aufstand, um mich der vergeblichen Mühe zu unterziehen, ein Handstück des anstehenden Gesteins zu schlagen, schienen mir die Gehwerkzeuge an Spannkraft verloren zu haben. Ich kann nicht sagen, dass ich ermüdet war, das Gefühl war ein noch nie empfundenes, ganz neues für mich, als ob eine unsichtbare Macht in der Luft, bei jedem Schritt vorwärts, langsam zurückgedrängt werden müsste. Der Wunsch wurde rege, an dieser Stelle verweilen und nächtigen zu können, den Organismus an die fremdartige Erscheinung zu gewöhnen und am nächsten Tage weiter zu wandern. — Für heute musste ich mich zum Rückzuge entschliessen. Vielleicht wäre in einer Stunde weiteren Vordringens weitgehender Aufschluss zu erhalten gewesen. Es war aber unbedingt nothwendig, längs des Flusses zum Zelt zurückzukehren und die Brüche, in die wir in der Nacht gerathen waren, zu vermeiden; und das musste noch bei Tageslicht, wenigstens in der Dämmerung geschehen. So wandte ich mich um 3¾ Uhr thalwärts und stiess bald auf Don Domingo, der seine eigenen, ihm besser dünkenden Wege gewandelt war und sein Bedauern über die Umkehr äusserte. Um 5 Uhr trafen wir wieder beim photographischen Standpunkte ein (4625 *m*), den Elias inzwischen bewacht hatte. Schleunigst wurde aufgepackt und weiter gewandert. Noch in der Dämmerung überwanden wir die misslichsten Stellen, uns dicht an und oberhalb des linken Ufers haltend, zuweilen auf die Gefahr hin, mit dem Geröll in den Fluss hinabzurutschen. Vorsichtig mit dem Eispickel suchend, trafen wir schliesslich um 8 Uhr 35 Min. beim Zelte ein.

Der Vormittag des nächsten Tages wurde hauptsächlich mit photographischen Aufnahmen der Umgebung unseres Biwakplatzes verbracht. Gegen Mittag erschien der Arriero, der uns gestern vergeblich an dieser Stelle erwartet hatte, und um 1 Uhr 45 Min. verliessen wir die rothe Mauer, unter Mitnahme einer Gesteinsprobe. Nach dieser Probe, anscheinend ein Quarzporphyr, und nach der Farbe des Cerro de los Almacenes zu urtheilen, besteht der letztere aus diesem Material. An dem höchsten auf der Westseite des Berges erreichten Punkt steht ein Augit oder Hornblende führendes Gestein an. Nach Stelzner durchbricht in jenen Gegenden ein Hornblendeandesit häufig den Quarzporphyr. — Der Tag war wunderbar, wie der gestrige fast unbewölkt, und man konnte sich kaum vorstellen, dass es hier wochenlang jeden Nachmittag graupeln kann. Um 4 Uhr 55 Min. trafen wir im Lager ein.

Ich war nicht wenig erstaunt, am nächsten Morgen die Landschaft in Wolken gehüllt zu finden. Bis zum Gletscherthor reichten dieselben herab. Es hatte gegraupelt, doch waren die Hänge nur in ihren oberen Theilen beschneit. Dabei waren die Aneroide in der Nacht um 4 *mm* gestiegen. — Im Valle de los Horcones war noch viel aufzuklären, und eine Verlängerung des Aufenthaltes wäre Menschen und Thieren gewiss sehr sympathisch gewesen. Die letzteren fanden auf den Hügeln oberhalb unseres Lagerplatzes die vorzüglichsten Weidegründe und wurden dick und fett, die Stute so rund wie ein Fass. Da die Arrieros aber der

Ansicht waren, dass wir jetzt den Rio de las Vacas mit den beladenen Thieren überschreiten könnten, hielt ich es für rathsam, zunächst das Thal jenes Flusses hinaufzugehen. Zu diesem Zwecke bereiteten die Leute alles für den Aufbruch und den weiteren Marsch vor. Der Hufbeschlag der Thiere wurde nachgesehen, und wo es nöthig war, erneuert.

In der Nacht fiel das Extrem-Thermometer im Freien nicht unter Null Grad. Bei prachtvollem Wetter nahmen wir Abschied und ritten um 7 Uhr 40 Min. vom Lagerplatz ab. Nach kurzem Aufenthalt bei den Bädern befanden wir uns 12 Uhr 5 Min. gegenüber dem Cerro de los Penitentes (177°), der photographiert wurde. Dann ritt ich der Tropa voraus nach Punta de las Vacas.

Kurz vor dem kleinen Gasthaus und der Eisenbahnstation Punta de las Vacas lag eine längliche Steinbaracke, die der argentinischen Truppe, welche auf der Strasse nach Chile die Polizei ausübt, als Station diente. In der Nähe dieses Gebäudes wurde ich von einem berittenen Offizier nach dem Namen gefragt und ob ich der Herr sei, der hier oben die Gegend erforsche. Ich bejahte solches, worauf der Offizier neben mir gegen Punta de las Vacas ritt, sich mit mir unterhaltend und mich auch fragend, ob ich nicht Herrn General Körner in Santiago kenne, was ich verneinen musste. Gegenüber dem Polizeigebäude ersuchte mich derselbe, ein Hauptmann der Artillerie, abzusteigen und einzutreten, welcher Aufforderung ich entsprach. Ein Soldat nahm mein Maulthier in Empfang und sattelte es ab, und als ich letzteres als unnöthig bezeichnete, erklärte mir der Offizier, dass ich mich als seinen Gefangenen zu betrachten habe. Meinem Wunsche nach dem Gasthause hinuntergehen zu dürfen, welches ich nicht eher verlassen zu wollen erklärte, bis Licht über die Gründe der Verhaftung verbreitet sei, und mir solches gestattet würde, konnte derselbe, dem erhaltenen militärischen Befehle (el orden militar) gemäss, nicht entsprechen. Er theilte mir mit, dass er meine Verhaftung telegraphisch nach Mendoza melden und mir innerhalb drei Stunden den erhaltenen Bescheid überbringen würde. Ein Raum, aus dem ich bei geöffneter Thür Aussicht auf den Tupungato hatte, und in dem sich eine eiserne Bettstelle befand, wurde mir zur Verfügung gestellt. Nach zwei Stunden ritt der Offizier fort, ohne mir den erhaltenen Bescheid mitgetheilt zu haben; wie ich später hörte, hatte er die Weisung erhalten, nicht mehr mit mir in Verkehr zu treten. Nach 7 Uhr — ich war um 3 Uhr verhaftet worden — theilte ich dem cabo, dem Unteroffizier der Station mit, dass ich jetzt nach dem Gasthause gehen würde, worauf ich die Antwort erhielt, dass er den Befehl habe mich festzuhalten und sich meinem Fortgehen mit Gewalt widersetzen würde. — So musste ich mich in das Unvermeidliche fügen. Dass irgend ein Argwohn seitens der argentinischen Regierung gegen die Bestrebungen, die ich in jenen Hochthälern verfolgte, gefasst sein musste, war nach der ersten offiziellen Durchsicht meiner Tagebücher zweifellos, aber der eigentliche Grund der Verhaftung war mir räthselhaft. Als anständiges Mitglied eines geordneten Staatswesens war ich der Ansicht, diese Freiheitsberaubung nicht so ruhig hinnehmen zu dürfen, sondern eine Erklärung seitens der maassgebenden Kreise über die Veranlassung ihres Vorgehens herbeiführen zu müssen. Auf das unangenehmste durch dieses Vorgehen berührt, theilte ich meinen Leuten mit, dass die Reise infolge der Verhaftung ihr Ende erreicht habe und sie mit den Thieren nach Mendoza zurückzukehren hätten. — Am Abend zeigte mir der cabo ein soeben erhaltenes Telegramm, worin ihm von der Polizei in Mendoza grosse Wachsamkeit (mucha vigilancia) empfohlen wurde! In einem acht Tage alten Telegramm, welches mir meine Leute von der Post heraufbrachten, wurde mir in Beantwortung meines früheren Briefes über die Durchsicht meiner Tagebücher mitgetheilt, dass der Kommandant

Befehl gegeben habe, ich solle nicht weiter belästigt werden. Diese Mittheilung wurde mir seitens meines argentinischen Freundes, Herrn Dr. José A. Salas, gemacht, dem ich für sein thatkräftiges Eingreifen in dieser unerquicklichen Angelegenheit auch an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank aussprechen möchte. Briefe waren sonderbarerweise nicht eingetroffen.

Ich telegraphierte noch an demselben Abend an meine Freunde in Mendoza und erhielt am folgenden Tage die Nachricht, dass ich mit dem nächsten Zuge hinunterkommen müsse, um der Regierung, unter Vorlage meiner Aufzeichnungen, die nöthige Aufklärung zu geben, und dass ich seitens der Polizei rücksichtsvoll behandelt werden würde. So gieng ich denn unter Bedeckung zunächst zur Post, um mich persönlich nach Briefen zu erkundigen. Doch waren keine eingetroffen. Während der Einnahme meiner Mahlzeit im Gasthaus erfuhr ich, dass allerdings Briefe für mich dort abgegeben, von dem betreffenden Beamten aber wieder zurückgefordert worden seien. Letzterer gab mir auf nochmalige Anfrage die Briefe denn auch heraus; er hatte den Befehl empfangen sie zurückzuhalten, inzwischen, wohl auf telegraphische Anfrage, aber Gegenbefehl bekommen. Es befand sich darunter ein Brief des Vertreters des Deutschen Reichs in Mendoza, welcher den Konsulatsstempel auf dem Umschlage trug. Am nächsten Tage photographierte ich die Aussicht auf den Tupungato, zum Andenken auch das Gefängniss, verkaufte den Proviant und siedelte nachmittags nach dem Gasthause über. Meine Wächter erblickten in mir einen hombre de confianza — eine Vertrauensperson — und glaubten mir diese Annehmlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen. Da die Züge nur dreimal in der Woche von Punta de las Vacas abgiengen, so konnte ich erst am 4. Februar hinunterfahren. Am Vormittage dieses Tages kamen die Reisenden von Chile an, die in Las Cuevas genächtigt hatten, darunter auch ein deutscher Herr, der mich fragte, als er meinen Namen hörte, ob ich der Spion sei, den die Argentinier suchten, und worüber die Zeitungen Chiles berichten. Er zeigte mir ein Blatt, La Lei aus Santiago vom 2. Februar, in der unter der Überschrift »Siempre en la herradura« zunächst die Kriegsbefürchtungen und Anmassungen eines argentinischen Blattes, Chile gegenüber, gegeisselt werden, und dann zu meinem Erstaunen unter Nennung meines Vor- und Zunamens eine Depesche vom 28. Januar aus Mendoza abgedruckt wird, wonach die von mir ausgeführten Aufnahmen in den Anden zur Anfertigung von militärischen Plänen (planos militares estratéjicos) dienten und, fertiggestellt, sofort nach Chile hinübergesandt wurden. — Eine so einfältige Idee musste, trotz der schädlichen Wirkung, die sie ausgeübt hatte, Heiterkeit erregen und auf der Eisenbahnfahrt, die ich das Vergnügen hatte in Gesellschaft zweier deutscher Herren zurückzulegen, wurde häufig darüber gelacht. Wie mir einer der Herren mittheilte, hatte der »siempre en la herradura« befindliche Geist in Mendoza, auch noch anderweitig gespukt. Und in der That findet sich in der in Buenos Aires erscheinenden Zeitung »La Nacion« vom 1. Februar 1895 eine Depesche, worin derselbe mittheilt, dass ich unter Zurücklassung meines Gepäcks nach Chile geflohen, und Spion der chilenischen Regierung sei, welcher Karten des Uspallatapasses angefertigt habe. Dazu bemerkt die Redaktion der »Nacion« unter Varias: sie bringe die Depesche ihres Korrespondenten in Mendoza zum Abdruck, trotzdem sie sicher wüsste, dass ich nicht Spion sondern verrückt sei; ich hätte im vorigen Jahr den Aconcagua und in diesem Jahre den Tupungato besteigen wollen. Dasselbe angesehene Blatt brachte später, am 6. Februar, unter »Espias Imaginarios«, abgesehen von einer zu gut gemeinten Lobrede auf meine Person, einen sehr vernünftigen Artikel, in dem namentlich die Nachäffungssucht der Argentinier gegeisselt wird: »Frankreich, Italien, Deutschland hätten ihre Spione; in den Augen des Argentiniers könne der Besitz eines

solchen das Ansehen der Republik nur erhöhen. Aber die Grossmächte Europas besässen an ihren Grenzen ausgedehnte Befestigungswerke, deren Kenntniss den Nachbar interessieren könne. Kein militärisches Geheimniss, kein Fort, keine Schanze wäre an der endlosen argentinischen Grenze zu entdecken. An diese Thatsache hätten militärische Kreise in Buenos Aires wohl nicht gedacht!«

In Mendoza, wo ich vom Polizeikommissär, dem Vertreter des Deutschen Reichs und einigen Freunden der deutschen Kolonie Mendozas nach dem Regierungsgebäude geleitet wurde, empfieng mich der Regierungspräsident der Provinz Mendoza auf das freundlichste, im Beisein einiger Minister und einer ganzen Anzahl anderer Herren, wohl namentlich Zeitungskorrespondenten. Ich legte dem Herrn Präsidenten meine Aufzeichnungen vor und erläuterte ihm auf einer Karte den Schauplatz meiner Thätigkeit. Der Herr ersuchte mich, ihm meine Tagebücher für ein paar Tage zur Durchsicht zu überlassen und theilte mir mit, dass für derartige Aufnahmen eine Erlaubniss seitens der Regierung zu erwirken sei. Dann schieden wir voneinander, und ich war frei.

Nach dem darauffolgenden Kalbsbraten, der mir seitens eines liebenswürdigen Mitgliedes der deutschen Kolonie in seinem Hause vorgesetzt wurde, empfieng ich den Besuch des Direktors der ersten Zeitung von Mendoza »El Debate«, der nach allen Regeln der Kunst ein Interview vornahm. Der sehr ausführliche Bericht wurde nach Buenos Aires telegraphiert, erschien am nächsten Morgen in der genannten Zeitung Mendozas und in »La Prensa« von Buenos Aires, und wurde in fast allen Zeitungen Argentiniens und Chiles abgedruckt. Soweit mir bekannt wurde, war die ganze leichtfertige Beschuldigung im Kopfe des Menschen entsprungen, der mich seiner Zeit in Las Cuevas nach der Erlaubniss seitens der Regierung gefragt hatte. Er sollte eine formelle Anklageschrift, in der es unter anderen Unwahrheiten hiess, dass ich so und so viele Male nach Santiago, der Hauptstadt Chiles, gereist und dort im Verkehr mit hochgestellten Offizieren des Generalstabes gesehen worden wäre, an die Regierung von Mendoza eingesandt haben. Nachdem der Anwalt der »Nacion« in Mendoza die Angelegenheit in die Presse gebracht hatte, zu einer Zeit, wo Grenzstreitigkeiten und langjährige Eifersucht zwischen den beiden Nachbarrepubliken zu heftigen Zeitungsfehden führten, hielt man in Buenos Aires wahrscheinlich die Verhaftung für das geeignetste Mittel, um die Autorität zur Geltung und die Presse zum Schweigen zu bringen. Ob die argentinische Regierung das Recht oder die Pflicht hat, in unerschlossenen Hochgebirgsthälern der Anden das Reisen und Forschen nur mit ihrer Erlaubniss zu gestatten, lasse ich dahingestellt. Der Weg über die Uspallatapässe, die allein für den etwaigen Übergang einer feindlichen Armee in Betracht kommen konnten, wird alljährlich von Hunderten von Reisenden betreten und ist so bekannt, dass Neues darüber von militärischem Interesse nicht mitzutheilen ist. Andere Pässe, die vielleicht aufgefunden würden, wären immer nur mit besonders geschulten Fusstruppen, im günstigsten Falle mit Maulthieren der Bergartillerie zu begehen. Sie kämen nur für einen Guerillakrieg in Betracht, und ihre Kenntniss würde für die argentinische Seite ebenso wichtig sein, wie für die chilenische. In dem oben geschilderten Falle war der Reisende niemals an der Grenze, sondern nur auf dem westlichen und östlichen Kamme des über 15 *km* von der ersteren sich öffnenden Valle de los Horcones beschäftigt. Seine Person war hinreichend bekannt in Mendoza, um jeden Verdacht auszuschliessen. Da wäre es vielleicht geeigneter gewesen, über den Zeitungsklatsch hinweg, die Urheber desselben gehörig auf die Finger zu klopfen und den friedlichen Reisenden ruhig seines Weges wandern zu lassen.

So wurde der Zweck der unter den günstigsten Verhältnissen begonnenen

Expedition nicht erreicht, und in den vorstehenden Zeilen konnten dem Leser nur wenige Errungenschaften mitgetheilt werden. Immerhin können dieselben, so gering sie auch sein mögen, zur Kenntniss jener unbekannten Gebiete beitragen und ihre Erforschung erleichtern. Ausführlichere Mittheilungen über die während der Reise ausgeführten Beobachtungen werden, nebst den photographischen Aufnahmen in Lichtdruck, an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Für Unternehmungen in jenem Theil der Anden sind die Monate Januar und Februar die geeignetsten, aber auch Dezember und März, vielleicht auch einige Wochen früher oder später, scheinen mir durchaus verwendbar zu sein. Der Januar gilt als der wärmste Monat; der Februar kommt ihm fast gleich. Sehr wesentlich kälter dürften Dezember und März nicht sein. Ganz schlechte Tage, an welchen nichts zu unternehmen ist, hatte ich während meines Aufenthaltes nicht zu verzeichnen. Dagegen muss auf das Graupelwetter, welches nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr sehr selten nicht erscheint, Rücksicht genommen werden. Ich habe mich in jenen Hochthälern körperlich sehr wohl gefühlt und dort, in unmittelbarer Berührung mit der Natur, denselben Genuss gefunden wie in den Alpen. In der Nähe des Aconcaguagebiets kommen südlich desselben zunächst der Andentheil zwischen Cerro Juncal und Tupungato in Betracht. Letzterer, 6710 *m* nach Moussy, würde von Punta de las Vacas durch das Thal des Rio Tupungato zu erreichen sein. Dieser Fluss ist jedoch von allen Zuflüssen des Rio Mendoza der bedeutendste, und nach den eingezogenen Erkundigungen soll er den Marsch thalaufwärts oft schwierig und unmöglich machen. Daher würde ein Versuch, zwischen dem Cerro de los Penitentes und dem Once Febrero in die Nähe des Berges zu gelangen, vielleicht von Nutzen sein. Auf der chilenischen Seite ist man von Santiago bis an seinen Fuss gelangt, ein Gleiches ist wohl von der argentinischen Seite, südlich von Mendoza, möglich. Nördlich vom Aconcaguagebiet und der ihm vorgelagerten Ramadakette, 6413 *m* nach Güssfeldt, liegt der Cerro del Mercedario oder Ligua, 6798 *m* nach Pissis, der demnach als zweithöchster Berg der Cordillera de los Andes angesehen werden muss.

Es dürfte sich kaum ein zweites Gebiet auf dem noch unerforschten Theil der Erde finden, das von Europa so leicht zu erreichen ist und dem Bergsteiger ein so weites Feld bietet, um den Forderungen der Wissenschaft und den Bestrebungen einer edlen Zunft zu genügen, wie der Theil der argentinischen Anden, über welchen die vorstehenden Zeilen berichten.

Litteratur.

Paul Güssfeldt, Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Gebrüder Paetel, Berlin 1888. Dr. Hermann Burmeister, Reise durch die La Plata-Staaten. H. W. Schmidt, Halle 1861. Richard Napp, Die Argentinische Republik. Buenos Aires 1876 (häufig antiquarisch). Alfred Stelzner, Beiträge zur Geologie und Palaeontologie der Argentinischen Republik. Theil I. Theodor Fischer, Kassel-Berlin 1885. Prof. Dr. Ludwig Brackebusch, Kordillerenpässe. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Band 27 No. 4. W. H. Kühl, Berlin 1892. Avé Lallemant, Boletin del Instituto Geográfico Argentino X. Buenos Aires. F. Latzina, Géographie de la République Argentine. Felix Lajouane, Buenos Aires 1890 (auch in spanischer Sprache). Prof. Dr. Wilhelm Sievers, Amerika. Eine allgemeine Landeskunde. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1894.

Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen.

Von

Prof. Dr. Friedr. Ratzel.

Das politisch-geographische Bild des Alpenlandes.

Erinnern wir uns an die politische Karte der Alpen, auf der wir die vier Grossmächte West- und Mitteleuropas von allen Richtungen her an das Gebirge sich heran- und in dasselbe hineindrängen sehen, in so seltsamen Formen wie sie kaum sonst in dem ganzen Umfang Österreichs, Frankreichs, Italiens und Deutschlands vorkommen. Zwischen ihnen die vielgliedrige Schweiz, mit ihrem auffallenden, dreifach gelappten Südtheil so recht in das eigentliche Hochgebirge hineingewachsen. Und dann noch das kleine Liechtenstein. Kein anderes Gebirge wird so gesucht und umfasst. Die geographischen Physiognomien dieser Länder werden bei der Annäherung an die Alpen bewegter, lebhafter. Die langen, langsamen Grenzzüge greifen aus, ersteigen die höchsten Kämme und dringen bis in die hintersten Thäler hinein. Es entsteht ein Gewirr von originell gestalteten Landzipfeln wie nirgends sonst in Europa. Selbst Deutschland, das ja nur einen kleinen Theil der Nordalpen ersteigt, nicht umfasst, streckt drei Ausläufer in die Gebiete des Algäus, des Werdenberger Landes und von Berchtesgaden vor. Jeder will einen wichtigen Abfluss der Alpen, die Iller, die Loisach, die Salzach weit aufwärts verfolgen und Hochgipfel wie die Mädelegabel, die Zugspitze und den Watzmann zu Grenzsteinen, oder vielmehr Landmarken machen. Das ist ähnlich wie Italien und Frankreich am Montblanc, Italien und die Schweiz am Monte-Rosa und Matterhorn, Italien und Österreich am Ortler zusammentreffen. Daneben giebt es noch eine Menge anderer Aus- und Einsprünge, die viel praktischere Zwecke haben, z. B. über einen Kamm weg dem Abstieg eines Passes zu folgen, wie die Schweiz am Gotthard und Österreich am Brenner, oder einen wichtigen Verkehrsweg bis zur Höhe zu begleiten, wie Italien und Frankreich am Col de Fréjus, oder einen See zu erreichen, wie Frankreich am Genfer- und die Schweiz am Luganersee, und sei es auch nur auf einer kleinen Uferstrecke, wie Österreich am Boden- und Gardasee. Die Schweiz grenzt in 675 *km* Länge — 36,4 % ihrer ganzen Grenzausdehnung — an Italien. In dieser Zahl, die man mit der schweizerisch-französischen, grossentheils im Jura verlaufenden Grenze von 485 *km* vergleichen kann, liegt der Einfluss der Alpen auf eine Ländergestalt deutlich ausgesprochen.

Woher sind die Staaten herangewachsen, die einander hier begegnen? Von aussen her, wo die grossen Massen ihrer Gebiete liegen, hinter denen die alpinen Antheile verschwinden. Dieses Überwiegen der ausseralpinen Antheile der Alpenstaaten ist eben so auffallend, wie die Verschiedenheit ihrer alpinen.

Die französisch-italienische und zum Theil die schweizerisch-italienische Grenze halbieren das Gebirge. Die letztere steigt aber am Langensee bereits in die Vorberge hinab, ähnlich wie die österreichisch-italienische am Gardasee, im Etschthal und im Isonzo-Gebiet. Im Norden ist das Verhältniss einfacher. Die Schweiz fasst hier das Alpenvorland im weitesten Sinne bis zur unbedingten Naturgrenze des Rheines und des Bodensees in sich. An einigen Stellen greift sie darüber hinaus. Und Österreich gehört östlich vom Inn nicht bloss das Alpenland, sondern auch alles, was davorliegt. Ein eigenthümliches Verhalten ist dann das Deutschlands mit seinem Streifen Alpenland, der nur einen Theil des Nordabhanges von einem Theil der nördlichen Kalkalpen in sich schliesst: ein Herantreten an die Alpen, eigentlich nicht in die Alpen, historisch der Rest einer einst viel engeren, tiefer eingreifenden Beziehung.

Auch die Völkerverbreitung in den Alpen ist nur ein Theil der Verbreitung derselben Völker über grosse ausseralpine Länder, von denen ihre alpinen Wohngebiete nur ein äusserer Saum sind. Kelten und Germanen zeigen, wie solche Verhältnisse entstanden sind. Beide sind nacheinander von Norden her gegen das Hochgebirge gezogen und gedrängt worden, haben es umfasst, sind durchgedrungen und haben auch am Südfusse, zwischen Ligurer, Rätier und Romanen sich einschiebend, eine beschränkte Verbreitung gewonnen, nicht zufällig beide in demselben Lande, dem Pobecken. Von Süden zurückgedrängt, haben sich beide dann in den Alpen gehalten, auch nachdem sie auf anderen Seiten des Gebirges ihre Sitze verloren hatten. Die Rätier finden wir allerdings von Anfang an überall von Kelten umgeben. Von den Lepontiern am Gotthard bis über den Brenner hinaus und vom Süd- bis zum Nordfuss der östlichen Mittelalpen sich erstreckend, sind ihre Gebiete doch zunächst ebenso insular, wie die ihrer romanisierten Nachkommen, die den Kern des alten rätischen Gebietes und der alten Provinz Rätia bewohnen. Es spricht alles dafür, dass auch dies Sitze der Zurückdrängung aus einer grösseren, viel weiter nach Süden und vielleicht auch Osten reichenden Verbreitung waren, die in den Alpen zeitweilig Halt gemacht hatte, wie später die keltischen und germanischen Wellen. Zugleich zeigt aber ihre Umfassung des unteren Etsch- und Addathales, dieser grossen Passthäler, den Verkehr noch wirksam als Motiv ihrer Ausbreitung. Wenn auch die Sprache der Kelten in den Alpen längst nicht mehr gesprochen wird, bezeugen doch zahllose Namen ihre einstige weite Verbreitung von Kärnten im Osten, das den in den alten Wohnsitzen am Isonzo verschwundenen Namen der Karner bewahrte, bis zu den Caturigen des Durancethales und den Allobrogern an der mittleren Rhone und Isère, die sich auf altligurischem Boden ausgebreitet hatten. Die Römer fanden Kelten in den Alpen, randweise im Westen und Osten, im Süden und Norden; und im Innern nahmen die Kelten viel mehr Boden ein, als die Rätier. Nur am Ost- und Westrand waren illyrische und ligurische Reste mit Kelten vermischt. Also waren die Alpen, in welche die Römer vordrangen, ein zum grössten Theil keltisches Gebirge, das von grossen Keltengebieten im Westen und Norden umgeben war, während am Ostfusse der Alpen die Illyrier standen und im Süden die Kelten zwar bis an den Apennin über die Alpen hinaus, aber nicht geschlossen wohnten. Von Süden her sind sie daher am frühesten in die Alpen hineingedrängt worden, im Westen aber behielten sie den stärksten Rückhalt an Gallien. In den Hügelländern und auf den Hochebenen am Nordrande verloren sie schon seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert Boden an die Germanen, während die Slaven erst im sechsten Jahrhundert von Osten her, ebenfalls auf germanischen Spuren, vordrangen.

Wie heute waren schon in den grauesten Zeiten die breiten, offenen Ostalpen ethnographisch mannigfaltiger als die zusammengedrängten West- und Inneralpen.

Hier griffen von der Adria und den dinarischen Alpen die Illyrier herüber, in die sich nach den ersten Keltenwanderungen nach Italien die Taurisker und andere Keltenstämme einschoben, die dann im Schutze ihrer Berge länger den römischen Einflüssen standhielten als ihre Brüder im Westen. Wir kennen die Westgrenze der Illyrier nicht, wissen aber, dass mit dem Namen Illyrien seit Augustus oft alle Länder südlich von der Donau von Rätien an bezeichnet wurden, also auch ein grosser Theil der Ostalpen. Möglich, dass die Ligurer von Westen her sich zwischen Alpen und Apenninen einst bis zu ihnen verbreitet hatten. Illyrier und Kelten müssen in den östlichen Alpen nebeneinander gewohnt haben wie heute Deutsche und Südslaven, und die Japoden werden als ein illyrisch-keltisches Mischvolk aufgefasst.

Im allgemeinen waren die Alpen in älterer Zeit ethnographisch einheitlicher als in jüngerer, und so konnten die römischen Provinzen sich viel mehr als die modernen Staaten mit Völkergebieten decken. Rätien, das Land der Helvetier, Noricum, waren hauptsächlich nach Völkermerkmalen getrennt. Die spätere Zertheilung Rätiens in prima und secunda legte rätische und keltische Landschaften auseinander. Heute sind dagegen die Alpenstaaten und -Provinzen durch ethnische Zersplitterung ausgezeichnet. Indem von Süden die Romanen, von Norden die Germanen, von Osten die Slaven heranrückten und die Kelten in das Gebirge zurückdrängten und durchbrachen, und ferner im Westen aus italischen und gallischen Romanen sich zwei Nationalitäten sonderten, bildete sich der heutige Zustand heraus, so dass die vier grossen Völker der Deutschen, Franzosen, Italiener und Südslaven sich in den Alpen begegnen. Analog dem politischen Zustand, drängen sich also Völkergebiete von Staaten, deren Haupttheile grossentheils weit weg von den Alpen liegen, im Hochgebirge zusammen. Es ist, als ob alle von aussen aus verschiedenen Richtungen heranwachsend wie an einem gemeinsamen Hemmniss hier zusammengetroffen und zum Halt gezwungen seien. So wie wir aber in den politischen Gebieten, die heute das Gebiet der Alpen bedecken, einer selbstständigen alpinen Entwicklung mitten unter den Hemmungserscheinungen begegnen, liegen hier im Schutze der Alpen die Reste romanisierter Kelten und Rätier in den Romanen, Ladinern und Furlanern: Zeugnisse einer merkwürdigen Erhaltungskraft der innersten Theile der Gebirge, in welche die Vorfahren jener zuerst als Flüchtlinge aus den tieferen Thälern sich zurückgezogen haben mochten. Ihnen sind auf den beiden Flügeln des Gebirges zurückgedrängte Ligurer und Illyrier zu vergleichen.

Wo Völkergebiete und Staatengebiete in Lage und Grösse soweit auseinandergehen, wie hier in den Alpen, erkennt man den grossen Unterschied im Wachsen der Völker und der Staaten. Jene zertheilen sich in kleine Gruppen, die leicht Wege und unbeargwohnt Plätze finden, wo sie ihre Hütten aufschlagen mögen, diese sind ihrem Wesen nach grösser und schwerbeweglicher.

Den langsamen geschichtlichen Bewegungen, die wie in tausend Fädchen und Tröpfchen eine weite Fläche überrinnen, sind die Mauern eines Hochgebirges kein Hinderniss. Sie vollziehen sich in langen Zeiträumen und dringen endlich durch jede Spalte und finden jede Schartung heraus. Zeugniss dafür sind die Kelten diesseits und jenseits der Westalpen, wo wir sie nicht bloss vorhanden, sondern gleich in engem Zusammenhange finden. Die Pyrenäen zeigen dasselbe Bild. Allais fordert mit Recht in seinem Alpi Occidentali nell Antichitá (1891) für sein Gebiet »uno sguardo storico-geografico che le valli francesi e le piemontesi abracci«. Das ist eine naturgemässe Forderung für jedes Gebirgsland. Die zahlreichen Beispiele der Verbreitung desselben Volkes oder Völkchens auf beiden Seiten eines Passes lehren, dass für Wanderung und Besiedelung Höhen kein Hinderniss sind, die sich dem Staatenwachsthum schroff entgegenstellen. Trotz der Verbreitung

der Oberwalliser nach Graubünden sind die politischen Geschicke des Wallis und der oberen Rheinthäler grundverschieden. Vorarlberg steht Tirol wirthschaftlich und politisch als ein besonderes Land gegenüber, ethnographisch ist der 1802 *m* hohe Arlbergpass keine scharfe Grenze. Am auffallendsten ist aber der Unterschied der Volks- und Staatsausbreitung in noch engeren Räumen. Hasle und Unterwalden, oberes Aare- und Sarnthal haben eine Bevölkerung, deren Übereinstimmung so gross ist, dass ihr die Volkssage und die fabelnde Geschichtschreibung denselben fernen Ursprung zuschrieben. Und doch ist das Sarnthal mit am frühesten zu politischer Selbstständigkeit gelangt, während das Aarethal fast ebenso früh Bern unterthan wurde und blieb. Der Brünig hat also dieser Thalschaft entgegengesetzte politische Entwicklungen auferlegt, die auch im räumlichen Sinne nach Westen und Nordosten auseinanderstreben, während er die Besiedelung durch eine und dieselbe sicherlich nicht grosse Völkergruppe über sich wegfluten liess.

Grosse Wanderscharen der nordischen Völker würden die Hindernisse der Alpen kaum haben überwinden können, denn diesen sind nur organisierte Heere gewachsen. Sie umgiengen das Hochgebirge lieber nach dem Beispiele der Cimbern und Teutonen. So that auch noch das letzte der grossen Völker, die nach Süden wanderten, die Longobarden, die 568 die Julischen Alpen und Tirol in den Spuren der Ostgothen durchzogen, um am Fusse der Alpen hin Oberitalien zu unterwerfen. Dann erst drangen sie in die grossen Thäler der Alpen an der Drau, Etsch und dem Eisak hin vor und machten Südtirol langobardisch.

So stiegen in späteren Jahrhunderten die Armeen über die Alpen, um sich in den Ebenen am Nord- und Südfuss auszubreiten und dort ihre Schlachten zu schlagen. Die Märsche durch die Alpen bedeuteten besonders im 17. und 18. Jahrhundert, in den Kämpfen österreichischer Armeen am Rhein, Po und der Donau, grosse Verluste an Kraft und Zeit. Die Jahre 1798 und 99 sahen in den höchsten Alpenthälern sich Österreicher, Franzosen, Russen und Schweizer schlagen, aber dieser Gebirgskrieg war doch den grossen Operationen am Rhein und der Donau und in Oberitalien untergeordnet; von deren Entscheidungen hiengen seine Züge ab. So wie die Aufgabe der früheren Alpenfeldzüge hauptsächlich die Gewinnung der Wege durch das Gebirge war, handelte es sich bei diesen um die Deckung der Flanken der in Deutschland und Italien fechtenden Armeen. Anders wirken verschiedene Abhänge des Gebirges, wenn sie, klimatisch so verschieden wie die Süd- und Nordabhänge der Alpen, Völkern und Kulturen entgegenkommen, die sich in eines dieser Klimate eingelebt haben. Die Zweitheilung Tirols nach dem Nord- und Südabhange ist in der Natur selbst so tief begründet, dass sie von der ersten römischen Invasion und Besiedelung an immer wieder durchbrach. Zwischen der ersten Überschreitung der heutigen Grenze Tirols durch ein römisches Heer und dem Vordringen über den Brenner, liegen mehr als hundert Jahre Kolonisationsarbeit in Südtirol, die den natürlichen und besonders klimatischen Unterschied von Nordtirol verstärkte. Als unter Hadrian das Trentino zur venetischen Provinz geschlagen wurde, wurde ein Unterschied besiegelt und dauernd gemacht, den eine mehr als zweihundertjährige Zugehör des unteren Etschlandes zu Rom geschaffen hatte. Die Theilung der Alpen zwischen Franken und Gothen traf natürlich auch Tirol. Das kurze Aufleben einer römischen Kaiserherrschaft nach dem Falle der Gothen, brachte Südtirol bis Seben und Agunt neuerdings an Rom. Dann bildete Südtirol unter den Langobarden das Herzogthum Trient, das zeitweilig auch das mittlere Etschthal und einen Theil des Eisack- und Pusterthales umfasste. Während die Bayern langsam von Norden her in Tirol vorrückten, schwankte der Langobardenstaat von Norden zurück und jene nahmen im siebenten Jahrhundert auch das obere Etschthal ein. Die Bayern nahmen

die spärlichen Romanen Nordtirols in sich auf, die Langobarden wichen vor der überlegenen Kultur der zahlreichen Romanen Südtirols zurück. Wenn in den Reichstheilungen der Karolinger Südtirol bis Mais und Bozen zu Italien, der Rest zu Bayern und im Vertrag von Verden zu Deutschland geschlagen wurde, war in solcher Sonderung bereits der ethnographische Unterschied wirksam, wieviel germanische Elemente auch in Südtirol und am Südrande der Alpen damals noch erhalten sein mochten. Er konnte sich nur vertiefen, solange die Grenze zwischen Deutschland und Italien mitten durch Tirol lief. Dass auch ohne sie dieser Unterschied sich scharf ausprägen konnte, lehrt das ganz natürliche Loslösen, man kann es kaum Abfall nennen, der graubündnerischen Unterthanenlande Cleve und Worms in der Erschütterung der Revolutionsjahre.

Die Hemmung geschichtlicher Bewegungen.

Wer von der Höhe vor Neukirchen über das hessische Ederthal weg nach dem Rothaargebirge sieht, der erblickt einen langen Damm ohne alle Senkung. Welcher Abstand von der zinnenreichen Mauer der Alpen mit ihren vorgeschobenen und flankierenden Thürmen! Und doch ist jener Wall ohne Einschnitt ein mächtiges Verkehrshinderniss, das auch heute von der Bahn vom Sieg- ins Ederthal in weitem Bogen umgangen wird, und noch immer westfälische und hessische, nieder- und oberdeutsche Stammesart auseinanderhält, wie nur die Alpen wälsch und deutsch trennen konnten. Wie verschieden der Anblick der deutschen Mittelgebirge und der Alpen sein mag, es ist aus ihm nicht das Maass der hemmenden Wirkung zu gewinnen, die sie üben. Sie liegt nicht im Drum und Dran der Kämme und Gipfel, sondern in der Höhe und Breite der Massenerhebung. Betrachten wir daraufhin die Alpen, so brauchen wir nicht auf die allen bekannte Höhe der Pässe und Gipfel hinzuweisen, möchten aber wohl daran erinnern, dass die Massenerhebung des Alpengebirges, ohne die vorgelagerten Hochebenen und Hügelländer zwischen dem Nord- und Südfuss, wo Inn und Etsch ihn bespülen, fünfmal so breit als die des Schwarzwaldes oder der Vogesen ist. Wir haben hier also ein breites Land von eigenthümlicher Natur und mannigfaltigsten Daseinsbedingungen vor uns, die natürlich auch politisch wirksam werden müssen. In den Gebirgsmauern konzentrieren sich die Hemmnisse der Bewegungen, auf den viel ausgebreiteteren Massenerhebungen sind auch ihre Wirkungen ausgebreiteter. So wie die grossen Hochländer Mittelasiens und des westlichen Amerikas Gebiete eigenthümlicher Völker und Staatenbildungen sind und waren, so sind es die Alpen zwischen Donau und Po und Rhone und Mur immer mehr geworden. Schon weil sie Räume dünnerer Bevölkerung mit den charakteristischen, wirthschaftlichen und Kulturmerkmalen der Gebirgsvölker nebeneinanderlegen, prägten sie dem Alpenland im weitesten Sinne auch bestimmte politische Merkmale auf, die nicht bloss in selbstständigen Alpenstaaten, sondern auch in der Eigenart alpiner Provinzen grösserer Reiche ihre Ausprägung finden. Wie Helvetien als Theil der Gallia belgica eine besondere Stellung als Grenzprovinz einnahm, von den alten Schriftstellern selten genannt wird, und arm an Inschriften verglichen selbst mit dem Wallis und dem Land der Allobroger ist, so sind später Savoyen, das Dauphiné, Oberbayern, Tirol, Steiermark, Krain u. s. w. die eigenartigsten Provinzen ihrer Länder geworden.

Es geht also nicht an, dass man den Gebirgen nur den negativen Werth von Hindernissen in der Geschichte der Völker zuspricht. Sie sind allerdings in ihren höchsten, unfruchtbarsten Theilen Unterbrechungen der Besiedelung und Bodennutzung und des Verkehres. Sie hemmen aber nicht bloss, sondern ertheilen auch Impulse

nach bestimmten Richtungen, in die sie Bewegungen ablenken. Gerade in dieser Beziehung haben die Alpen sehr positiv gewirkt. Denn da die geschichtlichen Bewegungen sich nicht auf lange Dauer stauen und zur Ruhe bringen lassen, so ändern sie vor einem solchen Hindernisse ihre Richtung und das Gebirge wirkt also bestimmend auf ihren Gang und damit auf die Anordnung der politischen und sogar der Kulturgebiete. Gerade durch diese Hemmung erwirbt aber dann im weiteren Verlauf das Gebirge einen neuen Werth als Grenze. Und dann, wenn die geschichtliche Bewegung so stark geworden ist, dass sie in die Hochthäler hinein und über die Pässe wegfluthet, entstehen begünstigte Stellen, auf die der Verkehr und die politische Herrschaft sich konzentrieren und denen sie einen steigenden Werth beimessen. Daneben geht dann endlich die weitere positive Thatsache eigener Alpenstaaten her, die mit der Zunahme der Bevölkerung in den sicheren Lagen der Gebirgsthäler sich entwickelten und aus ihnen herauswachsen.

Der Einfluss der Alpen auf die Staatenbildung.

Grosse Bewegungen, die hier gehemmt wurden, sind in eine Anzahl von kleinen ausgelaufen; diese aber haben in dem vielgegliederten und an begehrenswerthen politischen Objekten reichen Alpenland auf engen und gewundenen Wegen um sich gegriffen. Wer in den Grenzformen zu lesen versteht, der erkennt, dass mehr als in der Ebene oder im Hügelland hier Anziehungen im Spiele sind, die ein Land am diesseitigen Abhang nicht warten lassen, wenn ein Pass hinauf und hinüber offen ist und die den Rand eines politischen Gebietes nicht am Fusse des Gebirges ruhen lassen, sondern nach den Quellen der Flüsse hinauftreiben, die aus diesem Gebirge ins Land hinausströmen.

Mit diesen, dem Gebirge selbst angehörenden Wirkungen liegen nun jene von aussen hereinstrebenden im Streit, welche die Kraft der grossen Länder rings um die Alpen an das Gebirge heranbringen und gleichsam darin verankern oder darüber hinauswirken lassen wollen. Das ist ein Ringen, das durch die ganze Geschichte der Alpenvölker und -Staaten sich durchzieht.

Die Entwicklung des Alpenlandes unter römischer Herrschaft zeigt zunächst die von aussen herankommende räumliche Einengung des eigentlichen Hochgebirges durch die immer weitergehende Ablösung der Voralpengebiete und der von ihnen in das Gebirge hineinziehenden tieferen Thäler. So wurde das Dauphiné, Savoyen, die Gegend nördlich vom Genfersee und das Wallis bis zum Gotthard hinauf entweder selbstständig gestellt oder mit gallischen Gebieten vereinigt. Das Land der Helvetier wurde ein Theil der gallischen Provinz Belgien und als solche den militärischen Einrichtungen einer Grenzprovinz unterworfen. Am Südabhange sind aus dem alten rätischen Gebiete die tessinischen Thäler, das Veltlin und die Gebiete von Trient und des Val Camonica mit Gallia Cisalpina vereinigt worden. Von Norden her griff Vindelicien bis an Rätiens Grenzen heran. So waren also hier die Alpen zwischen Italien, Gallien und Vindelicien getheilt. In deren Abgrenzung kamen, besonders im Westen, die grossen, scheidenden Linien der Alpenkämme zur Geltung. Aber kein Theil des Gebirges bildete ein besonderes politisches Gebiet: die Alpen kamen nur erst passiv, noch nicht staatenbildend, zur Geltung.

Es giebt also keine politischen Grenzen der Alpen. Die politischen Grenzen der an den Alpen theilhabenden Staaten liegen vielmehr im Innern des Gebirges. Davon macht nur die Schweiz dort eine Ausnahme, wo ihr Gebiet vom Südfuss der Alpen bis zu der natürlichen Alpengrenze am Rhein und Bodensee und wieder vom Rhein bis zum Jura reicht. Es giebt aber Grenzen der politischen Wirkungen der Alpen.

Einst reichten diese soweit als die Gebirgsbewohner ihre Raubzüge aus sicheren Thalverstecken nach den Ebenen am Süd- und Westfusse ausdehnten. Dann, als die Römer und nach ihnen die Germanen gegen die Alpen vorgiengen, wurden die Grenzen zurückgedrängt, bis dahin wo der Schutz der Gebirge das Weiterschreiten verbot. So schritt in Unterrätien das alemanische Element rasch vor, während in Oberrätien sich das romanische hielt, das von der Kirche gestützt ward. Als Bayern, vor der Loslösung Kärntens (976), das ganze Gebiet umfasste, das heute Altbayern heisst, und die ganzen Ostalpen von Tirol bis Steiermark, Krain und Istrien, war es ein grosser ostalpiner Staat, wie er so geschlossen nicht mehr aufgetreten ist. Die altbayerischen Lande zwischen den Alpen und der Donau gehören ja auch als Hochebenen noch zum Hochgebirge. Nur die Oberpfalz war ein ganz aussenliegendes Gebiet. Derselbe Stamm wohnte vom Ortler bis zum Triglav und von der Etsch bis zur Naab. Kein Wunder, dass dieser Ostalpenstaat an Macht und Selbstständigkeit alle anderen übertraf. Das lag in seinem Stamm und seiner Verfassung, aber auch in der Lage und im Boden des bayerischen Herzogthums, das in dieser Gestalt ein geschlossenes Alpenland oder vielmehr Nord- und Ostalpenland war. Aber es währte nicht lang, bis auch hier die Verbindungen zwischen dem Land im Gebirge, Tirol, und dem Land vor dem Gebirge, Bayern, sich lockerten und das Gebirge zur Grenze wurde, das nördlich vom Oberinnthal vom Fern gegen den Ziller zieht. So aber auch auf der Westseite, wo schon früher das eigentliche und das vindelicische Rätien sich in das Alpen- und Voralpenland getheilt hatten.

Wenn einst das ganze Rätien vom Gotthard bis zum Brenner ein natürliches Glied der centralen Alpen umfasste, so war doch die Herauslösung Tirols aus diesem grossen Zusammenhang ein ganz natürlicher Prozess, der der grossen Rinne oder Furche entspricht, die vom Stilfser Joch herunter über Reschenscheideck ins Innthal zieht, die rätischen Alpen im Westen und die Ötzthaler im Osten scheidend. Je mehr die Länder zu beiden Seiten des Ortlers und des Bernina sich entwickelten, desto weniger blieb der alte Einfluss des Bisthums Chur auf das ferne Tirol aufrechtzuerhalten. Die Entwicklung Tirols ist vielmehr vom 13. Jahrhundert an eine rasch sich vollziehende Verdrängung dieser Herrschaft, die zeitweilig Tirol weit über seine heutigen Grenzen, im Unterengadin bis nach Pontalt, in die »ennetbergischen« Landschaften Kurrätiens führte, zu denen zeitweilig selbst das Vintschgau gezählt worden war.

Umgekehrt ist bald darnach die Schweiz aus den natürlichen Grenzen der in ihren Bergen eingeschlossenen Waldstätten, deren Bergschranken fast vollständig vom Rigi aus zu überschauen sind, nach den weiteren politischen Grenzen, die ihr heute gezogen sind, zielbewusst hinausgewachsen. Der Rhein als natürliche Nordgrenze ist ein offen angestrebtes Ziel der Eidgenossenschaft im ganzen 15. Jahrhundert bis zum Schwabenkrieg und bis zum Beitritt von Basel und Schafthausen gewesen, ebenso wie die Vorschiebung der Südgrenze über den Hauptkamm der Alpen schon früh als die günstigste Gestaltung der Alpengrenze angesehen wurde. Schon der Bundesbrief von 1351 der Waldstätten mit Zürich zieht den Südabhang des Gotthard gegen Bedretto und Faido in das Gebiet der gegenseitigen Hilfe und Berathung. Zwei Jahrhunderte hat die Eidgenossenschaft um die Freigrafschaft geschwankt, fand aber zuletzt die französische Seite zum Weiterwachsen doch zu stark und richtete ihr Wachsthum wieder nach Osten, wo die Bedeutung der drei rätischen Bünde als Schutzwehr der Eidgenossenschaft wohl erkannt ward. Naturgemäss war die Ostseite, wo ein rauhes Gebirgsland vor ihr lag, weniger bedrohlich als die Westseite, wo die grosse Lebensader Rhone-Saône die Hilfsmittel eines grossen, reichen Gebietes in burgundischer und französischer, wie einst in römischer Zeit

gerade vor den Grenzen Helvetiens vereinigte. Daher wandte sich Bern gegenüber Burgund den Waldstätten zu und die Eidgenossenschaft wuchs im ganzen auf Kosten des östlichen statt des westlichen Nachbars mehr rhein- als rhonewärts.

Im heutigen Krain stiessen für das Römerreich die Grenzen von Noricum, Italien und Pannonien zusammen. Emona mit dem Südosten des Kronlandes war pannonisch, der Norden norisch, der Südwesten italisch. Schon früh haben die Julischen Alpen die Grenze zwischen dem italischen Antheil und jenen anderen gebildet, aber unter den späteren Kaisern ist die Grenze Italiens bis über Emona hinaus gegen Adrans verschoben worden. Nun bildete der neu zu Italien gefügte Strich zwischen den Julischen Alpen und Adrans einen Anhang der venetischen Region Italiens. Als Pannonien in Ober- und Niederpannonien getheilt wurde, blieb natürlich der alpine Antheil bei Oberpannonien. Und als Theile Pannoniens zu einer neuen Provinz Savia vereinigt wurden, gehörte dazu auch Unterkrain zwischen Emona und der Kulpa. Das sind die Ansprüche des Donautieflandes an die angrenzenden Alpenlandschaften, nur in gesetzlich festerer Form, die dann Jahrhunderte lang Raub, Krieg und Politik gewaltsam zu verwirklichen suchten. Ihnen gegenüber war es die grosse geschichtliche Leistung Österreichs, das östliche Alpenland als »Inner-Österreich« fest zusammengehalten zu haben. Seit 976 wurden mit Kärnten, dem Kern eines neuen Herzogthums, Krain, Istrien, Verona und die beiden carantanischen Marken, d. h. Untersteier und ein Theil Unterkrains zu einem selbstständigen Theil des deutschen Reiches erhoben. Es war eine Wiedergeburt des alten Noricum, nicht genau in denselben Grenzen, aber in derselben Lage und annähernd in demselben Umfang. Als daraus besondere Staaten und dann die Kronländer Kärnten, Steiermark und Krain unter Österreich, ein besonderes »Inner-Österreich«, geworden waren, hielten sie selbst gegen den Willen ihrer Fürsten noch zusammen. In den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts findet man die Stände dieser drei Länder in St. Veit, der alten Hauptstadt Kärntens, dann in Friesach versammelt und sie wehren mit gemeinsamen Kräften die Türkengefahr ab. Auch im 16. Jahrhundert erscheinen sie, um Schutz gegen die verheerenden Türkeneinfälle bittend, vereinigt auf deutschen Reichstagen.

Wenn die Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung seit dem Römischen Reiche, und vorübergehend in dem fränkischen Karls des Grossen, nicht mehr als Ganzes einem einzigen Staat angehört haben, so ist doch ihre Zertheilung erst allmählig so weit gediehen, wie sie jetzt besteht. Seit der Halbierung in nord- und südalpine Besitzungen, die im sechsten Jahrhundert zwischen Ostgothen und Franken bestand, ist die Zergliederung immer weiter geschritten. Aus grossen Landschaften, die sich im Anschluss an die alpinen Provinzen der Römer bildeten, wurden neue, kleinere Staaten. Wenn dabei auch die natürlichen Grundlagen der Bodengestalt zur Geltung kamen, wie z. B. in der allmähligen Zurückdrängung Rätiens aus Tirol und aus dem Veltlin, so schritt doch auch über die grossen Grundzüge des Bodenbaues die Zersplitterung hinweg, als der Feudalismus Besitz mit Herrschaft verwechselte, die Lehen erblich würden und die Herrschaft verkauft wurde wie ein Landgut. Die Mächte waren im Westen und Osten des Gebirges in so viele verschiedene, kleine Territorien zersplittert, dass für ganze Jahrhunderte die Zeichnung einer historischen Karte der Alpen für unmöglich gelten muss.

Hier begann nun aus den kleinsten Anfängen eine neue Entwicklung, die von den Alpen ausgieng im Gegensatz zu allen bisherigen politischen Gebilden der alpinen Region, die von aussen her in das Gebirge hineingewachsen waren, und es entstanden die ersten, selbstständigen Alpenstaaten seit jenem Halbhundert keltischen und rätischen Kleinstaaten, deren Namen und Niederlagen römische Siegessäulen verkünden.

Politische Passivität der Alpen.

Der passive Charakter des Alpenlandes, der es den von aussen heranwachsenden Staatenbildungen verfallen liess, liegt in seiner Natur. Es stand den frühbevölkerten Gebieten ringsumher als ein reines Naturland gegenüber, in das kein starkes Volk, geschweige denn ein Staat den Eintritt wehrte. Es ist das zum Theil noch, nachdem doch alle bewohnbaren Thäler bevölkert und nicht wenige übervölkert sind. Noch heute sind Tirol und Salzburg mit 30 und 24 Menschen auf 1 km^2 die dünnstbewohnten Kronländer Österreichs und in der Schweiz haben die eigentlichen Hochgebirgskantone Graubünden, Uri und Wallis 13, 16 und 19 auf 1 km^2. Es lässt sich leicht nachweisen, wie viele höher gelegenen Alpenthäler erst in junger Zeit besiedelt worden sind. Die 400000 Helvetier, welche Caesar bei Bibracte zwang, über den Jura zurückzukehren, gehörten sicherlich zum kleinsten Theil dem Gebirge an. Es werden in der Mehrzahl Bewohner der hügeligen Hochebenen zwischen dem Fusse der Alpen und dem Rhein gewesen sein. Dafür spricht auch die Zahl keltischer Ortsnamen in diesen Theilen, die grösseren Ortschaften angehörten.

Was also an politischem Werthe in den Alpen liegt, das zu heben fehlten die Menschenkräfte. Man zählt zahlreiche, nur zu viele Alpenvölker keltischen und rätischen Stammes auf. Aber die Kürze der Zeit, in der die Römer das Hochgebirge bezwangen, kontrastiert doch zu auffallend mit den Schwierigkeiten, die später grossen Armeen die Gebirgsbewohner Tirols und der Schweiz entgegengesetzt haben. Es muss den gewaltigen, defensiven Vortheilen an der nöthigen Zahl von Vertheidigern gefehlt haben. Und die geringe Zahl war nicht zusammengefasst. Die politische Bethätigung bestand in einzelnen Angriffen und Überfällen und einer allgemeinen Unsicherheit. Soweit die Alpen an das Kulturland des Südens und Westens grenzten, erscheinen sie nur als die Heimath räuberischer Stämme, die in immer wiederholten Zügen die römischen und keltischen Ansiedelungen am Fusse des Gebirges heimsuchten und brandschatzten. Rätier und Räuber muss fast gleichbedeutend gewesen sein. Aber in demselben Rufe standen die Bewohner der ligurischen Alpen und die Salasser Savoyens, wie die Noriker und Taurisker im fernsten Osten an der Grenze Pannoniens. Als Grund der von Augustus ausgesandten Expeditionen in die penninischen, rätischen und norischen Alpen werden die unaufhörlichen Einfälle ihrer wilden Bewohner angegeben. Wenn bei diesen Einfällen grosse und reiche Orte wie Como zerstört, zahlreiche Menschen getödtet oder in die Gefangenschaft geführt, und als Hauptbeute ausserdem Viehherden fortgetrieben wurden, begreift man den Wunsch der Römer, diese Bergbewohner nicht bloss zu unterwerfen, sondern womöglich auszutilgen und andere Menschen an ihre Stelle zu setzen. Dazu kommt die Unsicherheit der Wege, auf denen sie die friedlichen Reisenden angriffen, so dass man nur staunen muss über die immerhin nicht unbeträchtlichen Spuren eines Handels mit den Cisalpinern, der nicht bloss Tausch war, sondern massiliotische Münzen ins innerste rätische Land brachte.

Welcher Gegensatz, dieses Naturland der Alpen und an seinem Fusse die grösste, bevölkerte Ebene und der grösste Fluss Italiens! Wie klein musste den Römern jener Machtzuwachs im Vergleich zu diesem erscheinen, der vor der Eroberung Galliens überhaupt der bedeutendste des werdenden Reiches war. Nun bevölkerten sich zwar die leicht zu erreichenden äusseren Alpenthäler rasch durch Kolonisation in der Ruhe und Ordnung unter römischer Verwaltung, aber weite Gebiete lagen unbewohnt und blieben es, bis ein Jahrtausend später die überschwellende Wachsthumskraft neuer Völker sich bis in die hintersten Winkel ergoss. Wenn wir auch weit entfernt sind, aus dem Fehlen alter Ortsnamen sofort immer auf die Abwesenheit alter Be-

siedler zu schliessen, so scheint doch kein Zweifel zu bestehen, dass ein Ländchen wie z. B. Gottschee von seinen Besiedlern als eine Urwaldwildniss gefunden wurde. Beschränkte Gebiete wie Glarus, das Urserenthal, Berchtesgaden, Davos sieht man fast von der ersten Besiedelung an heranwachsen. Waren sie von Kelten, Rätiern oder Römern bewohnt gewesen, so mussten doch die Spuren leicht zu verwehen sein, wenn sie an manchen Stellen ganz verschwunden sind. Die Völkerwanderungen, die die Länder am Fusse der Alpen verheerten, brachten dem Inneren des Gebirges wohl in manchen Theilen mehr Bewohner als ursprünglich dort gewesen waren. Es gab im fünften Jahrhundert eine Zeit, wo von Norden Bajuwaren, Schwaben und Slaven siegreich in die Alpen vordrangen, während zugleich im Süden Gothen und Langobarden besiegt in das Gebirge gedrängt wurden. Kaum zweifelhaft ist aber, dass römische Ansiedler schon früher in abgelegene Gebirgsgegenden auf der Flucht vor ähnlichen Invasionen sich zurückgezogen hatten. Wenige Jahrhunderte später war die Bevölkerung in manchen Theilen schon überraschend gross. In einem wald- und wasserreichen von allem Verkehr fast sackgassenartig abgelegenen Gebiete, wie dem der oberen Mangfall, sind nahezu alle Namen der heutigen Orte schon im neunten Jahrhundert zu finden.

Nach dem Sinken des römischen Reiches breitete sich über die Alpen ein geschichtsloses Dunkel. Für die Römer waren sie ein unentbehrliches Bindeglied zwischen Provinzen im Süd, Nord und West gewesen. Aber ihr eigenes Leben war fast nirgends stark genug, um nach der Abtrennung von den Macht- und Reichthumsquellen Italiens, Galliens und der Donauländer sich selbstständig zu erhalten. Der staatliche Organismus löste sich in eine Anzahl von kleineren und kleinsten Gebilden auf, zwischen denen die Verkehrsadern stockten und abstarben. Weite Gebiete verödeten. Auch andere Trümmer des grossen Reiches traten damals in den Schatten; aber so spät wie über den Alpen gieng das Licht der mittelalterlichen Geschichte über keinen anderen Theil von Mitteleuropa auf. Öder als in römischen Zeiten waren jetzt viele von den Alpenpässen, die uns Reste von Bronze und Bernstein an selbst heutzutage wenig begangenen Stellen, wie dem Septimer bieten.

Das war die Zeit, in der sich einer der merkwürdigsten Züge der politischen Geographie der Alpen herausbildete: Die Theilnahme der Kirche an der Urbarmachung, besonders durch Klöster, und infolgedessen eine folgenreiche Ausdehnung geistlichen Besitzes in dem Land »intra montana« zu beiden Seiten der Alpen, mehr noch im eigentlichen Gebirge als in den schon besiedelten Thälern. Welche Stellung nahmen Trient, Brixen, Chur und Sitten ein, und weiter im Osten das Bekehrungskloster Innichen an der Grenze der Slovenen! Seit Ende des elften Jahrhunderts besassen Bisthümer und Abteien mehr Grund und Boden im eigentlichen Gebirgsland als die weltlichen Herren. Appenzell, Glarus, das Berner Oberland hatten geistliche Herren. Bamberg und Salzburg besassen ganze Landschaften in den norischen Alpen; in das Lavantthal theilten sie sich und das Land zwischen Villach und Pontafel war bambergisch. Besonders oft waren Bergübergänge mit den obersten Thalstufen zu beiden Seiten in geistlicher Hand. Es gab eine Zeit, wo das Bisthum Chur das ganze gebirgige Rätien mit einem Vogt diesseits und jenseits der Berge einnahm, während nur das Land abwärts der Landquart bis zum Bodensee die Grafschaft Churwalchen geworden war. Welche Kulturarbeit wurde hier geleistet, aber auch welche Ernte an politischem Einfluss gesammelt! Das einsame Disentis (1150 *m*) war ein Asyl der Kultur und ein Ausstrahlungspunkt reger Kulturarbeit, so in seiner Art Berchtesgaden und weiter draussen Tegernsee oder eine viel kleinere Stiftung, wie Fischbachau oder fern am Ostrand der Alpen Lack oder das hochgelegene (1042 *m*) St. Lamprecht im Neumarkter Gebiet. Die geistlichen Herrschaften mit

ihren wenig bedrückten »Gotteshausleuten« haben ihren sehr grossen Theil an der politischen Entwicklung der Schweiz wie an der territorialen Ausgestaltung von Tirol.

Als dieser Punkt erreicht war, konnten die aufgesammelten Menschenmengen, die in ihrer Gebirgsabgeschiedenheit ein gutes Maass von roher Naturkraft sich erhalten hatten, in politisch fruchtbare Verbindung mit ihrem Wohnboden treten. Und nun streifte allmählig das Gebirge seine Passivität ab und liess seine ihm natureigenen Kräfte auf die Staatenbildungen im Umkreis, die schon fertigen und die werdenden, wirken. Zuerst trat da der Schutz der bergumgürteten Thallage hervor, der selbstständige, politische Gebiete sich soweit kräftigen liess, dass sie den Rückhalt für weite Räume ringsumher zu bilden vermochten.

Schutz und Rückhalt.

So wie die gleichen Verbindungen von Gebirge und Flachland im Grossen und Kleinen wiederkehren, so auch ihre schützenden Wirkungen in grossen und kleinen Bezirken. Wo das Hügelland an das Hochgebirge grenzt, entfalten sich selbstständige Staaten und im Hintergrunde des Stubaithales erhalten sich romanische Bauern ihre Freiheit, die im übrigen Bajuwarenlande verloren geht. In beiden Fällen bietet die Gebirgsumrandung den nöthigen Schutz, die Anlehnung an die menschenleere Natur, in der unter ganz anderen Bedingungen, nämlich am Meeresrand, jene anderen Reste eines mittelalterlichen Bundes liegen, die neben der Eidgenossenschaft allein sich selbstständig bis auf unsere Zeit erhalten haben: die Hansestädte.

Man muss sich diesen Schutz aber durchaus nicht als eine nur passiv wirkende Umfassung denken, in die Flüchtlinge ihr Leben und ihre Habe bergen. Wenn Baumann in seiner Geschichte des Algäu's sagt: »Die natürliche Beschaffenheit dieses Bezirkes ist die Ursache, weshalb in ihm rechtliche und volksthümliche Einrichtungen sich entwickelten, die in dem angrenzenden Schwaben sich nicht finden oder erst ganz spät von jenem entlehnt wurden« (Einleitung S. 9) und dafür besonders die Erhaltung ansehnlicher Reste der altdeutschen Gerichtsverfassung und der frühmittelalterlichen Stände, den Algäuer Brauch zu Gunsten der Leibeigenen, und die vollständige Durchführung der Vereinödung nennt, so ist damit nur eine Wirkung genannt, allerdings eine sehr wichtige, in jedem Thal und jeder Hütte der Alpen thätige. Daneben wollen wir aber nicht der selbstständigen Entwicklungen vergessen, in denen sich der Schutz der Gebirgsumrandung weit über das Erhalten hinaus thätig zeigt. Gerade der politisch-geographischen Betrachtung springen sie ins Auge, denn die Staatenbildung fühlt sich innerhalb der Felsenschranken zu neuen Leistungen aufgefordert, in denen die erhaltende und die wachsthumfördernde Wirkung ganz eng zusammenarbeiten, um einen kräftigen Staat zu erzeugen, der sich vielleicht schon bald stark genug fühlen wird, den Gebirgsschutz zu entbehren.

Die entscheidende Thatsache in der Entwicklung der schweizerischen Eidgenossenschaft war die Stellung der Waldstätte in der Eidgenossenschaft. Und dieses ist zum guten Theil ein geographisches Element. Dierauer mustert die anderen Gründe für die nachhaltige Lebenskraft dieser Vereinigung, besonders die beim Abschluss der Bünde in Aussicht genommene »ewige« Dauer, und die glückliche Mischung bäuerlicher und bürgerlicher Gemeinwesen. Zuletzt legt doch auch er das Hauptgewicht darauf, dass die drei Länder, wie eine föderative, so eine territoriale Einheit bildeten, »die unverrückbar als ein gesicherter Kern in den Bergen wurzelte«. Darum konnte in ihnen die zusammenhaltende und zugleich die treibende Kraft des jungen Bundes liegen. Ohne sie wäre er gleich so vielen anderen, zur selben Zeit im Reich entstandenen, wieder zerfallen. Alle anderen Glieder des Bundes

schwankten gelegentlich, suchten nach vermittelnden Stellungen, fielen ab oder wurden abgelöst, die drei an den Gotthard und den Vierwaldstättersee angelehnten, in den Winkel zwischen Glarner und Berner Alpen zusammengedrängten Waldstätte blieben allein fest. Und so zogen sich dann die zum Theil viel grösseren Gebiete von aussen her an diesen festen und geschützten Kern heran.

Verfolgt man die Geschichte der Eidgenossenschaft von dem ewigen Bund zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden durch die allmählige Annäherung und festere Verbindung Luzerns, Zürichs und Glarus, so liegt doch die geschützte Lage jener drei in ihren zurückgezogenen Thälern dem Ganzen wie ein Anziehungspunkt und Wachsthumsmittelpunkt zu Grund, das Thal Uri, das zwischen dem Mythen und dem See sich abdachende Schwyzer Gelände und die verzweigten Thalschaften von Unterwalden: jedes von den Dreien Jahrhunderte vor ihrem Hervortreten eine abgeschlossene kleine Welt, in der die öffentlichen und privaten Rechtsverhältnisse sich in besonderer Art gestaltet hatten. Allerdings kommt dabei auch die Wichtigkeit der von Uri beherrschten Gotthardstrasse mit in Betracht, die besonders für Zürich sehr ins Gewicht fiel. Diese unwillkürliche und unbewusste Schätzung des politischen Vortheils einer an das schützende Gebirge gelehnten Lage führte den drei kleinen Hirtenstaaten alles zu, was in dem verhältnissmässig weiten Raum zwischen Jura und Rhein nach Unabhängkeit von der österreichischen Hausmacht strebte und dabei unter ganz ähnlichen Bedingungen sich entwickelt hatte. Selbst dem verhältnissmässig grossen und aussenliegenden Gebiete Berns musste das Aarethal von der Grimsel bis zum Bielersee als Kern gelten. Und nimmt Schwyz Appenzell in sein Landrecht auf, so ist das, bei der räumlichen Trennung, die Anerkennung der Verwandtschaft der geographischen Grundlagen und Entwicklung. Dieses kecke, kleine Gebirgsvölkchen wirkte in den Säntisgegenden gerade so anziehend in der Ostschweiz und sogar über den Rhein hinüber und griff in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts ganz ähnlich wie die Waldstätte aus. Ohne diesen neuen Gebirgskern wäre wohl die Eidgenossenschaft nicht bis an den Rhein und den Bodensee gewachsen. Ähnlich hat Glarus als natürliches Verbindungsglied nach den selbstständigen rätischen Ländern hin gewirkt.

Die Entwicklung des kleinen Kantons Glarus, mit 691 *qkm* allerdings noch keiner der kleinsten Staaten der Eidgenossenschaft, zeigt die Ablösung der ursprünglichen Absonderung durch eine gleichfalls geographisch begründete, spätere Verbindung mit dem thalabwärts gelegenen Gebiete. Glarus ist das obere Lintthal mit den Seitenthälern der Sernf und Klön. Über den Klausenpass ist der freie Verkehr mit Uri nicht bloss möglich, sondern die Urner Hirten waren hierher vor den Glarnern gewandert und hatten den »Urnerboden« zur Weide gemacht. Im 11. Jahrhundert wahrscheinlich noch dünn bewohnt, blieb es auch ein besonderes Ländchen unter der milden Herrschaft des Frauenstiftes zu Säckingen am Rhein, als neue Siedelungen entstanden. Die Gemeinsamkeit der politischen Zugehörigkeit, der Allmend und des Gerichtes unter der Eiche in Glarus machte aus der Thalschaft einen kleinen Staat. Aber die offene Verbindung des Linththales wies nach Norden, dem Züricher see zu, und führte schon 1352 Glarus in das System der jungen Eidgenossenschaft der drei Waldstätte und Zürichs.

Auch Fürstenmächte sind im Schutze der Berge der Ost- und Westalpen gross geworden. Die Wiege des Hauses Savoyen steht in der Maurienne, von wo es sich auf beiden Seiten der Alpen im Gebiete jener wichtigen Pässe ausbreitete, die aus dem Gebiet der Rhone und Isère in das des Po zusammenstrahlen. In der Hut der Alpenpässe und -Wege seines Kerngebietes ist Savoyens Macht herangewachsen. In derselben Zeit, wo wir Habsburg im allemanischen Theil des alten Helvetiens den Versuch der Bildung eines grossen Territoriums machen sahen, fasste Peter von

Savoyen das Chablais und Faucigny mit seinem Besitz in den Thälern von Susa und Aosta und der Maurienne zusammen und beherrscht ein Gebiet vom Grossen St. Bernhard bis zur Rhone, das den Genfersee von der Arve bis zur Veveyse, also am Süd- wie am Nordrande umfasste. Mit der Zeit dehnte er im Wallis seinen Besitz bis zur Morge aus, nahm Genf unter seinen Schutz, sicherte seinen Einfluss in Bern und Murten, und versuchte dasselbe in Freiburg. Freilich ist es eine gar kostbare Wiege, dieses halbmondförmige Thal des Arc, das den Südabhang der passreichen grajischen Alpen umfasst und im Süden von der Gruppe des Pelvoux begrenzt wird, politisch heute nicht mehr als das südliche Arondissement des Departements Savoyen, etwa 2000 *km*². Nicht wegen seiner Naturschönheiten, die trotz der Firnfelder des Massivs der Vanoise in dem entwaldeten, von kahlen, weissen und grauen Kalkwänden umstarrten, zum Theil sumpfigen Gebiet nicht aussergewöhnlich sind, sondern weil es der westliche Zugang zu den besten Übergängen aus Frankreich nach Piemont ist. Es steht auch heute nur dem Becken von Briançon an Masse und Stärke der Befestigungen nach.

Indem Gebirge das kleine Wachsthum schützen, zersplittern sie leicht das grosse. Für einen Staat, der kräftig hinausstrebt und sich mit der grösseren Raumauffassung erfüllt, die auch die Alpen keineswegs versagen, giebt es hunderte von kleinen politischen Existenzen, die sich mit Bewusstsein Schranken setzen, indem sie die Höhenzüge günstig für die eigene Anlehnung und die Absonderung vom Nachbarn ansehen. Es ist eine Regel der politischen Geographie, dass die Hochgebirge der Sitz zahlreicher kleiner Mächte sind, die erst durch ihre Vereinigungen politische Bedeutung gewinnen. Sie gilt für die Alpen, wo eine der ältesten politischen geographischen Nachrichten aus den Alpen dem Kleinstaat des Cottius in den gleichnamigen Bergen 15 Kantone zuweist, wie für die Clanstaaten von Nepal oder die halbselbstständigen Thalschaften des West-Himalaya. Korsika hatte einst ebensoviele Stätchen wie Thäler und eine Eidgenossenschaft dieser Kleinstaaten vor der schweizerischen. Der einmal begonnene Zerlegungsprozess arbeitet weiter und giebt sogar der Hälfte eines kleinen Thales eine politische Sonderstellung: Nidwalden hat auf seinen 290 *km*² noch beim Zerfall der Eidgenossenschaft im Herbst 1798 seine Selbstständigkeit in einer höchst ehrenvollen Weise, zuletzt ganz alleinstehend, vertheidigt und damit seine Sonderexistenz glänzend gerechtfertigt.

Beim ältesten Auftreten der Rätier sehen wir kleine Völkerschaften, die politisch unabhängig von einander waren und sich nur zeitweilig einmal zu Zwecken des Krieges und Raubes verbanden. Wo man sie geographisch bestimmen kann, ist jedes ein Thalvolk oder die Bewohnerschaft eines Theiles von einem grösseren Thal. Wenn schon ihre kulturlich höher stehenden Verwandten, die Etrusker, es zu keiner politisch festeren Verbindung als ihre lockeren Bundesgenossenschaften bringen konnten, so ist bei der natürlichen Absonderung der Wohngebiete der alpinen Rätier noch weniger etwas wie ein »ewiger« Bund oder eine feste Eidgenossenschaft zu erwarten. Auch die verhältnissmässig leichte, wenn auch blutige Unterwerfung der Rätier deutet auf ihre politische Zersplitterung. Allerdings waren weniger tief dringende Expeditionen vorhergegangen, die wahrscheinlich zur Besetzung fester Ausgangspunkte für weitere Angriffe geführt hatten, wozu vielleicht schon Trient gehörte; die des Drusus vom Jahre 16 v. Chr. war die letzte gewesen. Die dreizehn Völker des alpinen Rätiens auf dem Trophaeum Alpium des Augustus bei Nizza, stechen durch ihre Zahl sehr von den vier rätischen Völkern Vindelicien's ab. Wir können Planta nur beistimmen, wenn er dabei an das Flachland denken will, »das die Bildung umfassenderer staatlicher Verbindungen weit eher als das vielfach durchschnittene Gebirgsland ermöglichte«.

Es giebt kein Alpenthal im inneren Gebirge, das nicht seiner Bergumschlossenheit irgend eine Art von Sonderstellung verdankte, und wenn es auch nur eine so vorübergehende ist, wie sie das kleine in den Urirothstock hineinziehende Isenthal sich 1799 durch entschlossene Vertheidigung gegen die Franzosen erwarb. Allerdings ist aus den Sonderstellungen in den wenigsten Fällen die Unabhängigkeit eines dauernd selbstständigen Staatswesens hervorgegangen, wohl aber finden wir in fast allen ein Maass von Unabhängigkeit, das lange über die einförmige Ausbreitung der Fürstenmacht im Flach- und Hügelland draussen dauerte. Einige Gebiete wie Schams, Misox, Calanda bildeten in Rätien besondere Thalschaften. Das Urserenthal nahm in seiner Einsamkeit eine demokratische Entwicklung und trat früh mit den Eidgenossen in rege Verbindung. Das Entlibuch bewahrte sich auch als es an Luzern kam, seine eigenthümliche korporative Organisation. Von den alten Gauen Tirols zeigten so ächte Thalgaue wie Vintschgau, Lurngau, Pustrissa den längsten Bestand und ein kleines Thal wie Passeier hatte ein selbstständiges Leben. Naturgemäss mündete die politische Entwicklung auch in solchen Thälern, wie Simmen- oder Haslethal, die nie eigentlich selbstständig wurden, in eine freistaatliche Verfassung aus. Wo das aber nicht der Fall war, da erhielten sich wenigstens die innersten Alpenthäler auch als Theile eines grösseren Staates noch immer ein gutes Stück Selbstständigkeit, die heute selbst in Tirol noch nicht ganz verloren ist. Es ist interessant zu sehen, wie ganz von selbst diese naturgemässe Richtung auf Selbstständigkeit aus der Gemeinsamkeit der Lage, der Allmend und des Gerichtes sich in einer Thalschaft wie der von Hasle entwickelt. Es gab eine Zeit, wo das Haslethal als Minister et communitas vallis de Hasle, am Ende des 13. Jahrhunderts, wie ein Staat um seinen Mittelpunkt Meiringen herum mit Bern verhandelte und Bündnisse schloss, ehe es politisch an Bern angeschlossen wurde. Aber auch in dieser Zugehörigkeit wurden die Thalgenossen als »Eidgenossen« behandelt und in der republikanisch freien Wahl ihres Amman (Minister) nicht behindert.

In seiner natürlichen Absonderung hat so mancher Winkel der Alpen eine selbständigere Geschichte erlebt als grössere und reichere Gebiete draussen. Von Berchtesgaden sagt Richter in seiner Monographie des Landes Berchtesgaden (diese Zeitschrift 1885): »Wir können mit mehr Recht von einer selbstständigen Berchtesgadener Geschichte sprechen, als das bei manchem viel grösseren Gebiete der Fall ist, dessen Geschicke mit denen anderer mächtigerer Mittelpunkte verknüpft waren, z. B. Oberösterreich oder Steiermark«. Mag das auch fast nur eine innere Geschichte sein, fast ohne Rückwirkung der Weltereignisse und ohne jedweden eigenen Einfluss, der über die engen Gebirgsschranken hinüberreichte, es ist doch eine besondere Entwicklung, deren Reiz und Lehre eben darin liegt, dass sie den Bruchtheil eines Volkes unter eigenthümlichen Umständen sich entwickeln lässt. Berchtesgaden ist nun ein kleines Beispiel. Aber schon die Berchtesgadener haben ihre Züge, durch die sie sich von den übrigen Oberbayern unterscheiden. Und doch ist Berchtesgaden selbst unter den kleinen politischen Individualitäten der Alpen eine der kleinsten.

Die territoriale Eigenart der alpinen Geschichte.

Die Geschichte der Gebirgsländer hat für den Geographen das besondere Interesse, dass sie das territoriale Element in hervorragender Weise zeigt. Auch kleinere Staaten umfassen dort gewaltige Gebirgsstöcke voll von Wäldern, Seen, Gletschern und Firn, die nicht für die Ansiedlung vieler Menschen bestimmt und doch von hohem politischem Werthe sind. Die Thäler mögen abschliessen, auf den Grasmatten des

höheren Gebirges führt eine halbnomadische Wirtschaftsweise zur rascheren Ausbreitung über weite Gebiete. Auch darum bei geringerer Volkszahl grosse Flächenräume: in der Schweiz gegen drei Millionen Menschen auf 41 346 *qkm*, wo in Sachsen, Württemberg und Hessen auf fast demselben Raume 6½ Millionen sitzen. Steiermark und Mähren sind fast gleich gross (22 449 und 22 231 *qkm*) jenes hat 1,3, dieses 2,3 Millionen Einwohner. Tirol ist das dritte Kronland Österreichs nach dem Raum, das sechste nach der Volkszahl.

Die in dem Flächenraum liegende politische Kraft, verstärkt durch die politische Bedeutung der Gebirge als Grenz- und Durchgangsgebiete, ist also in den Gebirgstaaten besonders stark vertreten. Die Natur zwingt sie, verhältnissmässig grosse Räume zu besetzen und erleichtert es ihnen zugleich. Und so liegt denn ein grosser Theil der politischen Bedeutung der Schweiz in ihrer Ausbreitung über fast ein Viertel der eigentlichen Alpen und der damit gegebenen Lage zwischen vier Grossmächten und in dem wichtigsten südeuropäischen Durchgangsgebiete.

Wo die Natur selbst ein Gebiet ausgelegt und umschlossen hat, da wird das Streben nach Bildung geschlossener Territorien sich früher erfüllen können, als auf grenzlosen Flächen. Die Alpen bieten eine Menge von natürlichen Umschliessungen, in denen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, erst der wirthschaftlichen, dann aus dieser heraus der politischen, früh gedeihen konnte. Über dem Schutze, den solche Gebiete genossen, »für die ihre Gebirge mitstritten«, wie Planta von Kurrätien sagte, wird diese einfachere, natürlichere Funktion allzu leicht übersehen. Und doch können wir mit aller Genauigkeit die Herausbildung eines Staates, wie Uri aus der Markgenossenschaft des Reussthales, verfolgen und sehen, wie dann dieser Staat mit ähnlichen, früh zum Bewusstsein ihrer Selbstständigkeit erwachten Thalschaften denselben Prozess der territorialen Abschliessung und Abrundung weiter draussen im Hügelland beschleunigt und schützt. In den Bünden des ausgehenden Mittelalters war dies- und jenseits des Bodensees immer auch eine unbewusste Reaktion des politischen Raumgefühls gegen die schwächende Zersplitterung. Wo sie Erfolge hatten, da schufen sie auch alle grössere Territorien.

Es ist sehr interessant, in einer so durchsichtigen Entwicklung wie jener der schweizerischen Eidgenossenschaft das Erscheinen und Wachsen der territorialen Politik zu verfolgen. In dem ursprünglich nur zur Vertheidigung bestimmter Rechte geschlossenen Bund lagen ja von Anfang an geographische Motive — Schutz durch die Lage im Gebirge und die Verbindung durch die Lage am See — die territorial wirken und zu ihrer Stärkung durch territoriale Ausbreitung im Gebirge und am See hin führen mussten. Die gemeinsame, durch die Lage bedingte Aufgabe, der vom Rhein und Bodensee hereingreifenden, österreichischen Ausbreitung mit dem Rücken an dem Gebirge Stand zu halten, schuf die Verbindung mit Glarus und dem in seinem Oberland eine ähnliche Stellung suchenden Bern und später mit Appenzell. In einem Bunde Berns mit Freiburg und dem Grafen von Savoyen finden wir schon 1350 den ausgesprochenen Zweck, den Frieden in dem Lande zwischen Arve und Reuss, Jura und Alpen zu erhalten. Das war die auf gleiche Eigenschaften des Territoriums begründete Gleichheit der Interessen. Erst die in diesen Kämpfen mit Österreich wachsenden staatlichen Aufgaben und die Verbindung mit aussenliegenden Gebieten, wie Zürich, riefen dann von Bern bis St. Gallen, bei Städten wie Landschaften die gleiche Tendenz auf Vergrösserung und Abrundung durch Landerwerb hervor. In ihr suchte die vorher entwickelte und bewährte politische Kraft nach weiterem Raum und grösseren Machtmitteln.

Die grossen Züge des Gebirgsbaues in der Staatenbildung.

Wohl ist zuzugeben, dass für die Geschichte der Menschen und der Völker nicht immer die erdgeschichtlich bedeutendsten Thatsachen die wichtigsten sind. Schon darum nicht, weil die Erdgeschichte nicht bloss im Schaffen sich mächtig erweist, sondern auch im Zerstören. Die Abtragung uralter Gebirge, bis sie zu wenig bedeutenden, hügeligen Hochebenen erniedrigt sind, ist eine grossartige Erscheinung, aber ihr Ergebniss bedeutet für die Geschichte der Völker nur ein leichtes, bald überwundenes Hinderniss und für die Staatenbildung eine Reihe von nur verhältnissmässig guten Grenzwällen und -Pfeilern. Und doch sind es die grossen Züge der Erdgeschichte, die auch der Geschichte der Menschheit die wirksamsten Impulse und dauernden Richtungen ertheilen. Ich denke dabei nicht an das vielleicht entscheidende Eingreifen der diluvialen Kälteperioden mit ihren Eiszeiten in die Entwicklung der heutigen Menschheit. Auch nicht an die erdgeschichtlich tief begründete Lage, Grösse und Gestalt der Erdtheile und Meere. Auf viel engerem Raume zeigen die Alpen die Zerlegung zweier erdgeschichtlich weit verschiedener Gebiete, des mittelmeerischen und des mittel- und nordeuropäischen, aus deren Wechselwirkung die folgenreichsten Erscheinungen der Geschichte der drei letzten Jahrtausende hervorgehen.

Die geschichtliche Stellung der Alpen in Europa ist in ihrer Lage zwischen dem Mittelmeere und Mitteleuropa begründet. Mit anderen Gebirgen, die zu ihrem System gehören, trennen sie ganz Südeuropa von Mittel- und Nordeuropa vom Golf von Biscaya bis zum Kaspisee. Das ist die Trennung des mit Nordafrika und Westasien ein geschichtliches Ganzes bildenden mittelmeerischen Theils von Europa von dem dem Norden und dem Atlantischen Ozean zugewendeten Mittel- und Nordeuropa. Aus jener an fruchtbaren Berührungen so reichen Welt ist die höhere Kultur, das Christenthum und die Staatenbildung in diese jüngere, ärmere eingewandert. Diese ihrem Wesen nach südnördliche Bewegung ist durch die Alpen abgelenkt worden und erreichte Mitteleuropa grossentheils von Westen her. So sind die Alpen der Anlass, dass der geschichtliche Unterschied zwischen Süd- und Nordeuropa sich nördlich von den Alpen in einen Unterschied zwischen West-, Mittel- und Osteuropa verwandelte. Den Alpen fiel es zu, zwei der folgenreichsten geschichtlichen Bewegungen tief zu beeinflussen: den Übergang der geschichtlichen Führung vom Süden zum Norden Europas und die Ausbreitung des Christenthums aus dem Gebiete der klassischen Kultur in den Norden und Westen Europas. Die beiden sind zeitlich nicht auseinanderzuhalten und räumlich verbindet sie derselbe Weg, den ihnen die Alpen gewiesen haben: nach Westen und dann erst nach Norden und Osten.

Die Erwerbung Galliens bis zum Rhein und zur Nordsee war für Rom die Umgehung der Alpen. Die Unterwerfung Rätiens begann erst, nachdem Gallien in Besitz genommen war. Nicht in der geraden Richtung von Süden her, sondern über Gallien wurden die Germanen in ihrer Heimat aufgesucht und unschädlich gemacht, also von Westen her. Nur wo es an Gallien angrenzt, nahm Germanien die römische Kultur ganz auf und romanisierte sich. Nur Aussicht und Plan war die von Südosten her um die Ostalpen herum vordringende Eroberung des östlichen Mitteleuropa. Aber die Anfänge einer der gallischen analogen Expansion sind doch über den Karst und den Semmering in die norischen Länder getragen worden. Der erste Zug über die Ostalpen geschah 114 durch den Konsul Aemilius Scaurus in ihrer niedrigsten Einsenkung zwischen Triest und Laibach, die dann schon im folgenden Jahrhundert mehrere nach Noricum und Pannonien führende Strassen vom Mittelpunkte Aquileja aus aufnahm.

Wohl ruht der schöne Bogen der Alpen mit seinem westlichen Fuss wie mit

seinem östlichen am Ufer des Mittelmeeres. Aber welcher Unterschied! Hier der schmale Zug der ligurischen Alpen zwischen einem Meer, in das sie steil abfallen und einem nahen Tiefland, das man vom Meeresrande aus in zwei Tagmärschen erreicht. Weiter die vielgegliederten Seealpen und Cottischen Alpen, die von den römischen Strassen von Fréjus über Aix nach Arles und von Arles über Sisteron und den Mt. Génèvre in zwei fast rechtwinkligen Richtungen geschnitten wurden. Besonders aber der 300 *km* lange, ohne wesentliche Biegung vom Meere ansteigende Weg des Rhonethales bis Lyon, der die Alpen auf ihrem ganzen Westabhang begleitet. Wie einer der Wege, die die Kunst am Saum der Berge hinführt, folgt diese Naturstrasse genau der Rinne, die die westliche Naturgrenze der Alpen bildet, bis das Thal der Isère und die Einsenkung von Vienne sie nach Osten ablenken. Da die Thäler der Durance und des Drac in derselben Richtung mit etwas mehr Schwierigkeit Naturwege ausgelegt haben, ist die Umgehung der Alpen hier an der Westseite ausserordentlich erleichtert. Man begreift, wie nahe für die Römer gleich im Anfang Helvetien und Gallien, das Land am Nord- und am Westrand der Alpen, zusammengehörten, wie die Herrschaft über das eine, die über das andere fast von selbst mit sich brachte. Ebenso verständlich wird aber angesichts dieser Bodengestalt, dass die Fortsetzung jenes wundervollen Rhoneweges durch die Saône in das Herz des gallischen Landes die Römer so rasch nach Norden und Westen führte und sie das übrige Alpenland als ein vergleichsweise unbedeutendes, abseits liegendes Gebiet ansehen liess. Ausgenommen war davon nur das Wallis (Vallis Poenina), das durch den Genfersee wie eine Abzweigung mit jenem grossen Naturwege verbunden ist. Hier herein drangen die Römer schon in dem Jahre, das der Niederlage der Helvetier bei Bibracte folgte und damit war es gegeben, dass die ganze heutige Schweiz schon um 15 v. Chr. römisches Provinzialgebiet war. Die Furcht, die Ruhe Galliens gestört zu sehen, führte die Römer so früh in diesen durch die Rhone zugänglich gemachten Theil des Alpenlandes, mit dem seitdem immer Italien eine festere Verbindung bewahrt hat als mit den Ostalpen. Man vergleiche die Umgrenzung Italiens im Norden von der Zeit des Langobardenreiches bis heute, immer wird man den Anschluss an diesen Flügel des Gebirges wiederfinden.

Der östliche Fuss der Alpen zeigt ein fast entgegengesetztes Verhalten, ich möchte sagen, ein weniger mittelmeerisches. Wall über Wall zwischen dem Mittelmeer und Pannonien. Wege in die Alpen, die verhältnissmässig leicht im Anfang sind, wo sie über die Karsthöhen wegführen, so dass Emona von Augustus fast gleichzeitig mit Triest und Pola begründet ward; dann aber führen sie immer tiefer hinein, werden schwieriger und haben sich um endlose Gebirge herumzuwinden, bis sie endlich den Nordfuss der Alpen erreichen. Keine Thalrinne von Bedeutung, die auf das Mittelmeer führte, vielmehr alle grösseren Gewässer von Westen nach Osten dem langsamen Fall der Alpen in das ungarische Tiefland folgend. Also neue Hindernisse des Durchdringens nach Norden und keine Erleichterung der Umgehung der Alpen. Dafür lockten hier die Lager des hochgeschätzten, norischen Eisens, das in Menge nach Italien ausgeführt wurde und italische Werkleute früh in die Hochthäler der Steiermark und Kärntens führte. Auch das Gold der Tauern und das Salz der Salzachalpen war den Alten wohlbekannt und fand über die Alpis Julia seinen Weg ans Mittelmeer. Immer blieb aber das östliche Alpenland ein Grenzland, das nie den unbedingten Werth des westlichen als Verbindung der wichtigsten Gebiete des Reiches gewinnen konnte. Als unter der Türkenherrschaft Asien bis an diesen Fuss des Gebirges sich ausdehnte, wurden die breiten Ostalpenthäler auch die Wege türkischer Raubscharen, deren Verwüstungen die Blüthe von Krain, Steiermark und Kärnten zwei Jahrhunderte unterbrachen.

Die Schweiz trifft mit Frankreich und Italien gerade dort zusammen, wo die unpolitische Abgrenzung der Alpen die West- und Centralalpen auseinanderhält. Sie ist der Centralalpenstaat. Zwischen dem Boden- und Luganersee reicht ihr Gebiet vom Nord- bis zum Südfuss des Gebirges; im Norden liegt hier die Schweizer Grenze jenseits des Rheins, im Süden tritt sie bei Como auf die letzte Stufe über dem lombardischen Tiefland. Dieses Umfassen des Gebirges in seiner ganzen Breite kommt nur wieder im äussersten Osten der Alpen zwischen den Vorhöhen der östlichen Julischen Alpen und dem Wiener Wald vor. Mit der Schweizer Grenze beginnt in den Alpen die reiche Entwicklung der Nordalpen, die zwischen der Rhone und dem Rhein grossartiger als in dem ganzen weiteren Verlaufe des Gebirges ist. Zugleich setzt sich in der Zentralkette die kräftigere Ausbildung der Aussenseite fort, die schon Frankreich zu gut gekommen ist, dessen bedeutender Alpenantheil von ca. 46,000 km^2 wesentlich darauf beruht. Wie ungleich sind die Walliser Alpen zwischen der Schweiz und Italien durch eine immerhin natürliche, fast genau der Wasserscheide folgende Grenze getheilt. Auch darf man den negativen Vorzug nicht vergessen, dass den schweizerischen Zentralalpen noch kein ausgebildetes Südalpensystem gegenüberliegt, das mit den Bergamasker Alpen seine erstmalige, kräftige Entwicklung erfährt. Damit aber ist dann auch sogleich ein besonderes italienisches Alpenland gegeben, das von hier an durch die Brescianer, Vicentiner und Venetianer Alpen sich bis auf den Westabfall der Julischen Alpen fortsetzt. Die Westalpen theilt Italien mit Frankreich, die Centralalpen mit der Schweiz, die Südalpen sind dort ganz italienisch, wo sie selbstständig hervortreten. Dadurch wird das alpine Italien hauptsächlich zum Südalpenland, dem dann mit einer zum Theil in der geographischen Lage, mehr aber in dem geschichtlich gewordenen ethnischen und kulturlichen Zusammenhang begründeten Nothwendigkeit nicht nur solche Gebiete, wie das Veltlin und Val Camonica, sondern auch die romanisierten Thalschaften von Cleve, Worms u. s. w. zufielen.

So wie der gerade Weg von Wien nach Triest doppelt so lang ist als die Linie Como-Konstanz, ist auch die Geschichte der Ostalpen grossräumiger und zugleich unbestimmter als die der West- und Mittelalpen. Die norische Entwicklung hat nichts von dem Geschlossenen der rätischen. In die nach Osten offenen Thäler blasen wie die physischen so die geschichtlichen Stürme herein. Es fehlt auch hier nicht an kaum wegsamen Schluchten, aber bezeichnend bleibt doch der Zugang zum Semmering, das Mürzthal, diese »heitere Heimstätte für Menschen« (Rosegger), wenn man ihn mit den Passchluchten des Gotthard oder Splügen vergleicht. Noricum war in demselben Maasse grösser als andere alpine Gebietstheile des römischen Reiches als die Ostalpen breiter gelagert sind. Die Grenze zwischen Noricum und Rätien — der Inn bis in die Gegend von Rattenberg, von da eine Linie bis zu den Drauquellen und über den Gebirgsrücken von Cembra ins Friaul — trennte zugleich das Gebiet des gedrängten Gebirgsbaues von dem der Ausbreitung. Ein Gegensatz wie der von Rätien und Helvetien, der die Mittelalpen in zwei politische Gebiete schied, ist in den Ostalpen nicht zur Ausbildung gekommen. Es fehlte dazu allem Anschein nach die ethnische Grundlage, denn fast ganz Noricum galt für die Römer bereits als keltisch und das Illyrische drängte nur im Südosten herein.

So wie die Tiroler Alpen zwischen den Etsch- und Drauquellen die Mittel- und Ostalpen verbinden, so war politisch Tirol für das Haus Österreich das wichtigste aller Alpenländer und blieb es unter allen Wandlungen. Solange jenes seinen Besitz in der Schweiz festhielt, war Tirol die natürliche Brücke in das Rheingebiet aus der östlichen alpinen Ländergruppe. Als die westlichen Besitzungen verloren waren, blieb Tirol der Weg zur Wahrnehmung der Reste von Einfluss in Graubünden und

viel mehr noch, wie sich besonders in den grossen Alpenkriegen der napoleonischen Zeit zeigte, der beste Zugang nach Italien. Zusammen mit Kärnthen machte es als Rückzugs- und Zufuhrgebiet die oberitalienischen Unternehmungen Österreichs erst möglich. Die Lombardei und Venetien konnten nur festgehalten werden, wenn Österreich die Alpen mindestens vom Stilfserjoch an besass.

Thäler und Thallandschaften.

An welche Motive die Quertheilungen der Alpen sich auch halten mögen, natürlicher sind die der Längsgliederung in einem Faltengebirge, wenn sie auch nicht zu so grossen politischen Entwicklungen Anlass geben wie jene, sondern mehr eine Wirkung auf das Innere entfalten. Gerade die Alpen sind durch sehr entwickelte Längsthäler ausgezeichnet, die nicht bloss durch Länge und Breite, sondern auch durch die klimatisch vortheilhafte Tiefe ihrer Einschnitte so recht zu Stätten des Lebens inmitten der Starrheit des Hochgebirges bestimmt sind. Im Wallis liegt Brieg über 100 *km* vom Genfersee entfernt und man steigt auf dieser Strecke nur 300 *m*. Das Thal ist daher eine Oase südlicher Natur zwischen den höchsten Bergen der Alpen. In den Thälern pulsiert das Leben, regt sich der Verkehr, die Höhen schauen schön, aber starr herunter; starr und still und gerade darum grossartig schön. Die Geschichte der Gebirgsvölker wogt in den Thälern wie ihre Flüsse oder liegt so still darin wie der Spiegel eines Alpensees. Es ist gleichsam nur bildlich oder symbolisch zu fassen, dass der Bernina, weil dreifache Wasserscheide zwischen Rhein, Inn und Etsch und von drei Pässen: Septimer, Maloja und Julier umgeben, als der Mittelpunkt Rätiens gelten soll. In mehr kulturlichem und politischen Sinne ist viel eher das Domleschg als »der traditionelle Ur- und Zentralsitz rätischen Lebens« zu bezeichnen. Wo giebt es in Tirol eine Geschichte, ausser in den drei Thälern des Inn, der Etsch und der Drau? Ja, es giebt wohl, wie wir gesehen haben, noch eine andere Geschichte in den stillen Winkeln der Hochthäler. Aber die der grossen Thäler hat den Vorzug der inneren Verbindung und des äusseren Zusammenhanges. Der Brenner ist nicht bloss ein Weg von weltgeschichtlicher Bedeutung als eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Deutschland und Italien, sondern auch weil er durch seine 115 *km* lange Furche die drei grossen Thäler Tirols, die Stätten des ausgiebigsten politischen und kulturlichen Lebens in den Ostalpen unter sich und mit der grossen Welt nördlich und südlich von den Alpen verbindet. Eine so reiche Gliederung und doch so nahegerückt auf dem grundverschiedenen Nord- und Südabhang der Alpen, kommt weiter östlich nicht mehr vor.

Aber Kärnten und Krain sind um die grossen Thalbecken von Klagenfurt und Laibach angeschlossen, in denen um Virunum und Emona schon die römische Kolonisation ihre natürlichen Mittelpunkte sah. Und die Grundähnlichkeit der Bedingungen springt doch in den entlegensten Gebieten der Alpen ins Auge, so bei der Übereinstimmung der Lage von Martigny, Chur und Bruck beim Übergang der Längsthäler der Rhone, des Rheins und der Mur in Querthäler, deren Furchen sich in Pässen fortsetzen. Besonders den nach Entstehung, Lage und Richtung einander so nahe verwandten beiden grossen Längsthälern der Zentralalpen, Rhone- und Vorderrheinthal, fiel in der Geschichte der politischen Erschliessung des Alpenlandes eine nahe verwandte Rolle zu. Man kann dafür keinen schlagenderen Beweis wünschen als die übereinstimmende Stellung von Octodurum (Martigny) und Curia (Chur) im Netz der römischen Alpenstrassen. Beide liegen an genau entsprechenden Stellen, wo die grosse Längssenke der Rhone und des Rheines nach Norden zum Genfer- und Bodensee abbiegen. So wie das Wallis die Pässe der penninischen Alpen sammelt,

münden ins Vorderrheinthal die der rätischen Alpen. Schon Cäsar liess einen strassenartigen Saumpfad über den Grossen St. Bernhard, den Mons Poeninus, anlegen, den Augustus wieder aufnahm. Er führte von Octodurum als breite Strasse an den Genfersee und über Aventicum (Avenches) nach Augusta Rauracorum. Später kam auch der Simplon wenigstens als Saumpfad in Gebrauch. Das Wallis nimmt überhaupt eine ganz eigenthümliche Stelle in der Geschichte der Alpenländer ein. Als natürlichster Weg in das Innerste der Alpenwelt von Westen her war es von den Römern früh erkannt worden; hatten sie doch seit 123 v. Chr. die Gegend von Genf erreicht, das einen Theil von Gallia Narbonensis bildete, d. h. also hundert Jahre ehe an die Unterwerfung des hart angrenzenden Hochgebirges gegangen wurde. Bald nachher hatte Cäsar die Helvetier gezwungen, ihren Zug nach Aquitanien aufzugeben und in ihr Gebirgsland zurückzukehren und schon im darauffolgenden Jahre liess er das Wallis unterwerfen, offenbar um die Verbindung zwischen Gallien und Helvetien zu sichern. Auch in der Stellung, die später das Wallis im Römerreich einnahm, spricht sich seine besondere Bedeutung aus. Während Genf bei Gallien, erst als Theil der narbonensischen, dann der viennensischen Provinz blieb, hörte das Wallis bald auf, der Verwaltung des Statthalters von Rätien unterstellt zu sein und bildete mit Savoyen eine besondere prokuratorische Provinz, die später zur Provinz der grajischen und poeninischen Alpen wurde.

Die ethnographischen und in langen Zeiträumen auch die politischen Verhältnisse der Schweiz sind hauptsächlich durch diese grossen Längsthäler der Rhone und des Rheines bestimmt worden. Das der Rhone mit seiner Fortsetzung im Genfersee, welches das Land nach Westen erst der keltischen Einwanderung und dann der Romanisierung geöffnet hatte, bahnte auch dem französischen Element einen Weg auf den Nordabhang der penninischen Alpen bis zum Monte Rosa, seinem östlichsten Punkt. Das des Rheines schuf einen ähnlichen Rückhalt der rätoromanischen Bevölkerung, die ähnlich den Nordabhang der rätischen Alpen festhielt. Dazwischen schob sich die deutsche Einwanderung von den äusseren Theilen der Mittelalpen her nur in dem zugänglichsten aller dortigen Pässe, dem St. Gotthard, bis auf den Kamm der Zentralkette, von wo sie in die obersten Theile des Wallis und Vorderrheinthales vordrang. Die dadurch entstandene Dreitheilung der Mittelalpen in ein französisches West-, ein rätoromanisches Ost- und ein deutsches Mittelstück hat die Bildung der heutigen Schweiz zu einem politischen Wachsthum von der Mitte her gemacht. Und in diesem Prozess hat dann wieder die Stellung Uris am Gotthard, von dem es zugleich ins Wallis und Vorderrheinthal schaute, ihren Antheil gehabt.

Eine eigene Stellung nimmt Graubünden ein, das Land des oberen Rheines und Inns. Ausdrücklich spreche ich nicht vom alten Rätien, dessen Westgrenze am Gotthardstocke zwar genau die der historischen Landschaft ist, die wir Rätien nennen würden, dessen Ostgrenze am Ziller oder an der Salzburger Bisthumsgrenze aber für unsere Betrachtung zu weit nach Osten ausgreift. Auch hat sich dieses alte Rätien unter der Römerherrschaft Einengungen von Süden und Norden her gefallen lassen müssen. Ich meine den zwischen Gotthard und Ortler gelegenen Theil der Zentralalpen mit den grossen Längsthälern des oberen Rheines und Inns. Dieses »Netz« (retum) von Thälern und Gebirgsrücken hat im Vergleiche mit den westalpinen Längsthälern den Nachtheil der hohen Lage. Das Engadin bei 100 *km* Länge ist im oberen Theil bis 1800, im unteren bis 1600 und nicht unter 910 *m* hoch, der klassische Ausstrahlungspunkt der Kultur im oberen Rheinthal, Disentis, liegt 1150 *m* hoch. Fast gleichweit von den West- wie den Osteingängen des Gebirges entfernt, war es für die Römer das eigentliche Herz- und Kernland der Alpen, in dessen einzelne Thäler sie spät erst kolonisierend eingedrungen sind und dessen Pässe

sie nie so verwerthet haben, wie die vortreffliche geographische Lage, vor allem beim Splügen, vermuthen liesse. Es erinnert einigermaassen an das Zurücktreten Kärntens, das von römischer Kultur so wenig berührt wurde, dass man es kaum genannt findet. Bei ihrer Wegarmuth konnten die beiden Länder auch militärisch nicht so bedeutend sein. Durch Österreichs Drängen nach dem Westen gewann später Graubünden eine Bedeutung als Eingangsland zur Schweiz, die es längst wieder verloren hat.

In den Längsthälern der Ostalpen giebt es noch so manche »Vallis« mit grünen Thalebenen und blühenden Städten in grauer Felsenumhegung und auch sie sind Sammler und Vereiniger für die einzelnen, quer durchsetzenden Passwege. Sie liegen aber tiefer im Innern des Gebirges, unter sich oder vom Vorland durch breitere Bergmassen getrennt, zwischen denen dann freilich, wie die alten Wege über den Neumarkter Sattel, den Gailbergsattel und über den Semmering zeigen, die Verbindungen tiefer eingesenkt sind, als im Westen. Daher besteht im Osten jetzt schon ein wahres Netz von Längs- und Querbahnen, wie es in den West- und Mittelalpen noch lange nicht zu verwirklichen sein wird. Die Thalengen, die noch hart an der östlichen Alpengrenze Flüsse und Wege, die Mur oberhalb Marburg und selbst die obere Raab, klammartig zusammendrängen, öffnen sich doch bald darauf breit nach Osten. Pettau, römischer Ausgangspunkt der Noricum und die Adria und Pannonien verbindenden Strassen, aber auch schwer heimgesucht durch Avaren-, Ungarn- und Türkeneinfälle, ist bezeichnend für die »Thorlage« an diesen breiten Ausgängen. Die Becken von Laibach, Klagenfurt und Graz bereiten dann gewissermaassen den Eintritt in das Gebirge vor. Völkerzüge, wie die der Westgothen, welche die Römerherrschaft in Noricum bestehen liessen, streiften doch dieses Randland, das dann in Marken abgetheilt ein Grenzgebiet der Kultur und des Christenthums wurde. Der Gegensatz westlicher und östlicher Entwicklung in unserem Erdtheil verdichtet sich gewissermaassen in der Geschichte der zwei Alpenpfortenstädte Genf und Pettau. Genf ist ein Brennpunkt abendländischen Geisteslebens, erwehrt sich der savoyischen »Escaladen« und führt ein fast stetig aufsteigendes Leben. Pettau gehört zu den meistzerstörten Städten Europas. Es war eines der ersten Opfer der Völkerwanderung, seine römische Grösse war früh vergessen und es ist noch im Jahre der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis (1396) von den zum erstenmal in der Steiermark erscheinenden Türken verbrannt worden. Das ähnlich an der Mur gelegene Radkersburg hatte auch ähnliche trübe Schicksale.

Vergessen wir nicht über einzelnen politischen Wirkungen die grosse Bedeutung dieser Thalsysteme für die innere Verbindung der Alpen. Ein grosser Theil des longitudinalen Verkehres, der in den deutschen Mittelgebirgen am Rande hingeht, besonders auf der grossen Strasse Köln—Leipzig—Breslau am Nordrand, bewegt sich in den grossen Längsthälern der Alpen. Insoferne heben sie die Selbstständigkeit dieses Gebirges, indem sie zugleich sein besonderes Leben fördern. Auch hier blüht zwar ein schöner Kranz von Städten von Basel bis nach Wien, dem in den früheren Jahrhunderten nur der Kranz der deutschen Seestädte verglichen werden konnte. Aber das Verkehrsleben vertheilt sich doch in ganz anderer Weise zwischen dem Inneren und Äusseren des Gebirges als es möglich wäre, wenn diese inneren Glieder so wenig abgesondert wären, wie etwa im Massengebirge Skandinaviens. Gegenwärtig haben die Strassen über die Furka, durch das Engadin, Vintschgau u. s. w. eine vorwiegend strategische Bedeutung. Sie werden sich aber nothwendigerweise eines Tages mit den grossen, die Alpen quer durchschneidenden Linien in der Weise verbinden, wie es die Arlbergbahn und die Bahnen gethan haben, die keinem der grossen Längsthäler der Ostalpen fehlen. Das römische Nauportus erinnert an den seltenen Fall der Flusschiffahrt (auf der Laibach und Sau) in einem Alpenthal.

Querverbindungen und Pässe.

In einem Gebiete der Absonderung müssen den Verbindungen besonders wichtige Aufgaben zufallen. Unendlich oft hat die Geschichte in kleinen und grossen Alpenländern den Gang genommen, dass die stille Entwicklung in der Absonderung durch eine natürliche Lücke des Gebirgsbaues heraustrat, mit anderen ihresgleichen oder mit fernerliegenden neue Verbindungen knüpfte und damit zu grösseren Wirkungen gedieh. In den Waldstätten war die Absonderung Jahrhunderte hindurch an der Arbeit, um den föderativen Kern der späteren Schweizergeschichte heranzubilden; die vereinzelten Gebilde verband dann der buchtenreiche See und dessen zusammenfassender westlicher Arm zeigte ihnen den natürlichen Weg nach Luzern und auf noch weiter abwärts liegende Gefilde des Voralpenlandes. Wo die Verbindung so leicht und nothwendig war, wie in dem Linthalstaat Glarus, da trat sie auch früher in politische Wirksamkeit. Indem sich die Wirkungen der Absonderung mit denen der Verbindung verschmelzen, kommt durch den Gegensatzreichthum der Gebirgsländer mit allen ihren Abstufungen von Höhe, Wegsamkeit und Fruchtbarkeit eine entsprechende Mannigfaltigkeit ihrer sozialen und politischen Bildungen zustande. Es gehört zu den Vorzügen aller alpinen Länder, städtische Kultur und bäuerliche Einfachheit auf engem Raume zu vereinigen. In der Entwicklung der Schweiz ist die heilsame Wirkung der Vereinigung der Naturkraft der Hochgebirgskantone mit der Diplomatie und dem Reichthum von Zürich und Bern deutlich erkennbar. Die eine beruht in der Abgeschlossenheit der Hochalpenthäler, die andere in der Verkehrsbedeutung der Alpenpässe und des Voralpenlandes. Wo beide Begabungen auf so engem Raum zusammentreffen wie in Uri, wo das hochhinaufführende Reussthal mit dem Übergang über den Gotthard und ins Hinterrhein- und Rhonethal sich verbindet, da kommt auch selbst in die Politik des abgelegenen Waldkantons ein grosser Zug, wie er in der Besetzung des Urserenthals und dem frühen Hinübergreifen ins Val Leventina sich ausspricht. Diese Verbindungen heterogener Bedingungen in Einem politischen Körper erinnern an das Herantreten mächtiger Gebirgsstöcke an das Meer, wofür die Geschichte Griechenlands und Norwegens anziehende Beispiele giebt.

Ganz natürlich ist im Hochgebirge die Abgrenzung quer durch ein Thal, wodurch ein oberer und unterer Theil gesondert wird, aber selten legten sich auf die Dauer die verschiedenen Funktionen des einen und des andern politisch auseinander. Was die Sonderung bedeutet, weiss jeder, der das obere und untere Inn- oder Etschthal nacheinander durchwandert hat. Es ist vor allem ein Bevölkerungs- und Kulturunterschied. Wenn also Tirol Jahrhunderte lang das Unterengadin bis zur Brücke von Pontalt und Uri das Val Leventina bis zur Brücke von Biasca umfasste, oder wenn Tirol das untere Pusterthal mit Lienz Ende des 15. Jahrhunderts erwarb, oder die Morge von Conthey unterhalb Sitten das bischöfliche Gebiet im Wallis gegen das savoyische abgrenzte — nur politisch: die Diözese von Sitten reichte auch damals von der Furka bis zum Genfersee — so zerschneiden zwar solche Grenzen das von Natur aus Zusammengehörige, aber sie sind nichtsdestoweniger natürlich begründet. Der obere Bund Graubündens, der den Vorderrhein von der Quelle bis zum Flimser Wald, d. h. das eigentliche Hochgebirgsthal dieses Astes umfasste, zeigt auch andere politische Bildungen in dieser Weise abgegrenzt. Das Hochgebirge setzt sich hier gegen die Thallandschaft, das rauhere, dünner bewohnte obere Thal der Hirten gegen den milderen unteren Abschnitt der Ackerbauer. Gesellen sich nationale Motive hinzu, wie im deutschen Ober- und französischen Unterwallis, dann sind gelegentliche Brüche unvermeidlich, wie hier noch im Sonderbundskrieg.

In der Politik Berns tritt die Richtung auf die Beherrschung der nach Wallis und weiter nach Italien führenden Thäler am frühesten mit hervor. In dem Kampf darum ist Bern gross geworden. Zuerst sicherte es sich den Schlüssel des Oberlandes, Thun, bald darauf das nahe Wimmis, den des Simmenthals. Am wichtigsten war aber natürlich das Haslethal, das für den Verkehr mit dem Wallis und über die Furka und den Gotthard nach Italien nur dem Reussthale nachstand. Mit ihm schloss schon 1275 Bern einen Bund wie mit einem selbstständigen Staate, gewann aber 1334 die Herrschaft über das ganze Thal vom Brienzersee bis zur Grimsel durch die Übernahme der Pfandschaft und damit den einzigen, selbstständigen Zugang aus dem Land der oberen Aar zu der von dieser Zeit an immer wichtiger werdenden Passgruppe Furka-Gotthard. Zugleich sicherte es sich aber Interlaken und den Weg vom Brienzersee nach Unterwalden, so dass es mit dem Innersten der Waldstätte zwei unabhängige Verbindungen hatte. Der selbstständigeren Entwicklung Graubündens gegenüber war Zürichs in ähnlicher Weise auf die Sicherung der Pässe des oberen Rheingebietes gerichtete Politik auf frühe Verbindungen mit den rätischen Bünden angewiesen.

Aus lauter einzelnen Thalschaften ist Graubünden herausgewachsen, wo bezeichnenderweise am frühesten die Territorialherren des Vorderrheingebietes von Sargans-Werdenberg aufwärts zu einem Bunde sich zusammenschlossen, der 1400 mit Glarus ein ewiges Schirmbündniss eingieng. Wenige Jahre später hat das Kloster Disentis für das Urserenthal einen Bund mit Uri eingegangen, so dass seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts die Verbindung des alten Rätiens mit der Eidgenossenschaft im oberen und unteren Theil des Bogens des Vorderrheins geschlossen war. Schon vorher hatten sich unter der Führung Churs die hinterrheinischen Landschaften Domleschg, Schams und Rheinwald, Oberhalbstein und Bergell, zu dem Gotteshausbund zusammengeschlossen, dem, entsprechend der Lage, die beiden Engadine sich angeschlossen hatten. Einen engeren Bund, den deutlich die Interessen an dem Verkehr über den Septimer, Splügen und Bernhardin kitteten, schlossen Oberhalbstein, Avers und Rheinwald innerhalb dieses weiteren.

Die Lage der Alpen zwischen dem Mittelmeer und Mitteleuropa verleiht den quer durchführenden Pässen eine weit über das Gebirge hinausreichende Bedeutung, die auch die Geschichte ihrer Staaten in hundert Fällen bewährt. Von der grösseren oder geringeren Wegsamkeit hängt der politische Werth ganzer Abschnitte des Gebirges ab. Der einzige keltische oder vielmehr keltisch-ligurische Alpenstaat, der sich lange in die Zeit der Römerherrschaft hinein erhielt, war das kleine Regnum Cottii mit der Hauptstadt Susa, das mit dem damals wichtigsten Alpenpass Mons Matrona die oberen Thäler der Durance und Dora Riparia umfasste, also ein echter Pass-Staat, vergleichbar dem späteren Uri oder dem alten Kern Savoyens. Mons Matrona im Westen und Alpis Julia im Osten übertrafen für die Römer jedes andere Alpengebiet an politischer Bedeutung, weil sie die Thore zu wichtigen Wirthschafts-, Kolonisations- und Eroberungsgebieten bildeten. Daher die grosse Bedeutung der Cottischen und Julischen Alpen in der politischen Geographie der Römer. Die später bevorzugten zwei St. Bernhardspässe und der noch später in Gebrauch gekommene Simplon, dessen Strasse erst um 196 n. Chr. gebaut ward, trugen dazu bei, den Werth des Wallis zu erhöhen. Rätiens Abgelegenheit wich viel langsamer dem Ausbau von Militärstrassen über Adula, Julier und Septimer. Der Brennerverkehr dagegen, der uns die Breuni und Genauni näherbringt, hat in der Römerzeit selbst in das Oberinnthal, das die Strasse von Wilten zur Scharnitz durchzog, ein reicheres Leben gebracht, als im früheren Mittelalter, wo es, das klosterlose, fast verschollen war. Mit der Zunahme der Bedeutung eines Passes breitet sich sein

Einfluss immer weiter über das Gebirge aus, soweit es durch seinen Bau von diesem Pass abhängt. Die Einsenkung des Brenners mit dem Inn- und Sill-, dem Etsch- und Eisackthal, beherrscht den ganzen Alpenabschnitt, den wir unter Tirol zusammenfassen. So wie sich Tirol am und um den Brenner entwickelt hat, ist es auch ohne den Brenner undenkbar (Supan). Die beiden Hauptabschnitte Tirols, das Inn- und Etschgebiet schliessen sich nur durch den Brenner zusammen. In dem gedrängteren Bau der Mittelalpen hat der Gotthard eine ähnliche Stellung, »den Rang eines königlichen Gebirges über alle anderen, weil die grössten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen« (Goethe). Er wird diesen Rang auch im politischen Sinn immer mehr erwerben, je gründlicher der Verkehr die hier gegebenen natürlichen Vortheile einer Kreuzung länderverbindender Wege ausnützen wird.

Das römische Netz der Alpenstrassen, wie es, allerdings nur sehr allmählig, sich herausgebildet hatte, gehört zu den bedeutendsten Leistungen dieses Volkes. Bavier sagt in seinem Buch über die Strassen der Schweiz, es sei seit der Römerzeit im Strassenwesen der Alpen nichts Bedeutendes mehr geleistet worden bis ins 19. Jahrhundert. Der Bau der Simplonstrasse (1801—6) bezeichnet erst den Anfang einer neuen Epoche im Alpenverkehr. Die Römer fanden Wege genug in den Alpen vor, an die sie die ihren anschlossen, aber es waren nur Pfade. Beweise für vorrömischen Verkehr über die Alpenpässe giebt es in den verschiedensten Theilen der Alpen. Die Übergänge über den Grossen und Kleinen St. Bernhard, Mons Poeninus und Mons Grajus, sind nicht bloss als vorrömische nachgewiesen, sie sind auch die einzigen greifbaren Zeugnisse vorrömischen Verkehres im Keltenland, besser belegt als alle »chemins creux« u. a. angeblichen Keltenwege, da über ihre Örtlichkeiten auch ohne den Steinkreis auf der Passhöhe des Grossen St. Bernhard u. dgl. kein Zweifel sein könnte. Im rätischen Gebiet war wohl immer der Brenner der Hauptpass, in dessen Nähe selbst Steingeräthe eine sehr alte Anwesenheit des Menschen nachweisen. Aus westlicheren Gebieten haben wir von den graubündnerischen Pässen Funde von Bronzewaffen auf dem Flüela-Pass u. a. und eine Menge massilischen oder nach massilischen Mustern geprägten Silbergeldes, das in vorrömischer Zeit für den Verkehr mit den oberitalienischen Cisalpiniern bestimmt war. Haupt- und Militärstrassen überschritten die Alpen nur an fünf Punkten: Über den Mons Matrona (Mont Genèvre), welcher der für Kriegszwecke wegsamste unter den älteren römischen Pässen gewesen sein dürfte, nach Valentia; über die Alpis Graja, den Kleinen St. Bernhard, nach Lugdunum; über den Mons Poeninus, den Grossen St. Bernhard ins Wallis; über den Brenner nach Augusta Vindelicorum, mit einer Abzweigung durch das Vinstgau an den Bodensee; endlich über die Alpis Julia und Emona nach Carnuntum. Man könnte noch die Via Aurelia, welche die Seealpen berührte, hinzufügen. Das Bild der entschiedenen Bevorzugung der westlichen und Gallien zugewandten Abschnitte würde dadurch nur noch deutlicher werden.

Eine Macht, die die Alpen umfasste, musste mit der Zeit das ganze Gebirge wegsam machen. Der Staat sorgte für die grossen Strassenlinien, die den Süden mit dem Norden und den Westen mit dem Osten verbanden, die Kolonisten bahnten Pfade über die Jöcher von Thal zu Thal und schon in römischer Zeit war ein so stiller Winkel wie das Rantenthal in Steiermark besucht. Der Erzreichthum hat hier zu früherer Erschliessung sicherlich beigetragen; er belebte einen so abgelegenen Thalkessel wie die Wochein. Spätrömische Strassen, die vielleicht mit der Zeit den grossen Militärstrassen nicht viel nachgaben, sind über den Col d'Argentière, den Simplon u. a. nachgewiesen.

Das Verhältniss des römischen Reiches zu den Alpen und ihren östlichen Fortsetzungen (wie auch zum Balkan) hat aber doch nie ganz die Hemmnisse überwunden,

die in diesen Gebirgen lagen. Allerdings hat Augustus rasch die Alpenländer, die vor ihm kaum als ein sicheres Grenzgebiet angesehen werden konnten, in das Reich einbezogen und die Donau zur Grenze gemacht. Aber Rätien ist nie ein so ächt römisches Land geworden. Das Gebirge und die nördlich vorliegende Hochebene blieben dünn bevölkert — Vindelicien war nach der Erwerbung zu leichterer Behauptung entvölkert worden — und selbst Augusta Vindelicorum wuchs langsam heran und blieb die einzige grössere römische Stadt im ganzen Lande. Es waren eben die Alpen hier weder der Übergang in ein Neu-Italien, wie man Gallien wohl bezeichnen mag, noch ein nothwendiges Durchgangsland wie an ihrem Ostende, wo die Pässe durch Friaul und über die Julischen Alpen nach der Donau und Save die leichtesten Übergänge boten und der Erzreichthum der Gebirge lockte. Die Thäler der Drau, Mur, Salzach und ihrer Nebenflüsse sind bis hoch hinauf mit römischen Spuren erfüllt, die sowohl in Rätien als in Pannonien so selten sind. Noricum war zuerst ein Vorland und dann ein Theil Italiens. Man könnte es fast ein kleines Gallien nennen. Rätien liegt, damit verglichen, wie ein todter Punkt hinter den mittleren Alpen.

Die Römerstrassen wurden im früheren Mittelalter zum Theil verlassen, ihr fester Bau hat sie aber bis auf unsere Zeit erhalten. Mit dem im Inneren der Alpen neu aufkeimenden Leben treten neue Wege ins Licht. Die hohe Blüthe des Wallis in der Römerzeit macht zwar die Kenntniss der Furka und auch des Oberalppasses wahrscheinlich, aber das Kloster Disentis scheint das Hauptverdienst um die Erneuerung dieses und der Strasse über den Lukmanier zu haben. War der Pass früher benützt, so machte ihn die Kulturarbeit des Klosters im Quellgebiete des vorderen Rheins wegsamer als er je gewesen war. Wer hat den Gotthardpass wegsam gemacht, den die Römer noch nicht beschritten hatten? Die That, die ein Denkmal hätte, wenn sie nicht von unbekannten Klosterleuten und Hirten vollbracht wäre, muss ins frühe Mittelalter fallen. Die Verbreitung der Völker weist in den Alpen vielfach auf die beginnende grössere Beachtung der politischen Bedeutung dieser Wege hin. So wie die Römer ihre Militärkolonien an den Pässen hin anlegten, haben später die deutschen Kaiser sich die für ihre italienische Politik so wichtigen Passwege durch deutsche Kolonien gesichert. Sie mussten des jederzeit ungehinderten Übergangs über das Gebirge sicher sein. Die schwäbischen Kaiser, die auf den Splügen den grössten Werth legten, besetzten den Rheinwald mit Kolonien, ebenso Seitenthäler wie Avers, Vals, Savien. Auch der Septimer wurde dadurch gesichert, sowie im Süden durch die Bewohner der reichsunmittelbaren, dem Kaiser ergebenen Grafschaft Bergell. Steub hat beim Namen Gossensass an eine ältere gothische Brennerwacht gedacht. Fordern die Verkehrsmöglichkeiten eines Passes zu politischer Ausnutzung auf, so wird in erster Linie die Beherrschung beider Abhänge und der entlegeneren Ausmündungen des Weges auf beiden Seiten angestrebt. Dieser arbeitet häufig schon die Kolonisation vor, welche dann die Bergübergänge mit den oberen Thalstufen zu beiden Seiten mit Leuten desselben Volkes besetzt, wie Oberwallis und Oberalp, Oberhalbstein und Bergell, Disentis und Urseren, Engadin und Puschlav, in gewissem Sinne auch Münsterthal und Bormio. Über die gangbarsten Pässe ist die französische Bevölkerung aus Savoyen und dem Dauphiné in die Thäler der Dora Riparia und des Clusone gleichsam übergeflossen.

Indem die Kultur sich rings um die Alpen und in alle ihre Thäler sich ausbreitete, hat sie neue Wege gefunden und alte sind dafür vernachlässigt worden. Die Ursache liegt oft in örtlichen Verhältnissen, die sich geändert haben oder die man geändert hat unter dem Drucke veränderter Verkehrserfordernisse. Als das Innthal von Innsbruck abwärts Überschwemmungen ausgesetzt und sumpfig war und in die

grossen Moore von Aibling und Rosenheim mündete, führten die Römer ihren Verkehr nach Vindelicien über den Fernpass, und noch der Augsburger Verkehr mit Venedig benützte diesen oder den Übergang von Seefeld. Vielleicht ist der Versumpfung des Sterzinger Beckens die zeitweilige Bevorzugung des Jaufen als Nebenpass des Brenners zuzuschreiben. Als das achtzehnte Jahrhundert zum erstenmal wieder neue Alpenstrassen erstehen sah, traten hinter ihnen in kurzer Zeit die ältesten, meistbegangenen Wege zurück, hinter den Simplon der Grosse St. Bernhard, hinter den Semmering der Neumarkter Pass. Der Gotthard hatte schon früher wegen besserer Zufahrtverhältnisse und günstigerer politischer Zustände die alten rätischen Pässe überflügelt. Im allgemeinen hat sich der Verkehr immer mehr auf bestimmte Pässe konzentriert, deren Lage und andere Vortheile ganz langsam sich zur Geltung gebracht haben. Mit dieser Differenzierung machten die Römer den Anfang, indem sie aus der Menge der Saumpfade einige wenige mit sicherem militärischen Blick herausgriffen. Natürlich stehen heute an der Spitze aller die überschienten: Semmering, Brenner, Mont Cenis, Gotthard, Arlberg.

Die Vertheilung der Pässe über die Alpen ist sehr ungleich und viel mehr noch ihre Höhe, Länge und sonstige Wegsamkeit. Den Unterschied der am frühesten von den Römern überschrittenen cottischen zu den passarmen grajischen Alpen findet man in jeder Gruppe wieder. Auf der ganzen Strecke zwischen der Reschen-Scheideck und dem Brenner ist kein Passeinschnitt, der einen bequemen Übergang zwischen dem Inn- und Etschthal böte Die Tauern haben keine eigentliche Passeinsenkung, wenn auch zwölf Einschnitte des Kammes, und daneben sind die Norischen und Julischen Alpen von Alters her durch ihren Passreichthum berühmt. Salzburg und Kärnten sind von Natur hermetisch gegeneinander geschlossen, Steiermark und Kärnten durch unschwierige Wege miteinander verbunden. Ein Sammelpunkt von fünf Passwegen über die Zentralkette, wie Chur es für Julier, Septimer, Splügen, Bernhardin und Lukmanier ist, kommt nur in dem reichgegliederten Rätien vor. Aber Thäler, die den Verkehr mehrerer Pässe in sich aufnehmen und weiterleiten, sind durchaus nicht selten. Das Wallis, das Veltlin, das obere Murthal verdanken solchem Vorzug einen Theil ihrer geschichtlichen Bedeutung. Es kommt dabei der Einfluss der kleineren Gliederung des Gebirges zum Ausdruck. Das Zusammenstrahlen der Passwege der Westalpen im Pobecken ist besonders durch das Auseinanderstrahlen an der Aussenseite auffallend. Es ist oft als ein militärischer Vortheil für die Züge aus dem Rhonethal ins Pothal bezeichnet worden, hat aber auch auf die Entwicklung des westlichen Oberitaliens überhaupt eine folgenreiche Wirkung geübt.

Die Pässe der Westalpen haben wegen des einfacheren Gebirgsbaues alle den Vortheil, dass sie das Gebirge in einem Zuge überschreiten; nach Osten aber werden die Alpen breiter, im Norden und Süden treten besondere Glieder neben die Zentralalpen und nun müssen manchmal nicht weniger als drei Pässe, oft wenigstens zwei, überschritten werden, wenn man das ganze Gebirge durchmessen will. Dort ist es mit einem Passe nur in den seltenen Fällen geschehen, wo lange Flussthäler die Nord- und Südalpen geschnitten haben, so dass nur noch die zentrale Alpenkette zu überschreiten bleibt, wie am Brenner, wo Inn und Etsch natürliche Zugangswege durch Nordalpen und Südalpen bilden, die bis Innsbruck von Norden und bis Bozen von Süden her in den Thälern dieser Flüsse eindringen. Ganz anders, wo solche Begünstigungen fehlen. Der alte Weg von Augsburg nach Mailand überschreitet im Fernpass die Kalkalpen, im Pass von Reschenscheideck die Zentralalpen, im Stilfserjoch die Südalpen. Oder der Weg von Salzburg nach Venedig oder Triest durchschreitet den Pass Lueg, überschreitet dann die Radstädter Tauern und den Katschberg, dann die Dolomiten oder den Pontebba-Pass.

Im Auseinandertreten der Bergzüge mit grösserer Freiheit der Richtung einzelner Erhebungen liegt in den Ostalpen überhaupt, am allermeisten aber in der norischen Gruppe, ein Anlass zu Wegfindungen, wie ihn westlich vom Brenner das ganze Gebiet nicht mehr bietet. Die Richtung der Mürz und der Leitha nach und von dem Semmering steht rechtwinklig auf jenen rücksichtslos geraden, alten Wegen aus dem Becken von Klagenfurt über die tiefe Einsenkung (870 *m*) des Neumarkter Sattels und die Hochebene von Scheifling, durch die Schlucht des Hohentauerns und die Enge bei Trieben ins Ennsthal, nach Steier und an die Donau. Daneben verbinden in derselben nordnordwestlichen Richtung das Lavantthal und weiter östlich das mittlere Murthal das kärntnerische mit dem steirischen Längsthal durch die ganze Breite der norischen Alpen. Hier strahlten die Römerstrassen nach Wels und Salzburg aus, die mitten in den Alpen Virunum blühend machten. Über den Neumarkter Sattel lassen Historiker die Cimbern auf dem Zuge von 113 v. Chr. steigen. Im Mittelalter und bis zum Aufkommen des Semmerings führte darüber der wichtigste Weg zwischen Donau und Adria in der Richtung auf Wels und seit einigen Jahren überschient ihn ein Glied der zweiten Mittelmeerbahn Österreichs, der Verbindung durch die Pontebbabahn mit der Adria.

Mit dem Verkehre durch das Gebirge von einem Fuss zum anderen ist der Werth der Pässe nicht erschöpft. Sie sind nicht bloss Lebensadern für den hindurchstrebenden Verkehr, sondern das Leben in den Gebirgen selbst nährt sich von ihnen, wird sogar durch sie erweckt. Der Verkehr führt Ansiedlungen und Anbau an ihnen entlang in Höhen, wo sie ohne ihn viel später erst sich entwickeln würden. Die höchsten dauernd bewohnten Orte in Europa sind Hospize und Schutzhäuser. Das Urserenthal, das jetzt wie eine Kulturoase in den Felswildnissen zwischen Gotthard und Vorderrhein liegt, mochte, solange der Gotthard-Pass nicht geöffnet war, wohl kaum zu mehr als Alpweiden benützt worden sein. Die Ansiedlung von dem so höchst fruchtbaren Kulturmittelpunkte Disentis aus traf mit der Eröffnung des Weges ins untere Reussthal und über den Gotthard nach Italien zusammen. Wahrscheinlich sind schon früh deutsche Walliser auch hierher über die Furka kolonisierend eingewandert. So ist das Medelserthal in demselben Gebiete durch seine Beziehung zum Lukmanier der Sitz einer lebhaften Besiedlung geworden; es vermittelt den Verkehr mit dem Blegnothal und Italien. In dieser Richtung werden diese Einschnitte immer weiter wirken: die kleinsten, natürlich gesonderten Landschaften miteinander und das Gebirge im ganzen mit seiner Umgebung in lebendige Verbindung zu setzen. Die Alpen bieten in der Vergangenheit lehrreiche Beispiele für die Herausbildung der Individualitäten aus dem Ganzen, die Zukunft wird immer deutlicher die Neuverknüpfung dieses reichen Einzellebens zeigen.

Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet.

Plauderei von Dr. Josef Pommer.

»Dass man sich gegenwärtig wieder mehr und mehr der Pflege des Volksliedes zuwendet, ist nicht bloss Modesache«, sagt Prof. Dr. Wakernell in seiner Abhandlung über das deutsche Volkslied (1890), »sondern ein tieferer Grund liegt dahinter: Es ist ein elementarer Zug, der unsere überbildete Zeit zur Volksdichtung lockt. Es ist derselbe Zug, der uns im Sommer hinausdrängt aus der Schwüle und dem betäubenden Lärm der Stadt auf das stille, frischgrüne Land, damit wir dort im Schosse der Natur an Geist und Körper neue Kraft, neues Leben gewinnen. Es ist jene unstillbare Sehnsucht des Kulturmenschen nach Einfalt, nach Natur.« Und sollte dieser Zug, der uns die Natur suchen heisst, und der den Alpenwanderer zu den höchsten Bergeszinnen emporlockt, sollte diese Sehnsucht nach Einfalt, nach Natur den Freund der Berge nicht auch dem Volksliede zuführen? Wer hätte, wie er, auf seinen Streifzügen über Berg und Thal die Gelegenheit, mit Kleinbürger und Ackersmann, mit Jäger und Förster, mit Hirt und Sennerin zu verkehren? Wie oft hört er da die fröhlichen Lieder der Grasmädchen, die Jodler und Juchezer des Gaisbuben oder den fröhlichen Chorgesang der Burschen und Dirndeln, der an den Abenden der Sonn- und Feiertage aus der bäuerlichen Schenke an sein Ohr klingt. Musikkundiger Alpenwanderer, heraus mit Stift und Notenblatt bei solchen Gelegenheiten und festgehalten in rascher Niederschrift, was sich Dir so, ungesucht und ungezwungen, bietet! Wie würde uns eine solche Sammelarbeit hinweghelfen über die langweiligen, endlosen Stunden und Tage, die wir so oft eingeregnet verbringen müssen? Könnten wir da nicht dem behäbigen Wirth und der rundlichen Wirthin, dem sehnigen Bergführer und der schelmischen Kellnerin ihre Liedlein und Schnadahüpfln, ihre Jodler und Juchezer, ihre »Tanzeln« und Gasslsprüche abfragen und sie zu Papier bringen? Wie dankbar wäre uns der Volksliedsammler und -Forscher für solche Mitwirkung! Der Einzelne ist ja doch bei allem Sammelfleisse, selbst mit den grössten Opfern an Zeit und Geld, nicht im Stande, alle diese, über das ganze Land und oft in die abgelegensten Schluchten und auf fast unzugänglichen Höhen verstreuten Erzeugnisse des schaffenden Volksgeistes zu erreichen.

Da mag wohl Mancher meinen, es wäre das Einfachste, sich in einem Aufrufe an alle jene Persönlichkeiten zu wenden, welche für das deutsche Volkslied Herz und Verständniss besitzen und mit dem Volke in Fühlung stehen; so namentlich an die Geistlichkeit, an die Lehrerschaft und an die Studierenden der Hoch- und Mittelschulen, welche in fröhlicher Ferienzeit heimkehren in ihr trauliches Heimathdörfchen. Doch mit diesen Aufrufen ist, wie die Erfahrung zeigt, nicht viel auszurichten. Klagt doch

schon Hoffmann v. Fallersleben, dass seine Bitte, ihm schlesische Volkslieder einzusenden, die er im Jahre 1839 in den Breslauer Zeitungen veröffentlichte, nur geringen Erfolg gehabt habe. Und doch hatte er, um deutlich zu machen, was für eine Art Lieder er suche, seinem Aufrufe ein grosses Verzeichniss von Volksliederanfängen hinzugefügt. Er gesteht in der Vorrede zu seinen »Schlesischen Volksliedern« (Leipzig, bei Breitkopf & Härtel, 1842), dass er und sein Freund Richter, der den musikalischen Theil der Volksliedersammlung zu leiten übernommen hatte, auf diesem Wege niemals zu einem sonderlichen Ergebnisse gelangt wären, wenn das Freundespaar nicht einen anderen eingeschlagen hätte. Richter wusste die Zöglinge des Breslauer Lehrerseminars für das Unternehmen zu gewinnen und sie auf das aufmerksam zu machen, worauf es bei einer solchen Sammelarbeit eigentlich ankommt. Nicht Jeder ist aber so glücklich, die studierende Jugend willig zu finden; auch ich wandte mich im Juli 1893 in einem Aufrufe an alle Freunde und Kenner des deutsch-steirischen Volksliedes mit dem Ersuchen um Einsendung von steirischen Volksliedern, und erbat mir insbesondere die Mitwirkung der Schüler der Lehrerbildungsanstalten Steiermarks. Der Erfolg war ein recht unbedeutender. Ähnliches hatte in früherer Zeit in Steiermark auch der Sprachforscher Professor Weinhold und der Musiker J. E. Schmölzer erfahren, die der volksfreundliche Erzherzog Johann in den 50ger Jahren angeregt hatte, auf das Wiederaufleben und die Verbreitung des steirischen Volksliedes hinzuwirken. »Wären mir Geldmittel zur Verfügung gestanden«, meinte später Schmölzer, »hätte ich damals weiter in die stillen Bergwinkel im Lande vordringen können, um an Ort und Stelle zu sein, wo etwas zu erlauschen gewesen wäre, die Ausbeute würde weit reicher gewesen sein. Die echten, ungeschminkten steirischen Melodien musste man aufsuchen, sie wachsen nicht auf der Strasse«.

Wahrhaftig nicht auf der Strasse! Wer sie dort sucht, wird wenig finden. Als ich im Herbste 1890 aus Tirol nach Wien zurückkehrte und dem bekannten Musikkritiker Hofrath Hanslick mein Sammelheft zeigte, in das ich in der kurzen Zeit von acht Wochen 25 echte Tiroler-Volkslieder und zufälliger Weise auch ebenso viele Jodler zusammengetragen hatte, und ihm erzählte, dass alle diese Dingerchen aus dem Iselthale und dem Ausgange des Pusterthals (von Mittenwald bis Lienz) stammen, war er höchlich verwundert. Er war doch auch im Pusterthale gewesen in jenen Ferien, doch hatte er, wie er mir sagte, kein Lied, keinen Jodler, selbst keinen Juchschrei gehört, so dass er der festen Meinung war, das Volkslied sei dort ganz ausgestorben. Wo der Herr Hofrath etwa nach Volksliedern gesucht haben mag? Die befrackten Kellner im Hotel zu Toblach wissen freilich keine Tiroler-Lieder zu singen und im Eisenbahncoupé erster Klasse erklingen auch keine. Aus den hochfeinen Luftkurorten haben sie sich scheu zurückgezogen. »Auf der Landstrasse wachsen sie nicht«, sagt Schmölzer, und dort muss man sie auch nicht suchen, sondern abseits von der Heerstrasse. Je kleiner das Dörflein und je ferner vom Weltgetriebe, desto besser. Das versteckte Oberlienz (Bauer Dembel), weiter iselaufwärts das Dorf Ainet (Wirth Andreas Schneeberger), Windischmatrei (Brauer Alois Schneeberger), Leisach im Pusterthal (die Maurer Senfter und Oberheller) und namentlich das 1280 *m* über dem Meere gelegene, weltentrückte Gebirgsdorf Bannperg im Pusterthale (Bauer Ingenuin Pedretscher und Andrä Kreuzer, Schafhirt auf der Bannperger »Albe«), das waren die Orte, wo ich meine echten Tirolerlieder aufstöberte. In Klammer setze ich die Namen der Personen bei, die meine Hauptlieferanten waren. Verallgemeinern wir das Gesagte, so wüssten wir nun schon beiläufig, wo wir ein Volkslied zu suchen hätten und wo nicht.

Doch wer suchen und sammeln will, muss zuerst völlig darüber im Klaren sein, was es zu sammeln gilt, damit er nicht Katzengold für Edelmetall, oder gar

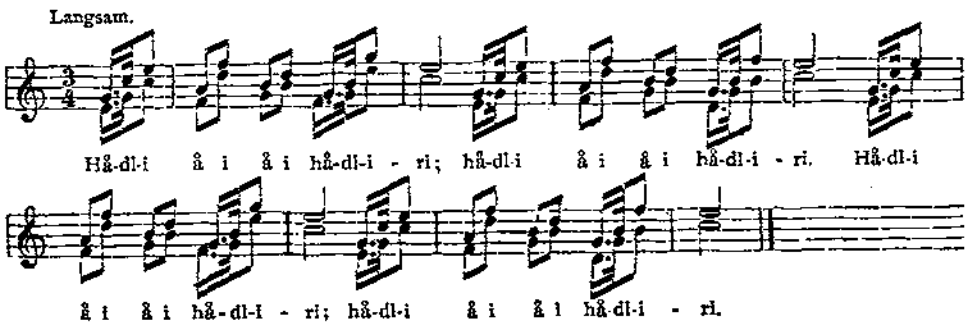
Kunstblumen für Almrausch und Edelweiss sich aufschwatzen lässt. Und wir werden deshalb doch einige Wörtlein über die Frage verlieren müssen, was denn eigentlich ein Volkslied ist, wohlgemerkt ein echtes, wirkliches, im Volke selbst entstandenes, kein nachgemachtes, künstlich am Klaviere mühsam zusammengestoppeltes. Denn die Gefahr der Verwechslung ist gross, namentlich für den, der aus der Ferne kommt, und Sitte und Brauch, Sprache und Singweise in unseren Bergen nicht, oder nur vom Hörensagen kennt. Und nun nur schnell herbei mit einer strengen Definition und mit haarscharfen Distinctionen! Doch da kommen wir sofort ins Gedränge. Die Herren Gelehrten sind keineswegs einer Meinung über das Wesen des Volksliedes; ja selbst die Frage, wer ist das Volk?, beantwortet sich nicht so leicht. »Wer ist das Volk?«, fragt Richard Wagner, und antwortet: »Alle diejenigen, welche Noth empfinden und ihre eigene Noth als die gemeinsame erkennen. Das Volk sind also die, die unwillkürlich und nach Nothwendigkeit handeln; seine Feinde sind die, die sich von dieser Nothwendigkeit trennen und nach Willkür egoistisch handeln«. Fein gesagt und scharf zugespitzt. Doch der Theil der Gesammtheit, auf den diese Worte des Meisters passen, singt nicht mehr, er hat die Lust und die Freude am Gesang verloren. In diesen Schichten entsteht kein Volkslied mehr, lebt keins, oder geht doch rasch zu Grunde. Weit davon entfernt, das moderne Proletariat nicht als Volk oder wenigstens als Theil des Volkes anerkennen zu wollen, müssen wir trotzdem feststellen, dass dieser Theil unseres Volkes an der Hervorbringung und Weiterbildung des Volksliedes keinen Antheil hat. Wer ist also das Volk, das hier in Betracht kommt? Es ist, kurz gesagt, derjenige Theil der Gesammtheit, der der sogenannten höheren Bildung bar, in diesem Sinne ungebildet, aber auch noch nicht verbildet ist. Je weiter weg von den Stätten moderner Überkultur diese Menschen leben, desto besser. Je weniger sie nachgedacht haben über den Gegensatz zwischen hoch und nieder, zwischen arm und reich, zwischen den einzelnen Klassen und Ständen, desto unbefangener sind sie geblieben, desto harmloser ist ihr Herz, desto einfacher ihr Sinn. Fremd ist dem Kleinbürger unserer Landstädte und Märkte, dem Ackersmann, dem Jäger und namentlich dem jungen bäuerlichen Volke, den Burschen und Dirndln, den Sennerinnen und Hirten, das neidvolle Grübeln über ihre engen Verhältnisse. Zufrieden mit dem Lose, das ihnen beschieden ist, freuen sie sich ihres Daseins, und was sie in dem engen Kreise, in dem sie leben, äusserlich und innerlich erfahren, was ihr Gemüth erregt und bewegt, es wurde zum Lied und wird zum Lied. Derjenige wenigstens, der unter dem Volke unserer Alpen lebt, der weiss es, dass der Born des Volksliedes noch nicht versiegt ist. Immer neue Volkslieder entstehen in unseren Bergen. Viele von ihnen allerdings gehen ebenso rasch wieder zu Grunde, wie sie entstanden sind; aber so wahr es ist, dass früher in unserem Volke Lieder entstanden, so gewiss ist es auch, dass heute noch solche entstehen. Tausende von Samenkörnern streut im Herbste der Wind über die Erde, doch nur eine kleine Zahl erwacht im Frühlinge zum Leben!

Als ich im Jahre 1893 in Landl, im Ennsthale, weilte, um Volkslieder zu sammeln, da sagten mir die liederkundigen Burschen, dass allen Wildschützenliedern, die sie mir mitgetheilt hatten, eine wirkliche Begebenheit zu Grunde lag, und umgekehrt, dass jedes Heldenstückchen, das ein Wildschütz oder ein Jäger verübe, alsbald auch im Liede weiterlebe. — Eines Tages glückte es den Jägern, einen gefürchteten Wildschützen dingfest zu machen. Gefesselt führten sie ihn in das Försterhaus; die Förstersfrau, die gerade am Herde stand und Sauerkraut kochte, nahm von dem heissen, dampfenden Kraute und schlug es dem Arrestanten in das Gesicht. Um seinetwillen hatte ihr Mann ja mehr als einmal hinaus gemusst in Wetter und Wind, und mehr als einmal hatten beide miteinander im finstern, einsamen Walde einen

Strauss auf Leben und Tod ausgefochten. Jetzt war der Gefürchtete in ihrer Hand, und sie gab ihrem Grimme thätlichen Ausdruck, so gut sie konnte. Doch auf dem Wege zum Gericht entsprang der Wilddieb und nach Monaten überfiel er mit seinen Genossen das Forsthaus, von dem sich der Förster vor Kurzem auf die Streife in den Wald begeben hatte. Wieder stand die Förstersfrau am Herde und kochte Sauerkraut; da überwältigten die verwegenen Eindringlinge das Weib, banden es an die Thüre fest, und nun bekam sie das heisse Sauerkraut zu kosten. — Kurze Zeit darauf gieng dieser Vorfall in einem neuen Liede von Mund zu Mund. —

Von Herrn Peter Hinterleitner, Holzhändler in Pichelwang im Mürzthale, wurde mir der folgende Jodler vorgesungen, an den sich eine recht romantische Geschichte knüpft.

Der Zeller-Staritzer.



Dieser Jodler heisst der Zeller-Staritzer, sogenannt von einem Gebirge[1]) bei Maria-Zell; er war der Lieblingsjodler eines Wildschützen, des »Scheiterbodenpoldl's«. Seine Liebste, eine Schwagerin (Sennerin), konnte den Jodler vorzüglich schön singen. Als das Liebesverhältniss beider nicht ohne Folgen blieb, soll der Wildschütz das Mädchen auf eine Felswand der Zeller-Staritzen geführt, erschossen und in den Abgrund gestürzt haben. Bevor er ihr aber den Tod gab, musste sie mit ihm noch einmal seinen Lieblingsjodler singen. — Mein Gewährsmann glaubt steif und fest an diese Geschichte und versichert, dass der Scheiterbodenpoldl noch heute lebe. So oft der alte Wildschütz diesen Jodler höre, müsse er weinen. — Was hier früher war, der wehmüthige Jodler, oder der Keim zu der abenteuerlichen Erzählung? Wer will es entscheiden? Aber sicher hat beides kein hohes Alter.

Der Mohrenwirth in Fuschl, einem Dörfchen im Salzburgischen, sang mir im Jahre 1888 einen lebhaft bewegten Jodler vor, den ich aufzeichnete. Er steht in meiner ersten Jodlersammlung (Jodler und Juchezer, gesammelt von Dr. J. Pommer, bei Rebay & Robitschek in Wien) unter Nummer 49. Als ich drei Jahre später das friedliche Örtchen wieder aufsuchte und den Jodler mit dem Wirthe zu singen begehrte, konnte er sich desselben nicht mehr entsinnen. So rasch vergeht und verweht gar manches dieser lustigen Liedchen. Von den Vierzeiligen, Gstanzln und Schnadahüpfeln, will ich gar nicht reden, die dutzendweise bei bäuerlichen Festlichkeiten improvisiert werden. Auch die historischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte riefen das Volkslied hervor. M. V. Süss bringt in seiner Sammlung von Salzburger-Volksliedern einige solche historische Lieder, die durch den Gegenstand, den sie besingen, auch den Beweis ihrer Entstehungszeit erbringen. So z. B. Nr. 36, D'Salz-

[1]) Die Zeller-Staritzen ist ein (im »Zinken«) bis 1619 m hoher Vorberg des Hochschwabs und liegt zwischen diesem und der Ortschaft Maria-Zell.

burga Landtwöhra (1809); Nr. 37, s'Goldögga-Liad (1810); Nr. 43, Das Kontumaz-Lied, auf die beim Ausbruch der Cholera im September 1831 an der Saalbrücke vorgenommene Grenzsperre und dort errichtete königlich bayrische Kontumaz-Anstalt; Nr. 44, Üba d'Salzburga 1842. Das Lied erwähnt eine Reise mit dem Dampfschiff nach dem befestigten Linz, die Eisenbahn, die von Linz nach Budweiss führt, die Stadt Salzburg und das Mozartdenkmal u. dgl. Nr. 34, über das neue Geld (1859); Nr. 35, Zwo Itzlinga-Bauan über d'Eis'nbahn im Jahre 1860; Nr. 37, s'Lokomotiv als Geizteufl (1860), u. s. w.

In dem von mir herausgegebenen steirischen Volksliede, »Mei jung's Leb'n«, findet sich eine Strophe (die dritte), welche sich auf den Feldzug der verbündeten Preussen und Österreicher gegen Dänemark im Jahre 1864 bezieht. Das Lied lautet:

Mein junges Leben.[1])

Wann i aufdenk auf mein junges Leb'n,
Wo i überall bin schon ummag'leg'n,
Af'n Heubod'n ob'n, drinn im Küahstall
Und woass Gott, wo no überall.
Hola re-i ri etc.

Wann i aufdenk auf dö schöni Zeit,
Wia am Kirchtag hat mi no's Raff'n g'freut,
Koa Bua war ma z'stark und ka Diand'l z'resch,
Und am Tanzbod'n war i allweil fesch.

Wann i aufdenk auf das Gams'lschiass'n,
Hab vor d'Jaga oft damisch renna müass'n,
Hab viel Diand'ln g'liabt, g'sungen hab i g'nua,
In Schleswig tapfer g'rafft als Steirerbua

Wann i eppa eppa neama busserln thät,
Wann i eppa eppa a koa Schneid mehr hätt,
Wann i eppa eppa hätt koa Freud zan Wein,
Aft is aus da G'spass, aft lass ma's sein.

Denselben Krieg für die Befreiung Schleswig-Holsteins hat zum Gegenstand das steirische Soldatenlied vom Jägerbataillon Nr. 9. Dieses Lied verdanke ich ebenfalls meinem Landsmanne Mathias Knabl. Es besingt den Abschied eines steirischen Jägers von Vater, Mutter und Dirndl, den Abmarsch nach Deutschland, die Affaire bei Klosterbruck, die Erstürmung eines Bahnhofs, das Gefecht bei Översee, den mit dem steirischen Infanterie-Regiment, König der Belgier, gemeinschaftlich ausgeführten Sturm auf Friedericia, die Eroberung der Insel Sylt und den Friedensschluss.

Im verflossenen Sommer fand ich auf einem fliegenden Blatte, gedruckt und zu haben bei F. F. Hoffmann, »Des sogenannten rosenfarbenen Hanns sein Kaiserlied«; — Gegenstand: Kaiser Ferdinand und das Jahr 1848. — Der lange Peter, Knecht beim Wirthe Siegel in Seeham am Trummersee, zeigte mir 1883 ein ganzes Buch, vollgeschrieben mit Liedern über die Occupation von Bosnien und der Herzegowina. Zahlreich sind die Soldatenlieder aus den Kriegen zwischen Österreich und Italien in den Jahren 1849 und 59, und aus jüngster Zeit stammt ein Lied auf den Tod des Kronprinzen Rudolf, das mir der Knecht Leo Spannring in Landl im Ennsthale vorsang. Von rührender Naivetät zeugt die Wahl der Melodie dieses Liedes. Die Soldaten hatten bald herausgebracht, dass der Kronprinz einen Marsch besonders liebe. So wenig nun die frohe Weise dieses Soldatenmarsches zu dem traurigen Inhalt des Liedes passt, so warm hat doch das Herz für den Todten geschlagen, das gerade dieser Weise seines Lieblingsmarsches die Worte unterlegte, welche von dem Tode des kaiserlichen Prinzen erzählen. — Und da komme mir noch Einer und rede mir davon, dass kein Volkslied mehr entsteht! Freilich ist nicht alles Neuentstandene werthvoll und dauerhaft, doch das wird früher auch nicht anders gewesen sein. Nur das Beste oder was besonders vom Zufall begünstigt

[1]) Worte und Weise dieses im besten Sinne des Wortes humoristischen Liedes habe ich von dem Oberkondukteur der Südbahn, Herrn Mathias Knabl. Aus derselben Quelle stammt der beigefügte Jodler, dessen Heimat Aussee ist. (Aus: »Steirer Lieder« für vierstimmigen Männerchor bearbeitet von Dr. J. Pommer. Leipzig, Verlag von F. E. C. Leuckart.)

wurde, hat sich aus den früheren Jahrhunderten bis in die Gegenwart herübergerettet. — Doch ich gerathe aus dem Wege. Ich wollte ja zunächst nur zeigen, was man unter einem Volksliede versteht, damit der Alpenwanderer, der bereit ist, meiner Anregung zu folgen, auch wisse, was er zu suchen habe, und was der Aufzeichnung werth sei.

Der Ausdruck Volkslied wird noch immer in mehrfacher Bedeutung verwendet. Im strengsten Sinne des Wortes bezeichnet man mit diesem Worte Lieder, »die aus dem Volke selbst hervorgegangen, aus dem Nationalgemüth herausgesungen sind und diesen Ursprung durch Inhalt und Form beurkunden«. Was unter Volk zu verstehen ist und welcher Theil der Gesammtheit an dieser Art poetisch-musikalischer Production, von der wir hier sprechen, thätigen Antheil nimmt, haben wir im Vorhergehenden bereits angedeutet, und es sei hier nur noch das schöne Wort Herders angeführt: »Volk heisst nicht der Pöbel auf den Gassen; der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt«. Heute entsteht und lebt das Volkslied in unserem Sinne nur mehr in jenem Theile der Nation, dem die höheren geistigen Bildungsmittel verschlossen sind. »Allein dieser Theil ist das, was einst Alle waren, die Substanz und der mütterliche Boden, worüber die gebildeten Stände hinausgewachsen sind, aus dem sie aber kommen. Diese Masse wurzelt in der alten, einfachen Sitte und lebt ein vergleichungsweise unbewusstes Leben. Und eben dieses Traumleben, dieses dämmerige Waldesdunkel des Volksgemüths ist die wahre Geburtsstätte des Volksliedes. In diesem Boden erwächst jene naive Kunst, deren Grundzug die Schönheit der Unschuld ist, die »nicht sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt«. Der Dichter tritt nicht hervor, wird nicht genannt, Niemand fragt nach ihm; er hat im Namen Aller gesungen, denn er hat Empfindungen und Erlebnisse ausgesprochen, die Allen gemeinsam sind. Das Volk ist eigentlich der Dichter, der Sänger ist nur »der Mund der Sage«. »Lieder aus der Sphäre der bewussten Bildung, welche populär werden und weil sie dem Volkstone gut nachgefühlt sind, selbst in den Volksmund übergehen, sind darum nimmermehr Volkslieder zu nennen«. (Vischer, Aesth. § 892.) Es genügt somit durchaus nicht, wie Riemann in seinem Musiklexikon thut, das Volkslied im engsten Sinne zu definieren, »als ein Lied, das im Volk entstanden ist«, das heisst, »dessen Dichter und Komponist nicht mehr bekannt sind«. Der letztere Umstand trifft wohl bei den meisten wirklichen Volksliedern zu, ist aber doch nur ein nebensächlicher. Überdies hat Freiherr von Dithfurt in seiner ausgezeichneten Sammlung fränkischer Volkslieder bei einer ziemlichen Anzahl von Liedern die Person namhaft zu machen vermocht, welche das Lied ersonnen hat. Ein Handwerksgesell, der ausgewandert ist, ein Schmied, eine Handarbeiterin und andere Leute aus dem Volke werden da als Schöpfer vorgeführt. Und mir selbst wurde auf meinen Sammelreisen da und dort ein Bursche oder ein Mädchen genannt, von denen es in ihrem Dorfe bekannt war, dass sie »Lieder machen« können. Anderseits giebt es viele Lieder, denen man in Wort und Weise anmerkt, dass sie den Kreisen der Gebildeten entstammen, obwohl sie vom Volke aufgenommen worden sind und von ihm auswendig gesungen werden in derselben einfachen Weise, wie es dies mit seinen von ihm selbst erfundenen Liedern thut. Der Komponist, und meist auch der Dichter ist vergessen. Dadurch also wird ein Lied noch keineswegs zum wirklichen Volkslied. Hoffmann von Fallersleben hat für solche Lieder den Namen »volksthümliche Lieder« in Schwang gebracht, in seinem schätzenswerthen Buche »Unsere volksthümlichen Lieder« ein Verzeichniss von über tausend solchen vom Volke aufgenommenen Kunstliedern mitgetheilt und versucht, den Dichter und Komponisten nachzuweisen. Der verdienstvolle Volksliedforscher Franz

Magnus Böhme hat im verflossenen Jahre bei Breitkopf & Härtel in Leipzig einen über 600 Seiten starken Folioband erscheinen lassen unter dem Titel: Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Der Band enthält 780 solche Lieder mit ihren Melodien. Da mag man denn nachsehen, was das für Lieder sind, denn besser als jede Definition belehrt das Studium vieler Beispiele. Einige solche volksthümliche Lieder mögen hier genannt sein: »Die Wacht am Rhein«; »Stimmt an mit hellem hohen Klang«; das »Rheinlied«; »Schleswig-Holstein meerumschlungen«; »Der Gott, der Eisen wachsen liess«; »Wenn alle untreu werden«; der schwäbische Ritter an seinen Sohn (»Sohn, da hast du meinen Speer«); Lied eines Landmanns in der Fremde (»Traute Heimath meiner Lieben«); Ewiger Wechsel (»Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond«); »Hans und Liesel«; »Ach, wenn du wärst mein eigen«; das Herzleid (»Wia i bin vawichen zu mein Diandl gschlichen«); »So leb denn wohl du stilles Haus«; »Wenn die Schwalben heimwärts ziehen« u. s. w. Solche Lieder gehen von Mund zu Mund, vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht und werden hiebei wohl auch vom singenden Volke in seinem Sinne und nach seinem Geschmacke und Können umgewandelt (diese Änderungen sind meist wahrhafte Verbesserungen), ohne deshalb aber zu wirklichen Volksliedern zu werden, weil ihnen doch immer die Hauptsache fehlt: die Naivetät, Ursprünglichkeit und Kindlichkeit, kurz das unbewusst Poetische. So hörte ich 1891 in dem Dorfe Fuschl von dem Landkrämer in Gesellschaft von Bauern auf dem See das sentimentale Lied »Wie die Blümlein draussen zittern« in ländlicher Art singen. Glaubt jemand wirklich, dass das weinerlich-rührselige Zeug dadurch zum Volkslied geworden ist?! Wie kurzlebig überdies diese Art von Liedern ist, gesteht Böhme im Vorwort selbst zu, indem er einbekennt, dass von den von Hoffmann von Fallersleben aufgezählten 1142 als volksthümlich bezeichneten Liedern in der Gegenwart kaum noch hundert im Volke leben.

Oft nennt man auch einfache Lieder, welche volksmässig, d. h. schlicht und leichtfasslich in Melodie und Harmonie komponiert sind, Volkslieder. Die meisten Kompositionen von Silcher gehören hieher, manche von ihnen sind zu volksthümlichen Liedern geworden, wie z. B. Ännchen von Tharau, die Loreley u. a. Auch von ihnen ist hier nicht die Rede.

Das deutsche Volkslied ist ferner, wie schon erwähnt, »nicht der Gassenhauer, den der Pöbel in den Strassen johlt, es ist auch nicht das Volkssängerlied, das im Tingel-Tangel von den Brettern, welche die Welt — nicht bedeuten, aus heiseren Kehlen erklingt, es ist aber auch nicht das platte, geist- und gemüthlose, mit falscher Sentimentalität oder seichten Witzen herausgeputzte Surrogat, das sogenannte ‚Lied im Volkston'.« (Zweite Flugschrift: Zur Kenntniss und Pflege des deutschen Volksliedes von Dr. Josef Pommer.) An anderer Stelle (Deutsche Zeitung vom 17. Oktober 1895) sagte ich über diese angeblichen Kärntner- oder Steirerlieder, die unter Vorantritt Thomas Koschat's von Gauby, Blümel u. A. in erschreckender Anzahl zu Markte gebracht werden, folgendes: »Es sind dies keine wahren Volkslieder, sondern vielmehr recht gefährliche Feinde des echten Volksliedes, wie jede Nachahmung ein Gegner des Ursprünglichen ist ... So wenig der Erwachsene im Stande ist, die verlorene Unschuld seiner ersten Jugend wieder zu gewinnen, so wenig man sich wieder künstlich naiv und kindlich machen kann, ebenso wenig kann man ein wirkliches Volkslied schreiben«. Der berühmte Musiktheoretiker Adolf Bernhard Marx äusserte sich schon 1837 in seiner Lehre von der musikalischen Komposition I., 378, wie folgt: »Es darf kaum erwähnt werden, dass wir unter dem Namen Volkslied nur die Weisen begreifen, die wirklich im Volke gelebt haben, nicht die, welche irgend ein Komponist gut oder schlecht im

Sinne des Volkes verfertigt hat. Solche gemachte Volkslieder mögen einen künstlerischen Werth haben, welchen sie wollen; immer fehlt ihnen das eigentliche Wesen, sie haben nicht im Volke gelebt und sind nicht sein Eigenthum geworden; das Volk hat sich nicht in ihnen eingewohnt und sie sind nicht sinn- und stimmgerecht gemacht, es hat nicht in ihnen gelebt und seinen Sinn, seine Seele in sie hineingesungen! Der Antheil, den das Volkslied uns abgewinnen kann, ist so wichtig und bildend, dass kein Jünger der Tonkunst versäumen sollte, sich mit dem Volksliede ernstlich zu beschäftigen, und zwar nicht um es nachzuahmen — das ist eitel —, oder gelegentlich eine Volksweise in eigenen Werken anzubringen — das ist gering —, sondern um tiefer in die Seele seiner Kunst einzudringen«.

Über die Volksliedsurrogate der letzten Jahrzehnte fällt Dr. Otto Elben in seinem im Auftrage des Ausschusses des deutschen Sängerbundes geschriebenen geschichtlichen Werke »Der volksthümliche deutsche Männergesang« (Tübingen, 1887, bei Laupp) folgendes treffende Urtheil: »In das Kapitel von der Überfluthung gehören auch in neuester Zeit die Volkslieder[1]) einzelner Gebiete, namentlich der Alpenwelt, welche geradezu gewerbsmässig hervorgebracht und auf den Markt geworfen werden. Die tiroler, steiermärkischen und kärntnerischen Volkslieder haben in der Gunst des grossen Publikums eine sieghafte Beliebtheit zu verzeichnen, wie sie geradezu unerhört ist. Es scheint, dass der eigenthümlich gemüthliche Dialekt der österreichischen Lieder und der unsere Zeit erfüllende allgemeine Zug nach den Alpen, den Koschat'schen und seiner Genossen Tonsätzen so weite Verbreitung geschafft hat. Immerhin wäre diese, eine Sehnsucht nach dem Gemüthlichen und Einfachen bekundende Erscheinung in unserer Zeit erquicklich, wenn nicht diese gemachten Volkslieder zu gutem Theil so gar süsslich schmachtend und weichlich wären! Sie sind Erzeugniss der Mode, sie verhalten sich zum echten Volkslied etwa wie eine Bellinische zu einer Mozart'schen Oper!«

Namentlich unsere Brüder aus dem deutschen Reiche müssen hier auf ihrer Hut sein; sie sind gar leicht zu täuschen. Die ihnen fremde Mundart zieht sie an, das echte, urwüchsige, gesunde, kernfrische, älplerische Volkslied kennen sie meist nicht, und da nimmt denn Mancher werthlose Spielmarken für echtes Gold. Ich kann nur Jeden, der unser alpenländisches, im Volke selbst entstandenes Lied kennen lernen will, auf die wenigen ausgezeichneten Sammlungen echten alpenländischen Volksgutes verweisen. Es sind dies die Sammlungen: 222 echte Kärntnerlieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Hans Neckheim (Verlag des Deutschen Volksgesangvereines in Wien), Österreichische Volksweisen (aus Oberösterreich) in einer Auswahl von Liedern, Alpenmelodien und Tänzen, gesammelt von weiland Anton Ritter von Spaun, Wien, bei Manz (leider nur mehr antiquarisch zu haben), Österreichische Volkslieder (aus Niederösterreich) mit ihren Singweisen, gesammelt und herausgegeben von F. Tschischka und J. M. Schottky (Wien, bei A. Hartleben), ebenfalls vergriffen, und Heiderich und Peterstamm (zweite Folge) 25 steirische Volkslieder, gesammelt und eingerichtet für Klavier mit unterlegtem Text von Victor Zack (Graz, bei Tendler). Wer unser echtes, älplerisches Volkslied kennen lernen will, muss diese Werke studieren, anders geht es eben nicht, wenn man eine Anschauung von der Sache bekommen will. Wer sich aber diese Mühe genommen hat, der findet sich reich belohnt. Es geht ihm eine neue Welt auf, von deren Dasein er bisher keine Ahnung hatte. Für Koschat und die andern wird er sich

[1]) Irrthümlich und irreführend so genannt. Dr. P.

allerdings den Geschmack gründlich verderben. Es wird ihm sein, als ob er vom Baume der Erkenntniss gegessen hätte, und er wird von nun an unterscheiden können zwischen gut und böse, zwischen echt und unecht. Dieses Unterscheidungsvermögen ist Sache des Gefühls, und ich habe an den Mitgliedern des von mir in Wien vor sechs Jahren ins Leben gerufenen Deutschen Volksgesangvereines, der ausschliesslich das echte Volkslied pflegt, die erfreuliche Erfahrung gemacht, dass fast alle diejenigen, welche im Vereine durch ein, zwei Jahre das wirkliche, echte Volkslied gehört und gesungen haben, Sinn, Verständniss und Geschmack so verfeinert und geschärft hatten, dass man ihnen nicht so leicht mehr unechte für echte Ware aufschwatzen kann. Eine Definition, und wäre sie noch so scharf und gründlich, hätte den gleichen Erfolg wohl kaum gehabt. John Meyer behauptet in seiner Abhandlung über deutsche und niederländische Volkspoesie (Grundriss der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul, 2. Band, 1. Abtheilung, Seite 751 ff.) sogar, dass man eine strenge Definition des Volksliedes noch nicht zu geben vermöge, »so dass man bei der Beurtheilung nur auf das Gefühl angewiesen ist, das jedoch den Kundigen selten täuscht«.[1])

Drei Schriften möchte ich schliesslich noch als förderlich für die Klärung dieser Begriffe empfehlen: Leben und Fühlen im deutschen Volkslied von Dr. Adolf Hauffen (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag) und von den Flugschriften, welche der deutsche Volksgesangverein in Wien zur Förderung der Kenntniss und Pflege des deutschen Volksliedes herausgiebt, die erste: Das österreichische Volkslied von weiland Anton Ritter von Spaun mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter, und die demnächst erscheinende fünfte: »Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes« (erscheint vorerst in der Musikzeitung »Die Lyra« in Wien). Für die Kenntniss des nicht alpenländischen deutschen Volksliedes sind besonders lehrreich die Vorreden zur Sammlung schlesischer Volkslieder von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter, in Ernst G. Wolframs Nassauischen Volksliedern, und namentlich in der schon genannten, trefflichen Sammlung fränkischer Volkslieder des Freiherrn von Ditfurth. Nicht zu vergessen sind die scharfsinnigen Erklärungen deutscher Volkslieder in Vilmars »Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes« und das klassische, zweibändige Werk »Alte hoch- und niederländische Volkslieder«, herausgegeben von Ludwig Uhland (leider ohne Melodien), endlich die dreibändige Riesensammlung »Deutscher Liederhort« von Erk und Böhme.

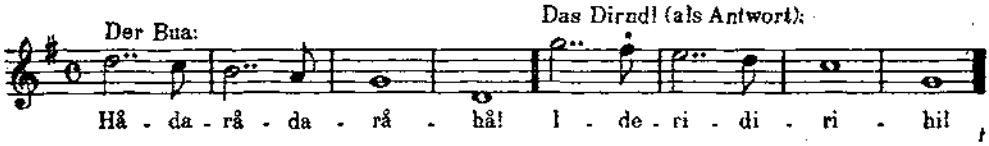
Und nun nach diesen für eine »Plauderei« wohl etwas zu schweren, gelehrten Auslassungen endlich zu unserem eigentlichen Thema: »Wie man ein Volkslied findet«. Zuerst einige Beispiele davon, was alles an Volkspoesie in unseren Alpen zu finden ist. Diese Beispiele sollen zeigen, wonach gesucht werden kann und soll.

Am ehesten wird der Freund der Berge in die Lage kommen, jauchzen zu hören. Unter Jauchzern, Juchezern[2]) (auch Juchizern), Juzern versteht man Juchschreie,

[1]) Grundfalsch ist die Behauptung W. Scherers in seiner Literaturgeschichte (S. 254): »Ein anderes Kennzeichen des Volksliedes als weite Verbreitung und allgemeine Beliebtheit giebt es nicht.« Es ist dies eine voreilige, unbegründete Behauptung, die sich nur aus Scherers thatsächlicher Unbekanntschaft mit den lebendigen, gesungenen, nicht in »Volkslied-Herbarien« aufgestapelten Volksliedern erklärt. Wer das neuere Volkslied, namentlich unser älplerisches, wirklich kennen lernen will, muss es zuvörderst singen hören und selbst singen; einen anderen Weg, zu seinem Verständniss zu gelangen, kenne ich nicht.

[2]) Die erste Silbe zu betonen.

An- oder Echorufe, welche hart an der Grenze des Musikalischen, zwischen Jodler und unartikuliertem Schrei in der Mitte stehen und sich deshalb auch sehr schwer zu Papier bringen lassen. Dieselben werden in möglichst hoher Lage in die Berge hineingerufen, entweder um das Echo zu wecken oder um die Anwesenheit kundzugeben, das Kommen anzumelden, sich gegenseitig zu verständigen, wohl auch, um noch aus weiter Ferne einen Abschiedsgruss zu senden; z. B.:

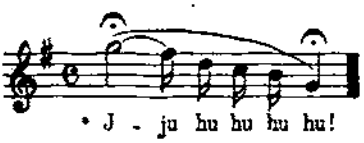


Vom Rossfeld bei Hallein. Durch Prof. Dr. A. Höfler überliefert.

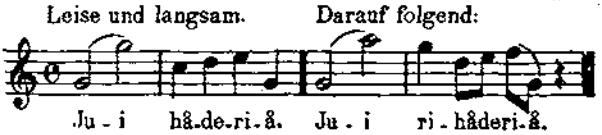
Wenn man diesen prächtigen Juchetzer, wie ich es am oberen Langbathsee gethan, in die Felswände hineinruft, so verhallen die kurzen Übergangsnoten und wie ferner Orgelton hallt der Dreiklang, in seinen Bestandtheilen vielfach wiederholt, von nah und fern in wechselndem Spiele zurück.

*) Anm. fis; nicht f, wie man erwarten würde.

Der Offenseer Juchizer.



Der Stuhlecker Juchezer.



Ich hatte am 28. Juni 1890 das Stuhleck besucht und in der Schutzhütte unseres Vereines, die später abgebrannt ist, übernachtet. Ich hatte nicht lange geschlafen, als ich durch den voranstehenden Jauchzer geweckt wurde. Mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette fahren, Licht machen, Bleistift und Notenpapier hervorsuchen, war das Werk einiger Augenblicke. Und so gelang es mir denn auch, das Gehörte festzuhalten. Der Bursche, der den Ruf ausgestossen hatte, war mit seinem Schatz um 3 Uhr morgens aus Spital am Semmering herauf gekommen und strebte dem Gipfel zu. Der Juchezer wurde nicht mehr wiederholt. Wie ich am nächsten Tage erfuhr, war der »Rufer« der »Bua von der Brechelkeusch'n«, der Sohn der »Haar-Viktl« in Spital gewesen. Bei solchen Gelegenheiten heisst es flink sein, denn auf sein Gedächtniss darf man sich nicht verlassen. Wollte man mit dem Aufschreiben bis zum nächsten Tage warten, würden die meist sehr originellen und schwer zu behaltenden Juchezer wohl kaum genau wiedergegeben werden können. — Ein andermal machte ich von Fuschl im Salzburgischen aus einen Spaziergang durch die Elmau über den bewaldeten Rücken des Elmauersteins, zur Strasse, welche von Salzburg nach St. Gilgen führt. Da hörte ich im Thale jauchzen; ich antwortete aus des Waldes Schatten dem Rufer, so gut ich konnte, mit dem gleichen Rufe. Das reizte den Burschen und er rief einen anderen, schwierigeren Jauchzer zu mir herauf. Ich blieb ihm die Antwort nicht schuldig und wanderte dabei meines Weges weiter. Er zog im Thale unter und hinter mir nach und liess, durch meine steten Antworten verwundert und gereizt, Juchezer auf Juchezer, einen schöner und schwieriger als den anderen, erschallen. Er ahnte wohl nicht, dass der Mann, der für sein Auge unsichtbar ober ihm im Walde dahinwandelte, auf in aller Eile zusammengesuchten Papierblättchen alle ihm zugerufenen Juchschreie aufzeichnete. Das ist eine treffliche Methode, den Leuten ihre Juchezer zu entlocken, leider lässt sie sich nur selten anwenden.

Ungeschickter hatte ich es einige Jahre früher (1889) angestellt, als ich vom Königssee aus zur Gotzenalm aufstieg. Schon eine Viertelstunde unter der Höhe

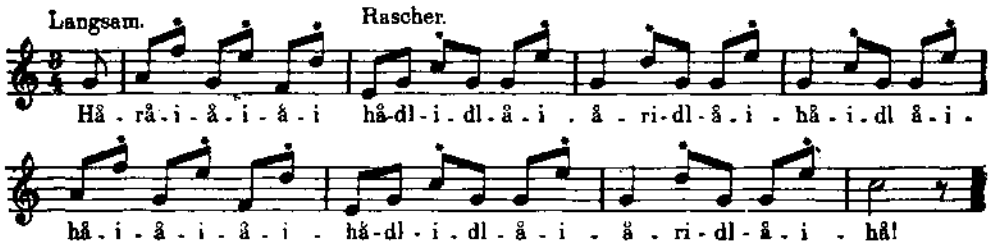
des Almbodens sah ich am Rande eines Absturzes, unter dem der Weg hinläuft, ein merkwürdiges, einem mit Hebelarmen versehenen Schöpfbrunnen ähnliches Gerüste. An den beiden Enden des zweiseitigen Hebels sassen zwei Hirtenbuben und schaukelten sich in schwindelnde Höhe, ohne den neben ihnen gähnenden Abgrund zu beachten. Solche tollkühne Buben müssen auch gut jodeln und juchezen können, dachte ich mir. Als ich bei ihnen oben angekommen war, hiess ich sie von ihrer Schaukel herabsteigen und forderte sie auf, mir etwas vorzusingen oder doch vorzujodeln. »Wir können nichts«, war die in solchen Fällen stets gehörte Antwort, und alles Fragen, Bitten und Aufmuntern brachte keinen Sterbenslaut aus ihrer Kehle. Da warf ich denn ein paar Nickelstücke in den Sand und versprach sie demjenigen, der den schönsten Juchschrei hören liesse. Aber selbst der schnöde Mammon konnte ihr Schweigen nicht brechen. Da erschallte plötzlich hinter meinem Rücken die Stimme eines alten Frauchens: »Wenn ihr so dumm seid, so werd' halt ich's versuchen, wenn's der Herr erlaubt«. Als ich der ältlichen Frauensperson ansichtig wurde, versprach ich mir nicht viel davon und hielt die Nickelstücke für hinausgeworfen. Doch da stand die Alte schon am Abgrunde und rief zur Gotzenthalalm hinab und zum Hohen Göll hinüber mit reiner und kräftiger Stimme in höchster Tonlage einen Jauchzer nach dem andern in die Lüfte. Die besten derselben kann man in meiner Sammlung: 252 Jodler und Juchezer (Wien, bei Rebay & Robitschek) auf Seite 205 ff. unter Nr. 11 bis 16 nachsehen. Das Frauchen, das so prächtig juchezen konnte, war die Försterswitwe Gertraud Moderegger aus Berchtesgaden, welche auf der Gotzenalm zur Sommerfrische weilte. Ich trug nicht nur ihre Juchezer sorgfältig niedergeschrieben mit nach Hause, sondern merkte mir auch für ein nächstes Mal recht gut, wie man es nicht anstellen dürfe, wenn man von Hirtenbuben etwas herausbekommen will. Als ich mit der alten Frau der Almhütte zuwandelte, in der damals noch die schöne Sepherl regierte, da bekamen auch die Buben, die bei ihrer Schaukel zurückgeblieben waren, auf einmal ihre Stimmen wieder und jauchzten nun auch ungebeten und unbezahlt zum Hohen Göll hinüber. Der Herr, dessen Nähe sie früher verschüchtert hatte, war im Abgehen begriffen, ihr Ehrgeiz war geweckt, und nun wollten sie zeigen, dass sie es mit der Försterswitwe schon noch aufnehmen könnten. — Gelingt es, den Ehrgeiz der Leute zu wecken, dann suchen sie sich meist in eiferndem Wettkampfe zu überbieten, und der Sammler hat oft alle Hände voll zu thun, um mit dem Aufschreiben nachkommen zu können.

Die schöne Sepherl sah ich damals im Freien gewandt und anmuthig ihre sie von allen Seiten bedrängenden Kühe füttern. Abends kamen die Sennerinnen aus den Nachbarhütten herbei und tanzten in dem engen Küchenraume miteinander und mit den Hirtenbuben ein Stündchen lang; die Tanzmusik besorgte der Gaisbub auf seiner Mundharmonika, — aber singen und jodeln hörte ich keinen Ton. Den Gesang pflegen die Sennerinnen auf der Gotzenalm nicht mehr, versicherte mich Frau Moderegger.

Nicht so häufig wie juchezen kann man in unseren Alpen jodeln hören. Das an Jodlern reichste Land ist wohl die Steiermark, dann folgt Tirol und Oberösterreich; das so liederreiche Kärnten ist an Jodlern fast das ärmste Alpenland. — Es sollen nun einige Jodlerproben folgen. Unter Jodler versteht man eine meist im $^3/_4$ Takte einherschreitende Weise, welche wie ein Lied, jedoch ohne zu Grunde gelegten Satztext auf blosse Jodlersilben und -Worte ohne Inhalt gesungen wird. Oft nähert sich der Jodler der Liedform, öfter noch dem Tanze. Er tritt sowohl selbstständig auf, wie auch verbunden mit Liedern; in diesem Falle bildet er gewöhnlich den Schluss. Der Jodler wird einstimmig oder mehrstimmig gesungen; am häufigsten

ist die zweistimmige Form; hiebei enthält die tiefere Stimme gewöhnlich die Hauptmelodie, die höhere Stimme, welche meist um einige Takte später eintritt als die Unterstimme, der sogenannte Überschlag, hat mehr den Charakter einer Begleitung. Eine Melodie durch eine zweite, höher gelegene begleiten, nennt man überhaupt »Überschlagen«. So werden fast alle Kärntnerlieder in dieser eigenthümlichen Art d. h. mit der begleitenden Stimme in der höchsten Lage gesungen. In der Neckheim'schen Sammlung, 222 echte Kärntnerlieder findet man deshalb bei jedem Liede eigens angegeben, welche Stimme die Hauptstimme ist. Dieses Überschlagen ist aber nicht ausschliesslich kärntnerisch oder nur dem Jodler eigen, sondern findet sich sehr häufig auch ausser Kärnten bei dem älperischen Volksliede, namentlich in Steiermark und in Tirol. Charakteristisch für den Jodlergesang ist es, dass die tieferen Töne der Melodie mit voller Stimme, »mit der Brust«, die höheren jedoch mit der sogenannten Fistel gesungen werden müssen. Hiebei gilt es durchaus nicht als geboten, diesen Übergang aus der einen Stimmart in die andere unmerklich zu machen, im Gegentheile, man lässt diesen Übergang namentlich bei Ton-Sprüngen von grösserer Ausdehnung sogar absichtlich hörbar werden. Der Singende empfindet dabei den sogenannten Schlag in der Kehle. Je höher ein solcher Jodler angestimmt wird, desto schöner klingt er. Ich lasse zunächst einen einstimmigen Jodler folgen, den beim »G'rasschnoat'n«, in dem Gipfel eines Baumes hängend, mit Vorliebe Andreas Schneeberger der Ältere zu Ainet im Iselthale, der Vater des jetzigen Wirthes gleichen Namens, zu singen pflegte. Unter »G'rasschnoat'n« ist hier das Abhauen der Äste von Nadelholzbäumen zum Zwecke der Streugewinnung verstanden. Der Jodler lautet wie folgt:

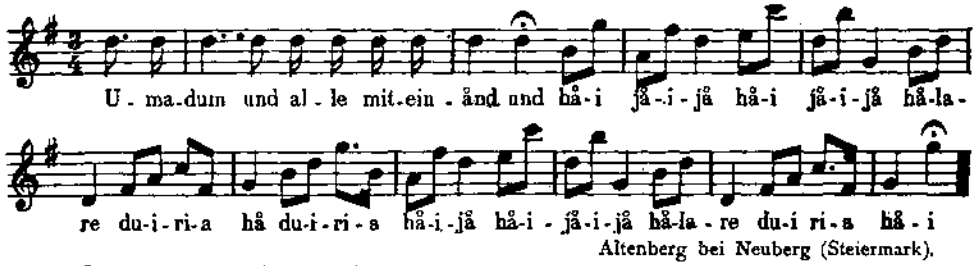
Beim G'rasschnoat'n.



Diejenigen Noten, welche mit der Fistel gesungen werden müssen, habe ich durch ein darübergesetztes Sternchen kenntlich gemacht. Natürlich darf der Jodler nicht so tief angestimmt werden, als er geschrieben steht, denn da würden die höheren Töne kaum mit der Fistel herausgebracht werden können, sondern er muss in einer höheren Lage, etwa in f- oder g-dur genommen werden. Jeder Mann besitzt die Fähigkeit, in der Fistel zu singen, nur sind diese Töne bei dem Ungeübten rauh und schwach. Wir sprechen in der Fistel, wenn wir eine Weiberstimme nachahmen wollen. Wer das Fistelsingen lernen will, muss es zuerst recht leise versuchen. Bei fortgesetzter Übung werden die Fisteltöne hell, rein, wohlklingend und voll. Ich selber habe diese »Kunst« erst mit 40 Jahren erlernt, als es sich mir darum handelte, den Landleuten, ohne ausgelacht zu werden, dasjenige, was ich mir aufgeschrieben hatte, zur Probe genau so nachzusingen, wie sie es mir vorgesungen hatten. Meine Gewandtheit im Niederschreiben und diese Fähigkeit, alles genau so nachzusingen, wie ich es von ihnen gehört hatte, erregte ihr Staunen und ihren Beifall. Wie oft hörte ich da ihr staunendes: »Er hat's schon dapackt«, d. h. es ist ihm schon gelungen, das Vorgesungene festzuhalten und aufzuschreiben. Dieser beifällige Ruf des Erstaunens zeigte mir jedesmal an, dass ich meine Leute in diejenige Stimmung

versetzt hatte, in der ihnen etwas einfiel, und in der sie leicht und freudig hergaben, was sie an Jodlern und dergleichen besassen.

Ein anderes Beispiel eines einstimmigen Jodlers:

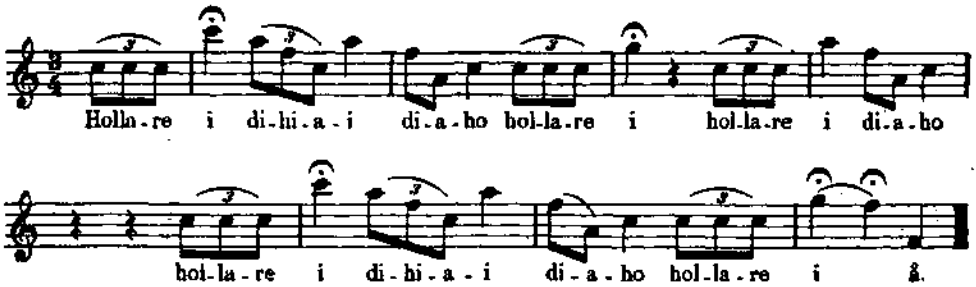


Altenberg bei Neuberg (Steiermark).

Dr. Anton Werle erzählt in seiner werthvollen Sammlung steirischer Alpenlieder, mit Namen »Almrausch« (Graz 1884, Verlag von Joseph Kienreich): »Bei dem Festmahl, welches am 4. Juni 1829 unter freiem Himmel im Garten zu Eggenberg bei Graz zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Landwirthschafts-Gesellschaft stattfand, erhob zu Ende der Tafel ein alter Bauer aus Altenberg bei Neuberg das volle Glas und sang diesen Jodler«.

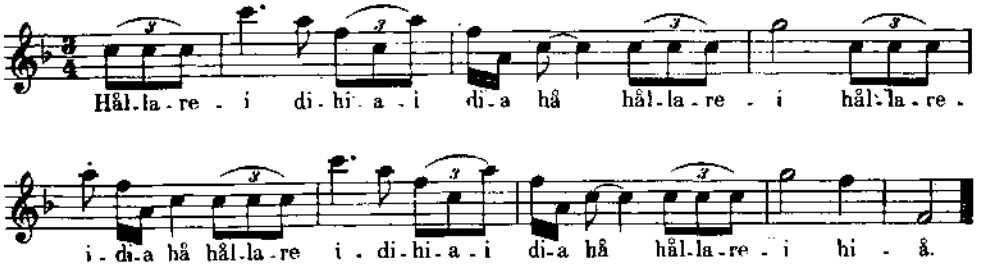
Noch sei ein einstimmiger Jodler erwähnt, der sogenannte »Mehlsuppendudler«, der aus der Stainzer Gegend (Steiermark) stammen soll. »Dudeln« heisst soviel als jodeln; dasselbe bedeutet »wullazen« oder »hullazen«. Die Jodler heissen in Oberösterreich auch Almer, in Niederösterreich Dudler, in Steiermark Wullazer oder Hullazer, mitunter auch Juchezer. Mehlsuppendudler heist dieser Jodler vermuthlich daher, weil die auf dem Felde Arbeitenden von der Hauswirthin mittelst dieses Jodlers zur Mehlsuppe heimgerufen wurden. Dieser Jodler ist durch viele Hände gegangen, bis er in meinen Besitz kam. Dr. Kaufmann, praktischer Arzt in der Veitsch (Steiermark), selbst ein Freund des Volksgesanges und ein tüchtiger Jodler, machte mich darauf aufmerksam, dass ein Werksbeamter in der Veitsch diesen Jodler kenne. Ich wandte mich brieflich von Wien aus an den genannten Veitscher Arzt mit der Bitte um eine Niederschrift dieses Jodlers. Bald traf eine Correspondenzkarte aus der Veitsch bei mir in Wien ein und brachte mir die untenstehende Niederschrift:

Mehlsuppendudler.



So wollte jener Werksbeamte diesen Jodler zu Fürstenfeld von einem Lehrer gehört haben, der ihn selbst wieder in der Stainzer Gegend gelernt hatte. Diese Art der Aufzeichnung erschien mir aber, was Rhythmus und Takteintheilung anbelangt, unmöglich richtig zu sein. Es giebt eine gewisse musikalische Consequenz und nach dieser musikalischen Logik musste der Jodler anders lauten, aber wie?! Ich selbst hatte den Jodler niemals gehört, die Gelegenheit in die Veitsch zu reisen, um dort den Jodler selbst zu hören und niederzuschreiben, fehlte mir, so verlegte ich mich denn auf's Rathen. Eine Correspondenzkarte mit der von mir gemuthmaassten

Form des Jodlers (siehe nachstehende Niederschrift) flog zur Veitsch und nach wenigen Tagen schon hatte ich die Freude, von Dr. Kaufmann die Antwort zu erhalten, dass meine Vermuthung vollständig zutreffe.

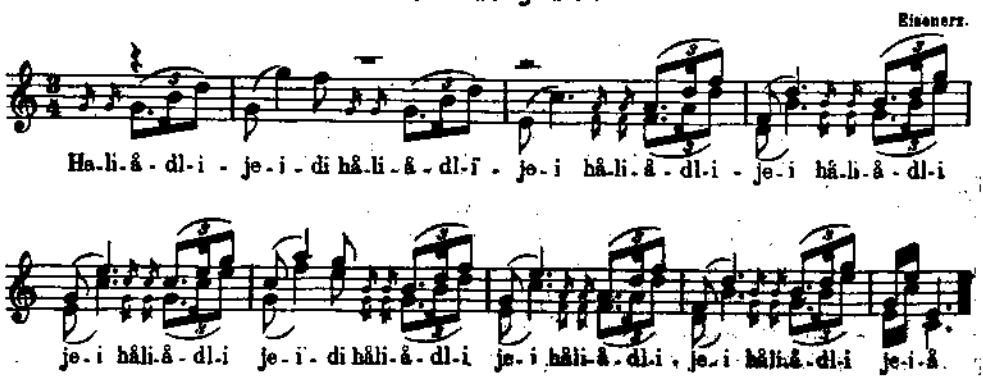


So hatte ich also, geschult durch langjährige Erfahrung, auf Grund einer nur die Intervalle richtig wiedergebenden Niederschrift die richtige Fassung des Jodlers festzustellen vermocht, ohne denselben je selbst gehört zu haben. Ich erzähle dies nicht, um mich mit diesem Stückchen gross zu machen, sondern nur um an diesem Beispiele zu zeigen, erstens, dass man sich auf eine fremde Niederschrift nicht immer verlassen kann; zweitens, dass man durch fortgesetzte Beschäftigung mit volksthümlicher Musik, Melodik und Rhythmik, dieselbe sich ganz zu eigen machen kann; drittens, um zu bemerken, dass keineswegs das Niederschreiben der einzelnen Schritte der Melodie die grösste Schwierigkeit macht. Dieselbe liegt vielmehr in der Bestimmung der Taktart, der Takteintheilung und namentlich des Rhythmus. Diese Schwierigkeit wird häufig noch dadurch erhöht, dass die Sänger den Unterschied schwerer und leichter Takttheile nicht gehörig hervorheben, dass sie lange Noten verkürzen, kurze Noten verlängern, oder, dass sie das Tempo des ganzen Stückes verschleppen, was man ein Lied »ziehen« heisst. In manchen Gegenden werden Jodler und Lieder bis zur Unkenntlichkeit »gezogen«. Viertens bemerke ich an dieser Stelle, dass man sich um die Tonart, in der der betreffende Sänger den Jodler oder das Lied singt, beim Niederschreiben nicht weiter zu bekümmern braucht. Man wählt die nächstbeste einfache Tonart, c- oder d-dur, f- oder g-dur (Molltonarten kommen nur ganz ausnahmsweise vor), und sucht hiebei eine solche zu treffen, die die Anwendung vieler Nebenlinien überflüssig macht. Die Sänger singen ja auch nicht immer in derselben Tonart, sondern so hoch oder so tief, wie es ihre Stimmlage mit sich bringt.

Als Beispiel für einen Jodler mit ganz besonders eigenthümlichem Rhythmus wähle ich den zweistimmigen sogenannten Hussjodler aus Eisenerz, so genannt nach dem Herrn Forstwart Franz Huss in Eisenerz, dessen »Leibjodler« er ist.

Der Huss-Jodler.

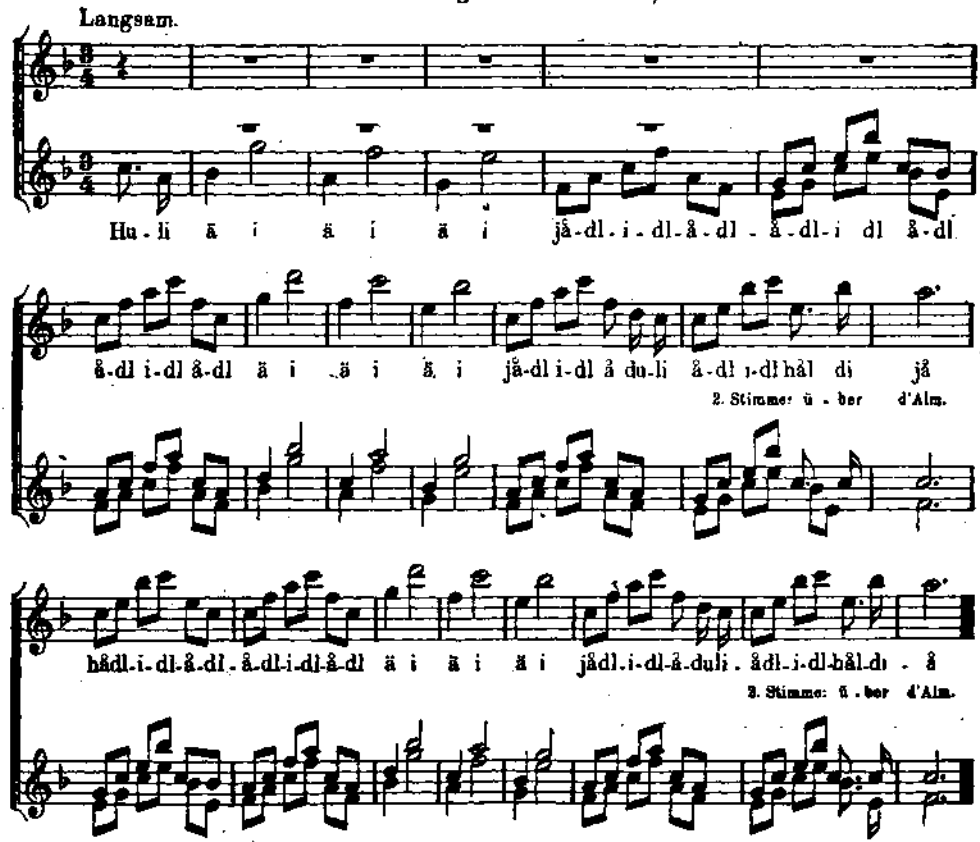
Eisenerz.



Fast eine Stunde lang dokterte ich an diesem Jodler herum, bis es mir gelang, unterstützt von Herrn Huss und dem in Obersteiermark wegen seines Humors und seiner Lieder weit bekannten Forstadjunkten Herrn Würtenberger, den schwierigen Rhythmus dieses Jodlers endgültig festzustellen.

Weitere Jodlerproben sehe man in meinen beiden Sammlungen nach, welche unter dem Titel »Jodler und Juchezer«, und »252 Jodler und Juchezer«, bei Rebay & Robitschek in Wien erschienen sind. Nur den einen herrlichen, dreistimmigen Jodler, dessen Heimat Schladming ist, gestatte man mir noch, hier folgen zu lassen:

Schladminger Dreidudler.*)



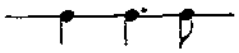
*) Niedergeschrieben von dem Wiener Bürgerschullehrer Karl Liebleitner. — Dreidudler heisst ein dreistimmiger Jodler.

Auf einige, der in den beiden genannten Sammlungen veröffentlichten Jodler möchte ich in Kürze noch besonders aufmerksam machen. Aus der ersten Sammlung ist hervorzuheben »der Küasuacher« (Jodler und Juchezer, Nr. 15), aus Knittelfeld in Steiermark, besonders merkwürdig durch seine Sechzehntelsextolen, der »Mondseer Bergjodler« (Nr. 50), so genannt, weil er beim Bergheuen und anderen landwirthschaftlichen Bergarbeiten gerne gesungen wird; derselbe geht ausnahmsweise im $^3/_4$ Takt, während der Jodler sonst den $^2/_4$ Takt liebt. Wie eine Lerche zur Sonne emporsteigt, so strebt der zweistimmige Jodler (J. u. J., Nr. 52) Tralilalelahüi, zur Höhe auf. Denselben verdanke ich meinem verstorbenen Collegen und Freunde Prof. Heinrich Mayer, der ihn von der Bauerstochter vom »Moser im Thal« in

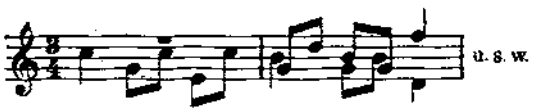
Angerberg (Unterinnthal in Tirol), namens Katharina Rupprechter, gehört, sich gemerkt und mir vorgesungen hatte. Ein sogenannter »Füreinander« oder »Durcheinand« ist der weit verbreitete Jodler Nr. 54. Die Stimmführung bei derartigen Jodlern ist so beschaffen, dass abwechselnd die Unterstimme über die Oberstimme hinaufsteigt und dann wieder in die ursprüngliche Lage unter dieselbe zurückkehrt. Bald singt also die eine, bald die andere Stimme die höheren Töne. Man vergleiche den Beginn des Gmundner Jodlers (s. unten). Dieser Jodler wird sowohl im Pusterthal in Tirol, als auch im Hochschwab-Gebiete in Steiermark, und zwar auf der Sonnschienalm gesungen. In Oberösterreich, Steiermark und Tirol bekannt und beliebt ist der dreistimmige »Schewe« (J. u. J., Nr. 64). Dr. Werle bringt denselben in seinem Almrausch, als Holzknechtjodler von Mariazell aus dem Jahre 1841, im $^3/_4$ Takt. In meiner Sammlung steht er im $^2/_4$ Takt. Schewe soll eine Abkürzung für Schweiz sein und somit Schweizerjodler bedeuten. Rhythmisch interessant ist auch der vierstimmige Jodler der Grabenbauern von Übelbach in Steiermark (J. u. J., Nr. 67). Die zwei unteren Stimmen, welche den Jodler beginnen, haben den Rhythmus:



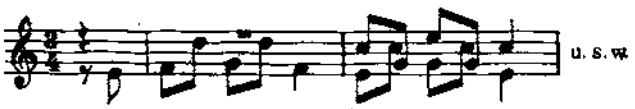
Die beiden oberen Stimmen, welche nacheinander im 9. und 13. Takte eintreten, jedoch den Rhythmus:



Aus der zweiten Sammlung (252 Jodler und Juchezer) sei besonders hervorgehoben: der Grinzinger Dudler, gesungen von dem Todtengräber, Weinhauer und Leitgeb (Heurigenschänker) Mannhart in Grinzing bei Wien (Nr. 17), der Gmundner Jodler (Nr. 27 b), vermöge seiner Stimmführung ein »Füreinander«. Der erste Theil heisst »der Gerade« und beginnt wie folgt:



Der zweite Theil kehrt den Rhythmus um und heisst in Folge dessen auch »der Verkehrte«. Er beginnt:



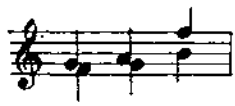
Besonders originell ist der »Verdrahte« aus Oberösterreich (Nr. 31) seiner sonderbaren Stimmführung wegen, welche anfänglich den Eindruck macht, als wären die beiden Sänger auseinander gekommen und kaum erwarten lässt, dass sie sich zum Schlusse wiederfinden. Der Holzschwemmer-Jodler (Nr. 40), aus Oberlienz im Iselthale, wird beim Holzschwemmen zuerst abwechselnd und dann im Zusammenklang von zwei durch den Fluss von einander getrennten Holzknechten gesungen ($^1/_8$ Triolen). Der Tauernjodler (Nr. 49) wurde mir überliefert durch Therese Prey, Kellnerin in Unken, welche denselben Ende der siebziger Jahre von zwei Jäterinnen gelernt hatte, die über den Tauern her, nach St. Martin bei Lofer ins Jäten gekommen waren. Die untere Stimme singt den gewöhnlichen Jodlertext, die obere jedoch Schnadahüpfln, von denen ich einige mittheile:

Droben auf der Alma
Da g'freut si' mei' Gmüath,
Wo die Almrosen wachsen,
Und der Enzian blüaht,
Dort, wo der Enzian blüaht.

Die Gamserln am G'wänd
Und der Punkt auf der Scheib'n,
's Diandl auf der Alm,
Is mei' Thuan und mei' Treib'n,
Das is mei' Thuan und mei' Treib'n.

Oft schlagt der Bua d'Zither
So wehmüathig fein,
Es muass eam in d'Finger
Die Liab' kommen sein,
Es muass eam die Liab' kommen sein!

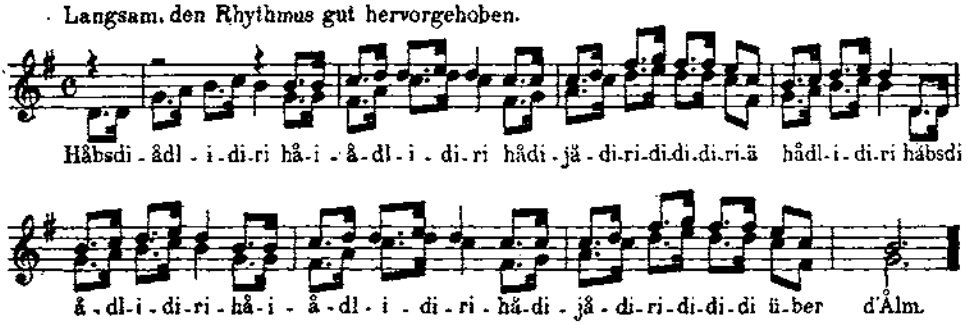
Durch die selbstständige Führung der beiden Stimmen ergiebt sich völlig ungezwungen im 6. und 14. Takte der interessante, harmonische Effekt zweier, unmittelbar aufeinander folgender Secunden-Intervalle:



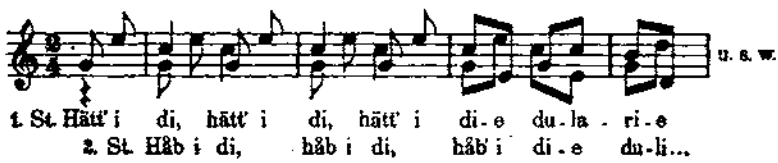
Dieses Intervall findet sich auch in dem folgenden schönen Jodler, den ich zu Ostern des Jahres 1892 in Rottenmann aufgeschrieben habe:

Der Håbsdi ådl idiri.

Langsam, den Rhythmus gut hervorgehoben.



In neun verschiedenen Varianten erscheint in Nr. 58a—i der weit verbreitete Jodler »Hätt' i di, hab' i di«. Er wurde mir überliefert aus Spital, Eisenerz, dem Ennsthal, Vorau (als Kühalter), Gaishorn im Paltenthale, Trofaiach, Vordernberg in Steiermark, Jenbach in Tirol und Klagenfurt in Kärnten. Die erste Stimme beginnt in der Eisenerzer Singart:



Die zweite Stimme fällt um 1/4 später, also auf den Niederstreich mit derselben Melodie ein, die sie auf die Worte »hab' i di« singt. Ein Jodler mit solcher Stimmführung heisst ein »Nacheinander«. Immer höher und höher wiederholt hörte ich ihn im Anfange der neunziger Jahre in Innsbruck von der dem echt Volksthümlichen sonst keineswegs zugewandten Tiroler Sängergesellschaft Eder und Maickl singen.

Selten verlässt ein Jodler oder ein älplerisches Volkslied seine ursprüngliche Tonart; ausnahmsweise ist dies der Fall bei dem »Fohnsdorfer«, so genannt von

dem Orte Fohnsdorf bei Zeltweg in Steiermark (252 J. u. J., Nr. 64). Der Fohnsdorfer beginnt in meiner Aufzeichnung mit dem zerlegten Septimenaccord von f-dur c̄ b e c̄ b und führt im fünften Takte durch den Septimenaccord von c-dur g h d g h (in der Oberstimme: h f̄ g h f̄) in die nächst höhere Tonart über, um, nachdem er sich vier Takte lang in dieser bewegt hat, wieder in die Anfangstonart f-dur zurückzukehren. Ein Zeichen seiner Beliebtheit ist, dass er auch an anderen Orten, z. B. in dem entfernten Gilgenberg bei Braunau im Innviertel gern gesungen wird.

Unter den Dreistimmigen dieser Sammlung seien besonders hervorgehoben der »Further Dreier« (252 J. u. J., 168a) aus Furth bei Weissenbach an der Tristing in Niederösterreich, der »Hallberger« (Nr. 172), angeblich so genannt, weil er in die Berge hallt, und der »Küahmelcher« (Nr. 173), beide aus Zinkenbach am Abersee im Salzburgischen, endlich der köstliche »Festz'sammdrahte« (Nr. 196). Den Schluss der Sammlung bildet der uralte, fünfstimmige »Hore« aus Vorau (Nr. 211) und ein sechsstimmiger (Nr. 212), eigentlich eine Combination aus zwei dreistimmigen, aus Schladming in Steiermark. Der Hore wird sehr gerne beim Mähen gesungen. Die Männer singen das: Hore, Hore, und schwingen dabei die Sensen nach dem Takte, die Mädchen singen den eigentlichen Jodler.

An die Jodler, die ich in Zinkenbach am Abersee aufgeschrieben habe (Nr. 99 bis 107), knüpft sich eine kleine, für den Sammler lehrreiche Geschichte. — Ich war im Jahre 1891 von meinem Standorte Fuschl am Fuschlsee mit den beiden Söhnen des dortigen Sägmüllers Hans und Franzl nach Zinkenbach aufgebrochen, um dort, in der Heimat der beiden Burschen, mit ihrer Unterstützung auf die Volksliedsuche auszugehen. In der geräumigen Wirthsstube in Zinkenbach hatten sich zusammengefunden der Lehrer des Ortes mit seiner jungen schönen Frau, die man mit Stolz die Rose vom Abersee nannte, der Förster mit seiner Gattin und einige Sägearbeiter und Holzknechte, unter denen sich ganz besonders der Holzknecht Peter hervorthat. Es war gerade Übung der Zinkenbacher Blechmusik, und bevor es zum Singen und Notenschreiben kommen konnte, musste wohl oder übel diese Übung der ländlichen Musikgesellschaft genossen werden. Das war denn etwas langweilig und stellte grosse Anforderungen an Geduld und Nerven der Wartenden. Der Lehrer sprach kein Wort und rauchte unermüdlich aus seiner langen Pfeife, der Förster verlegte sich auf den Trunk, und als zum Schlusse einige oberösterreichische Ländler gespielt wurden, da entwickelte sich sogar ein regelrechtes Tänzchen mit »Paschen« und Singen von Vierzeiligen. Die Rose vom Abersee tanzte sittig und anmuthig mit, und der Holzknecht Peter, ihr Tänzer, strampfte mit den schwerbenagelten Schuhen, schlug in die harten Hände, dass jeder »Pascher« wie ein kleiner Pistolenschuss klang, und sandte dabei verstohlen seine verschmitzten Blicke zum Förstertisch hinüber. Dann gieng's endlich ans Singen und Jodeln und meine Erntezeit war gekommen. Da sang der gestrenge Herr Förster mit dem wettergebräunten Holzknecht, von dem man mir ins Ohr raunte, dass er sich draussen im Walde mitunter mit ganz etwas anderem beschäftige als mit Holzfällen, einen zweistimmigen Jodler um den andern. Mögen die beiden immer so friedlich miteinander verkehren und sie der düstere Tannenwald niemals als Feinde mit der geladenen Büchse in der Hand einander gegenüberstehen sehen! — In meinen beiden Jodlersammlungen ist die stattliche Zahl von 280 Jodlern und 52 Juchezern enthalten. Seit dem Erscheinen der zweiten Sammlung (Herbst 1892) habe ich fleissig weitergesammelt und besitze heute schon wieder 108 Jodler und 30 Juchezer, die noch nicht im Drucke erschienen sind. So reich ist unser Volk an diesen beiden Arten älplerischer Volksmusik, und wenn es dem Einzelnen im Laufe von acht Jahren gelungen ist, fast 400 Jodler und beiläufig 100 Juchezer aufzuschreiben, wie reich könnte eine solche

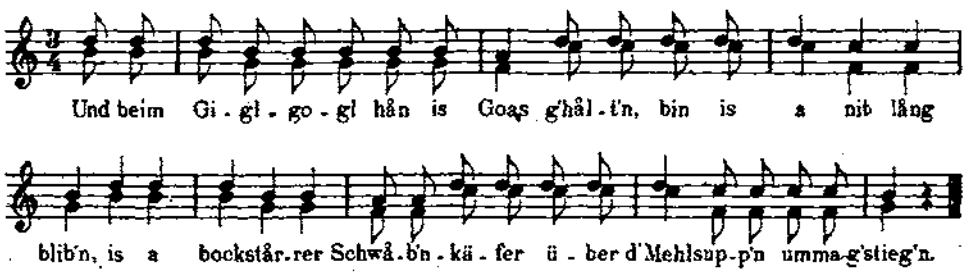
Sammlung erst werden, wenn der Einzelne in seinem Wirken von der Gesammtheit unterstützt würde?! Hunderte und hunderte von Vereinsgenossen sind sicher soweit musikalisch gebildet, dass es ihnen ein Leichtes ist, was sie an Volksweisen auf ihren Gebirgswanderungen hören, auch niederzuschreiben. Ich wende mich an dieser Stelle an alle Freunde der Natur und namentlich unserer Alpen mit der herzlichen Bitte, mich bei meiner Sammelarbeit durch Einsendungen gütigst zu unterstützen. Jeder, auch der kleinste Beitrag wird dankbar angenommen.

Nächst Jodlern und Juchezern dürften die verehrlichen Vereinsmitglieder am ehesten Vierzeilige, sogenannte Schnadahüpfln, zu hören bekommen. Doctor Werle leitet dieses Wort von Schnattern und Hüpfen ab, und meint in seinen Worterklärungen: »Die kurz- und leichtgeschürzte Dichtung hüpft, springt von der Zunge«. Nach Schmeller ist es ein kurzes, aus einem oder zwei Reimpaaren, jedenfalls aus vier Abschnitten oder Zeilen bestehendes Liedchen, das nach gewissen landläufigen Tanzmelodien gesungen und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem Stegreif gedichtet wird.[1])

Der Schriftsteller Hans Grassberger, in Obdach bei Judenburg an der steirisch-kärntnerischen Grenze geboren, hat sich in seinem lebfrischen Büchlein »Nix für unguat« an das, wie er selbst sagt, gefährliche Unterfangen gewagt, mit dem lebendigen Schnadahüpfl zu wetteifern und selber Schnadahüpfln zu dichten. Und es ist ihm dies nicht übel gelungen, wenn der Kenner seinen Vierzeiligen auch noch immer die künstliche Mache anzusehen vermag. Ein Wort aus der Vorrede des genannten Büchleins hat sich der wackere Sohn des steirischen Alpenlandes bei seiner Arbeit treulich vor Augen gehalten: »Das Schnadahüpfl ist nicht das tändelnde, sentimentale Ding, als welches es manche Dichterlinge im Dialekt-Lodengewand in Verruf gebracht haben. Es ist vielmehr eine lebensvolle, gesunde und aufrichtige Poesie — das selbstgeschaffene Laienbrevier unseres Bauernstandes.« Ich kann dieses Büchlein namentlich wegen seiner sachkundigen und lehrreichen Einleitung: »Über Herkunft und Wesen des Schnadahüpfls« bestens empfehlen, wenn ich auch die Behauptung, dass die alte Nibelungenstrophe das Metrum unserer Vierzeiligen sei, nicht zu unterschreiben vermag, und wenn mir auch die vom Volke selbst gemachten Schnadahüpfln noch besser gefallen als die Grassberger'schen.

Ich lasse nun einige Beispiele von Schnadahüpfln folgen, welche im Volke selbst entstanden sind:

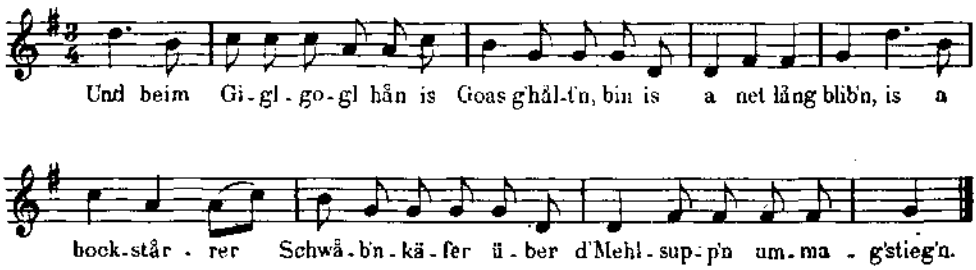
Der Goasbua.



[1]) »Auf die ehemals üblichen Schnitttänze, Schnitterhupfe, bezieht sich denn, wie es scheint, auch der, weil er nicht mehr aus der Sache selbst ganz klar ist, durch ein gewisses Spielen mit den Lauten nach allen Vocalen variierte Ausdruck: das Schnitterhüpflein (Schnidè-,*) Schnadè-, Schnedè-, Schneidè-, Schnodè-, Schnudèhipfl), als metonymische Benennung für ein kurzes, aus einem oder zwei Reimpaaren, jedenfalls aus vier Abschnitten oder Zeilen bestehendes Liedchen,

*) è ist der dumpfe, am meisten dem a ähnelnde Laut.

Dieser Gaisbube scheint zu den modernen Dienstboten zu gehören. Nirgends hält er lange aus. Und um einen Vorwand, seinen Dienstposten zu wechseln, ist er nicht verlegen. Ein unscheinbares Insekt, ein »Schwabenkäfer« (die gemeine Küchenschabe, blatta orientalis) hat's ihm angethan. Er sah das liebe Thierchen über die dickflüssige Mehlsuppe hinüberkriechen, und da war's um seinen Appetit geschehen, — er beschloss, den Dienst zu kündigen. Wie anschaulich, wie plastisch weiss das Volk uns in wenigen Strichen die ganze Situation darzustellen. Man sieht ihn förmlich, den »bockstarren Schwabenkäfer«, wie der sonst so Schnellfüssige, vom vielen Fressen schwerfällig gemacht, mühsam sich über der Mehlsuppe hinbewegt. — Dieses Schnadahüpfl wird auch nach der folgenden, mit der ersten verwandten Weise gesungen:



Schnadahüpfln sind die schwere Menge aufgeschrieben worden. Leider hat man den Melodien nicht dieselbe Aufmerksamkeit zugewendet, wie den Worten. Die Schnadahüpflsammlungen, deren wir eine ziemliche Zahl besitzen, bringen meist im Anhange einige wenige Schnadahüpflweisen, das ist aber auch alles. Es giebt viel mehr solche Weisen, als man gewöhnlich glaubt. Ich selbst habe deren 24 aufgeschrieben. Die Meinung, dass man jedes Schnadahüpfl auf ein und dieselbe Weise singe oder doch singen könne, ist unrichtig. Verschiedene Landstriche, ja mitunter selbst verschiedene Orte, haben ihre eigenthümlichen, verschiedenen Weisen, auf die man die Schnadahüpfln zu singen pflegt. Aus der Amstettener Gegend ist mir z. B. eine ganz eigene Art von Schnadahüpfln bekannt geworden. Nach der Überlieferung eines dortigen Zimmermanns sind die Schnadahüpfln in Amstettens Umgebung ausnahmsweise dreizeilig, die dazu passende Weise ist höchst eigenthümlich. — Es wird sich somit empfehlen, der musikalischen Seite des Schnadahüpfls grössere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken.

Von den vielen Schnadahüpflsammlungen seien genannt: 1. Tausend Schnadahüpfln, gesammelt und mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichniss und acht(!) Singweisen versehen und herausgegeben von Fritz Gundlach. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. (Universalbibliothek). 1894. — 2. Schnadahüpfln aus den Alpen, herausgegeben von Ludwig v. Hörmann. Dritte verbesserte Auflage. Innsbruck, bei Wagner. Mit nur sieben Singweisen für 1011 Vierzeilige! Im Vordergrunde dieser Sammlung steht Tirol und Kärnten. (1894.) — 3. Schnadahüpfln aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. Leipzig, bei Hussel. Ohne

---

das nach gewissen landläufigen Tanzmelodien gesungen, und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem Stegreif gedichtet wird. Sie kommen auch unter dem Namen Stück'l, Schnadè-, Schnadègangl, Schnadèhagn, Schleifer-, Schlumper-, Schnapper-, Schelmen-, Schumperliedlein etc. vor. Nach der »Allgem. Zeitg.« von 1845, Beil. S. 1915, heissen sie österr. G'setzeln, selt'ner Gstanzeln, steirisch Basseln; Schnaderhüpfel sei ursprünglich tirolisch und komme von schnattern.«

Schmeller: Bayrisches Wörterbuch, II. 587.

Singweisen. Auch in den Volksliedersammlungen von Tschischka und Schottky (niederösterreichisch), M. V. Süss (salzburgisch), Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Herrmann (kärntnerisch) und Almrausch von Dr. Anton Werle finden sich zahlreiche Schnadahüpfln, bei Süss deren 1000 mit (nur) fünf verschiedenen Singweisen, bei Werle 1800. Für die neue Auflage seines Almrausch, die Dr. Werle noch als 82jähriger Greis plante, hatte er gar deren 4000 zusammengebracht, wie er mir kurz vor seinem Tode erzählte. Er hatte dieselben nach einem eigenartigen Plane in Gruppen geordnet, um das Leben und Treiben des steirischen Bauers von der Wiege bis zum Grabe mit dessen eigenen Worten zu schildern. Über 900 Folioseiten hatte das Manuskript, in das mich Dr. Werle Einsicht nehmen liess. Für ein so umfangreiches Werk wollte sich zum grossen Schmerze des alten Mannes kein Verleger finden. Ein Gesuch an den steirischen Landesausschuss um eine Unterstützung von nur 300 fl. zum Zwecke der Drucklegung war von dieser Körperschaft unbegreiflicherweise abgewiesen worden; das Werk blieb ungedruckt! Der tiefgekränkte Mann, der bis in sein hohes Greisenalter Jodler, Volksweisen, Tänze, Schnadahüpfln und andere Volksdichtungen mit aussergewöhnlichem Fleisse und bewunderungswürdiger Geduld zusammengetragen hatte, starb (1893), ohne dass es ihm gelungen wäre, seinem steirischen Volke, das er so innig geliebt hatte, ein Ehrendenkmal aufzurichten aus dessen eigenen Worten und Werken. Sein Manuskript verstaubt in einer Grazer Bibliothek! Das klingt wohl nicht sehr ermuthigend für den angehenden Volksliedersammler. — Und nun schnell zum Abschluss dieses Gegenstandes noch ein paar Proben echter Schnadahüpfln:

1. Mei' Herz is vaschloss'n,
Hängt a grosses Schloss d'rann,
Is an oanziga Bua,
Der ma's aufspiarn kann.

2. An Sprung übas Gasserl
An Juchaza d'rauf,
An Klopfa ans Fensterl,
Scheans Schatzerl mach' aus.

3. Zu mir dearfst nöt kemma,
Mei' Bött is nöt lar,
Liegt da Tennbesen d'rinn
Und dö Heugabl a.

4. Du Bua sei g'scheidt,
Hiazt kimmt schon dar Advent!
Den Huat unt'r d' Jax'n,[1])
Dö Bet'n (den Rosenkranz) in d' Händ'.

5. Dort ob'n af der Alm
Steht a weisse Feicht'n,[2])
Da genga dö Buam
Zu da Schwoag'rin beicht'n.[2])

Nr. 1—5 aus: Dr. K. Weinhold »Über das deutsche Volkslied in Steiermark«, in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark. 7. Heft. 1859.

Aber auch im Volke selbst giebt es gar Manchen, der für volksthümliche Dichtungen Sinn besitzt und sie niederzuschreiben versucht hat. So fand ich bei der Stockerin (Inwohnerin Agnes Stock in Alt-Lassing, Steiermark) ein Liederbüchlein, in welchem das alte Weiblein, das in jungen Jahren eine tüchtige Kirchensängerin war, die Anfangszeilen von über 50 Volksliedern vermerkt hatte. Ja sie hatte sogar versucht, von einigen derselben die Weisen niederzuschreiben und sandte mir dieselben im Winter dieses Jahres nach Wien nach.

Von Heinrich Speckmoser, Untermoserssohn in Lassing (Steiermark), gewesenem Zugführer bei dem steirischen Regiment der Belgier, erhielt ich ein ganzes Heft voll Schnadahüpfln. Von denselben will ich einige anführen:

[1]) d'Jax'n (sprich i nicht j; Ton auf dem Diphthong fa) = die Achsel.
[2]) Feicht'n (Fichte) und beicht'n ist auf der letzten Silbe 'n zu betonen.

Da Gams auf da Wand
Hat si' links ummidraht,
Die aufrichtig'n Dirnd'ln
San soviel dünn g'sat (gesät).

Gar weit von unt' auffa
A lustiga Bua,
Han's a Trücherl voll Menscha
Bring's Lid[1]) neama zua.

Im Oberland drob'n
Giebt's Wasserl trüabi[2])
Und im Lassinger Thal
Da giebt's Dirnd'ln liabi.[2])

Im Liebesleben der Älpler spielt das Gasslgehn, Fensterln oder Brenteln eine grosse Rolle. Wenn der ledige Bauernbursche des Nachts vor dem Fenster eines Mädchens um Einlass wirbt oder wohl auch sich für verschmähte Liebe rächen, das Mädchen verspotten oder necken will, recitiert er mit leiser Stimme und in monotoner Weise sogenannte »Gasslsprüche«, »Gasslreime« meist spöttischen Inhalts. (Unter Gasse versteht man den freien Platz vor dem Hause, wo gewöhnlich eine Bank angebracht ist. Brentlerin = Sennerin, daher brenteln, beim Liebchen nächtliche Besuche machen.)

Aufi steig'n, eini schau'n,
Anbrent'ln, a nit trau'n.
A solcher Bua, soll si'
Um ka Diandle umschau'n

heisst's im Lavantthale. M. V. Süss bringt in seiner Sammlung Salzburger Volkslieder und Dr. Werle in seinem Almrausch (Seite 335) einige solcher Gasslsprüche. Ein Beispiel aus meiner Sammlung:

Wia-r- is beim Obermoar bin g'we-n,
Is beim Untermoar Tanz g'west,
Da hab' i' mein' sechzehnstreifige Hosen angʼhabt,
Weil i' die Hosen hab' trag-'n,
Hat a jed's Diandl mi' woll'n hab'n;
Jetzt, weil i' die Hosen hab' z'rissen,
Woll'ns von mir a nix mehr wissen.

Tixbusch'n, Taxbusch'n,
Hast mi' g'hört z'nachst dahertusch'n
Mit mein' sak'rischen Federbusch'n?
I' geh' daher, i' knia daher,
I' treib' a alt's Paar Stier daher,
An jungen und an alten;
Hat Dirnd'l, magst mi' gar nit g'halten? —

Mancher Leser wird bereits gefunden haben, dass das Gebotene etwas stark »wildle«. Wollen wir es nur offen einbekennen. Ein Hauptthema des älplerischen Volksgesanges ist die sinnliche Liebe, und es werden in gar manchem Liede geschlechtliche Verhältnisse mit einer Offenheit besprochen, die dem modernen Kulturmenschen, der sich das erstemal in ländliche Kreise wagt, höchst anstössig vorkommen. Namentlich sind es manche Worte, die dasjenige direct nennen, was dem Gebildeten in gezwungenen Wendungen kaum anzudeuten gestattet ist. Möge man sich da zunächst Lessings Worte ins Gedächtniss rufen: »Es ist keineswegs eines reinen Herzens und einer lautern Einbildungskraft, sich durch die groben, plumpen Worte, die das Unzüchtige geradezu ausdrücken, beleidigt zu finden, während man gegen die schlüpfrigsten Gedanken weit nachsichtiger sei, wenn sie nur in feine, unanstössige Worte gekleidet sind«.

Und wie steht es denn mit der Kunstdichtung? Steht nicht auch bei ihr die Liebe, und zwar nicht nur die platonische, im Mittelpunkte des Interesses? Und wie ist es denn in unserem Leben? Die Hand aufs Herz, ihr Herren! Und fort mit der conventionellen Lüge! Freilich ist das, was wir alle wissen und verstehen, obwohl wir alle thun, als ob wir es nicht verstünden und nicht wüssten, ein ἄῤῥητον, d. i. ein ungesagtes, ungesprochenes und doch Allen bewusstes Geheimniss. Besteht es darum aber etwa nicht, weil wir uns stellen, als sähen wir es nicht?

[1]) mhd. lit, — des, stn — Deckel.
[2]) Auf der letzten Silbe betont.

Spielt das Geschlechtsverhältniss in der Menschenwelt nicht jene wichtige Rolle, die Schopenhauer (»Die Welt als Wille und Vorstellung« II. Bd., IV. Buch, Cap. 42) so vortrefflich schildert? »Es ist die Ursache des Krieges und der Zweck des Friedens, die Grundlage des Ernstes und das Ziel des Scherzes, die unerschöpfliche Quelle des Witzes, der Schlüssel zu allen Anspielungen und der Sinn aller geheimen Winke, aller unausgesprochenen Anträge und aller verstohlenen Blicke . . . der allezeit bereite Stoff zum Scherz, eben nur weil ihm der tiefste Ernst[1]) zu Grunde liegt. Das aber ist das Pikante und der Spass der Welt, dass die Hauptangelegenheit aller Menschen heimlich betrieben und ostensibel möglichst ignoriert wird. In der That aber sieht man dieselbe jeden Augenblick sich als den eigentlichen und erblichen Herrn der Welt, aus eigener Machtvollkommenheit auf den angestammten Thron setzen und von dort herab mit höhnenden Blicken der Anstalten lachen, die man getroffen hat, sie zu bändigen, einzukerkern, wenigstens einzuschränken und womöglich ganz verdeckt zu halten, oder doch so zu bemeistern, dass sie nur als eine ganz untergeordnete Nebenangelegenheit des Lebens zum Vorschein komme«.

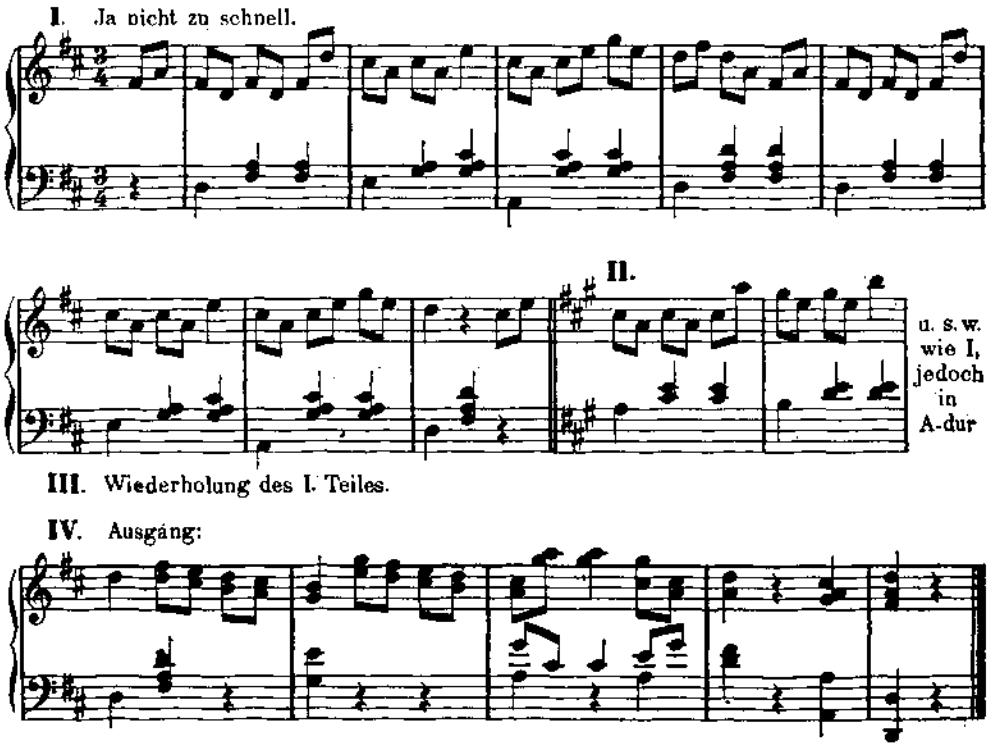
Dr. Anton Werle hatte aus seinen 4000 Schnadahüpfln 200 direct obscöne ausgeschieden (also nur 5%) und in eine eigene kleine Sammlung zusammengestellt, der er den Titel »Wildlinge« geben wollte. Ich habe sie alle gelesen und ganz wenige unter ihnen gefunden, welche nur gemein waren. Die allermeisten besprachen allerdings Sexualia in derber, aber fast durchwegs äusserst witziger Art, und es war nicht die Obscönität, sondern der Witz die Hauptsache in ihnen. An Orten, die von dem Strome der Vergnügungsreisenden bespült werden, kann der Volksliedforscher leider allerdings öfter die Erfahrung machen, dass seinen Fragen nach Volksliedern, Schnadahüpfln und dergleichen die Absicht unterschoben wird, als suche er gepfefferte Ware. Und gar nicht schwer ist es, den Leuten solches Zeug abzufragen, während Besseres zu erlangen, oft sehr schwer hält. Wenn man mir derartiges dargeboten hat, habe ich mich meist nicht weiter darauf eingelassen, sondern durch die trockene Bemerkung: »das kann man nicht drucken lassen!« meine Leute rasch auf andere Gedanken gebracht.

Das Volkslied im allgemeinen ist auch dort, wo es geschlechtliches Leben berührt, nicht unkeusch. Es behandelt diesen Gegenstand wie irgend einen anderen als etwas natürliches, und Lüsternheit ist ihm fremd. Wie wir es ja ganz unanstössig finden, wenn kleine Kinder, die den Geschlechtsunterschied noch nicht kennen, sich nackt zeigen, ebenso unanstössig sollten wir die Berührung geschlechtlicher Verhältnisse im Volksliede finden. Ja! Diese Volkslieder gehen oft nackt, aber so, wie es die kleinen Kinder thun, ohne jede Absicht unsere Sinne zu kitzeln. Sie sind nackt wie die Blumen es sind, die ihre Geschlechtsorgane unbewusst dem Strahl der Sonne zuwenden. Wir versündigen uns schwer an der Volksseele, wenn wir sie dieser Nacktheit wegen schelten. »Wir Wilde sind doch bessere Menschen«, könnte manches Kind der Berge mit Seume ausrufen, bessere Menschen als Ihr Städter aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts, die Ihr prüde die Nase rümpft über manches ehrliche aber derbe Wort, während Ihr die Auswüchse des Verismus modethöricht bewundert.

Doch ich bin ernst geworden und wollte plaudern! Gehen wir schnell zu einer neuen Art volksmässigen Schaffens über, zu den Volkstänzen. Solche sind gottlob in unseren Alpen und namentlich in der grünen Steiermark, wo der herrlichste aller Volkstänze, der innige »steirische Tanz« entstanden ist, noch häufig genug anzutreffen. Das Eigenthümliche der steirischen Tanzmusik besteht darin, dass

[1]) Die Erhaltung der Gattung.

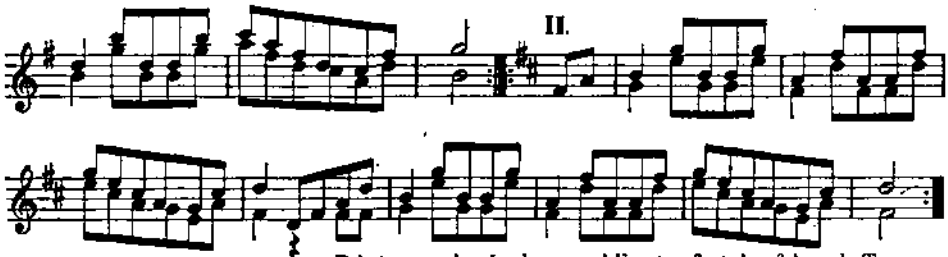
gewöhnlich eine im $^3/_4$ Takt gehende, achttaktige Tanzweise im zweiten Theile des Tanzes meist wörtlich, jedoch in der nächst höheren Tonart wiederholt wird, worauf dann der erste Theil in der ursprünglichen Tonart folgt. Als Abschluss des Ganzen folgt ein kurzes, meist vier oder noch weniger Takte umfassendes Sätzchen, der sogenannte Ausgang. In dieser Weise sind fast alle steirischen Tänze gebaut. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern.



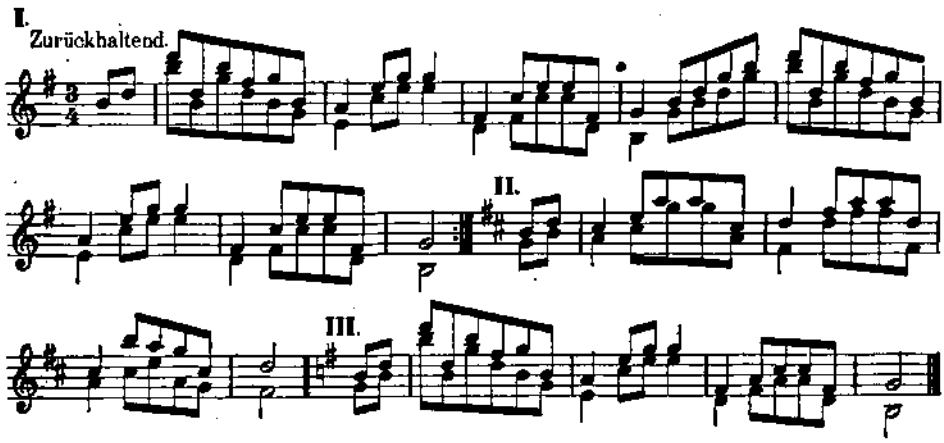
Der hier angeführte »Steirische« ist einer Sammlung von 119 solcher Tänze entnommen, die mir der Herr Oberlehrer Gschaider in Landl an der Enns (Steiermark) freundlichst überlassen hat. Sie stammen aus Fladnitz bei Passail und wurden gar oft daselbst beim Angerwirth und Teichenwirth auf der Teichalm in der altsteirischen Besetzung, Geige und Hackbrett, gespielt. Eine andere, ebenfalls reiche Sammlung steirischer Tänze, angelegt von J. M. Lackner im Jahre 1859, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Kauffmann, praktischer Arzt in der Veitsch. Er hatte die beiden Klarinettstimmen in der Prein, seiner Heimath, erworben und mir zur Verfügung gestellt.

Diese Steirischen sind in späterer Zeit entstanden und zeigen nicht mehr völlig die alte Einfachheit. Ich theile im Nachfolgenden Nr. 57 und 58 dieser Sammlung in zweistimmiger Fassung mit. Die Begleitung wird man sich leicht ergänzen können.





Folgt entweder I oder es schliesst sofort der folgende Tanz an.



Ausser den zwei oben bereits angeführten Sammlungen besitze ich noch eine grosse Zahl alter steirischer Tänze, einige darunter niedergeschrieben von meinem verstorbenen Grossvater mütterlicher Seite, einem gebürtigen Murauer. Der Wirth Franz Aschauer in Mitterndorf im Hinterberg (so nennt man das Thal, welches sich nördlich vom Grimming zwischen Steinach-Irdning und Aussee ausdehnt) erzählte mir im Herbste 1894, er habe über 800 steirische Tänze aufgeschrieben gehabt, habe die Sammlung aber vor einigen Jahren als zu »nichts mehr nütze« verbrannt. Wie viel mitunter werthvolles und köstliches Volksgut mag auf solche oder doch auf ähnliche Weise zu Grunde gegangen sein! Welche Schätze mögen davon noch da und dort in weltvergessenen Erdenwinkeln vergraben liegen!

Der steirische Tanz selbst, den ich oben als innig bezeichnet habe, ist wohl der schönste und ausdruckvollste Nationaltanz, den es überhaupt giebt. Er muss durchwegs recht gemächlich langsam gespielt und getanzt werden. Leider ist seine Pflege sehr in Abnahme begriffen. An einigen Orten wird er wohl auch schablonisiert, quadrillenmässig einstudiert und verkünstelt. — Lenau war von ihm begeistert; er beschreibt ihn in seinem Gedichte »Der Steyrertanz« (Gedichte von N. Lenau, 2. Band, 1. Buch).

Der bekannte Reisende J. G. Kohl fällte über den steirischen Tanz das folgende Urtheil: »Ich muss gestehen, dass, was Anmuth, Anstand und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den steirischen Nationaltanz zu übertreffen scheint. Er ist der nächste Bruder des Tiroler Nationaltanzes und des österreichischen Ländlers, doch ist er noch anmuthiger als jener, und mannigfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieser. Die Bewegungen sind so langsam, wie sie, um schön genannt zu werden, sein müssen. Die Figuren und Stellungen sind lauter zarte und sinnige Anspielungen auf die süssen Gefühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle

Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet und beweist, dass der Steirer den Tanz nicht bloss als eine Motion der Füsse, sondern als den höchsten und schönsten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückenden Spiele der Glieder aufgefasst hat«.

In vortrefflicher Weise spielen noch heutzutage die »Mooskirchner« echte steirische Tänze. Mooskirchen liegt zwischen Voitsberg und Wildon in Steiermark. In diesem Orte bildete sich vor Jahren aus Bauern ein kleines ländliches Orchester. Die Leute waren wiederholt in Wien in ihrer uralten steirischen Tracht, mit den grossen, breitkrämpigen Hüten und den, bis fast an die Knöchel reichenden, langen, dunkelgrünen Röcken. Sie spielten und sangen beidemale im Verein der deutschen Steirer und im Deutschen Volksgesangvereine unter grossem Beifall. Ausser diesen Kreisen aber blieben sie unverstanden und fanden wenig Anklang. Einmal fehlte es gar an Reisegeld zur Rückreise und sie mussten sich im Winter von Ort zu Ort zurückfideln.

Ebenfalls fast unverstanden blieb die zarte Ausführung oberösterreichischer Ländler durch das Ländlerterzett Blümlinger aus Andorf in Oberösterreich, das sich im Vorjahre beim Uhlandabend des Deutschen Volksgesangvereines im kleinen Musikvereinssaale produzierte, obwohl es fein und charakteristisch spielte. Einige oberösterreichische Ländler hat Anton Ritter von Spaun in seinen »Österreichischen Volksweisen« veröffentlicht.

Es wäre sehr zu wünschen, dass sich ein Kundiger an die Sammlung und Herausgabe echter im Volke selbst entstandener älplerischer Tanzmusik wagte. Aber wo findet sich der muthige, selbstlose Verleger?!

Am seltensten unter allen Erzeugnissen der Volksmuse begegnet dem Sammler ein durch mehrere Strophen in Form einer Ballade oder eines Liedes hindurchgeführtes einheitliches Thema. Und doch ist gerade darauf das Hauptaugenmerk aller Sammler gerichtet. Diese Form versucht man auch am häufigsten künstlich nachzubilden und die Gefahr, Surrogate für echte Waare hinzunehmen, ist deshalb gerade hier am grössten. Am besten lernt man jedoch Unechtes von Echtem durch eingehende Beschäftigung mit dem Letzteren unterscheiden. Besonders das echte Kärntnerlied, »diese duftige Blüthe an dem vielästigen Baume deutschen Volksgesanges«, ist durch vordringliche Nachahmung hart bedrängt und nahe daran, durch Künstelei, Effecthascherei und willkürliche Veränderungen zu Grunde gerichtet zu werden.

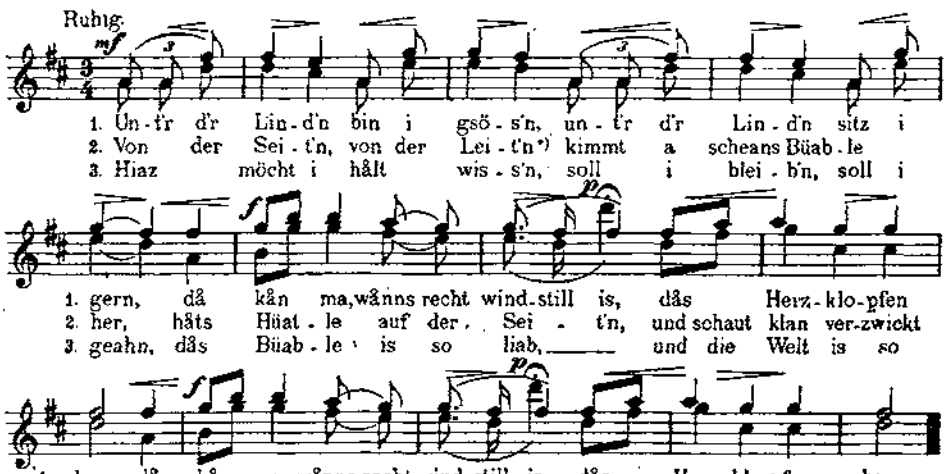
Dem muss zunächst vorgebeugt werden! Das echte im Volke selbst entstandene Kärntnerlied findet sich mit Melodien in reicher Auswahl in den beiden folgenden Sammlungen:

1. Edmund Freiherr von Herbert und Franz Deckert: Kärntner Volkslieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Klagenfurt bei Liegel. Fünf Hefte zu je 25 Liedern. Preis des Heftes 1 fl.

2. Neckheims Sammlung: 222 echte Kärntnerlieder. Satz für vier Männerstimmen. Zwei Abtheilungen, Preis je 1 fl. 25 kr. Verlag des Deutschen Volksgesangvereines in Wien.

Auch Rader, Reiner und Weidt haben echte Kärntnerlieder herausgegeben. Diese Sammlungen sind der Beachtung aller Freunde echter Volkspoesie wärmstens empfohlen.

Eines der zartesten Lieder ist das Lied »Unter der Linde« (Herbert und Decker Nr. 80, Neckheim Nr. 82). Zu den hochpoetischen Worten stimmt vortrefflich die zarte duftige Weise.



*) = Berglehne.

Anm. Die Hauptmelodie steht in der Unterstimme.

Aus H. Neckheim 222. Echte Kärntnerlieder. Vgl. Nr. 80 der Kärntner Volkslieder-Sammlung von Herbert und Decker und »Drei Kärntner Lieder, wie sie im Lande gesungen werden«, Satz für vier Männerstimmen von Joh. Reiner. 4. Heft, Nr. 2.

Aus der Neckheimschen Sammlung mache ich auf folgende Lieder besonders aufmerksam:

Nr. 3: Diandle thua nar lisn los'n, Nr. 4: Und zwa schneeweisse Täubalan, Nr. 10: Bist schon köm, bist schon da, Nr. 12: Auf der Fladnitzer Alma, Nr. 13: Auf der Alm is kan Trauer, Nr. 32: Über d' Alma übers Halma (wird auch in Steiermark gesungen), Nr. 37: Da drauss'n im Wald, Nr. 40: Beim Tischlan is gsessan, Nr. 51: Wo i geh, wo i steh, Nr. 52: A Göschle muasst hab'n, zum Busslan vergrab'n, Nr. 56: Diandle muasst nit launig sein, Nr. 62: Alma Wasserl (von Blümel ganz unnöthiger Weise neu komponiert), Nr. 63: I hab dir in d' Äuglan g'schaut, Nr. 72: Mei Muatta sagats gern, Nr. 74: Diandle, mei, mei, muast nit gar a so sein, Nr. 84: Übern Grab'nbach, Nr. 98 und 99: Du verpannter Guggu (unverkoschatet!), Nr. 111: Wann i das saggrische Diandle nit hätt. Doch ich muss abbrechen! Des Vortrefflichen ist so viel, dass ich, wie ich merke, daran bin, das ganze Inhaltsverzeichniss abzuschreiben.

Charakteristisch für die mehrstimmige Behandlung des Kärntnerliedes ist der sogenannte Überschlag, d. h. über der Hauptstimme liegt eine höhere Begleitstimme. Davon war schon bei der Besprechung des Jodlers die Rede. Auch in den übrigen Alpenländern, namentlich in Steiermark und Tirol hat diese Art der Begleitung, das sogenannte Überschlagen, Eingang gefunden. Doch gewinnt der Überschlag namentlich in Steiermark selbstständigeren Charakter, so dass er mitunter für die Hauptstimme gehalten wird. Es kann geradezu als ein Kennzeichen der Echtheit eines Liedes angesehen werden, wenn sich dasselbe in einfacher Weise in den sogenannten Waldhorntönen, d. h. in Terzen, Quinten und Sexten zweistimmig singen oder gut überschlagen lässt. Man stelle einmal mit irgend einem sogenannten »Lied im kärntnerischen Volkston«, etwa mit Koschats »Verlassen« diese Probe an, und man wird seine Wunder sehen. Aber das Volk weiss

sich zu helfen, wenn es derartige Lieder in seinen Liederschatz aufnimmt, was mitunter vorkommt. Als ich mit meiner Familie und mit einigen guten Freunden von Radegund einen Ausflug ins steirische Raabthal unternahm, hörte ich aus einem wogenden Kornfeld ein Lied erklingen. Eine Schnitterin sang es. Ich blieb stehen und horchte und dachte schon, auf ein echtes Volkslied gestossen zu sein. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich den Klängen der fernen Sängerin. Bald konnte ich auch die Worte unterscheiden. Sie sang hochdeutsch mit geringer mundartlicher Färbung das Schmölzer'sche Lied: »Die Berge hoch an Erzen reich«. Doch die Melodie war nicht mehr zu erkennen. Das Volk hatte sie sich mundgerecht gemacht und sang das Lied nun nach seiner Weise. In Rottenmann hörte ich Schmölzer's »Almfrieden« zweistimmig singen. Der erste Theil lässt sich ganz gut »secundieren«, aber der zweite Theil bereitet harmonische Schwierigkeiten. Da machten die Leute wenig Umstände, sie legten sich den Schluss zurecht, wie er ihnen passte. Durch solche lebendige Mitarbeit des Volkes wird aus einem Kunstlied ein »volksthümliches Lied«, doch niemals ein wirkliches Volkslied, wie in dem Vorhergehenden bereits ausgeführt ist.

Solche vom Volke gesungene und umgestaltete Kunstlieder können auch den erfahrenen Sammler täuschen. In Seeham am Trummersee hörte ich im Jahre 1883 häufig das Lied »O du himmelblauer See« singen. Die Melodie zeigte ganz merkwürdige Verkürzungen und den dem Volksliede mitunter eigenen Taktwechsel. Ich bemühte mich, die Weise mit allen diesen Unregelmässigkeiten genau so niederzuschreiben, wie ich sie hörte. Der Text passte nicht übel zur Örtlichkeit, wenn der Trummersee auch gerade nicht blau genannt werden kann. — Das Lied stammt aus Millöcker's Operette »Das verwunschene Schloss«. Herr Millöcker wird mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich der ketzerischen Ansicht Ausdruck gebe, das Volk habe durch die Kürzungen, die es angebracht, seine Schöpfung volksthümlicher, lebendiger und zum mindesten interessanter gemacht. Solchen Verarbeitungen gegenüber heisst es nun freilich sehr vorsichtig sein.

Steiermark ist nicht so glücklich, so umfassende Volksliedsammlungen zu besitzen wie Kärnten. Werle's Almrausch ist in seinem musikalischen Theile, wenigstens was Lieder anbelangt, ziemlich dürftig und nicht völlig verlässlich. Dasselbe gilt von Schlosser's Sammlung »Deutsche Volkslieder aus Steiermark«, wenigstens was den musikalischen Theil anbelangt. In beiden Sammlungen läuft manche unechte Weise mit unter. Schlosser bringt auch Dichtungen namhafter steirischer Dichter und nicht bloss Volksgut. Die Stöckl'schen Bearbeitungen steirischer Volkslieder für Männerchor sind leider etwas steif. Die Lieder Nr. 14, 26, 28, 31, 39 und 40 zeigen nicht nur, wie Stöckl meint, Verwandtschaft mit den Kärntnerliedern, sondern sind wirklich solche, werden aber in Steiermark seit dem Anfang der sechziger Jahre häufig und gerne gesungen. Die beste Sammlung ist »Heiderich und Peterstamm«, 25 steirische Volkslieder, gesammelt und eingerichtet für Klavier von Victor Zack. Namentlich die zweite Folge enthält nur Echtes in trefflicher, echt volksthümlicher Bearbeitung. Man spiele oder singe doch einmal aus dem zweiten Heft das alte Lied »Wia lusti i's im Winter« (Nr. 14)! Auch Schmölzer hat zwölf steirische Volkslieder herausgegeben (bei Kahnt in Leipzig), doch ist nicht alles echt daran. Auch war er der Ansicht, das Volk besitze wenig werthvolle Lieder und es handle sich darum, für dasselbe solche kunstmässig zu schaffen. In einem Briefe an seinen Kunstgenossen Ludwig Karl Seydler, den Schöpfer des Dachsteinliedes, das manche mit Unrecht für ein steirisches Volkslied im engeren Sinne halten, meint er: »Mit den Texten geht's nicht recht, dieselben sind theils gar zu derb oder sonst nicht von Belang« (!)

Schmölzer hatte eine zu geringe Meinung von dem wirklichen Volksliede und hielt zu grosse Stücke auf unsere Gesangvereine. In dem angeführten Briefe erklärte er es als einen Vorzug unserer Zeit, dass die Sängervereine existieren; »das sind und bleiben« nach Schmölzer's Meinung »die Hüter unseres Liedes«. Gerade das Entgegengesetzte ist leider wahr. Wo sich einmal ein Männergesangverein aufgethan hat, ist's mit dem Singen im Volke vorbei. Das Volk schämt sich seiner einfachen, zweistimmigen Weisen, und da es nicht vierstimmig singen kann, so schweigt es lieber ganz. Dass unsere deutschen Gesangvereine die hohe Aufgabe haben, das echte Volkslied als unseren köstlichen, nationalen Besitz zu achten, zu sammeln und liebevoll zu pflegen, das will den meisten Liedertafler-Köpfen noch immer nicht in den Sinn. Was ist ihnen Goethe, der da sagt: »Dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann«, und Wagner, der behauptet, »Das Volksthümliche ist von jeher der befruchtende Quell der Kunst gewesen«! Haben sie etwa die Worte des gemüthvollen Freundes unseres Dichters Stifter, des verstorbenen Anton Ritter von Spaun gelesen und in sich aufgenommen?: »Wir fühlen uns nicht gedrängt, die lebensfrischen Volksweisen gesammelt, zu Papier gebracht, ausgetrocknet, wie ein Herbarium von Alpenpflanzen, auf die Nachwelt zu bringen; aber verpflanzen möchten wir sie mit der vollen Gluth der Farben, mit dem köstlichen Duft, der ihnen eigen ist, auch in andere Kreise und Lebensverhältnisse, um der Armuth an lebensfrischen Melodien aufzuhelfen, und Klänge tiefen Naturgefühls und ungetrübter Heiterkeit in musikalische Zirkel einzuführen, die verwöhnt sind, vorzugsweise den Verzerrungen der Leidenschaften in Tönen und Worten zu huldigen.« Auch Hoffmann von Fallersleben predigt tauben Ohren, wenn er sich gegen die Anmaassung wendet, Volkslieder dichten zu wollen. Sie glauben ihm nicht, wenn er sagt, das Volk sei viel poetischer »als diejenigen Poeten, die in bestimmter Mundart Verse machen, und wenn sie alle platten Volksausdrücke, alle verdorbenen und ungeschlachten Eigenheiten der Mundart angebracht haben, glauben können, das seien die eigentlichen, wahren Volkslieder«.

Schmölzer musste zudem erst mühselig den Charakter des steirischen Volksliedes studieren, um ihn zu kennen, wie er in dem angezogenen Briefe an Seydler eingesteht. Heini von Steier erzählt in seinem Lebensbilde Schmölzer's: Ein Hammerschmied in Kindberg, von Geburt ein Krieglacher, namens Thomas Härdtner, habe Schmölzer erst auf die Kennzeichen des echten Steirerliedes aufmerksam gemacht. Diesem schlichten Manne habe es Schmölzer zu danken, dass er ein Steirerlied von einem Kärntnerlied oder einem anderen Gebirgsliede zu unterscheiden verstand. — Schmölzer versuchte hier etwas zu leisten, was nur in den wenigsten Fällen unzweifelhaft festgestellt werden kann, nämlich das Heimathsland eines Volksliedes nachzuweisen. Da waren Rosegger und Heuberger schon vorsichtiger, wenn sie in ihrer kleinen, 1872 erschienenen Sammlung »Volkslieder aus Steiermark«, Lieder aus Steiermark und nicht steirische Volkslieder zu geben versprachen. »Ich fand die Lieder eben im steirischen Volke«, sagt Rosegger im Vorworte, »und das giebt mir das Recht, sie Volkslieder aus Steiermark zu nennen«. Der Ursprung eines Volksliedes ist, wie Rosegger richtig bemerkt, überhaupt sehr schwer zu bestimmen. Ich habe steirische Volkslieder in Tirol und Kärnten, Tiroler- und Kärntnerlieder in Steiermark und alpenländische Gesänge überhaupt in Nordmähren und selbst im Egerlande gefunden. Es ist selbstverständlich, dass ich einen gewissen Unterschied in Sang und Dichtung nicht läugnen will. Aber Schmölzer war gewiss zu ängstlich und steckte dem Steirerliede zu enge Grenzen, indem er blindlings an den Kennzeichen festhielt, die ihm jener Hammerschmied angegeben hatte. So kam es, dass er nicht viel mehr als zwölf Lieder für echt steirisch erklären konnte.

Auch Schmölzer's Methode, nach Volksliedern zu forschen, scheint nicht immer die richtige gewesen zu sein, wie Rosegger's Erzählung von seinem ersten Besuche beim Verwalter Schmölzer auf Schloss Oberkindberg zeigt. — Als unser trefflicher steirischer Dichter noch das edle Schneiderhandwerk betrieb, liess den jungen Schneider eines Tages der hochmögende Verwalter durch einen Boten zu sich aufs Schloss entbieten, was Rosegger in argen Schrecken versetzte, denn die Zeit, in der der Bauer in den Banden der Hörigkeit geschmachtet hatte, war noch unvergessen. Ich lasse nun Rosegger selbst das Wort: »Das stattliche Schloss liegt auf der Anhöhe und leuchtet weit hinaus ins Thal. Ich stieg hinan und stand am Einfahrtsthore und im Hofe auf dem Steinpflaster eine Weile so unsicher und unschlüssig umher, bis ein Vogt oder dergleichen kam und mich fragte, was ich wolle. Nun war das hübsch. Ich wollte nichts, aber von mir wollte man etwas, nur wusste ich nicht was und wer. Mehrere Leute kamen zusammen und riethen so eine Weile hin und her, bis es plötzlich einer alten Frau einfiel: Das ist gewiss der Schneidergeselle, den sich der Herr Verwalter bestellt hat. Ein Wunderschneider, der allerhand Liedeln machen kann. Kann er das? — Wegen ein paar Liedeln werde ich noch nicht betteln gehen, war meine Antwort, die mach' ich mir schon selber. — Er ist es! rief die Alte und führte mich eine schmale Treppe hinauf in das Gebäude. Ein grosses Zimmer mit vielen Gemälden, Notenheften und einem Klimperkasten. Ein stattlicher Mann in grauem, grünausgeschlagenen Steireranzuge. Das Haupt etwas vorgeneigt, von der Stirne waren die langen, schon schimmeligen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten, einäugigen Gesichte ein buschiger, grauer Schnurrbart. Das war der Verwalter des Schlosses Oberkindberg, der steirische Liederkomponist Jakob Schmölzer. Schmölzer trat auf mich zu und als er erfahren hatte, dass es der schöngeistige Schneider aus dem Gebirge sei, der vor ihm stand, schüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand. Ist es wahr, dass Sie Gedichte machen? fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns auf Stühle gesetzt hatten. — Ja — manchmal, antwortete ich verschämt. — Da wissen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, so G'sangeln, wie sie die Burschen den Dirndeln vorsingen, oder die Dirndeln den Burschen, oder die Bäuerinnen beim Spinnen, oder bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und zu verschiedenen Festen. Wissen Sie solche? — Das schon! war meine Antwort. — Auch Schelmenstückeln, Vierzeilige, die recht hübsche Weisen haben? — O ja, sagte ich. — Ei bitte, sprach der Herr Verwalter, singen Sie mir etliche vor! — Ich blickte ihm lange ins Gesicht. Doch seltsam, dass ein Verwalter bittweise kommt! Und antwortete endlich: Der Herr wird beim Unrechten sein. Der Schneider Lins zu Fischbach kann schön singen. Ich kann halt nicht. — So möchte ich ihm die Liedlein wenigstens vorsagen, wenn ich so gut wäre! — So gut bin ich gerne, war mein Bescheid. — Na freilich, lachte er, und hierauf hub ich an zu sagen und er zu schreiben. Aber es gieng armselig mit dem Diktieren; man weiss es ja, bei solchen Liedern fällt einem der Text nur ein, wenn man ihn singt. Ich musste, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen, und das konnte ich ohne Stimmmittel nicht«. Da forderte Schmölzer das Schneiderlein auf, ihm einige Volksweisen auf dem Klaviere vorzuspielen, natürlich ohne Erfolg, denn der Schneider verstand sich darauf nicht. Endlich versuchte es der Herr Verwalter mit einem anderen Mittel. Er liess dem jungen Menschen ein Glas Bier auftischen, um ihn in die richtige Stimmung zu bringen, denn das ist das allerwichtigste. Und nun machten sie sich wieder an die Arbeit. — »Um den Text zu finden«, erzählt Rosegger weiter, »wisperte ich so ein wenig die Melodie vor mich hin«.

»Was, Sie können pfeifen?« rief Schmölzer, »das ist ja prächtig! So pfeifen sie mir die Weisen vor«. »Pfeifen ist keine Kunst«, meinte ich, »aber —« »Nun?«

»Ich muss zu viel lachen dabei und da geht der Schnabel auseinander«. »Wir müssen noch ein Glas Bier trinken«, rieth er und schenkte ein. Und mit solchen Kunststücken brachte er es richtig so weit, dass ich anhub, allerhand Volksweisen zu pfeifen, ohne dass dabei der Schnabel auseinandergieng. Er liess die Sachen sich wiederholen und schrieb die Volksweisen in Noten auf Papier, dass sie der Wind nicht vertragen konnte. Endlich hub ich, muthig geworden, gar an, zu singen, denn singen kann endlich jedermann, wenn gesungen — gesungen ist. Ich sang Lied um Lied, wie sie von meiner Mutter, von meinem Lehrmeister, von Liebesleuten und frommen Christen gehört worden waren, und Schmölzer schrieb mit flinker Hand die Zeichen auf.

Und nun spielte Schmölzer das Aufgeschriebene dem verwunderten und entzückten jungen Handwerker in verschiedenen Arten vor.

»Manchen Holzhauer und Almer, manche Sennerin fange ich, wie ich Sie heute gefangen, und wenn die Herzen sonst nicht klingen wollen, so stosse ich mit einem Wein- oder Bierglase an dieselben und sie klingen sicherlich. Also pflege ich die Volksweisen zu sammeln, aufzumerken und dann in der Welt zu verbreiten«, schloss Schmölzer.

Diese allerliebst erzählte Geschichte ist in mancher Beziehung lehrreich für uns. Doch zeigt sie, trotz ihres günstigen Schlusserfolges, eigentlich mehr, wie man es nicht machen dürfe, wenn man die Absicht hat, in den Besitz echter Volksweisen zu kommen, als wie man dabei vorzugehen habe. Man merke erstlich: Mit dem Kommandieren und Anschaffen, mit dem Zureden und Bitten geht's nicht, das hat in der Regel den entgegengesetzten Erfolg, verschüchtert die Leute und es fällt ihnen dann gar nichts mehr ein. Ein köstliches Erlebniss aus jüngster Zeit erzähle ich, um zu zeigen, dass selbst die Anrufung militärischer Disciplin fruchtlos sein kann. Es galt, ich will nicht sagen wo und wann, ein Wohlthätigkeitsfest im grossen Stile zu veranstalten. Bei demselben sollten älplerische Lieder und Tänze zur Vorführung kommen. Ein befreundeter Officier, — Namen und Grad verschweige ich, weil ich nicht weiss, ob es dem Herrn recht sein würde, wenn man ihn erriethe — lud mich und meinen Freund in das Musikzimmer der Kaserne, wohin er einzelne Soldaten, von denen er wusste, dass sie almerisch singen und tanzen könnten, beordert hatte. Bald waren die Leute versammelt, nur zwei Mann liessen auf sich warten. Als sie endlich erschienen, kanzelte sie, die natürlich militärisch salutierend stramm dastanden wie die Mauern, ihr ungeduldiger Vorgesetzter zuerst tüchtig ab und fuhr sie dann kurz und barsch an: »Also was können Sie, singen oder tanzen?« Tanzen, kam es über die Lippen des Einen. Singen, zu Befehl, Herr —! sagte der Andere. Da herrschte der kleine, quecksilbern unruhige Officier den zweiten an: »Also singen Sie!« Trotz aller militärischen Strenge erhielt der Gefürchtete von dem stramm salutierenden Soldaten jedoch die ausweichende Antwort: Zu Befehl, — aber ich kann nicht — ich bin heiser. Aus dem Manne war kein Ton herauszubringen, und ich glaube, wenn es ums Leben gegangen wäre, er wäre stumm geblieben wie ein Fisch. Nicht aus Trotz oder Widersetzlichkeit; er wollte ja, das sah man ihm wohl an, aber er konnte eben nicht, mit dem besten Willen nicht. Der furchtbare psychische Druck, unter dem der Arme stand, wirkte wie lähmend auf ihn und liess nicht das unscheinbarste Schnadahüpfl über die Schwelle seines Bewusstseins treten. Da ich wusste, woran es fehle, suchten wir den gestrengen Herrn Kommandanten fortzubringen. Es gelang! Nachdem der Gefürchtete verschwunden war, liess ich ein paar Doppelliter Bier bringen und fragte den Einen und den Anderen, woher er denn sei. Natürlich wusste ich dann, wo der Ort liege, oder war selber dort gewesen und nannte wohl gar den Namen dieses

oder jenes Einwohners, und als ich dann erst mein Jodlerbüchlein aus der Tasche zog und Jodler aufschlug, die ich in den genannten Orten oder deren Umgebung gesammelt hatte und den Leuten die genauen Bezeichnungen der Fundorte und meiner Gewährsmänner vorwies, die jedem Jodler in meinem Büchlein gewissenhaft beigesetzt sind, da wehte den Leuten etwas wie Heimathluft entgegen, das Eis war gebrochen, Angst und Verlegenheit verschwunden, und selbst die Heiserkeit war glücklich überwunden. Die Leute sangen und tanzten und waren fröhlich, wie zu Hause und ein Lied drängte das andere. — Ja, ja! Die Stimmung macht eben alles! Wer die Leute in die richtige Stimmung zu versetzen versteht, dem geben sie willig, was sie selber an Liedern haben.

Da ist nun aber zu Schmölzer's oben ausführlich dargelegter Sammelmethode noch etwas zu bemerken: Will man seine Leute in der richtigen Stimmung treffen oder doch unter Umständen, bei welchen man sie leicht und unmerklich in die nothwendige Gemüthsverfassung versetzen kann, so darf man sie nicht zu sich in eine ihnen fremde Umgebung entbieten, sondern man muss zu ihnen kommen und sie aufsuchen, an Sonnabenden oder an Sonntagen vormittags nach der Frühmesse, am besten aber an Sonn- und Feiertagen des Abends in den von ihnen mit Vorliebe besuchten Gasthäusern. Da findet man sie auch schön beisammen, wie sie sich zu einander gesellt haben. Die Älpler singen ja nicht »Solo«, es sei denn, dass es nicht anders sein kann in der Einsamkeit des Hochgebirges, sondern zu zweien (seltener zu dreien) oder im Chore. Wenn man einen Einzelnen von ihnen vornimmt, so ist er so unbeholfen, als wir, wenn wir die rechte Hand in der Schlinge tragen müssen. Es fehlt ihm die Ergänzung, der Sangesgenosse, mit dem er seine Lieder eingeübt hat und mit dem er sie gewöhnlich singt, sein »G'spann« oder die »G'spannin«, wie es almerisch heisst. Wie sagt doch Herder? — »Gesang liebt Menge, die Zusammenstimmung Vieler«.

Und drittens wollen wir noch anmerken: Der Wein ist ja ein vortreffliches Aufheiterungsmittel und ein ausgezeichneter Stimmungmacher, aber der Wein allein thuts nicht oder doch nicht immer. Mit geistigen Mitteln ist noch mehr auszurichten als mit den physischen, mit Bier, Wein und Branntwein. Heiterkeit, Freude, Ehrgeiz, Wetteifer vermag uns meist viel besser zu fördern als alle Arten alkoholhältiger Getränke. Und schliesslich muss man auch gerade das richtige Quantum Alkohol in Anwendung bringen. Ist's zu wenig, so kommt die Stimmung nicht, ist's zu viel — gehts auch nicht.

Wandelte ich da im Jahre 1890 von Leisach im Pusterthale wieder einmal auf einsamen Gebirgspfaden mit meinem Freunde, dem Maler Heinrich Mayer, nach meinem geliebten Bannberg. Maurer Senfter, auch einer meiner Volksliedlieferanten, hatte in dem Gebirgsdorfe Arbeit und war schon einige Tage vor mir hinaufgezogen; er hatte mir versprochen, für den Abend meines Eintreffens die Bannberger Volksliedkundigen in das Gemeindewirthshaus zusammen zu bestellen. Kurz nach dem Gebetläuten kam mein Maurer daher und allmälig stellten sich auch die Bannberger Bauern ein, etwa acht an der Zahl. Etwa besonders zu nennen wäre Jngenuin Pedretscher, ein schmächtiges, bewegliches Männchen, in den Vierzigern stehend, mit intelligentem Angesichte, italienischen Aussehens; der ältere Anton Zimmerleitner, der den schweigsamen Beobachter spielte, und der Bauer Kreutzer mit blondgelocktem Haupte und dem liebenswürdig lächelnden Tirolermunde.

Sie setzten sich alle auf unsere Aufforderung um den Tisch, an dem wir sassen, und obwohl sie wussten, dass es später Freiwein geben werde, bestellte sich doch jeder zuerst sein Viertel Rothen oder sein Gläschen Schnaps. Es war klar, sie wollten sich nicht aushalten lassen, sie wollten zeigen, dass sie ihre Zeche selbst bezahlen

können. Die Unterhaltung wurde anfangs natürlich von den Leuten im Flüstertone oder doch nur halblaut geführt und wir hüteten uns wohl uns dreinzumischen, sondern vertieften uns in das Studium unseres Abendessens. Auch erwarteten wir noch den Schafhirten Andrä Kreutzer, den Bruder des anwesenden Bauern gleichen Namens, von der Bannberger Alm, der als der tüchtigste Sänger galt und zugesagt hatte, von seiner über 1800 *m* hoch gelegenen Hütte nach Bannberg herunterzukommen. Doch wir sollten lange warten. Ich wandte mich an den verständigen Pedretscher und an den heiter blickenden Bruder des Erwarteten und fragte um dieses und um jenes Lied, stimmte selber einige Jodler an und zeigte mein Jodlerbüchel. Bald war die erste Verlegenheit überwunden und die Neugier der Leute erregt. Pedretscher wagte sich als der Erste selbst mit Jodlern heraus. Ich war bereits mit Aufschreiben beschäftigt, als wir aus weiter Ferne einen hellen, langgezogenen Juchschrei vernahmen, dem bald ein zweiter und dritter folgte. — Er war es, der lang erwartete Schathirt von der Bannberger Alm, der in mächtigen Sätzen bergab unserem Dorfe zueilte und sein Kommen durch schöne Juchezer ankündigte. Nun trat er ein, der Ersehnte, mit dröhnenden, mächtigen Schritten, eine hohe, hagere, jedoch kräftige Mannesgestalt mit wettergebräunten Zügen, den Pusterthaler Spitzhut auf dem Kopfe, frische Augen und eine echte Tirolernase in dem ausdrucksvollen, bärtigen Gesichte. Doch als er der Fremden gewahr wurde, gieng eine plötzliche Umwandlung in seinem ganzen Wesen vor sich. Der einsame Sohn der Berge setzte sich, seine sichtliche Befangenheit nach Kräften bekämpfend, ans äusserste Ende unseres Tisches. Mit einem Blick hatte ich die Situation erfasst. Nun hiess es, klug sein und den Mann möglichst unbeachtet lassen, damit sein Wille die Oberhand über seine Schüchternheit gewinne. Wir plauderten weiter, als ob nichts vorgefallen wäre, und liessen »Special« anfahren, die Leute fiengen an warm zu werden, Chorlieder stiegen und Einzelne versuchten sich bereits im Wettgesange. Es war schon spät geworden und noch immer kämpfte der Mann da unten mit sich selber. Nun musste er d'ran, wenn wir heute von ihm überhaupt noch etwas erfahren wollten. Auf unser Anstiften forderte ihn sein Bruder auf, auch etwas zu singen. Doch dem Manne wollte nichts einfallen, was er seinen Kopf auch zermarterte. Da erhob er sich plötzlich und verliess die Stube. Sein Bruder sagte uns, er schäme sich und ärgere sich, dass er nichts zuwege bringe, und wolle draussen versuchen, den widerspenstigen Geist in seinem Innern niederzuringen. Er kehrte bald wieder, doch seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Nun ergrimmte er gegen sich selbst und geisselte seine Brust mit Schlägen und fluchte, dass es seine Art hatte. Alles umsonst! Was er auch vom rothen Tiroler in sich hineingoss, und wieviel Schnäpse er auch darauf setzte, es griff nichts an bei ihm. Heute war die Schlacht nicht mehr zu gewinnen. Er gestand uns, bevor er gieng, — Mitternacht war es bereits lang vorüber — dass er sich nicht gut genug vorbereitet habe. Wenn wir noch einmal heraufkämen, werde er schon besser vorsorgen, wir solltens ihm nicht verübeln, dass er uns heute nichts gebracht hatte. Wir versprachen, in acht Tagen wiederzukommen, und ich gab dem Scheidenden noch gute Rathschläge mit auf den Weg zu seiner einsamen Sennhütte, er möge sich die kommenden Tage, wenn ihm irgend ein Lied oder ein Jodler einfalle, ein paar Textworte niederschreiben oder den Namen des Liedes oder Jodlers oder sonst ein Zeichen, damit er sich das nächste Mal daran halten und seinem Gedächtnisse nachhelfen könne. Er versprach zu thun nach meinem Rathe und stieg in der sternenhellen herrlichen Sommernacht den steilen Weg zu seinen schlummernden Schafen empor.

Nach acht Tagen kamen wir wieder. Auch der Schafhirte von der Bann-

berger Alm stellte sich pünktlich ein. Er hatte sich gut vorbereitet, wie er sagte, aber nicht in dem Sinne, in dem ich es ihm empfohlen hatte. Bevor er zu uns hernieder gestiegen war, hatte er eine beträchtliche Menge von seinem Bergschnaps zu sich genommen, in der Hoffnung, er werde dann nicht wieder so übel bestehen vor den fremden Herren, wie das erstemal. Leider hatte er sich im Quantum vergriffen. Hatte er sich das erstemal zu wenig vorbereitet, so hatte er diesmal des Guten zuviel gethan. Befangen war er nun wohl nicht, aber was anderes (Uhland hat für den Zustand, des Grafen Platen Wortbildung »bediademt« verspottend, das Wort bediaduselt gebraucht). Doch meisterte er sich mit starkem Willen. War ihm das erstemal nichts eingefallen, so fiel ihm jetzt zuviel auf einmal ein. Kaum hatte er den einen Jodler zu Ende gesungen, so trat ihm schon ein anderer vor die Seele und musste heraus und fort giengs in fliegender Eile und alles Bremsen half nichts. Ich hatte mit dem Aufschreiben meine schwere Noth. Verlangte ich von ihm, um meine Niederschrift richtig stellen zu können, eine Wiederholung des Liedes, so sang er es das zweitemal sicherlich wesentlich anders als das erstemal, so dass die Ausbeute, was seine Person anbelangt, leider nur eine geringe war. Ich habe mir fest vorgenommen, noch ein drittesmal das stille Gebirgsdorf aufzusuchen. Wenn Andrä Kreutzer dann noch Schafhirt auf der Alm ist, wird er sich mir wohl auch wieder zur Verfügung stellen. Hoffentlich trifft er dann die richtige Mitte zwischen dem Zuwenig und Zuviel in seiner Vorbereitung. — Das ist die Geschichte von dem Alkohol im Dienste der Volksliedforschung.

Eine Bemerkung möchte ich an dieser Stelle zur Ehrenrettung unseres Gebirgsvolks machen. Wo ich noch Lieder sammelte, in Salzburg, in Oberösterreich, in Steiermark und in Tirol, liessen es sich die Leute wohl gefallen, wenn ich Bier oder Wein aufzutischen befahl, aber Gott bewahre, dass irgend einer von ihnen, namentlich in Tirol, mich in grosse Unkosten gestürzt hätte! Sie waren in ihren Ansprüchen durchwegs sehr bescheiden.

Aus Bannberg trug ich damals trotz alledem einige werthvolle Lieder und Jodler mit nach Hause. Die Letzteren stehen in meiner zweiten Jodlersammlung (222 J. und J.) unter Nr. 2—4, 38, 111 und 112, namentlich der wehmüthige 4. und der leicht bewegte 38. seien hervorgehoben; von den Liedern erwähne ich ein echt humoristisches Necklied auf den Weiberüberfluss, mit einer im zweiten Theil sich übermüthig aufbäumenden, jauchzerartig abschliessenden Weise, das leider für unsere verwöhnten Ohren etwas zu derb ist, — das klangvolle »Mei liabe Agatha« mit seinem prächtigen Schlussjodler und das uralte: »Die Liabaste« mit seinen köstlichen Schlussstrophen:

Der Vater hat an Zwöschbenbam,
Sein gar schöane Zwöschbelein drein.
Er hat a drei schöane Töchterlan!
Ei ja, i möcht' a, i möcht' a dabei sein.

Die Gretl, die war ma's die Schöanaste,
Die Kathel, die hat lange Füass.
Die Maidel, die war ma's die Liabaste
Weil sie si schön ummadrah'n liass.

(beide seither erschienen in der Sammlung: Deutsche und deutschösterreichische Volkslieder für vierstimmigen Männerchor, 5. Heft, Wien, bei Rebay & Robitschek), und das leichtbeschwingte Frühlings-Almlied mit seinem poetischen Eingang:

Kimmt da schöane Fruahling bald,
Juche, juche mit Schwalb'n!

(24 deutsche Volkslieder für gemischten Chor; 4. Flugschrift, Wien, Verlag des Deutschen Volksgesangvereines). Zwar nicht aus Bannberg aber doch aus Tirol, und zwar aus Oberlienz, brachte ich damals noch die zwei vortrefflichen Lieder

heim, das zweistimmige »Florian und Lene«, das ich sammt seiner Fundgeschichte im Jahrbuche des Scheffelbundes veröffentliche, und das charakteristische »Fuhrmannslied«. Der Fuhrmann rühmt das Fuhrmannsleben, seine schönangeschirrten Pferde, den wohlgefügten, mit werthvoller Ware beladenen Wagen. Es ist noch die gute Zeit, in der es noch keine Eisenbahnen gab. Wo er einkehrt, muss es hoch hergehen. Wenn die Kellnerin seinen Peitschenknall vernimmt, lässt sie Gäste Gäste sein, eilt dem Kommenden entgegen und begrüsst ihn mit Schmeichelreden. Sie bringt Bier und Wein und setzt sich zum Fuhrmann und versichert ihn ihrer aufrichtigen Gesinnung. Aber der Erfahrene lässt sich nicht täuschen, die Treue der Kellnerinnen ist ihm bekannt; doch lässt er sich ihre Schmeichelreden gefallen. Wer eine Kellnerin liebt, der ist betrogen. Sie schmeicheln jedem, der kommt, mit gewandter Rede. Drum räth der Fuhrmann niemanden, mit einer Kellnerin sich einzulassen. Die Fuhrleute freilich, so schliesst das Lied resigniert, die sind auf die Kellnerinnen angewiesen. — Ich lasse nun den echt humoristischen Wortlaut des Liedes folgen. Die Melodie ist eine der frischesten Volksweisen, die ich kenne.

Fuhrmannslied.

Koan feineres Lõb'n auf der Welt kann's nõt gõb'n,
Wie d'Fuhrleut habent mit dem Fahr'n auf dem Land.
Schöne Ross', a schön's G'schirr, das bringt oan recht herfür
Und an z'sammeng'stöllten Wagen und a guate War' d'rauf haben.
In Wirtshäusern a juscht nõt gar zu kläglich sein
Jewant durchen bring' is a an Wein.[1])

Wann die Goassl knallt, dass in Wirtshäusern schallt,
Die Kellnerin vernimmt, dass a Fuhrmann zwegnkimmt,
Sie laft von Gäschten davon, a ja, kennt hats mi' schon,
Grüass di Gott! schreits von fern, g'rad heut' siech i di so gern
I hab' di lang g'hofft, den ganzen Tag auf di denkt,
Wanns d' mir ausblieb'n warst, aft hätt's mi kränkt.

Sie schenkt mir glei ein a Maass Bier und an Wein,
Sie setzt si zu mir und ist hurschtig das wia.[2])
Sie hat g'redt, dass an freut, von ihr Aufrichtigkeit,
I hab's aba glei kennt, dass g'rad' Schmeichelreden send.
D'rum hab' i mi g'stellt als wia ohne Verstand;
Kellnerin-Treu, dõ ischt mir schon bekannt.

S' Kellnerin liab'n ischt zon Buama vexier'n,
Wenn sie oana z'weng kennt, wia verrieb'n, dass sie send,
G'rad zu dem seins nõt faul, g'rad an jeden machens Maul,
Wenn a And'rer kimmt, schmeichelns a wieda g'schwind.
D'rum rath' is kan Andern a Kellnerin nit ein,
Bein Fuhrleut'n muss es iewant[3]) sein.

Dieses Lied, sowie die oben angeführten, fehlen in der bei Gross in Innsbruck unter dem Titel: 45 Tiroler Nationallieder in drei Bändchen erschienenen Sammlung. Nicht alle Lieder dieser Auswahl sind überdies echt, doch die meisten der ersten beiden Bändchen. Das dritte Bändchen bringt wenig wirkliche Volkslieder. Hervorzuheben wären im ersten Bändchen das sechste Lied »A Büchserl auf'n Rücken« und Nr. 13 »Fein sein, beinander bleib'n«. Im zweiten Bändchen Nr. 17 »'s Herzel«, Nr. 19 »Hab i nit a schöan's Dianderl«, Nr. 24 »Der Hosenlupf« und Nr. 25 »Heut gia'n wirs auf die Alma«. Gewiss unecht ist jedoch Nr. 26, 27 und 29. Im dritten Bändchen ist gut Nr. 38 »Der Gamsenjager von Tirol«,

[1]) öfters zum Herumtrinken Wein zahlen. [2]) hurtig als wie. [3]) oftmals.

unecht dagegen das vielgesungene »Diandl wie is oam so wohl, auf den Bergen in Tirol (Nr. 33), »Sing süsse Nachtigall« (!) (Nr. 35) und Nr. 40 »Nur einmal noch im Leben, meine Heimath möcht ich sehen«. Sehr lehrreich wäre für den Neuling die Vergleichung dieser von mir als unecht verurtheilten mit den als echt erkannten Liedern.

Auch in der Sammlung Tiroler Volkslieder von Greinz & Kapferer findet sich Echtes und Unechtes kritiklos nebeneinandergestellt. Diese Sammlung enthält jedoch keine Melodien. Sentimentalität und Gefühlständelei ist ein sicheres Kennzeichen der Unechtheit. Gewisse Redensarten, die dem bäuerlichen Gedankenkreise fremd sind, verrathen dem Kenner sofort, dass das Lied nicht bäuerlichen Ursprungs ist. Sagt etwa der Bua: »Sobald ich meine liebste Schwagerin gefunden habe, trag i ihr mei' Herz glei on« oder »Drum wo i geah, wo i bin, da schwebt mir vor die Sennerin«? (Greinz & Kapferer, I. S. 48 ff.). Dieses Herzantragen und Sennerinvorschweben ist ein Warnungszeichen für den Forscher. Man stelle diesem verzärtelten Liede das urwüchsige »Der Fensterstock« (Greinz & Kapferer, I. S. 62) gegenüber mit seinem allerdings etwas zu aufrichtigen Schlusse. Wie fad und waschlappig ist »Die Hochzeit auf der Alm« (Greinz & Kapferer, I. S. 67 ff.)! Ein echtes Tiroler Volkssängerlied! Man traue nur ja den Tiroler Volkssängergesellschaften nicht! Was sie bringen, ist zu neun Zehnttheilen eigene Erfindung, läppisch und geziert, der Gesang meist auf den blossen Ohrenkitzel berechnet. Ich hörte noch seinerzeit die bekannte Gesellschaft des alten Rainer und erhielt später Einblick in die Liedersammlung desselben. Ich hatte mir eine reiche Ausbeute von echten Liedern erhofft, das Resultat war äusserst ärmlich. Vor einigen Jahren hörte ich die Sängergesellschaft Eder und Maikel und ärgerte mich weidlich über das verkünstelte, unechte Zeug, das sie den alles für echte Münze nehmenden Norddeutschen in einem Innsbrucker Café vorführten. Also nochmals: Aufgepasst, namentlich Ihr Herren Norddeutschen, die Ihr des Dialektes unkundig seid! Vor diesen Sängergesellschaften wird gewarnt! Bei ihnen hört man fast nur das künstlich hervorgebrachte, verzierte und verzärtelte, tirolerisch aufgeputzte Volkssängerlied.

Ein wahres Labsal gewährt dagegen das alte Spingeser Schlachtlied aus dem Jahre 1797 (Greinz & Kapferer, S. 89 ff.).

Wie schwächlich und weltschmerzlich klingt es aber, wenn der Tirolerjüngling (Greinz & Kapferer, S. 120) bekennt:

> Im Wald bin i g'sessen, 's Herz war mir schwar,
> Hab' denkt: wenn i g'rad von der Welt wegga war!

Auf Seite 122 zählt der »treue Bua« gar alle Sternlein und es hat ihm nicht eines gefehlt, mit Ausnahme ihrer blauen Augen! Zum abschreckenden Beispiel lasse ich die beiden folgenden Strophen hier folgen:

> Der Mond hat ocha g'leucht't, hat ihre G'stalt beleucht't (!)
> Wias mi erwartend (!) is am Fensterl g'loant;]
> I laf af's Stübal g'schwind hin, zu mein liab'n Kind.
> Hab's busst, hab's g'herzt, hab's g'liabt, vor Freud hat's g'woant.
>
> I hab' mi fruah aufg'macht, hab'n all die Blüamaln g'lacht,
> Und ihre Köpfaln aus'n Grasal fürag'reckt (!)
> I hab' mi nit gewenkt, hab' an mein Diandl denkt:
> Wia's a ihr Köpfal hat beim Fensterl 'ausserg'steckt —(!)

Und dieser erbärmliche Schmachtlappen soll einen kernigen, frischen Tiroler zum Vater haben? Auf solches elendes Zeug passen die Worte der Vorrede des

Büchleins schlecht: »Bei der Auswahl wurde ich von dem Gesichtspunkte geleitet, dass nur Frisches, Ursprüngliches und Volksthümliches Aufnahme finden dürfe. (Greinz & Kapferer, I. XVI.)

Seite 142 heisst es verzärtelt:

»Es blüeht in mein' Herzen dir aber a Strauss!
Vergissmeinnicht! hoasst er, welkt ewig wohl nie(!) —
Und willst du das Sträusserl, nimm 's Herz mit der Blüeh!«

In Steiermark spricht das Volk einen ähnlichen Gedanken in folgender einfacher Weise aus:

Dirnderl, am Herz wachst a greaner Zweig,
Brich dir'n ab und frisch dir'n ein!
Wirst es schon seg'n, wia er blüat und treibt,
Aba treu muasst mir a sein.

Eine Räthselfrage: Drei von diesen Zeilen wurden mir aus dem Volksmunde überliefert; die vierte, auf welche sich mein Gewährsmann nicht besinnen konnte, habe ich später im Verein mit Dr. R. Much nach eigenem Ermessen ergänzt. Welche Zeile ist dies? Dem Kenner wird sie sich leicht verrathen.

Sicherlich unecht ist das Lied »Die Lust am Gesange« (S. 160). Wie geschmacklos und unappetitlich lesen sich die schäferlichen Zeilen:

A schean's, a süess Busserl und nit ohne Saft(!)
Giebt den Blümerln ihr' Frischen, den Büeberln ihr' Kraft!

»Mei Nahndl hat g'sag't« (S. 174 ff.) ist von Stelzhamer, was weder Herr Greinz noch Herr Koschat gewusst hat, der das Lied unter dem Titel »Die Mondscheinigkeit« (!) verballhornt hat. Weder Nahndl noch Liserl, wie Koschat will, ist die Sprechende, sondern die Ahnl (Grossmutter) ist es, die ihren Enkel Franz warnt, aus einem Kruge zu trinken, in den der Mond scheint. Er werde dadurch mondsüchtig.

»Muess't kraxeln und steig'n
Üba Leitern und Zäun',
Fensterlaus, Fensterlein
Und koa Mensch darf nöt schrein!

Und es schreit a koa Mensch,
Mei! in Menschern is 's recht,
Wann ma kraxelt und steigt,
Dass ma's G'nack brōcha möcht.«

Diesen witzigen Schluss Stelzhamer's mit dem doppelsinnigen Worte Mensch (älplerisch = Magd, Dirndl) hat Herr Koschat zimperlich weggelassen und so das ganze Lied um seine Pointe gebracht. Bei ihm wird Franz von dem Trunke wirklich mondsüchtig und damit basta! — Eine ganz treffliche Melodie zu Stelzhamer's Gedichten steht in meinem Liederbuch für die Deutschen in Österreich unter Nr. 185. — Doch wir wollen den Kelch bis auf die Neige leeren, den uns Greinz & Kapferer kredenzt haben. Unecht ist höchst wahrscheinlich alles, was in dem Büchlein von Seite 176 an folgt: »Die Roass ins wärmere Land«, »Mei Müatterl«, »Die Botschaft«, »Tirolers Heimweh« (Fort sein zu müssen, dös macht mir viel Leid, der drobn thut's wissen...), »Die Waldblüamaln (Es is a Genuss, wenn so zu mein Fuass a Veigerl schöan blau, thuat glänzen im Thau... und's Veigerl so zart, auf mi heimlich wart... 's is' a gar b'sonders G'fühl, wenn's Bacherl dort rauscht, mit den Blüamaln süass plauscht. Dann erweitert sich's Herz, man vergisst jeden Schmerz....), — o über diese Herzerweiterung! Unglaublich geschmacklos und natürlich unecht ist das Lied vom

»Kurzen Röckel« (S. 186) mit seiner lüsternen zweiten Strophe und dem blöden Schlusse:

Schliesst sich der Sargesdeckel,
Dann bleibt mir halt nach ihrem Tod
Ihr liebes kurzes Röckel!

Und das sollen echte Volkslieder sein?! Armes Tirol, noch ärmeres Volkslied!

Und nun wollen wir wieder weiter wandern und echte Volkslieder sammeln! Zum Reisebegleiter nehmen wir uns diesmal das Schriftchen von weiland Anton Ritter von Spaun über das österreichische Volkslied (1. Flugschrift des Deutschen Volksgesangvereines »Zur Kenntniss und Pflege des deutschen Volksliedes«). »Das Sammeln solcher originellen Weisen«, sagt Spaun Seite 17 der erwähnten vortrefflichen Schrift, »ist schwieriger, als man meint. Der Fremde, der Städter, welcher glaubt, solche auf einer flüchtigen Wanderung durch das Gebirge, wie im Fluge erhaschen zu können, würde sich sehr täuschen. Selbst mit reichlichen Geldspenden würde er nicht zu seinem Ziele gelangen; denn nichts ist der Natur unserer Landbewohner mehr entgegen, als sich vor Fremden hören zu lassen und um Geld zu singen. Der Gesang ist bei ihnen Sache der Empfindung, die sie durch Bezahlung zu entweihen glauben; sie schämen sich, ihre Gefühle zur Schau zu tragen, und nur, wenn man länger unter ihnen gelebt, sich ihr Zutrauen erworben hat, findet man sie zur Mittheilung bereit. Wie oft musste ich Häuser, in denen ich wusste, dass Sänger und Sängerinnen weilten, deren Bewohnern unter anderen Umständen eine kleine Geldgabe sehr willkommen gewesen wäre, verlassen, nachdem ich meine ganze Beredsamkeit erschöpft hatte, ohne meinen Zweck zu erreichen; — aber mein Unmuth wurde meistens bald versöhnt; denn in der Entfernung folgten Mädchen und Knaben meinen Schritten und sangen dem Scheidenden ihre besten Weisen lange nach, ohne dass es mir möglich war, sie durch meine Rückkehr zum Stehen zu bringen«. Sehr schön und sehr wahr! Wieder sehen wir, mit Geld ist nichts auszurichten und mit dem Zureden auch nicht, es mag noch so eindringlich geschehen.

Das letztere musste ich im Salzburgischen vor Jahren zu meinem Leidwesen erfahren. Vor sieben Jahren verstand ich mich wohl auch schon so ziemlich aufs Volksliedersammeln und glaubte es mitunter recht gut zu machen. Aber ich war noch nicht ausgelernt damals. Ich kam mit einem jungen Begleiter durch den Pass Luftenstein bei strömendem Regen nach St. Martin. Weiter konnten wir nicht, des Wetters wegen, und so mussten wir denn hier Halt machen. Die Aussicht auf einen verlorenen Abend und auf einen eben solchen kommenden Tag stimmte uns gerade nicht heiter. Nachdem wir es uns in unseren Zimmern bequem gemacht hatten, suchte ich nach Menschen, doch vergebens! Das Haus schien wie ausgestorben. Ich setzte mich in die geräumige, menschenleere, dämmerige Gaststube, wartete, und vertrieb mir die Zeit mit Briefschreiben. Da hörte ich durch den Spalt der nur angelegten Thüre aus der Küche zwei Kinderstimmen leise vor sich hinsingen. Ich horchte auf den Gesang, hörte ein Lied von einem Wildschützen und einem Jäger, ein anderes von einer Krämerfamilie, die durch's Land zieht und dem Jüngsten, der noch nichts gelernt hat, das Stehlen lehrt, damit auch er sein Fortkommen finde.

Es waren die beiden halbwüchsigen Töchter der Wirthsleute, die da draussen zu ihrem eigenen, und ohne dass sie es wussten, auch zu meinem Vergnügen Volkslieder zwitscherten. Ich hatte mir das eine oder das andere Schlagwort rasch niedergeschrieben, und als die Kinder verstummt waren, liess ich sie mir durch die Kellnerin hereinholen. Vater und Mutter waren nicht zu Hause, sondern auf einer Marktfahrt begriffen. Doch deren Beihilfe bedurfte es nicht. Wirthskinder

sind an Fremde gewöhnt und so kamen sie denn zwar etwas befangen doch ohne Widerstreben zu mir herein. Ich fragte nach Vater und Mutter, nach der Schule und dem Lehrer und tischte einige Schulspässe auf, bis die Kinder heiter und unbefangen wurden. Dann rückte ich mit meinem Anliegen heraus, was denn das für Lieder gewesen seien, die sie früher gesungen hatten, und ob ich sie mir richtig aufgeschrieben hätte, und ich sang ihnen vor, was und so gut ich es mir eben gemerkt hatte. Da schüttelten sie denn die Köpfe und wussten da und dort was auszusetzen und schliesslich sangen sie mir die beiden Lieder nochmals vor, so dass ich schon eine leidlich brauchbare Niederschrift zusammenbrachte. Auf meine Frage, von wem sie denn diese Lieder gelernt hätten, erfuhr ich denn, dass sie dieselben von einer Kellnerin namens Therese Prey, die jetzt in Lofer sei, einer tüchtigen Sängerin, gehört hätten. Sofort stand mein Entschluss fest, diese Kellnerin aufzusuchen. Ich fragte die beiden Mädchen noch aufs genaueste über ihre Therese aus, und als ich einen ganz ausführlichen Steckbrief derselben beisammen hatte, entliess ich die Kinder mit Dank. — Am nächsten Morgen strebten wir gegen Lofer, doch da war unsere Kellnerin nicht mehr anzutreffen, sie hatte sich weiter nordwärts nach Unken gezogen, wo sie beim Wirthe Kaltenbrunner in Dienst stehen sollte. Auf nach Unken, hiess es denn, und bei Kaltenbrunner eingekehrt!

Als wir unter der Führung einer Magd den geräumigen Vorsaal des ersten Stockwerkes durchschritten, bemerkten wir eine in die dortige Landestracht gekleidete, nicht mehr ganz junge Frauensperson geschäftig hin und her gehen. Wer das sei, fragte ich unsere Führerin, die uns in unsere Zimmer geleitet hatte. »Die Kellerin«, versetzte sie. »Wie heisst sie«. »Therese«, war die Antwort. Es ist die Gesuchte, vermuthete ich. Während ich meinen Rucksack auspackte, erklang auf einmal vom Vorsaale her mit halber Stimme gesungen ein sauberer Jodler. Ich, rasch entschlossen, pfeife ihn nach. Die Sängerin stutzt und verstummt. Nach einiger Weile bekommt sie die Stimme wieder und singt einen neuen Jodler, doch auch der schallt ihr durch die absichtlich nur angelehnte Thür meines Zimmers zurück. Da erscheint das saubere Mädchen auf der Schwelle, sieht mich verwundert an und macht sich, da ich mir nichts merken lasse, im Zimmer zu thun. Das offene Fenster ist ihr Ziel, dem steuert sie zu. Ein Blick durch dasselbe klärt sie auf. Sie hatte offenbar vermuthet, dass ein ihrem Herzen vielleicht nahestehender Bursche unter dem Fenster ihre Jodler beantwortet habe. Enttäuscht wandte sie mir ihr Gesicht zu und blickte mich verwundert und fragend an. Doch nur einen Augenblick, dann wollte sie leichtfüssig das Gemach wieder verlassen. Doch da stellte ich mich ihr breitspurig in den Weg.

»Sie sind hier die Kellnerin«, sagte ich. — »Wird wohl so sein«, antwortete sie etwas schnippisch und suchte an mir vorbeizukommen. — »Sie heissen Therese, — Therese Prey, nicht wahr«, inquirierte ich weiter. — »Ja wohl, gnädiger Herr«, sagte sie etwas betroffen. — »Und waren früher in Lofer bei dem und dem und vorher in St. Martin?« — »Ja, ja freilich wohl«, klang es etwas kleinlaut zurück. — »Und früher sind Sie einmal mit einer Tiroler Sängergesellschaft gezogen«. — »Ja, Herr, woher wissen Sie denn alles dies«, fragte sie geängstigt und das Weinen war ihr sichtlich näher, als das Lachen. — »Ich weiss noch mehr«, sagte ich; — »ich weiss, dass Sie sehr gut singen können«. — »Is nicht weit her«, wehrte sie ab; doch ich liess nicht locker. — »Ich werde Ihnen sogar sagen, was für Lieder Sie gerne singen«, setzte ich fort, »Nicht wahr, das Lied: der Wildschütz und der Jagertoni und das Lied von den sieben G'schwistrat?«

Jetzt war's mit ihrer Ruhe zu Ende. Sie schauderte förmlich vor dem allwissenden Fremden. Doch rasch fasste sie sich wieder und versuchte zu lachen.

»O, ich weiss schon, gnädiger Herr, von wem Sie das alles haben; nicht wahr von meinem Bruder?« Ich machte der Sache ein Ende, und versprach ihr alles aufzuklären, wenn sie mir jene zwei Lieder vorsingen wolle. Da hatte sie denn natürlich keine Zeit dazu, vertröstete mich auf den Abend und husch war der Vogel draussen. Der Abend kam, wir stiegen in die Gaststube hinunter, doch da gab's Gäste und lautes Gespräch, das sich um das Schützenfest drehte, welches am nächsten Tage auf des Wirthes Wiese gefeiert werden sollte. Das passte mir nun freilich nicht in den Kram, doch ich verlegte mich geduldig aufs Warten, und wartete ruhig, bis die letzte Vorbereitung zum Feste getroffen war und der letzte Gast das Haus verlassen hatte. Doch da musste das Mädchen noch dies und jenes besorgen, und was so die Ausreden waren, die ihr gerade einfielen. Aber ich war nicht so leicht loszubringen und sass wie eine Mauer. Endlich musste sie doch fertig werden mit ihrem Register! Nun griff sie zum Allerweltsauskunftsmittel: Sie könne heute nicht singen, sie sei heiser. — So solle sie mir wenigstens auf der Zither vorspielen. Eine solche lag am Nebentisch. Dass sie Zither spielen könne, das wusste ich ja auch. Da begann sie denn mit saurer Miene die Zither zu stimmen, und um ihr die Arbeit zu erleichtern, ergriff ich eine Guitarre und that desgleichen. Endlich war auch dies vollbracht. Nun spielte sie ein paar Takte, und ich sollte sie begleiten, wie ich versprochen hatte. Ich konnte damals wohl Guitarre stimmen aber nicht spielen. Seither habe ich allerdings, gewitzigt durch diesen Fall, diese schwere und für den Sammler so wichtige Kunst leidlich erlernt.

»Wann der Herr nit mitspielt, so kann ich auch nicht«, sagte sie, froh, endlich loszukommen. Da griff ich denn zum letzten Mittel, ihre Scheu zu bezwingen, nachdem alles Zureden und Bitten vergeblich gewesen. Hilf Alkohol, hilf, rief es in meinem Innern, und ich liess eine neue Halbe des theuersten Weines, den der Wirth im Keller hatte, aufmarschieren. Ich gab aber den feurigen Rothwein nicht, wie Schmölzer es gethan hätte, meiner Kellnerin zu trinken, sondern besann mich auf meine Studentenzeit, die nun freilich längst vorüber war, und goss Glas auf Glas, so dass es Therese merken musste, hinter die Binde. Wahrhaftig, ich hatte die alte Studentenkunst noch nicht völlig vergessen. Meine Therese sah mir verwundert zu, und bald schien ihr der Fremde etwas mehr bei sich zu haben von dem flüssigen Roth, als ihm gut war. Um es kurz zu machen: ich stellte mich etwas verwischt, wie der Studentenausdruck heisst und in diesem Zustande übte ich denn auf die Kellnerin keinen beängstigenden Eindruck mehr aus. Was ich früher mit allen Mitteln der Überredungskunst nicht zu erreichen vermochte, das sang sie mir in diesem meinen ihr vertraulicheren Zustande ungebeten und aus freien Stücken. Als ich hatte, was ich wollte, war auch der gut gespielte Dusel wieder verflogen. Gross war die Ausbeute jener Nacht zwar nicht, aber was ich niedergeschrieben hatte, war der Mühe werth: Der Kaltenbrunner Jodler (252 J. u. J., Nr. 48), der oben angeführte Bauernjodler (252 J. u. J., Nr. 49) und die beiden bereits genannten trefflichen Lieder, die seither im sechsten Hefte meiner Sammlung: Deutsche und deutschösterreichische Volkslieder für vierstimmigen Männerchor bei Rebay & Robitscheck erschienen sind. Ich will mit der Erzählung dieses Sammelgeschichtchens nicht etwa sagen, dass ich damals den kürzesten und besten Weg eingeschlagen hatte, um in den Besitz dieser Kleinodien zu kommen. Im Gegentheile, ich würde heute wohl viel einfacher und leichter zu meinem Ziele kommen als damals. Man lernt eben nie aus.

Nicht immer wird einem, Gott sei Dank, die Sache so schwer gemacht. Das schalkhafte Lied »Greane Fensterl« (im Satze für vierstimmigen Männerchor bei Leuckart in Leipzig, für gemischten Chor in der dritten Flugschrift des Deutschen

Volksgesangvereines erschienen) hatte ich im Jahre 1886 auf viel leichtere Weise in meinen Besitz gebracht. Die Schwagerin Mena (Philomena Mittendorfer aus Roith bei Ebensee) hatte mir dieses Lied, als ich sie mit meinem, wie für eine Hochtour ausgerüsteten, dicken Freunde W. in ihrer Sennhütte besuchte, welche in nächster Nähe des kaiserlichen Jagdhauses am Offensee liegt, wie ein Advokat in die Feder diktiert. Ich sass an dem Tische vor ihrer Hütte, die schlanke, schöngewachsene, nicht mehr ganz junge, aber noch immer saubere Schwagerin stand hochaufgerichtet neben mir und sang mir die Weise vor, indem sie nach jedem zweiten Takte, wie es eben der Bau der Melodie mit sich brachte, anhielt und wartete, bis ich das Gesungene aufgezeichnet hatte. Mit ihrem hellen Verstande und mit sicherem musikalischen Gefühle hatte sie die Weise in kleine Sätzchen getheilt. Eine weniger intelligente Person hätte nach jeder solchen Wartezeit von vorne anfangen müssen, Mena aber hatte dies nicht nothwendig. Wie sie bemerkte, dass ich den eben gesungenen Theil fertig gebracht hatte, setzte sie völlig richtig ein und sang mir den nächsten musikalischen Absatz vor. Unter so günstigen Umständen wird es auch dem Anfänger leicht, Lieder niederzuschreiben. Aber die wenigsten Leute verstehen sich auf diese einzig richtige Art musikalischen Diktierens. Viele vermeinen, es besonders gut zu machen, wenn sie einem die Melodie Ton für Ton vorsingen und übersehen ganz, dass Rhythmus und Takteintheilung bei einem solchen Vorgange völlig verloren gehen.

Nur eine Person habe ich seit etwa 15 Jahren auf meinen Sammelstreifzügen gefunden, die es noch besser verstand als Mena. Es war dies die schon erwähnte Stockerin aus Altlassing in Steiermark. Von meinem Standquartiere Rottenmann aus war ich im Vorjahre nach Lassing gewandert, um dort Lieder aufzuschreiben. Der Lassinger Lehrer Johann Gross, gegenwärtig in Niederöblarn im Ennsthale angestellt, interessierte sich, eine lobenswerthe Ausnahme unter seinen Standesgenossen, lebhaft für Volksleben und Volksmusik und unterstützte mich in meinen Bestrebungen bestens. Er hatte für den Abend soviel Sänger und Sängerinnen, als er in dem fröhlichen Lassingerthale aufzutreiben vermochte, in das Gasthaus in Altlassing zusammenbestellt. Als ich in seiner Begleitung im Abenddunkel von Lassing (»Kirchen«-Lassing) aus das Thal durchquerte und auf das an der anderen Thalseite am Abhang des Mitterberges gelegene Altlassing zuschritt, hörte ich in der Nähe des Gasthauses im Freien einen wunderbar fein zusammengestimmten Jodler singen, ohne dass ich der Sänger ansichtig zu werden vermochte. Es war die Stockerin mit ihrem Mann und Sohne und noch mehreren Anderen, die sich zu ihr hielten. Aus der Wirthsstube dagegen tönte mir der derbere Gesang einer anderen, jüngeren Sängergesellschaft entgegen. Es hatten sich offenbar zwei Parteien gebildet. Ich wollte keine missen, und der Herr Lehrer wusste die Stockergesellschaft endlich auch zu bewegen, sich ebenfalls in der Gaststube, natürlich an einem anderen Tische, niederzulassen. Und nun sangen die beiden Gesellschaften miteinander abwechselnd Lied um Lied. Ich schrieb, was ich schreiben konnte, und trachtete nach Möglichkeit, beiden eifernden Parteien wenigstens scheinbar die gleiche Aufmerksamkeit zu widmen. So schrieb ich denn bald an jenem, bald an diesem Tische, dass mir die Finger schmerzten. Als ich einmal nacheinander mehrere von der Stockergesellschaft gesungene Lieder aufgezeichnet hatte, hörte ich von dem Nebentische die halblauten beleidigten Worte: »Jetzt schreibt er dort noch eins auf!«, und ich musste natürlich eilends mich wieder der anderen Gesellschaft zuwenden, wollte ich Streit vermeiden. Als die Unterhaltung dann im Fluss war und es in der Stube immer lauter und lauter wurde, schlich ich mich verstohlen in die Küche und liess mir die Stockerin herüberholen, um mit ihr das Aufge-

schriebene nochmals durchzugehen und wenn möglich noch Neues von ihr zu erlangen. Da zeigte sich das Weiblein erst in ihrer ganzen musikalischen Tüchtigkeit. Sie diktierte nicht nur ebenso gut wie die Schwagerin am Offensee, sondern sie kontrollierte auch mit scharfen Augen, sie war ja Kirchensängerin gewesen, was ich niederschrieb, und wenn ein Ton ihrer schwachen alten Stimme, von dem Lärm, der von der Gaststube zu uns herüberdrang, unvernehmbar gemacht, von mir unrichtig niedergeschrieben worden war, da fuhr sie mit ihrem knöcherigen Finger flugs auf den Notenkopf los und rief: »c nicht d, Herr Professor« oder: »ein Achtel, nicht ein Viertel«. — Das war am 21. Juli des Jahres 1895 gewesen.

Am 6. August besuchte ich mit meinem Freunde und ehemaligen Schüler, dem wackeren Chormeister des Deutschen Volksgesangvereines, Bürgerschullehrer Carl Liebleitner, noch einmal das Lassingthal. Diesmal blieben wir in Kirchen-Lassing. Der Abend war schön und warm, wir hielten im Freien und setzten uns in die geräumige Hütte der Kegelbahn. Bald kam auch die Stockerin mit ihrem Manne und ihrem Sohne an, die wir hinbestellt hatten, und nun gieng es flink ans Niederschreiben. Der Gesang lockte bald mehr und mehr Leute aus der dumpfigen Wirthsstube heraus zu uns in die laue Nachtluft. Und bald war die Hütte so voll von Zuhörern und Sängern, als es nur möglich war. Nun sang nicht mehr bloss die Stockerin, nun sang, was singen konnte, und da meine Kraft nicht mehr ausreichen konnte, theilten wir uns in die Arbeit des Aufzeichnens. Die schöngewachsene junge Wirthin, die noch vor wenigen Jahren als Brentlerin auf der Kamplalm bei Rottenmann grosses Unheil unter der verliebten jungen Männerwelt angerichtet hatte, — es sollen auch etliche Stadtherren zu der sauberen Brentlerin hinauf gepilgert sein, wie die Sage erzählt — die saubere Wirthin also brachte uns endlich auch ihre Viehmagd und Brentlerin Martha zur Stelle, von der es bekannt war, dass sie trefflich jodeln könne. Und als die ihre »Gspannin« Kathel herbeigerufen hatte, da liessen die beiden Mädchen Jodler auf Jodler erklingen. Die Ausbeute jener zwei Abende war eine bedeutende; 29 Nummern trug ich am nächsten Tage mit nach Hause. Die Stimmung, ja die Stimmung, das ist die Hauptsache! Und mit dem Volke muss man verkehren können. Meine reichste Ernte heimste ich aber zu Ostern 1893 ein, wo ich in wenigen Tagen in Landl, Eisenerz, Vordernberg, St. Michael und Rottenmann (hier sei namentlich der Unterstützung meines Freundes Dr. Gotzsmats dankend gedacht) nicht weniger als 70 Nummern aufzuschreiben vermochte.

Wie man ein Volkslied findet, das dürften meine lieben Vereinsgenossen aus diesen Zeilen nun wohl entnommen haben; auch was ein Volkslied ist, und auch, was auf diesen Ehrentitel keinen Anspruch hat.

Am meisten stimmt, was Sammelmethode anbelangt, mit meinen Erfahrungen E. H. Wolfram in seinen nassauischen Volksliedern (Berlin, 1894) überein.

Auf Seite 18 des genannten Werkes findet sich das Wesentliche für den angehenden Sammler sehr gut zusammengefasst in den Worten: »Bezüglich der Mittheilung seiner Lieder verhält sich das Volk ziemlich scheu und abgeschlossen. Es glaubt, dieselben anderen als seinesgleichen nicht anvertrauen zu dürfen, und bewahrt sie auch wohl aus dem Grunde ängstlich, weil es fürchtet, es könne Scherz und Spott damit getrieben werden. Wo die Sänger dagegen ein wirkliches Interesse und Liebe für ihre einfachen Weisen finden, da sind sie in der Mittheilung derselben unermüdlich. Zu leichterer Entschliessung veranlasst man sie, wenn man ihnen gleich von Anfang an zeigt, dass man ihre Lieder schon kennt. Mit diesen mir bekannten Liedern fieng ich an, den Gesangreigen selbst zu eröffnen und nun

sprudelte der Quell der mündlichen Mittheilung bei meinen Sängern bald in unerschöpflicher Weise, und ein Lied reihete sich an das andere.«

Ich schliesse meine Plauderei mit dem Wunsche, es möge mir gelungen sein, unsere begeisterten Freunde der hehren Alpenwelt auch für den lebfrischen, älplerischen Volksgesang zu erwärmen. Sollte der Eine oder der Andere von ihnen aber sich auf seinen Wanderungen zum Aufschreiben echter Volksmusik herbeilassen und mir die Früchte seines Sammeleifers senden,[1]) so fühlte ich mich reich belohnt. Jede, auch die geringste Gabe, wird dankbar angenommen.

[1]) Nach Wien, V., Pilgramgasse 10.

Hausbräuche im Burggrafenamte
(Umgebung Merans).

Von

Karl Wolf.

In der Ecke der ausgetäfelten Stube steht der mächtige, runde Tisch; der »heilige Geist« in Gestalt einer Taube hängt darüber an einer Schnur; ein braun geräuchertes Kruzifix, eine Menge hellfärbiger Heiligenbilder, die Schutzpatrone für Haus und Feld, für Menschen und Vieh darstellend; hinter einem schmalen, an dem Getäfel angenagelten Lederstreifen stecken die runden, eisernen Löffel der Leute, — dem alten »Andl« mag vielleicht der beinerne gehören — und an dem Tische selbst sitzt der Bauer, einen steinernen Weinkrug vor sich. Ein Stück des harten Hausbrodes hat er auf die innere, hohle Handfläche gelegt und mit dem Heft seines Messers schlägt er darauf, um es mundgerecht zu verkleinern. Vor ihm steht ein junger Bursche, ein Knecht, der sich um Arbeit bewirbt. »Wie stellst di?« frägt der Bauer und streicht die auf der Tischplatte verstreuten »Brodbrusen« zusammen. Der Knecht nimmt langsam die Pfeife aus dem Munde, klappt den Deckel auf, klopft an das, aus der Hosentasche hervorschauende Heft seines Messers, dass die Asche herausfällt, schiebt die Pfeife gemächlich wieder zwischen die Zähne, zieht mit eingezogenen Wangen einigemale kräftig daran, um zu versuchen, ob sie gehörig Luft habe, dann kratzt er sich hinter dem Ohr, nimmt die Pfeife wieder heraus, spuckt dem Bauern genau in die Mitte zwischen die beiden, unter dem Tische hervorlugenden Schuhe und sagt: »Achtzig Güldelen Luan, zwoa Schürz und zwoa Pfoatnen, a Paarl nuie Schuach und oan Paarl fürgschüacht, wenn der Schuaster auf der Stear kimmt, und in meine Werchtig Housn an nuien Sitztheil eingsetzt, wenn der Schneider af der Stear kimmt, vour Jacobi acht Tag Frisch (Sommerfrische) und in Tag dreimal warm und zwoamal kalt zen ess'n«.

»Ja, was verlangest denn«, schmunzelt der Bauer, »wenn d' in ganz'n Tag fress'n därfst?« Lange sinnt der Bursche nach, kraut sich dann der Abwechslung halber mit der nassen Pfeifenspitze den Hinterschädel und sagt bedächtig: »In ganz'n Tag fress'n? Was i zelm verlang? Da muass i mi erst b'sinnen!« — Wenn der eine Stelle suchende Knecht einen Bauernhof betritt, dann schlendert er nicht ungerne durch die »Lawa« (Hausgang) der Küche zu. Dort setzt er sich auf den Rand des Herdes und stopft sich sein Pfeiferl, langt sich einen brennenden Scheit unter dem Kessel oder der Pfanne heraus, um selbes »anzukenten«. Dabei schielt er mit den Augen, des Rauches halber zwinkernd, hinauf zum mächtigen

Rauchmantel, den in Südtirol jede Küche über dem offenen Herd hat. Hängen dort die »Speckseiten«, die »Schweinshaxln«, die »rindenen Scheiter« (lange, dürre Stücke geselchten Fleisches) und »Köpf« schütter (lückenhaft), dann stackelt er wieder zur Thür hinaus, denn das ist verdächtig, sehr verdächtig für den »Kuchlbrauch« des Hofes.

Die Kost spielt eben im Burggrafenamte eine ganz wichtige Rolle und ein Hof, auf welchem eine sparsame Bäuerin wirthschaftet, kommt bald in Verruf und der Bauer thut sich schwer, ein tüchtiges Gesinde zusammen zu bringen. Der Küchenzettel, oder wie der Meraner Bauer sagt, der »Kuchlbrauch« hängt genau mit dem kirchlichen Kalender zusammen, und wehe, wenn dagegen verstossen wird.

Schon die im bäuerlichen Volke übliche Bezeichnung der Grösse der Feiertage, kennzeichnet diese streng eingehaltene Sitte. Feiertage mit grosser Speiseordnung werden »Kuchlfeirtig« genannt, während von einem gewöhnlichen Sonntag nur verächtlich gesagt wird: »Sell ist lei a gmoaner Sunntig.« Bezeichnend, welchen Werth der Burggräfler auf die Kost legt, ist gewiss auch der Umstand, dass sich der Gruss fast immer mit einer fürsorglichen Frage nach dem Magen des zu Begrüssenden verbindet. So ist es z. B. schicklich zu grüssen: »Guatn Morget! Hast schun Formess[1]) g'habt?« — »Grüass Gott! Thua lei 's Mittogessn nit versaumen!« — »Guatn Nommittog! Schau lei gach zur Marend!«[2])

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle ein kleines Gedichtchen folgen zu lassen, welches den Gruss in der Umgebung Merans charakterisiert:

»Kurios ist's, wia ma bei ins thuat grüassn
Ös werd's dös selber sogn müassn.
»Guatn Morget«, den Gruass, den heart ma da fast nit,
Öfter ober: »Zen Formess wünsch' i Appetit!«
Und thuast beim Formessgschirr nou allweil raumen
Hoast's schun: »Sei nit z'fleissi! Kannst 'n Holbmittog versaumen!«
Und eh' i dem a Antwort recht dersog,
Grüasst's hinter miar: »Gea lei bold iatz zen Mittog!«
Noch'n Ess'n zwiankert der Sepp pfiffig mit die Augn,
»Mogst«, grüasst er, »bold um an Oonser[3]) schaugn!«
Und kam geat's nocher gegn holbe Drei,
Grüasst jeder: »Ist die Marend woll schun vorbei?«
Triffst auf z'Nacht in die Leut,
Grüassn's: »zen Nachtlen[4]) war bald Zeit!«
Zen Fleiss aumuntern? O zelm fahlst weit!
Du muasst grüass'n: »Nit zu woadli (schnell), lass' diar fein Zeit!«
Und zwischn de Grüass hearst, i sog's leider:
»Gea, zahl a Halbe (Wein), sell ist g'scheuder!
D'rum willst in Ruaf der Freundlichkeit haben,
Grüass nit die Leut, grüass ihr'n Mog'n.

Die Leser dieser Zeilen haben ja eine grosse Liebe und Anhänglichkeit für unser Tiroler Land. Umsomehr hoffe ich ihr Interesse zu erregen, wenn ich ihnen über die »Kuchlbräuche« jenes Landstriches erzähle, in welchem sich die Einwohner in Sitten und Tracht noch echt erhalten haben. Ich meine damit das Burggrafenamt, die Umgebung des Kurortes Meran.

Und so beginne ich denn mit einem gar behaglichen »Kuchlbrauch«, der sich in der Küche des Bauernhofes selbst abspielt.

---

[1]) Formess = Mahlzeit vor der Messe = Frühstück.
[2]) Von marenda — Jause = Vesperbrod.
[3]) Oonser = ein Trunk zwischen Mittag und Jause, um ein Uhr.
[4]) Nachtlen = Nachtessen.

Die Küche ist zumeist ein hohes, gewölbtes Gelass, ein breiter, gemauerter Herd, welchen ein mächtiger Rauchmantel überdeckt, in dem Fleisch, Speckseiten und Würste »geselcht« werden. Ein grosser Küchenschrank steht irgendwo an der Wand, und an in dieselbe eingelassenen Eisenstangen hängen die verschiedenen Pfannen im Durchmesser von einem halben Meter bis zum kleinen Pfännchen, in welchem das »Kindsmus«, ein Milchbrei aus Weizenmehl und fettiger Milch, gekocht wird, mit dem die Kinder, ohne Unterschied, zu kräftigen Menschen aufgefüttert werden. Um diese Kost sollten die bleichsüchtigen, armseligen »Kunstkinder« der Städte, welche mit allerlei Tränklein, Säftlein, Thee und chemischen Speisen wissenschaftlich genährt werden, die Bauernkinder beneiden.

Auf der kleinen Bank steht das Wasserschaff, roth gestrichen und mit den heiligen Namen Jesus und Maria bemalt. Im Schaff befindet sich die eiserne »Gatz«, ein Schöpfer, welcher zum Trinken benutzt wird.

Mitten aus dem Rauchmantel herab hängt eine Kette, um den grossen Kessel zu befestigen, in welchem das »Trankl« für die Schweine gekocht wird, zumeist zu gleicher Zeit mit dem Essen der Leute, um das Feuer auszunützen.

An der Wand hängt der hölzerne Schüsselrahmen, mit Schüsseln und Tellern besteckt, und auf der untersten Stellage »Kaffeeschalelen« mit einem Fassungsraum von dreiviertel Liter.

Zumeist ist der Speiseschrank so gerückt, dass sich hinter ihm eine lauschige Ecke, möglichst neben dem vergitterten Fenster, bildet, und da hält die Bäurin ihre Siesta und ihre Plauderstündchen bei einer Tasse Kaffee ab. Da sitzt sie gern, wenn die »Tragerin« (Bötin, welche von und nach der Stadt den Verkehr vermittelt) Einkehr hält. Da wird nun ein tüchtiger »Tratsch« gehalten und die lieben Nachbarinnen weit in der Runde werden da »durchgehachelt«, genau so, wie in den Kaffeekränzchen in der Stadt. Auch gesellt sich der Bauer nicht ungerne hinzu, denn vor den Leuten Kaffee zu trinken, würde sich nicht recht schicken.

Die Zubereitung des Kaffees ist nicht sehr verschieden. Wenig Kaffee und viel Zichorien, oder viel Zichorien und wenig Kaffee, das wird auf allen Höfen stimmen. Aber sonst haben die Bäurinnen allerlei herrliche Zuthaten; gedörrte und gestossene Birnen, gebrannte Erbsen, Korn und Mais; Erdmandeln, Eicheln und dergleichen. Ich habe schon Kaffee getrunken, der ohne Wasser, gleich direkt in der Milch aufgekocht war.

Eine Gesellschaft machte vor Jahren einmal einen Ausflug in das Hinterpasseier, wo der eine merkwürdige Mann lebte, der vor Jahren einmal Bier getrunken hatte. Einer der Touristen hatte in seinem Rucksack ungeschickter Weise ein Pfund ungebrannten Kaffee. Die Bohnen wurden einer Bäurin mit der Bitte übergeben, den Kaffee zu kochen, bis die jungen Leute vom Edelweisssuchen zurück sein würden. Und als sie nach einer Stunde halberfroren zurückkamen, trug die Bäurin eine gar sonderbare Speise auf. Sie hatte den Kaffee gesotten, wie Erbsen oder Bohnen, mit zerlassener Butter übergossen und Zimmet darauf gestreut. »A fezzele hört (hart) werdn de Versöhln (Fisolen) halt nou sein. Sie sein fölli nit zen dersiadn gwest«, entschuldigte sie sich.

Die Speiseordnung auf einem Hofe des Burggrafenamtes ist folgende: Zum »Formess«, im Sommer um ½5, im Winter um 6 Uhr, kommt eine tüchtige Schüssel mit Brennsuppe und eine Pfanne Milchmus, ein Milchbrei aus Weizen und Türkenmehl. Um 8 Uhr tritt in der Arbeit eine halbstündige Pause ein zum »Halbmittag«, das will sagen, die halbe Zeit zwischen dem Beginne der Arbeit und dem Mittagessen. Da bekommt Knecht wie Dirne einen halben Liter Wein und Brod. Um 11 Uhr läutet es von allen Kirchthürmen Mittag; in vielen Orten wird auch schon um 10 Uhr ein kurzes

Glockenzeichen gegeben, damit die Bäurinnen nicht auf die Kocherei vergessen. In Tirol, wenigstens im südlichen Theile des Landes, ist es für jede Bäurin eine Ehrensache, selbst zu kochen. Behaglich und langsam stapfen die Leute dem Hofe zu, einige waschen sich sogar am Brunnen die Hände und dann versammelt sich alles in der grossen Stube. In der Ecke steht der runde Esstisch, die Jungdirn nimmt aus der Tischlade oder von der Wand die eisernen Löffel und Gabeln und breitet ein grobes Tischtuch aus, während alle Anwesenden laut das Tischgebet sprechen. Dann wird ein kleiner Schuber geöffnet, welcher aus der Stube direkt in die Küche führt und die Jungdirn bringt die mächtige Schüssel mit Knödel, aus denen daumdicke Speckwürfel hervorlugen. Die Schüssel wird mitten auf den Tisch gestellt und der heilige Geist, welcher immer über dem Esstisch hängt, dreht sich im aufqualmenden Suppendampf langsam im Kreise.

An der Wand nehmen die Männer, mitten unter ihnen der Bauer, und an der Aussenseite des Tisches die »Weiberleut« Platz. Vorsichtig sticht der Bauer den ersten Knödel mit seinem Löffel an, denn dies ist eine Kunst. »Wia die Weltkugl drah't si sou a saggere Knödl, wenn d'n anpackn möchst«, sagte schmunzelnd »'s Jörgele«. Der Reihe nach folgen die übrigen Leute, jeder seinen angestochenen Knödl im Auge behaltend, um nicht den Nachbar zu schädigen. Viel herumgestochen wird an den Knödeln überhaupt nicht. »A Monnsfaust groasser werd g'viartlt, und a klüanerer gedrittlt.« Von einem richtigen Knödelesser sagt der Volkswitz: »Oan im Maul, oan auf der Gabl und oan in der Schüssel auf'n Visiar«.

Ist man mit den Knödeln fertig, so wischt jeder fein säuberlich seinen Löffel am Tischtuche ab, die einzige Säuberung, die ihm wiederfährt. Dafür wird aber zumeist von der den Tisch deckenden Jungdirn gesorgt, dass jedermann immer denselben Löffel bekommt. Nicht ungerne reissen oder schneiden sich die Knechte mit dem Messer allerlei Zeichen ein.

Selbstverständlich steht vor jedem Essenden, Männlein oder Weiblein, ein Krug Wein. Nach den Knödeln wird Fleisch mit Kartoffeln oder Kraut, manchesmal auch letzteres beides gemischt, aufgetragen. Das Fleisch ist entweder »grün«, das ist frisch geschlachtetes, oder geselchtes. Lustig gabeln die Leute darauf los, den rechten Ellbogen auf den Tisch stemmend und den Unterarm wie einen Hebel zwischen Schüssel und Mund bewegend. Endlich fangt der eine oder andere der Leute an, sich mit der Gabel die Zähne auszustochern, der Hund kracht unterm Tisch die hingeworfenen Knochen zusammen, der Bauer gähnt und streckt sich, denn seiner harrt die Ofenbank mit einem hölzernen Schemel als Kopfunterlage zur Siesta; dann stellen sich die Leute rund um den Tisch und murmeln ihr Dankgebet, dem das Ave Maria angehängt wird. Beim Absatz, »das Wort ist Fleisch geworden«, knixen die Männer das rechte Knie ein und die Weiber schlagen mit geschlossener Faust, den Daumen nach oben gerichtet, sanft auf ihr Herz. »Jetzteren kann die Arbeit fein langsam wieder angehn«, sagt der »grosse Knecht«, und die Leute wandern hinaus auf die Felder.

Abermals ist aber bestens für den Magen vorgesorgt. Jedweder hat einen Kürbis (Kürbis- oder Pilgerflasche) mit Wein und ein Stück Brod mit, denn um 3 Uhr ist ja schon wieder »Marend« (Jause). Da setzen sich die Leute im Sommer unter einen Baum, oder arbeiten sie auf einem Berge, so suchen sie einen hübschen Aussichtspunkt auf und »marenden« mit Behaglichkeit und Ruhe. Im Hochsommer, wenn auf den Wiesen das Heu eingebracht wird, oder im Frühjahr, bei schwerer Arbeit in den Weinbergen, da wird auch um 1 Uhr eine kurze Trinkpause gemacht. Da erhalten die Leute zum Halbmittag und zur Marend einen Käse, der so schauerlich grau-blau-feucht aussieht, dass man nicht begreifen kann, wie ein Mensch

eine solche Pasta verzehren kann; vorausgesetzt, der Käse liegt nicht in Pergamentpapier eingeschlagen, mit einem englischen Namen, in der Auslage einer Delicatessenhandlung.

Um 6 Uhr läuten die Ave-Glocken von allen Thürmen und auf allen Gehöften beginnen die Kamine zu qualmen. Um 7 Uhr wird zumeist das Abendessen eingenommen und alles sitzt in derselben Ordnung rings um den Tisch. Jeder hat seinen Weinkrug zur Seite und inmitten des Tisches steht eine Schüssel mit Gerstensuppe, reichlich gemengt mit Speckschwarten und Geselchtem.

Schmunzelnd macht dann der grosse Knecht oder auch der Bauer die »Suppenprob«. Seinen Löffel steckt er aufrecht in die Suppe und ist sie so dick, dass er stehen bleibt, lobt er: »Heunt hat's die Bäurin a mal z'recht derwischt, heunt!« Nach dem Abendessen sitzen die Leute noch, eine halbe Stunde vielleicht, zusammen, und dann beginnt der gemeinsame Rosenkranz. Die Männer knieen auf der Bank an den Fenstern, die Weiber ziehen sich einen Stuhl herbei und beten laut mit.

Eigentlich am meisten gegessen wird an — Fasttagen. Kastaniensuppe, Küchl und Krapfen mit allen möglichen Einlagen, Pfannzelten, auf die eine mächtige Lage Kraut aufgelegt wird, »plentener oder woazener Rübl« (eine derbe Art Kaiserschmarren), Stockfisch und endlich die Delicatesse der Fastenzeit, Anguilotti. Das sind kleine, in einer beissenden Tunke marinierte Aale, von denen ganz unglaubliche Mengen verzehrt werden. Ich habe Bauern beobachtet, welche die gesäuerten Fische zum Kaffee assen.

Zur Weihnachtszeit werden Zelten, das sind Früchtenbrode, gemacht. Ein Gemengsel von Weinbeeren, Zibeben, Mandeln, Pignolien, Nüssen, Äpfel- und Birnenschnitten mit sehr wenig Brodteig. Jede Person auf dem Hofe bekommt einen Zelten. Die Dirndlen tragen denselben in die Kammer, denn zur Nachtzeit erscheint ja der Schatz beim Fensterl, um den »Zeltn unzuschneidn«. Zu diesem Zwecke kauft er sich ein Fläschchen Rosoglio, am liebsten dunkelroth gefärbten Vanille, und klopft leise, leise an:

»Diandl i hob an Vaniller,
Sou siass und sou roath wia dein Bluat,
O Diandl mach auf jetzt dei Fensterl,
O Diandele, gea sei sou guat.«

»O Diandel du hast an Zelt'n,
Voll Nuss'n und voller Zibeben,
Viel süasser aber ist halt dei Herzl,
Dös war halt mei Freud und mei Leben!«

»O Diandl schiab zrugg heut das Riegerl,
O Diandl, lass 's Fensterl nit zua,
Mit an brennroathn, siassn Vaniller
Steat draussn dei herzliaber Bua!«

Bei solchen Gelegenheiten kommt es aber nicht selten vor, dass das »Vanilliflaschl« in Scherben geht und manches Loch im Kopf dazu kommt, wenn zwei »Buabm« zu ein und demselben Diandl zum »Zelten unschneidn« gehen möchten. Harmloser wird das Zeltenanschneiden gemacht, wenn ganze Gesellschaften von Haus zu Haus ziehen. Da ist der »Vaniller« nur zum Schein mitgebracht, denn jeder besuchte Bauer holt willig und gerne einen mächtigen Krug Wein für seine Gäste.

Brod wird auf allen Höfen selbst gebacken; der Ofen steht meistens etwas abseits vom Hause. Durch Einsetzen der »Brodflecken-Rechen« wird die allgemeine Stube in eine Backstube verwandelt und selbstverständlich zu diesem Zwecke fürchterlich eingeheizt.

Die Bäurin mit den Mägden macht den Teig an, aus welchem die hier übliche Brodform, »die Paarlen«, gemacht werden. Diese werden in der Nacht auf

die Brodflecken, die mit Mehl bestreut sind, aufgelegt, damit sie unter Einwirkung des Sauerteiges und der Hitze schön aufgehen. Früh morgens wird der Backofen angefeuert und der Bauer selbst besorgt mit mehr oder minderer Geschicklichkeit das Backen.

Wie die Bände einer Büchersammlung werden die Paarlen dann in den Brodrahmen eingesteckt und in der Luft gedörrt, denn es wird nur viermal im Jahre gebacken. Das harte Brod ist ein ausgezeichnetes Mittel, die Zähne unserer Bauern zu reinigen.

Nur zu Taufen, Hochzeiten und »Pietschen« wird »Brezenbroad und Weggler« aus der Stadt geholt, oder auch zu den kleinen, heimlichen Kaffeekränzchen der Bäurin in der traulichen Küchenecke. Zu Allerheiligen erhalten die Kinder von ihren Taufpathen: die Knaben einen Hasen, die Mädchen eine Henne aus Brodteig, allerdings in abenteuerlichster Form; zu Ostern eine mächtige »Brezn«.

Kirchliche Feste werden ganz besonders durch »Kuchlbräuch« gefeiert. Am Vorabend des heiligen Dreikönigtages nimmt der Bauer einen Krug voll des in der Frühe in der Kirche geweihten »Dreikinigwassers«, welches in einem grossen Bottich vor der Kirchenthüre zu Jedermanns Gebrauch aufgestellt ist.

Der grosse Knecht trägt eine eiserne Räucherpfanne mit glühenden Kohlen, auf welche er von Zeit zu Zeit »Kinignrach« (Weihrauch) streut. Der Jungknecht bewaffnet sich mit einem Stück Kreide. So ziehen sie im Hause herum, besprengen Einrichtung und Einwohner mit dem geweihten Wasser und räuchern alle Kammern und Stuben, Küche und Keller durch. Ober jede Thüre werden mit Kreide die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige, C. M. B., mit der Jahrzahl aufgeschrieben. Die Leute halten gerne über die Räucherpfanne den Kopf, das hilft für Ohren- und Kopfschmerzen. Dann wird in Stall und Stadel herumgezogen und endlich über die Felder. An Zäunen und Weinlauben findet man da häufig aus Stroh geflochtene »Spritzer«, als Zeichen, dass an dieser Stelle »gekiniget« wurde. Vor solchen Plätzen haben die Hexen einen heiligen Respekt. Nach diesem Umzuge kommen die Leute in der Stube zusammen und der Bauer sagt sein Sprüchlein:

»Die heilign drei Kinig,
Mit ihnenen Stearn,
Sie essn und trinkn,
Ober zohln nit gearn.«

»Zahln thuan's schun mit'n heilign Segn«, schmunzelt nun die Bäurin. »Habt's ordentli durchi gracht und gspritzt?« — »Ei freili, in jedwede Kammer und Stuben«, versichert nun der Knecht. »Aber a brinzelts Grüchl gspür i. Von mein Kinigrach kimmts nit; mi deucht fölli aus der Kuchl schmeck (rieche) i's.« — »Jesus Maria«, stürzt nun die Bäurin davon, »'s werd döcht nit 's Kinignbratl unbrennen!« Bald sitzen die Leute vergnügt um den Tisch, fleissig macht der Weinkrug die Runde und sie freuen sich, was »die drei Kinign für gscheude Leut gwest sein, so'n a Mahlele zu stiften«.

Originelle Erscheinungen sind in Merans Umgebung die Saltner, wie man den Weinhüter nennt, dem im Herbste die Bewachung der Trauben und Feldfrüchte anvertraut wird. Seine alte, wunderliche Tracht ist an dieser Stelle ja schon des öftern beschrieben worden. Aber auch da kommt wieder ein »Kuchlbrauch« zum Vorschein. Wenn der Saltner sich auf den verschiedenen Höfen, deren Felder er bewachen soll, die also »sei Hut« bilden, vorgestellt hat (ein sehr anstrengendes Geschäft, denn überall bekommt er mindestens seinen halbmaassigen Krug guten Weines), so ladet er die Bauern seinerseits zum »Saltnerbratele« ein.

Bei dieser Vorstellung trägt der Saltner eine kurze, schwere Seitenwaffe, »Rungl«, auch »Rüngele« genannt. Aus dem Fenster der Gaststube, wo die Leute schmausen, wird eine Stange gesteckt und die Rungl daran gehängt zum Zeichen, dass hier »'s Saltnerbratele« gegessen wird.

Diese Sitte ist nur mehr in wenigen Dörfern zu finden. Der Saltner, welcher mit Antritt seines Dienstes eigentlich kein Haus mehr betreten sollte und selbst die Nächte nur mehr in der »Saltnerhütt«, irgend ein Verschlag aus Brettern und Maisstroh, verbringen darf, hat seine Kost der Reihe nach auf jenen Höfen, deren Felder er bewacht. Da machen die Leute nicht ungerne allerlei »Kuchlwitz«. Man backt in einen schönen Küchel irgend einen Gegenstand, einen Knopf, einen alten Messergriff, oder sonst etwas und freut sich unbändig, wenn der Saltner recht herzhaft hineinbeisst.

In der Suppe schwimmen ein Paar Würstl, mit Sägespänen gefüllt, ja sogar einen täuschend nachgemachten hölzernen Schweinebraten habe ich einmal gesehen. Der Saltner aber zahlt den Schabernack redlich heim. Er spioniert aus, mit wem das eine oder andere Dirndl »speanzelt« und am frühen Morgen findet die Schöne auf dem Platze vor dem Hause, aus Sägespänen gestreut, ein mächtiges Herz mit den Anfangsbuchstaben ihres Geliebten. Ein Bauer, auf dessen Hof der Saltner oft geneckt wurde, fand in der Früh einen Heuwagen auf seinem Dache, der vollständig zerlegt und oben wieder zusammengestellt worden sein musste.

Jedes Jahr finden in Meran drei grosse Fleischmärkte statt und da sieht die Laubengasse aus wie ein Schlachthaus. An den Pfeilern der Lauben lehnen Schragen und an diesen hängen drei- bis viertausend geschlachtete Schafe, Ziegen und Böcke. Früher wurden in den Hausgängen auch Rinder, zumeist Kühe und Stiere, geschlachtet und ausgeschrottet. Letzteres ist nun nicht mehr der Fall, da schon in allen Dörfern der Umgebung »Struzer«, das sind Kleinmetzger, zu finden sind. Der Fleischverkauf ist ein altes Privilegium der Passeirer, und wenn dieses auch gesetzlich nicht mehr besteht, so haben die Passeirer die »Struzerei« dennoch ausschliesslich behalten.

Da kaufen nun Bauer und Bäurin Fleisch ein, welches zu Hause entweder eingesalzen und geräuchert, oder zu sogenannten »Schublwürsten« verarbeitet wird.

Das Fleisch, die Lunge etc. etc. werden in groben Würfeln aufgeschnitten, mit Salz, Zwiebel und Knoblauch gemengt, ein Rindsdarm über die Röhre eines breiten Trichters geschoben und das Fleisch mit den Daumen in den Darm gedrückt oder geschoben. Daher die Bezeichnung »Schublwurst«.

Den Bedarf an Schweinefleisch und Speck, und das ist kein kleiner, züchtet und schlachtet jeder Bauer selbst auf seinem Hofe und die Knechte reiben oft förmlich vor »Gluscht« die Zähne, wenn sie das Gedeihen des für den Hausgebrauch bestimmten Schweines beobachten. Darüber, welche Fleischvorräthe auf einem Hofe des Burggrafenamtes verzehrt werden, hat mancher reiche Bauer des Flachlandes keine Ahnung. Ein altes Sprichwort sagt von einem grossen Hofe:

»Mit an kluan Fackl
Machns nit viel Spetackl!«

Hier z. B. einige Speiseordnungen für Feiertage in aufsteigender Rangordnung: 1. Knödl in der Suppe mit Salat. Gstraun (Schaffleisch) mit Kartoffel. Kalbsbraten mit Zwetschgen. Das ist nur ein »minderer« Kuchlfeiertag. 2. Knödl in der Suppe und Würste. Saure Suppe (Beuschl). Schweinebraten mit Kraut. Rindfleisch mit Kren. Kalbsbraten mit Zwetschgen. — Und nun folgt ein Feiertag erster Rangordnung: 3. Nudelsuppe mit Wurst. Kalbskopf in süsser Tunke. (Eingebrannte

Weinsauce mit Zucker, Pignolien und Zibeben.) Rindfleisch mit Kartoffel. Gebackenes Kalbfleisch mit Salat. Schweinebraten mit Kraut. Strauben. Kalbsbraten mit Zwetschgen.

Und weil mein Magen sich in einem besonders guten Zustand befindet, will ich auch noch die Speiseordnung einer Hochzeit aufzählen, der ich als Zeuge angewohnt habe. Die Trauung fand um 9 Uhr statt und wir wurden vorher mit Kaffee und Chocolade, weissem Wein und Torten bewirthet. Nach der Trauung begann das eigentliche Hochzeitsessen: Nudelsuppe und Wurst. Warmer Schinken ohne Beilagen. Kalbskopf in Essig und Öl. Fleischkrapferl im spanischen Teig. Gemischter Aufschnitt. Knödel und eingemachtes Kalbfleisch. Schweinshaxl auf Sauerkraut. Rindfleisch mit Kren. Halbgesalchtes Gstraun mit Kartoffel. Spitzstrauben mit Glühwein. Gebackenes Kalbfleisch mit Salat. Brodtorte. Schweinsbraten mit Kraut.

Mit diesem Gericht erscheint die Kellnerin und nimmt der Braut den Jungfrauenkranz ab und befestigt denselben auf dem Hute des Bräutigams. Die Kranzljungfrauen schenken auch ihre Kränze jenen Burschen unter den Gästen, welche ihnen am besten gefallen. Der Bursche hingegen muss für diese Ehrung ein oder mehrere Gulden Trinkgeld der entsprechenden Jungfrau geben. Nach dieser Zeremonie wurde weiter aufgetragen:

Gebratenes Rindfleisch in Zimmetsauce. Gebackene Kalbsfüsse und Wangerl. Brandlstrauben und Küchl. Kalbsbraten mit Apfelmus. Torten mit Glühwein.

Wir sassen von 10 Uhr früh bis abends 6 Uhr bei Tische und als mein Nachbar den Stuhl fortrückte, um aufzustehen, fragte ich: »Oho, schon ferti?« — »Freili«, lachte er vergnügt, »woasst, i muass schauen, dass i huam kumm. Mei Bäurin kocht heut a Gerst mit an schweinernen Angesicht (Kopf) und sell möcht i net versaumen!«

Selbst bei Todesfällen wird im Burggrafenamte auf den Magen nicht vergessen. Die Leichenbestattung findet meistens früh um 7 Uhr statt. Unmittelbar nach derselben werden die Gottesdienste für den Verstorbenen abgehalten und hernach der »Pietschen«, so nennt man den Leichenschmaus. Die ganze Gesellschaft der traurigen Hinterbliebenen bis zum weitesten Grade der Verwandschaft findet sich im Wirthshause zusammen und wird mit Wein, Brod und Käse in ausgiebigster Weise bewirthet, so, dass sie den Verblichenen ordentlich »beweinen« kann. Eine Stunde zumeist, nachdem sich die Versammlung über den Verlust schon etwas getröstet hat, erscheint plötzlich der Totengräber als memento mori. Er fordert alle Anwesenden in wohlgesetzter Rede auf, sich niederzuknien, was auch jedermann am Platze hinter seinem Weinkruge thut. »Nachdem Gott der Allmächtige abermals an dem gottselig Verstorbenen, wohlehr- und tugendsamen N. N. seinen heiligsten Willen verbracht hat und ihn aus diesem Jammerthale der Sünde und der Betrübniss abgerufen, um seine Seele durch die Flammen des Fegefeuers zu reinigen und sie nachher mit allen Heiligen und Auserwählten im Himmel in ewigem Glanz und Gloria zu vereinigen, so wollen wir ihr zu Hilf und Trost sieben Vater unser und Ave Maria mit aller Andacht beten«. Alles stimmt nun in das Gebet ein und selbstverständlich wird der Totengräber zum Pietschen zu Gaste geladen.

Indessen haben sich auch die »Thurnbuabm« eingefunden, denn das Schiedung- oder Scheidungleuten strengt an. Auch sie erhalten ihren Theil und erst dann löst sich die Gesellschaft unter allgemeiner Zufriedenheit auf.

Selbst die ärmste Wittwe scharrt ihre letzten Kreuzer zusammen, um ihrem Manne einen anständigen Pietschen zu veranstalten, wenn er begraben ist, denn man würde ihr jeden anderen Verstoss eher nachsehen, als jenen gegen den »Kuchlbrauch«.

Berg- und Gletscherfahrten in der Montblanc-Kette.

Von

Gustav Euringer.

Die Montblanc-Kette imponiert nicht nur durch die mächtige Einzelerscheinung des seine Umgebung weit überragenden »Monarchen«, sondern auch durch die lange Reihe ihrer vielgestaltigen Fels- und Firngipfel und die Pracht und Ausdehnung ihrer wunderbaren Gletscher. Charakteristisch für unsere Gruppe sind die sogenannten »Aiguilles«, welche sich durch kecken Aufbau und Schwierigkeit der Ersteigung auszeichnen. Erhaben und majestätisch schwingt sich die gewaltige Kette aus dem lieblichen Thale von Chamonix auf, während der jähe Absturz nach Süden an ernster eindrucksvoller Wildheit wohl alle ähnlichen Hochgebirgsbilder der Alpen übertrifft.

Meine erste Campagne in der Montblanc-Gruppe im Jahre 1889 stand unter keinem günstigen Stern. Die Witterung spielte mir so übel mit, dass ich in vierzehn Tagen nur zwei Hochgipfel besteigen und einen Gletscherpass überschreiten konnte. Meine Führer waren Clemens Perren von Randa und Kederbacher junior von Ramsau. Ich kannte beide als wackere und tüchtige Leute, aber in dem ihnen grösstentheils neuen und fremden Gebiete entbehrten sie doch zuweilen der nöthigen Entschiedenheit und Sicherheit.

Am 6. August kamen wir über den Col de la Forclaz und die Tête noire nach Chamonix. Dies ist eine wundervolle Fahrt. Besonders machte die romantische Gegend der Tête noire mit dem Mauvais Pas einen tiefen Eindruck auf mich. Der Höhepunkt landschaftlichen Genusses und effektvoller Überraschung erwartet uns aber, sobald der Col des Montets erklommen ist und der Wagen die vielfach gewundenen Strassenserpentinen gegen Argentière hinabrollt. Im Fluge erschliesst sich da die Zauberwelt von Chamonix mit einem Schlage. Bei jeder Biegung des Weges erscheinen neue Bilder: der Glacier du Tour, der Glacier d'Argentière, die wunderlich geformten Aiguilles und der majestätische Montblanc selbst mit seinem in gewaltigem Fluss der Linien prangenden Silbertalar von Gletschern.

Am Nachmittag des 7. August begaben wir uns nach Montenvers, das man auf einem belebten Saumpfad in etwa $2^1/_4$ Stunden von Chamonix aus erreicht. Auf dem Platze vor dem Hotel (1921 *m*) beherrscht der Blick weithin das Mer de Glace, flankiert von dem unvergleichlichen Granitobelisk der Aiguille du Dru einerseits und der prächtigen Aiguille des Charmoz andererseits, während im Hintergrund die ruhige Kammlinie der Grandes Jorasses und der Riesenfinger der Dent du Géant auftauchen — ein Bild von erhabener und ergreifender Schönheit, abgerundet wie wenige Veduten der Alpen.

Aiguille des Charmoz, ca. 3410 *m*.

Die Nomenklatur der kleinen Gruppe, welche sich vom Col de Blaitière in nördlicher Richtung bis in die Gegend von Montenvers erstreckt, war von jeher sehr verworren. Die Carte Mieulet, die sich auf die historischen Angaben von Bourrit und de Saussure stützt, bezeichnet P. 2866 als Aiguille de Grépon und P. 3442 als Aiguille des Charmoz. Der Guide Kurz[1]) hat diese Benennungen beibehalten, indem er bei der Aiguille de Grépon einen N.-Gipfel mit ca. 2840 *m* und einen S.-Gipfel mit 2886 *m* (soll vermuthlich 2866 *m* heissen), bei der Aiguille des Charmoz einen N.-Gipfel mit ca. 3410 *m* und einen S.-Gipfel mit 3442 *m* unterscheidet. Der heutige Sprachgebrauch weicht davon aber ganz wesentlich ab. In Montenvers bezeichnet man nämlich die niedrigen Ausläufer dieses Zuges gegen Norden (2642 und 2866 *m* C. M.) einfach als Petit Charmoz, den darauf folgenden deutlich ausgeprägten Felsgipfel, ca. 3410 *m*, als Grand Charmoz oder Aiguille des Charmoz, dagegen den am weitesten südlich stehenden Punkt, 3442 *m*, als Aiguille de Grépon. Einheimische und fremde Führer gebrauchen diese Namen in gleichem Sinn und dieselben sind bereits so populär geworden, dass es praktischer sein dürfte, sie beizubehalten, anstatt die veralteten historischen Angaben aufzufrischen. Der Verfasser wird sich daher auch in der folgenden Beschreibung der landesüblichen Nomenklatur bedienen.

Die Ersteigungschronik meldet, dass P. 2840 der kleinen Charmoz schon vor 1856 erreicht wurde. Die erste Ersteigung des P. 2866 vollführte J. A. Hutchinson am 18. August 1880. Die Grosse Charmoz oder Aiguille des Charmoz, ca. 3410 *m*, wurde zuerst von A. F. Mummery mit Alexander Burgener und B. Venetz am 15. Juli 1880 erstiegen. Dieselbe Karawane erkletterte am 5. August 1881 die Aiguille de Grépon, 3442 *m*, über den N.-Grat, während H. Dunod mit Fr. und Gaspard Simond und Aug. Tairraz diesen schwer zugänglichen Felsgipfel am 2. September 1885 über den SW.-Grat erreichte. Der Gipfelthurm dieser Felsnadel scheint nach übereinstimmenden Angaben von einer verzweifelten Schwierigkeit zu sein. Die Ersteiger pflegen sich dadurch zu helfen, dass sie mittelst einer verwickelten Prozedur ein Seil überwerfen und an demselben emporklettern. Diese Ersteigung ist sehr selten, doch ist zuletzt auch die Traversierung durchgesetzt worden. Häufiger wird die Aiguille des Charmoz betreten. Die ersten Ersteiger erreichten sie vom Glacier des Nantillons aus fast direkt über die Felsen der Westflanke. Leichter ist der jetzt gebräuchliche Zugang durch das Schneecouloir, das zwischen Aiguille des Charmoz und Aiguille de Grépon hinanzieht. In neuerer Zeit ist die Traversierung des Berges zu einer beliebten Tour geworden, wobei man sämmtliche fünf Zacken des Gipfelgrates betritt. Die erste Besteigung aller fünf Zacken wurde im Sommer 1887 von H. Dunod ausgeführt. Die zweite Begehung in diesem Sinne gelang am 10. September des gleichen Jahres P. H. José mit Fr. Simond und P. Burnett (S. J. XXIII, 465). Spätere Touristen unterschieden sogar zehn überstiegene oder erstiegene Zacken. Diese Route soll die interessanteste Felskletterei in der Umgegend von Chamonix bieten, war aber dem Verfasser zur Zeit seiner Besteigung der Charmoz leider nicht bekannt. Als Zugang zum Gipfelgrat, wie auch als Abstieg von demselben benützt man in allen Fällen der Traversierung die beiden Couloirs, welche auf den Glacier des Nantillons münden. (Vergl. Guide Kurz, p. 110.)

Am 8. August morgens 2 Uhr 45 Min. traten wir zugleich mit einer englischen Partie unsere Tour an. Hinter dem Hotel du Montenvers führt ein Pfad hinan

[1]) Guide de la Chaine du Montblanc par Louis Kurz. Neuchatel 1892.

zu einem Steinmann auf der Spitze des Hügels. Dann traversiert man zu einem zweiten gegen Chamonix schauenden Signal. Von hier aus muss man an steiler Graslehne etwas abwärts steigen und betritt eine Bergterrasse, welche einst der Schauplatz eines ungeheuren Bergsturzes gewesen sein muss und mit riesigen Felstrümmern bedeckt ist. Diese Erscheinung gehört jedenfalls zu den sogenannten »Steinmeeren«. Von Block zu Block schreitend oder springend queren wir diese lange und ermüdende Strecke, während der Blick ins grüne Thal von Chamonix hinabschweift. Nach Übersteigung eines Moränenwalles stehen wir endlich am Fusse des Glacier des Nantillons dicht unter den röthlichen Zacken der Kleinen Charmoz. Eine jähe Felswand springt auf der anderen Seite aus dem Massiv der Blaitière gegen den Gletscher vor und theilt diesen in zwei Hälften. Die untere Hälfte ist sanft geneigt, die obere Hälfte dagegen hängt steil herab; ihre vor dem Eintritt in den engen Durchlass wild emporgebäumten Eismassen sind schauerlich anzusehen und bilden in ihrem Sturze mächtige Seracs, die unseren Weg bedrohen. Man hält sich daher so viel als möglich im Schutze der Felswand, die erklettert werden muss, und quert dann in der Höhe mit aller Eile den Gletscher, um an den Fuss des grossen Couloirs zu gelangen, das zwischen der Aiguille des Charmoz und der Aiguille de Grépon herabkommt (7 Uhr 30 Min.). Wir trafen diese Schlucht mit Eis und Schnee erfüllt. Dieselbe erforderte desshalb eine langwierige Stufenarbeit. Um Zeit zu sparen wandten wir uns gegen die Felsen und stiegen am linken Rand der Kluft auf schmalen Bändern unter überhängenden Felstrümmern empor. Diese Strecke erforderte ziemliche Vorsicht, weil verschiedene Blöcke, die uns als Haltepunkte dienten, nicht recht zuverlässig waren. Eine steile Mauerkrone umschliesst den Kopf unseres Couloirs. Wir erklettern dieselbe auf der Charmozseite und halten am Beginn des Gipfelgrates kurze Rast. Die nahezu senkrechte Nordwand der Aiguille de Grépon, der Weg der ersten Ersteiger, stand uns jetzt gerade gegenüber und ihre glatten, griffiosen Felsen machten einen abschreckenden Eindruck. Der Gipfelthurm schien lediglich aus einer gewaltigen, aufrechten Platte zu bestehen, die mit einem winzigen Steinmännchen gekrönt war. Gegen dieses grauenerregende Problem war unsere Aufgabe nur mehr kurz und unterhaltend. Während die Engländer bis hierher die Führung gehabt hatten, traten wir nun an die Spitze und gelangten vermittelst einer interessanten Kletterei, welche zuletzt durch einen engen und glattwandigen Kamin führte, bald auf den nach allen Seiten freien, höchst exponierten Gipfel der Aiguille des Charmoz (9 Uhr 45 Min.).

Die Aussicht ist etwas beschränkt, bietet aber einen grossartigen Blick auf Montenvers und das Mer de Glace, umgeben von den imponierenden Berggestalten der Aiguille du Dru, Aiguille Verte, Grandes Jorasses und Dent du Géant. Einen packenden Contrast gegen die Eisregion des Mer de Glace bildet das liebliche Thal von Chamonix, aus dem das Städtchen selbst heraufblickt. Merkwürdig ist der in eine Anzahl origineller Zacken zerfallende Gipfelgrat, aus dem unsere Spitze, die vorletzte gegen Süden, firstartig als unzweifelhaft höchste Erhebung emporragt. Die oben erwähnte Überschreitung dieses Kammes scheint nach den mir später bekanntgewordenen Daten nahezu drei Stunden Zeit zu erfordern. In der Gipfelflasche fand ich u. A. eine Karte des inzwischen im Kaukasus verunglückten Engländers Fox.

Um 10 Uhr 10 Min. traten wir den Abstieg an. Wir machten diesmal eine Variante, indem wir auf der, wenn ich nicht irre, gegen Nordwest gekehrten Gipfelplatte zu einem Felsbord hinabrutschten und den Kamin auf der Westseite umgiengen. Das Couloir war nicht gut zu passieren, da der Zusammenhang von Schnee und Eis ein lockerer war und letzteres aus unzuverlässigen Scheiben und

Splittern bestand. Überdiess ist diese Schlucht den Steinfällen ausgesetzt. Um 12 Uhr 45 Min. am Fusse des Couloirs angelangt, querten wir den Glacier des Nantillons unterhalb der Seracs im Eilmarsch. Um 1 Uhr 30 Min. befanden wir uns ausser Gefahr und hielten auf der Moräne Mittagsrast. Nachdem die mühselige Überschreitung des Trümmerfeldes noch eine harte Geduldprobe an mich gestellt hatte, ward Montenvers um 3 Uhr 45 Min. erreicht.

Diese meine erste Hochtour in der Montblanc-Kette machte einen deprimierenden Eindruck auf mich durch die Unsicherheit der Verhältnisse, womit man zu rechnen hat. Der bedrohliche Gletscher und das unangenehme Couloir erschreckten mich über Gebühr, wogegen ich die eigentliche Felskletterei leichter als erwartet fand. Auch der lästige Bergsturz erregte mein Missfallen und ich ahnte damals nicht, dass ich einen grossen Theil dieser unbehaglichen Route auf späteren Touren noch viermal wiederholen werde, ohne mich dabei sonderlich aufzuregen. Immerhin war mir aber dieser erste Versuch interessant und lehrreich für den Maassstab, den man in der Montblanc-Gruppe anzulegen hat.

Als nächstes Ziel hatte ich die stolze Aiguille du Dru erkoren. Allein das Wetter änderte sich über Nacht, mit einem Gewitter beginnend und mit Neuschnee endend. Ich hielt es daher für besser mich nach Chamonix zurückzuziehen, überschritt das Mer de Glace und stieg über den jetzt harmlosen Mauvais Pas und den Chapeau zu Thal. Letzteres ist bekanntlich der Name einer in origineller Weise unter einen Felsen gebauten Schenke.

Den 10. August konnte ich bei theilweiser Aufheiterung zum Besuche der Flégère (1806 *m*) und des Mont Brévent (2525 *m*) benützen. Diese beiden prächtigen Aussichtspunkte befinden sich auf dem der Montblanc-Kette parallel laufenden und durch das Thal von Chamonix von ihr getrennten Zuge der Aiguilles Rouges, dessen hübsche Bergformen der Gegend zur Zierde gereichen. Die Flégère ist jenes so freundlich von seiner Bergterrasse ins Thal hinabgrüssende, weisse Haus gegenüber dem Hotel du Montenvers, während der Mont Brévent dicht über Chamonix mit schroffen, nackten Wänden malerisch aus der Waldregion emporsteigt. Streng genommen wird er nicht mehr zu den Aiguilles Rouges gerechnet und die Farbe seiner Wände hat auch mehr einen grauen Grundton. Der Name Aiguilles Rouges rührt davon her, dass das Gestein dieser Bergkette stark eisenschüssig ist und daher stellenweise eine auffallend rothe Farbe zeigt.

Chamonix um 7 Uhr morgens verlassend, erreichte ich das Kreuz der Flégère um 9 Uhr 20 Min. Die Aussicht umfasst die ganze Montblanc-Kette, vom Col de Balme bis zum Col de Voza, besonders schön präsentiert sich aber die Umrahmung des Glacier d'Argentière und des Mer de Glace. Der Quergang von La Flégère an den Fuss des Mont Brévent angesichts des gegenüberliegenden, greifbar nahen, majestätischen Hochgebirges gehört zu den dankbarsten und grossartigsten Wanderungen in den Alpen. Über aussichtsreiche Bergterrassen gewinnt man innerhalb zwei Stunden das Wirthshaus Planpraz (2064 *m*). Von hier führt ein guter Weg an den Fuss der Felswände. Durch einen bequemen Kamin mit Stufen und Drahtseil erreicht man eine Gratscharte und verfolgt dann den breiten, trümmerbedeckten Bergrücken bis zum freien Gipfel des Mont Brévent (1 Std.). Den Glanzpunkt dieser unvergleichlichen Aussichtswarte bildet der Montblanc selbst, der hier zur vollen Entfaltung gelangt und in ungeahnter Pracht und Grösse vor uns steht. Reizend ist der Blick ins grüne Thal von Chamonix. — Der Rückweg nach Planpraz erforderte 45 Minuten, der directe Abstieg von da nach Chamonix $1^1/_4$ Stunden. Vom Gipfel des Brévent kann man auch den etwas längeren aber

nicht minder dankbaren Weg über den Pavillon de Bel-Achat nach Chamonix einschlagen. Wenn man sich etwas Zeit lässt, wird man einen Tag recht angenehm mit dieser ungemein lohnenden Partie auf Flégère und Mont Brévent ausfüllen.

Nun folgten fünf Tage schlechten Wetters, welches nur einen Ausflug nach dem Glacier des Bossons gestattete, und ich besorgte, dass mir nicht einmal die Ersteigung des Montblanc, den ich anfangs etwas geringschätzig beurtheilt hatte, glücken könnte. An eine Traversierung desselben war bei dem reichlichen Neuschnee ohnehin nicht zu denken, und ich lag mit meinen Führern auf der Lauer, um mir den ersten schönen Tag nicht entgehen zu lassen und wenigstens den Gipfel zu erreichen.

Montblanc, 4810 *m*.

Die Geschichte des Thales von Chamonix und des Montblanc sind eng mit einander verknüpft. Der Verfasser muss aber darauf verzichten, einen Überblick dieses riesigen Materiales zu geben, und sich damit begnügen, einige wenige Daten hervorzuheben. Die ersten Fremden, welche das Thal von Chamonix bereisten, waren die Engländer Pocock und Windham, die dasselbe im Jahre 1741 sozusagen entdeckten und bis auf Montenvers am Mer de Glace vordrangen, wo eine Inschrift an der Pierre des Anglais, einem riesigen erratischen Block, noch heute daran erinnert. Im folgenden Jahre wurde der Montblanc in einem Bericht des Genfers Martel erwähnt als »la pointe qui passe pour la plus haute des Glacières et peut-être des Alpes«.[1]) Die erste Ersteigung wurde durch Jacques Balmat und Dr. Paccard im Jahre 1786 ausgeführt. Saussure unter Leitung des Jacques Balmat folgte im nächsten Jahre. Ein durch den Hinweis auf das gewaltige Montblanc-Massiv doppelt wirksames Denkmal in Chamonix ehrt diese beiden, ihre Zeitgenossen an Thatkraft und Hingabe weit überragenden Männer, deren Initiative wir die frühzeitige Ersteigung des höchsten Gipfels der Alpen verdanken.

Man kann den Montblanc heutzutage auf elf bis zwölf verschiedenen Routen ersteigen, von denen einige allerdings streckenweise zusammenfallen. Der Guide Kurz giebt ein übersichtliches Verzeichniss von elf Anstiegslinien mit den Daten der erstmaligen Begehung.

Seit Erscheinen des Guide Kurz ist aber noch eine zwölfte Montblanc-Route eröffnet worden, und zwar die kühnste und gefährlichste von allen, nämlich jene von Courmayeur über den Brenvagletscher, die Aiguille Blanche de Péteret und den Montblanc de Courmayeur durch Paul Güssfeldt mit Emil Rey, Chr. Klucker und dem Träger Ollier. Diese Expedition dauerte einschliesslich des Rückweges nach Courmayeur vier Tage, nämlich vom 14. bis 17. August 1893, und gliedert sich wie folgt: Erster Tag: Courmayeur, Glacier de la Brenva, Bivouac, auf der Ostseite der Aiguille Blanche in 3200 *m*. Zweiter Tag: Aiguille Blanche, 4103 *m*, Péteret-Kamm, zweites Bivouac auf der Südseite des Montblanc de Courmayeur in 4250 *m*, ohne Decken und Feuer. Dritter Tag: Montblanc de Courmayeur, 4756 *m*, Montblanc, 4810 *m*, Cabane Rochers Rouges, 4510 *m*. Vierter Tag: Mur de la Côte, Corridor, Grand Plateau, Dome du Glacier, Aiguilles Grises, Courmayeur. Einen Schaden an ihrer Gesundheit haben die Theilnehmer nicht erlitten. Derselbe Anstieg wurde in den Tagen vom 26. bis 28. August des gleichen Jahres wiederholt durch den Engländer Farrar mit Gio. Batt und Daniele Maquignaz. Diese Expedition hatte für einen der beiden Führer einen unglücklichen Ausgang, da sich derselbe hiebei einen Fuss derart erfror, dass er ihm in Chamonix amputiert werden musste.

[1]) Levasseur: Les Alpes et les Grandes Ascensions, p. 96.

Der Verfasser musste sich nach der vorausgegangenen schlechten Witterung damit begnügen, den Berg auf der jetzt üblichen Route von Chamonix zu besteigen. Wir brachen am Vormittag des 16. August um 11 Uhr von Chamonix auf und erreichten den Pavillon de Pierre Pointue, 2040 *m*, um 1 Uhr 15 Min., wo wir von der Partie Pictet-Genf eingeholt wurden und einstündige Mittagsrast hielten. Sehr schön ist hier oben der Blick auf Chamonix und den nahen Glacier des Bossons mit seinen prächtigen Seracs. Dieser Punkt, der auf bequemem Saumpfad zu erreichen ist, darf auch Ausflüglern als dankbares Ziel empfohlen werden. Ein gebahnter Weg führt uns unter den als steinfallgefährlich bekannten Abstürzen der Aiguille du Midi hin zur vereisten Moräne, die wir etwa um 3 Uhr betraten. Dann folgt eine interessante Wanderung durch das Spaltengewirr und die Seracs des Bossonsgletschers. Diese Partie bietet sehr hübsche Details und ist für Neulinge zwar mühsamer, aber auch überraschender als die ganze übrige Montblanc-Route (unter günstigen Verhältnissen). Etwa nach einer Stunde vom Festlande aus wird der Gletscher zahmer, doch legen wir hier der verborgenen Schründe halber das Seil an. Zahlreiche Tracen geben unserem Weg das Ansehen einer Strasse. Die von spitzen Zacken gekrönte Felsinsel der Grands Mulets mitten im Eise wird jetzt deutlich sichtbar, wir nähern uns ihr im Bogen und betreten um 4 Uhr 50 Min. das gastliche Obdach. Die bewirthschaftete Cabane (3050 *m*) bietet allen in solcher Höhe zu erwartenden Comfort und es fehlt auch nicht an Betten.

Der Himmel hatte sich inzwischen vollständig aufgeklärt und wir genossen einen schönen Abend in dieser grossartigen Umgebung. Hinter der Hütte ist der höchste Gipfel des Montblanc sichtbar und ich beobachtete in weihevoller Stimmung, wie der letzte Sonnenstrahl denselben röthete.

In der Cabane waren ausser Herrn Pictet und mir auch zwei Argentinier anwesend, feine, liebenswürdige Leute, welche den Montblanc als ihre erste grössere Bergtour auserkoren hatten. Bei angenehmer Unterhaltung, aber kühler Temperatur ward ein einfaches Mahl als Table d'hôte serviert. Unsere Cigarren rauchten wir dann theils im Freien, theils in der Küche.

Der Morgen des 17. August überraschte mich freudig durch prächtiges Wetter. Mond und Sterne glänzten noch, als wir um 2 Uhr 15 Min. von den Grands Mulets aufbrachen. Der im Schatten liegenden Partien halber benützten wir jedoch die Laternen und giengen angeseilt. Unsere drei Karawanen hatten sich gleichzeitig in Bewegung gesetzt, von den Argentiniern aber war einer zurückgeblieben, da ihm der Aufstieg zu den Grands Mulets noch in den Gliedern lag. Zuerst streifen wir die Felsen, dann wird eine kurze, steile Halde über einer Randkluft stufenhauend genommen, hierauf verfolgen wir geraume Zeit einen schmalen aber lawinensicheren Firngrat. Später führt der Weg monoton durch ein von gewaltigen Eiswällen eingeschlossenes Gletscherthal zum Grand Plateau, 3932 *m*, wo wir Frühstücksrast hielten (6 Uhr bis 6 Uhr 15 Min.).

Die Beschaffenheit des Schnees war bis hierher vorzüglich, derselbe war an der Oberfläche hart gefroren und vollkommen tragfähig. Spalten bemerkte ich nirgends, der Weg war daher bequem und nur durch seine Einförmigkeit ermüdend. Trotz der geringen körperlichen Anstrengung beschlich mich aber auf dem Grand Plateau eine fast unüberwindliche Trägheit und ich widerstand nur mit Mühe der Versuchung, mich auf den Schnee zu legen und einzuschlafen. Ausserdem verspürte ich Appetitlosigkeit und Athemnoth. Die einheimischen Führer versicherten mir jedoch, dass derartige Anwandlungen in diesem windstillen Kessel häufig seien und dass es mir gewiss besser würde, sobald ich auf den luftigeren Grat käme. Sie hatten vollkommen Recht, wie sich später zeigte.

Auf dem Grand Plateau trennen sich bekanntlich die Wege, links führt jener zum Corridor, in der Mitte die jetzt behördlich verbotene Route der ersten Ersteiger über die Rochers Rouges und rechts die übliche Anstiegslinie zum Dôme du Goûter, die auch wir einschlagen. Es gilt hier einen ziemlich steilen, ca. 400 *m* hohen Firnwall zu erklimmen, der endlos scheint. Mühsam wurde diese unschwierige Strecke im nachgebenden Schnee überwunden. Oben angekommen lassen wir den nahen Gipfelpunkt des Dôme (4331 *m*) rechts liegen und folgen dem Grat, der sich von ihm über die Bosses du Dromadaire zur Calotte hinanzieht. Auf den willkommenen Rochers de Bosses wird noch einmal eine Viertelstunde gerastet (7 Uhr bis 7 Uhr 15 Min.).

Später ist hier eine Hütte (Refuge Vallot, ca. 4400 *m*) erbaut worden, welche einen dreifachen Zweck erfüllte. Sie diente für die wissenschaftlichen Beobachtungen des Herrn Vallot, gewährte den Arbeitern für die Errichtung des grossen Observatoriums auf dem Gipfel einen Stützpunkt und beherbergte auch Ersteiger des Berges. Frédéric Payot, der Führer der Karawane Pictet, war es, der nachmals diese kühnen Unternehmungen leitete und zu glücklichem Gelingen brachte.

Die Ersteigung des Montblanc über die Bosses du Dromadaire ist nach der Auffassung von heutzutage unschwierig, während man mehr als 50 Jahre lang die Begehung dieses nur streckenweise steilen und scharfen Kammes für unmöglich hielt. Als man sich endlich an den Aufstieg wagte, blieb der Abstieg noch lange Zeit vermieden und gefürchtet. Umgekehrt ist jetzt der Weg der ersten Ersteiger über die Rochers Rouges wegen der damit verbundenen Lawinengefahr verlassen. Ein grosser Reiz unseres Weges besteht in dem freien Blick nach beiden Seiten, besonders auf die uns neue Welt der Miage-Gruppe, deren Gletscher in furchtbarer Tiefe liegen. Ich fand die Gratwanderung aber doch langwierig und erschöpfend, weil sowohl die Entfernung täuscht, als auch die Gestaltung der Firnschneide selbst durch ihre Schneehöcker mehrmals die rasche Erreichung des Gipfels vorspiegelt. Wiederholt geht es auf und ab, bis endlich nach zahlreichen kurzen Athempausen, zu denen uns die dünne Luft nöthigt, die Calotte gewonnen ist. Ich hatte mich in die über Erwarten verlängerte Dauer des Anstieges und die fortwährenden Enttäuschungen so hineingelebt, dass ich zuerst ungläubig um mich schaute. Doch es war richtig und kein Zweifel möglich, ich stand auf dem abgerundeten Gipfel des Montblanc. Es war 9 Uhr 15 Min. Unsere drei Karawanen hatten sich etwa vom Dôme du Goûter an getrennt, die Karawane Pictet war eine Viertelstunde vor mir auf der Spitze eingetroffen, während der Argentinier noch eine volle Stunde später während unseres Abstieges mit dem Berge rang.

Ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich jetzt über uns und eine ungetrübte Fernsicht erstreckte sich nach allen Seiten. Wir bemerken die lange Reihe der Berner Alpen, die sich recht unscheinbar ausnehmen, den Gipfelkranz von Zermatt, in welchem fast nur mehr der Monte Rosa durch Masse und Höhe imponiert, sowie das übrige Gewirr der Penninischen Alpen, in dem wir den Grand Combin erst mühsam suchen müssen. In der Tiefe zieht das Thal der Dora Baltea kerzengerade nach Süden und darüber stehen die Grajischen Alpen mit Grivola und Paradiso, sowie in weiter Ferne der Monte Viso. Dann folgen die Berge des Dauphiné und andere Züge, aber alles erscheint nieder und unansehnlich und kommt von unserem erhabenen Standpunkte aus nicht mehr zur Geltung. Rings umgeben uns die heute tiefverschneiten Aiguilles mit ihren trotzigen Zacken. Im Norden blaut ein Stück des Genfer Sees und ein dunstiger Theil der Ebene ist sichtbar. Das schönste Moment der Montblanc-Aussicht schien mir der Blick in das reizende Thal von Chamonix zu sein, in dem das Städtchen selbst gar niedlich

dalag. Im grossen Ganzen aber muss ich mich dem Urtheil derer anschliessen, welche die Montblanc-Aussicht enttäuschend fanden, denn sie ist mehr durch weiten Umfang als durch malerischen Reiz ausgezeichnet. In letzterer Hinsicht steht sie dem Panorama vieler bedeutender Schweizer Gipfel, wie Jungfrau, Monte Rosa, Weisshorn, Matterhorn und Dent blanche entschieden nach. Das freudige Bewusstsein der erreichten Höhe und des seltenen Standpunktes muss uns auf dem Montblanc insbesondere auch dafür entschädigen, dass das Auge hier oben den Dienst versagt und die feinen Einzelheiten nicht mehr zu erkennen und zu würdigen vermag.[1])

Um 10 Uhr trat ich den Abstieg an. Auf dem Grat blies uns plötzlich ein schneidend kalter Wind entgegen, der mir das Wasser aus den Augen trieb, dass dieselben schmerzten. Die Rochers des Bosses wurden um 10 Uhr 35 Min. passiert. Wir stiessen hier auf eine noch im Anstieg begriffene Colonne von elf Mann. Es waren italienische Alpinisten, die über den Glacier de Bionassay italien heraufgekommen waren und damit zum erstenmale die Montblanc-Ersteigung verbanden — eine Leistung, die vom Bivouacplatz am Fusse der Aiguilles Grises bis zum Gipfel zwölf Stunden einschliesslich Rasten erforderte. Der Schnee war nunmehr völlig erweicht und wir sprangen über die steilen Halden vom Dôme du Goûter an bis zum Grand Plateau mehr hinab als wir giengen, indem wir möglichst weite Schritte machten. Um 11 Uhr 10 Min. passierten wir unseren Frühstücksplatz auf dem Grand Plateau, wo nunmehr eine fast unerträgliche Hitze herrschte. Die Blendung durch die gleissenden Firnfelder wurde zur Qual. Und doch konnte ich erst jetzt bei vollem Tageslicht dem grossartigen Charakter der gewaltigen Umgebung gerecht werden. »Es giebt kaum eine andere Landschaft (sagt Güssfeldt in seinem Werke »Der Montblanc«, S. 211), in welcher die schimmernde Firndecke so einheitlich ausgebreitet liegt, so selten unterbrochen wird durch braune Flächenstücke nackten Gesteins. Dieses Zurücktreten der Felsgebilde macht den Eindruck eigenthümlich. Still und gewaltig steigen die Hänge auf, und doch so ernst mahnen die tiefen Zerreissungen, die falldrohenden Eisblöcke, die zur Ruhe gebetteten Lawinentrümmer daran, dass das Schreckliche im Gefolge des Erhabenen wandelt.« Im Eilmarsch gieng es fortan hinab, wobei wir nicht selten bis über die Kniee im pulverigen Neuschnee waten mussten. Der Wunsch, dem in der Mittagssonne erglühenden Gletscherthal zu entrinnen, wurde zur Begierde und auch die Sorge um unsere Sicherheit zu dieser Stunde beschleunigte unsere Schritte. Schon um 12 Uhr 55 Min. traten wir daher über die Schwelle der Grands Mulets.

Nach einiger Erfrischung setzte ich um 1 Uhr 30 Min. den Abstieg fort und traf um 3 Uhr 5 Min. im Pavillon Pierre Pointue ein, wo ich bis 4 Uhr 45 Min. behagliche Mittagsrast hielt und mich des Blickes nach oben und nach unten freute. Die ungeduldigen Führer hatte ich vorausgeschickt und bummelte dann gemächlich nach Chamonix hinab (6 Uhr 15 Min.). Die bekannten Ehrungen der Montblanc-Fahrer in Chamonix werden mit grosser Zähigkeit festgehalten, obgleich dieselben ihre Bedeutung längst verloren haben. So hatte ich mir die Böllerschüsse ausdrücklich verbeten, aber die Hotelbediensteten liessen sich den naiven Brauch nicht nehmen, wobei ihnen das Malheur passierte, dass sie schossen, sobald meine Führer um die Ecke bogen, weil man den Touristen natürlich dahinter vermuthete. Als ich ganz reglementwidrig ein paar Stunden später gemüthlich daherschlenderte, was blieb da übrig, als diess gleichfalls durch Böllerschüsse dem staunenden Chamonix zu verkünden. Ich will gleich hinzusetzen, dass dem Touristen dieser Ehrengruss nicht immer geschenkt ist. Das Hotel pflegt sich zwar nicht hineinzumischen,

[1]) »Der Radius des geometrischen Montblanc-Horizontes besitzt eine Länge von 247 *km*«. Güssfeldt.

desto besser weiss aber der Portier seine Ansprüche geltend zu machen. Trotz der Leichtigkeit der Ersteigung stellt sich die Montblanc-Tour mit einheimischen Leuten immer noch sehr hoch. Der Führer erhält 100 Frs., der Träger 50 Frs., Obdach und Proviant in Grands Mulets kosten ca. 75 Frs. für eine Karawane von drei Mann. Meine auswärtigen Führer waren natürlich weit billiger, die Verpflegung und Proviantlieferung in Grands Mulets ist jedoch obligatorisch für Jedermann, der hier nächtigt. Alles in allem lassen sich diese Verhältnisse noch mit Humor ertragen, denn die Montblanc-Reise macht Jeden um eine interessante Erinnerung reicher.

Nach einem Rasttage wanderte ich am 19. August wieder nach Montenvers hinauf; ein furchtbares Unwetter, welches abends losbrach, hatte zur Folge, dass jede Aussicht, in dieser Saison noch die Aiguille du Dru zu besteigen, schwand, da tiefer Neuschnee sie bedeckte. Ich beschloss daher den Col du Géant zu überschreiten, und von der Passhöhe aus den Dent du Géant zu ersteigen. Am 21. August langte ich in der Cabane an, in der Nacht traten aber Sturm und Schneefall ein, und es blieb nichts übrig als die Flucht. So stieg ich denn nach Courmayeur hinab und kehrte über Aosta und den Grossen St. Bernhard zurück.

Am 23. August 1890 zog ich zum zweitenmal über den Col de la Forclaz dem Ziel meiner Wünsche entgegen. Von Trient aus überstieg ich diesmal zur Abwechslung den Col de Balme, 2204 *m*, und genoss die bekannte überraschende Ansicht der Montblanc-Kette. Das Wetter war gut, aber auf der Passhöhe verspürte man einen heftigen Wind, und während ich nach Argentière hinabstieg, vollzog sich bereits ein rascher und unerwarteter Witterungswechsel. In der ganzen folgenden Woche gestattete nur ein Tag eine bescheidene Bergfahrt. Dieselbe galt dem Belvedère, der höchsten Erhebung der Aiguilles Rouges.

Belvedère, 2966 *m*.

Meine Führer waren Frédéric Payot von Chamonix, den ich freilich zu ganz anderen Thaten engagiert hatte, und Maurice Gaspoz von Evolena, der mich nach einer Reihe schöner Touren im Gebiete von Arolla hierher begleitete. In Anbetracht der ungünstigen Verhältnisse mussten wir uns allerdings mit Wenigem begnügen. Am 27. August früh 5½ Uhr verliessen wir Chamonix. Auf der Flégère, 1806 *m*, wo wir frühstückten (7 Uhr 30 Min. bis 8 Uhr 15 Min.), bot sich bei wolkenlosem Himmel eine wundervolle Aussicht auf das im Neuschnee prangende Hochgebirge. Unser Weg führt zuerst an einer Alpe vorüber und folgt dann den Pfadspuren neben einem Bächlein zum hübschen Lac blanc, der mit seiner Insel und Halbinsel bereits in der Wildniss liegt. Vom Lac blanc aus gewinnen wir den Gletscher und mühen uns durch tiefen Neuschnee zu einer hohen Scharte empor. Sobald diese erreicht ist, bringt uns eine nur mehr kurze Kletterei über die verschneiten Felsen der Bergflanke zur Spitze (11 Uhr 35 Min.). Es war klar, aber stürmisch und kalt (+ 5 ° R). Die Aussicht ist sehr schön. Man sieht Genf und ein Stück des Genfersees, das Rhonethal, den stark verschneiten Buet, die Zackenreihe des Dent du Midi, die Berner Alpen, die ganze Montblanc-Kette, Montenvers, die Flégère, den Mont Brévent und die Berge des Dauphiné. Interessant ist auch die nächste Umgebung und wir bewundern besonders die schroffen Felsen der Aiguille de la Persévérance, des schwierigsten Gipfels der Aiguilles Rouges, den der berühmte Führer Charlet-Straton erst nach öfterer Belagerung bezwang. Als

Curiosum sei erwähnt, dass man auf dem Gipfel des Belvedère gelbe und schwarze Kalkschichten dicht nebeneinander vorfindet.

Um 12 Uhr 45 Min. wurde der Rückweg angetreten. Nach hübschen Rasten am Lac blanc (1 Uhr 20 Min. bis 1 Uhr 45 Min.) und auf der Flégère (2 Uhr 45 Min. bis 3 Uhr 15 Min.) trafen wir um 5 Uhr wieder in Chamonix ein. Diese leichte, lohnende und instructive Miniaturpartie kann Jedermann empfohlen werden.

Am Schlusse einer Campagne in den Penninischen Alpen im Jahre 1891 reiste ich wieder in die Montblanc-Gruppe, ohne daselbst infolge der Ungunst der Verhältnisse etwas ausrichten zu können. Im Sommer 1892 begab ich mich direct nach Chamonix, um mich der Montblanc-Gruppe mit frischen Kräften und bei voller Zeit zu widmen. Das erzielte Resultat reichte freilich nicht entfernt an meine Erwartungen heran, umsomehr, als zwei Angriffe abgeschlagen wurden. Mein Führer war Alphonse Payot, der Bruder des mehrerwähnten Frédéric Payot; ausserdem begleitete mich ein einheimischer Träger.

Aiguille de la Floriaz, 2888 *m*.

Zur Trainierung bestieg ich am 23. August mit Alphonse Payot diesen Berg, den einige Reisehandbücher mit Unrecht als den höchsten und schwierigsten Gipfel der Aiguilles Rouges bezeichnen. Das erstere Attribut gebührt, wie schon erwähnt, dem Belvedère, 2966 *m*, das letztere der Aiguille de la Persévérance.

Wir verliessen Chamonix um 5 Uhr 15 Min. morgens und frühstückten auf der Flégère (7 Uhr 45 Min. bis 8 Uhr 30 Min.). Ein guter Weg führt über ein mit Alpenrosensträuchern bewachsenes Plateau zum leeren Chalet de la Floriaz (9 Uhr 30 Min.), dann geht es über Geröll und Schneefelder an den nordöstlichen Fuss des Berges (10 Uhr 30 Min.). Der Einstieg in die Felsen ist steil. Hierauf halten wir uns (in unserem Sinne) links von einer Schlucht und gelangen vermittelst einer theilweise schwierigen Kletterei in den jähen Wänden auf den Bergrücken und über diesen etwas leichter zum Gipfel (12 Uhr 30 Min.). Hier bot sich eine prächtige Aussicht auf die ganze Montblanc-Kette, ferner auf den Genfersee, das Rhonethal bis in die Gegend von Sion, den Col de Balme, die Flégère und einen Theil von Chamonix. Eine gewaltige Schlucht, welche den nach Westen gerichteten Glacier de la Floriaz birgt, trennte uns von dem Massiv der finsteren Aiguille du Pouce (2873 *m*). Auf unserem Gipfel bemerkten wir zahlreiche Blitzspuren in Form einer grünen, glasartigen Masse auf dem braunen, eisenschüssigen Gestein.

Den Abstieg unternahmen wir um 1 Uhr 50 Min. auf einem anderen, weit leichteren Wege, indem wir auf der Südflanke des Berges über Felstrümmer der nahen Schlucht des Floriaz-Gletschers zustrebten und traversierend eine schmale Felsscharte zwischen unserem Gipfel und dem Zuge der spitzen Aiguille du Pouce erreichten. Ein wildes Couloir führte uns von hier aus rasch in die jenseitige Tiefe. Um 2 Uhr 30 Min. traten wir bereits aus dem Bereiche der Felsen auf das höchste Firnfeld. Über die Flégère (4 Uhr 5 Min.) kehrten wir nach Chamonix zurück (6 Uhr 30 Min.). Diese kurze, genussreiche Partie kann Bergsteigern bestens empfohlen werden. — Nach einem wegen allzustarker Vereisung fehlgeschlagenen Versuche auf die Aiguille d'Argentière traf ich mit Herrn L. Purtscheller zusammen, welcher meine beiden nächsten Unternehmungen theilte.

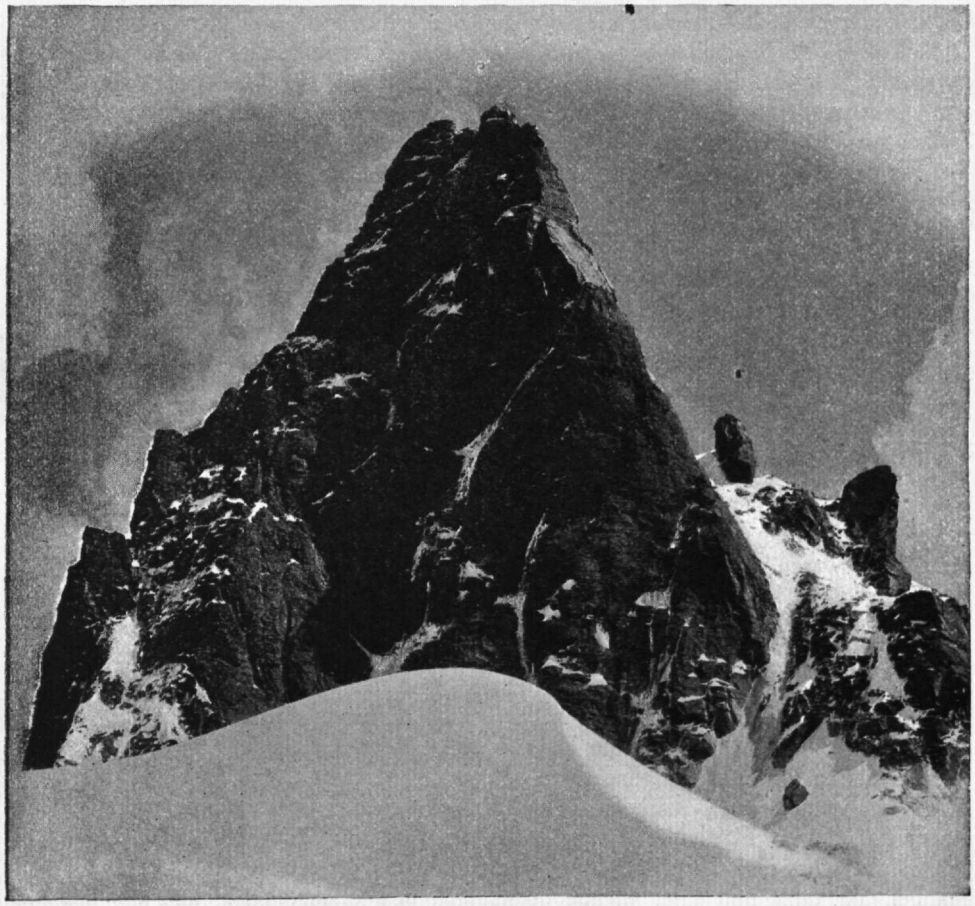
Dent du Géant, 4010 *m*.

Der Gipfel dieser merkwürdigen Felsnadel besteht aus zwei Spitzen, von denen die nördliche zuerst durch Corradino, Alfonso und Gaudenzio Sella mit J. J. Baptiste und Daniel Maquignaz am 29. Juli 1882, die südliche, wenige Meter höhere zum erstenmale durch W. W. Graham mit Alph. Payot und Aug. Cupelin am 20. August 1882 bezwungen wurde. Die interessante Ersteigungsgeschichte ist bereits in mehreren Fachschriften eingehend beschrieben worden (Boll. C. A. I. 1882, 28, S. J. XVIII, 440, A. J. XI, 72, Z. 1893 XXIV, 291), auf welche hiemit verwiesen wird.

Wir verreisten am 30. August morgens 3 Uhr von Montenvers und hielten an einer geschützten Stelle in den Seracs des Géantgletschers Frühstücksrast (7 Uhr bis 7 Uhr 30 Min.). Das Wetter war ganz nach Wunsch, mein Befinden entsprach dagegen nicht den Anforderungen des Tages. Diese Verstimmung äusserte sich zunächst lediglich in Appetitlosigkeit, so dass ich nur wenig geniessen konnte. Um 10½ Uhr bogen wir vom Wege nach dem Col du Géant ab und machten bald darauf im Schatten der Aiguille Marbrées eine zweite Rast auf dem Gletscher (10 Uhr 45 Min. bis 11 Uhr 15 Min.). Der Aufenthalt in dem hochgelegenen Firnbecken wurde durch Hitze, Blendung und gesteigertes Durstgefühl lästig, ich verspürte grosse Schlaffheit und die Aufnahme von Nahrung war mir nur in geringer Menge möglich. Trotzdem die Bergkrankheit, mit der ich kämpfte, nicht zum Ausbruch kam, musste ich mich doch zu einem recht mässigen Tempo bequemen und häufige Athempausen machen.

Über Schneehänge, Schutthalden und lockere Felspartien erreichten wir die kleine Firnterrasse am Fusse des Massives (1 Uhr 50 Min.), welche den Einstieg bezeichnet. Hier verliess uns Herr Purtscheller, um allein voranzuklettern. In einer kühlen, schattigen und geschützten Felsnische werden Pickel und Rucksäcke zurückgelassen. Dann verfolgen wir kurze Zeit ein Felsband, das unter mächtig hereindrängenden, theilweise überhängenden Felsmassen an den Fuss eines engen, steilen Kamins führt. Ein fixes Seil hängt hier herab und erleichtert die fast senkrechte Kletterei. Diese Strecke ist verhältnissmässig gut und bietet noch Griff- und Stützpunkte, obgleich das Gestein grobmassig und unbequem ist. Hierauf betritt man eine kleine Plattform, welche Gustav Becker (Zeitschrift 1893) Place Mummery nennt. Es ist jener Punkt, bis zu welchem die Italiener Leotardi, Genolini und Stanga schon Mitte der siebziger Jahre und Mr. Mummery mit Alexander Burgener im August 1880 vordrangen. Letzterer Alpinist hinterliess damals eine Karte mit den Worten »absolutely inaccessible by fair means« — ein Urtheil, das auch heute noch als richtig gelten kann, denn die ersten Besteiger bezwangen den Berg nur durch lange Vorarbeiten und Anwendung von Stiften, Seilen und Leitern, und die späteren Expeditionen behalfen sich mit den angebrachten fixen Seilen, ohne welche das Betreten des furchtbaren Berges eine tollkühne Leistung wäre. Oberhalb des Place Mummery beginnen die Schwierigkeiten mit einem entsetzlichen Plattenschuss, der zwischen 65 bis 70° geneigt ist und nur winzige Griffe bietet, die stellenweise aus den etwa fingerbreit ausgewitterten Fugen zwischen den riesigen Platten bestehen. Tritte fehlen entweder gänzlich oder beschränken sich auf die schmalen, überragenden Plattenränder. Das fixe Seil bietet die Möglichkeit, sich rasch über den schlimmsten Theil emporzuarbeiten, doch werden Arme und Hände hiebei stark ermüdet. Die in diesem Sinn mühsamste Stelle schien mir ein enger Riss von 40 *m* Höhe im unteren Theil zu sein, wo man fast ausschliesslich auf die Hände angewiesen ist und nur selten einen Stützpunkt für den Fuss findet. In dieser precären Lage bemerkte ich mehrfach röthlichweisse Quarzadern, welche die natürlichen Fugen zwischen den einzelnen Platten ausfüllen und wie das Zahnkiefer eines fossilen

Säugethieres anzusehen waren. Am exponiertesten ist dagegen eine technisch unschwierige Traverse hoch oben an der Gratkante, frei über dem ungeheuren Absturz der Nordwestflanke, wo für eine kurze Strecke kein Seil vorhanden ist. Wer hier ausgleitet, hat die Wahl zwischen zwei Bergseiten und zwei Abgründen. Grauenhafter ist die Nordwestflanke anzuschauen, aber auch der Plattenschuss unserer Seite vermöchte bei einem Sturze keinen Halt zu bieten. Nach Überwindung der unheimlichen Platten fand ich das Terrain leichter. Die Neigung wird geringer, der Fels rauh und kletterbar. Auf einem kleinen Zacken der Bergschulter erwartete



Dent du Géant.

mich Herr Purtscheller, der bereits auf dem Rückwege war, in fröhlicher Stimmung. Mir war nicht so gut zu Muthe. Die Dent du Géant ist ein Berg, den man nicht bei ungünstiger Verfassung erklettern sollte. Körperliches Missbehagen steigert den Eindruck von Schwierigkeit und Gefahr ins Ungemessene. Die Anstrengung wächst und das Vergnügen schwindet. Dem Einwand, dass man sich in solchen Fällen mehr oder weniger ziehen lassen könne, kann ich mit gutem Gewissen durch den Hinweis begegnen, dass ich eine derartige »Hilfe« nicht nur als unfair betrachte, sondern auch wegen des damit verbundenen Seildruckes gar nicht zu ertragen in der Lage wäre. Nachdem ich mich also bei fast versagenden Kräften unter Auf-

gebot aller Energie soweit durchgerungen hatte, bedurfte es keiner Aufmunterung mehr, um mich zum Ausharren anzueifern. Herr Purtscheller begnügte sich auch damit, mir die Nähe des Gipfels anzukünden. Während er dann seinen Abstieg auf der freigewordenen Bahn fortsetzte, betraten wir bald nach dieser Begegnung die nördliche Spitze und überschritten verhältnissmässig leicht in 10 Minuten die uns vom höchsten, südlichen Gipfel trennende, durch Eisenstangen gesicherte Scharte. Um 3 Uhr 30 Min. war unser erhabenes Ziel erreicht. Dieser schmale, schwindelnde Standpunkt bietet eine prächtige Aussicht auf die ganze Montblanc-Gruppe und die Grajischen Alpen. Fesselnd ist der Blick auf Courmayeur und auf das Mer de Glace andererseits. Die nahen Grandes Jorasses zeigen sich in voller Schönheit.

Um 4 Uhr begannen wir den Abstieg, der zur ermüdenden Arbeit wird, weil das ganze Gewicht des Körpers bei den steilen Partien der Muskelkraft der Arme anvertraut werden muss. Mit den Händen langsam nachgreifend, gleitet man solche Stellen vorsichtig an dem fixen Seil herab. »Wir liessen 100 *m* Seil zurück«, heisst es im Bericht der ersten Ersteiger (A. J. XI, 73), »es ist unmöglich, ohne dasselbe hinabzusteigen.« Der zuletzt in einen steilen Kamin übergehende Riss im unteren Theil der Plattenwand stellte besonders harte Anforderungen. Nachdem ich mich einen grossen Theil dieser Strecke abgeseilt hatte, fühlte ich plötzlich die Kraft meiner Arme erlahmen und verlor gleichzeitig jeden Halt der Füsse. Als ich dergestalt förmlich in der Luft hieng, ertastete mein Fuss gerade noch die höchste der drei Eisensprossen in der senkrechten Wand, welche mir einen willkommenen Stützpunkt zum Ausruhen bot, obwohl sie bereits locker war. Die beiden folgenden Stiften hiengen abwärts und hatten schon Herrn Purtscheller versagt, der sie vergebens zu befestigen suchte. Selbstverständlich war ich noch durch das Führerseil versichert, doch ist es immer besser, den obenstehenden Mann nicht durch einen plötzlichen Ruck oder Fall hinsichtlich seiner Leistungsfähigkeit auf die Probe zu stellen, wenn man es mit so schwierigem Terrain zu thun hat. Auf dem Place Mummery waren wir kurze Zeit vereinigt und konnten beruhigt aufathmen. Eine wundervolle Abendbeleuchtung verklärte jetzt den gegenüberliegenden Montblanc und die ganze gewaltige Umgebung. Der Rest des Abstieges bot nichts Bemerkenswerthes. Um 5 Uhr 40 Min. trafen wir am Fuss der Nadel in dem Felsloch ein, wo wir unser Gepäck zurückgelassen hatten und jetzt von Herrn Purtscheller erwartet wurden. Um 7 Uhr lag der Bergsockel hinter uns und um 7 Uhr 50 Min. erreichten wir bei Dunkelheit die Cabane am Col du Géant.

Die Ersteigung dieses furchtbaren Berges wird trotz aller Hilfsmittel auf jeden Alpinisten immer einen starken Eindruck machen. Sie ist durchaus originell und eigenartig. Einen Plattenschuss wie jenen der Dent du Géant wird man überhaupt selten überschreiten. Die Neigung dieser Strecke, die Glätte des Gesteines, der Mangel von Griff und Tritt wirken unheimlich und erschreckend, und das fixe Seil allein kann uns nicht völlig beruhigen. Obgleich ich die Besteigung in einer für aufregende Situationen recht ungünstigen körperlichen Verfassung ausführte, betrachte ich diese Partie doch als meine interessanteste und merkwürdigste Felstour. Als hervorragende Leistung möchte ich noch die gleichzeitige Einzelbesteigung meines Gefährten, des Herrn Professors Purtscheller, rühmend hervorheben. Es mag hier auch Erwähnung finden, dass der unschwierige aber steile Schuttsockel des Berges im Jahre 1895 dem berühmten Führer Emil Rey das Leben kostete. —

Wir unternahmen noch einen Angriff auf die Aiguille de Blaitière, mussten aber knapp unterhalb der Spitze umkehren, da uns ein Reserveseil für eine im Rückweg unüberwindliche Wandstelle fehlte.

Im Jahre 1893 erreichte ich endlich während eines nur zweiwöchentlichen Aufenthaltes in rascher Folge die so lang vergebens erstrebten Ziele. Meine Führer auf diesen glücklichen Zügen waren Alphonse Payot und Edouard Folliguet von Chamonix. Ersterer hatte mich schon im Jahre 1892 begleitet und ist ein tüchtiger und erfahrener Mann, dem nur zuweilen die rechte Energie fehlte. Derselbe ist leider einäugig, was sich zwar nicht bei Tag, aber doch bei Nacht fühlbar machte. Letzterer war zur Zeit noch Träger und bildete sich zum Führer aus. Ich habe ihn vortrefflich gefunden und zweifle nicht, dass er sich im Laufe der Zeit einen Namen machen wird. Folliguet war einer der wenigen einheimischen Träger, die man für derartige ausserordentliche Touren gebrauchen konnte, ohne in Verlegenheit zu gerathen. Sein artiges und höfliches Benehmen bildete überdies einen wohlthuenden Gegensatz zu den Erfahrungen, die ich an manchen anderen Chamoniarden gemacht habe. Die Witterung stellte meinen Unternehmungen diesmal kein Hinderniss entgegen.

Aiguille du Dru, 3815 *m.*

Die Aiguille du Dru bildet einen Zwillingsgipfel, dessen Spitzen man als Grosse Dru und Kleine Dru bezeichnet. Streng genommen sind es nur zwei verschiedene Felsen eines einzigen Berges. Vom landschaftlichen Standpunkte betrachtet gehört die Aiguille du Dru zu den Sehenswürdigkeiten der Gruppe. Ihr grotesker Bau ist sowohl im Thale von Chamonix als auch von Montenvers aus sichtbar, wo sich zwar die höchste Spitze verbirgt, aber der glattwandige Felsobelisk der Kleinen Dru ein Effektstück in der Scenerie des Mer de Glace darstellt. Die Aiguille du Dru ringt mit der Dent du Géant an Grossartigkeit der plastischen Wirkung wie an Schwierigkeit der Ersteigung um die Palme. Wenige Gipfel der Alpen sind so lange und zähe belagert worden wie dieser und verzeichnen eine so interessante Besteigungsgeschichte. Die ersten, ernstlichen Versuche wurden im Juli 1873 durch Kennedy, Marshall, W. M. und R. Pendlebury und C. Taylor in zwei Partien mit je zwei Führern auf der Südseite gemacht. Diese beiden Expeditionen scheiterten bereits an den Felsen (ca. 100 *m*) unterhalb des Col zwischen Dru und Pic sans Nom. Am 18. August 1873 erreichten C. T. Dent und Passingham mit Alex. Burgener, Franz Andermatten und einem Träger einen Punkt des Westgrates, wo ein weiteres Vordringen unmöglich war. Während die frühere Expedition sich rechts gehalten hatte, war man diesmal nach links gesteuert. Wenige Tage später wurde ein neuer Versuch in ähnlicher Richtung gemacht, wobei man zwar einen höheren Punkt erklomm, aber doch wieder zurückgeschlagen wurde.[1]) Im Jahre 1874 erreichte Dent mit Burgener den Col, ohne den weiteren Anstieg ausfindig machen zu können; im folgenden Jahre versuchte er die Nordseite, die bald als unzugänglich erkannt wurde. Dann entstand eine zweijährige Pause in seinen Bemühungen, während welcher Zeit aber zahlreiche andere Versuche ohne besseren Erfolg gemacht wurden. Das Jahr 1878 brachte nach neuerlichen harten Kämpfen mit dem schwierigen Terrain die Entscheidung und den Sieg. Dent und J. Oakley Maund mit Joh. Jaun und Andr. Maurer versuchten noch dreimal den Anstieg zum niedrigeren Westgipfel. Ungünstige Verhältnisse vereitelten den Erfolg. Dann trat Alex. Burgener an Jaun's Stelle. Burgener schlug wieder die Route der Karawane Pendlebury gegen den Col ein, deren Führer Peter Baumann die richtige Anstiegslinie auf den höchsten Gipfel zuerst erkannt hatte. Man erreichte die Felsen unterhalb des Col etwas spät und musste sich mit einer

[1]) Alpine Journal VII, 65.

langen Recognoscierung begnügen. Schlechtes Wetter unterbrach die Belagerung und Oakley Maund verreiste. Im August folgte ein Angriff durch Dent und J. W. Hartley mit Alex. Burgener und Andr. Maurer, wobei man allerdings nur den Col erklomm, aber ganz neue Eindrücke gewann. Man brachte daher die Leiter, welche bisher hauptsächlich zur Ersteigung der schwierigen Felsen des Col gedient hatte, an eine tiefer und dem Gipfel näher gelegene Stelle. Der Abstieg war sehr misslich, und andauernd abscheuliches Wetter trieb die zähen Bergsteiger entmuthigt nach England zurück. Aber als der Telegraph 48 Stunden später Bergwetter ankündete, brach man sofort wieder nach dem Continent auf. Am 7. September sassen Dent und Hartley mit Burgener und einem weiteren Führer wiederum am Lagerfeuer nächst dem Glacier de la Charpoua. Am nächsten Tage kletterte man zum erstenmale über den Col hinauf und hielt sich nach links gegen das eigentliche Massiv. Man verwendete mehrfach die Leiter und erklomm Kamine und überhängende Felsen. Die Arbeit dauerte von 4 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Noch einmal und zwar am 11. September bezog man das Bivouac. Die Theilnehmer waren Dent und Hartley mit Alex. Burgener und Kaspar Maurer. Es herrschte eine zuversichtliche Stimmung. Am 12. September wurde um 4 Uhr morgens aufgebrochen. Unterhalb des Col überschritt man das Couloir mittelst der Leiter. Dann traversierte man um jenen Felspfeiler herum, der die Anstiegsroute bisher verdeckt hatte. Über eine Kluft mit glatten Wänden schwang man sich an einem Seil hinüber. Dann kroch man unter überhängenden Felsen hinweg und entdeckte ein enges, vereistes Couloir. Es war der schwierigste Theil des Weges, aber auch der Schlüssel der Ersteigung. Man arbeitete sich mit aller Anstrengung hinauf. Ein weiteres scharfes Klimmen führte auf ein Band und unter wechselnden Mühen erreichte man den schneeigen Kamm und bald darauf die gewaltigen Gipfelfelsen (12 Uhr 30 Min.). »Der Traum von fünf Jahren war erfüllt. Die Dru war erstiegen.« Nach dreiviertelstündiger Rast wurde der Abstieg angetreten, der sehr schwierig war. An drei Stellen brachte man Seile an, wovon zwei zurückgelassen wurden. Um 7 Uhr überfielen Dunkelheit und Nebel die Reisenden, ehe sie noch den Gletscher erreicht hatten, und bannten sie zwei Stunden an eine Stelle. Als sich der Nebel lüftete und der Mond etwas Licht spendete, setzte man den Abstieg fort, der sich bis $2^1/_2$ Uhr morgens am 13. September verlängerte, da man die Stufen auf dem hartgefrorenen Schnee neu hacken musste. In dem Zelt am Bivouacplatz genoss man einige Stunden wohlverdienter Ruhe und eilte dann nach Montenvers (9 Uhr) und Chamonix (10 Uhr) hinab.[1])

Die Kleine Dru (ca. 3795 *m*) wurde zum erstenmale ein Jahr später, nämlich am 29. August 1879 von dem Einheimischen J. E. Charlet-Straton mit P. Payot und F. Folliguet erstiegen und gilt für schwieriger als die Grosse Dru. Auch der Übergang von der Grossen auf die Kleine Dru wurde schon forciert, und zwar das erstemal durch Abseilen von H. Dunod mit François Simond und Emil Rey am 31. August 1887 und das zweitemal durch Hinaufhissen von Miss K. Richardson mit Emil Rey und J. B. Bich am 30. August 1889. in umgekehrter Richtung. Diese Traverse war aber jedesmal nur unter Mithilfe einer auf der Grossen Dru befindlichen, mit einem 80 *m* langen Seil versehenen Karawane ausführbar und gehört sicherlich zum Verwegensten, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann.

Am 15. August vormittags zog ich mit meinen Führern nach Montenvers, wo die Vorbereitungen für die morgige Tour getroffen wurden. Da am Glacier de la Charpoua keine Cabane steht, ist man genöthigt, Decken und Kochgeschirr

[1]) Alpine Journal IX, 185.

für das Bivouac mitzunehmen, zu welchem Zwecke ein eigener Träger bestellt werden muss. Langbeinige Engländer haben die Ersteigung wohl schon direct von Montenvers oder gar Chamonix unternommen, allein derartige forcierte Märsche sind nicht Jedermanns Sache. Um 2 Uhr nachmittags konnte ich Montenvers mit meinen schwerbepackten Leuten verlassen. Man schlägt den gebahnten Weg ein, der über les Ponts zum Mer de Glace führt, überschreitet letzteres in der Richtung des Glacier de la Charpoua und erklimmt dann dessen lockere Moräne. Dieselbe ist andauernd sehr steil und unangenehm. Weiter oben wird das Terrain besser, doch muss eine hohe, glatte, wasserüberrieselte Platte traversiert werden, was für bepackte Leute gar nicht leicht ist. Bald darauf betreten wir eine noch dürftig bewachsene und mit Felstrümmern überstreute Bergterrasse, die zahlreiche geeignete Schlafplätze bietet. Beim obersten, etwa 2840 *m* hoch gelegenen, überhängenden Felsblock machten wir um 6 Uhr Halt. Wir fanden hier ausreichenden Raum und genügenden Schutz. Dicht über uns stand der wildzersägte, röthliche Felskamm der Nonne und des Moine.

Nach einer guten Nachtruhe im warmen Schafpelzschlafsack wurde am 16. August um 3 Uhr 40 Min. morgens bei günstigem Wetter vom Lagerplatze aufgebrochen. Anfangs wanderten wir mit der Laterne über Geröll, dann bei Tagesgrauen auf dem gutartigen Glacier de la Charpoua ziemlich steil zum oberen Bergschrund (5 Uhr 30 Min.). Hier eröffnete sich ein schöner Blick auf Glacier und Dent du Géant, sowie auf den Montblanc selbst. Der Zwillingsgipfel der Dru mit seinen furchtbaren Steilwänden und seinem jähen Geschröfe droht finster auf uns nieder. Die Richtung des Anstieges zielt zunächst auf die Depression in dem Kamm zwischen Grand Dru und Pic sans Nom. Nach Überschreitung der Randkluft hacken wir die jenseitige steile Eiswand hinauf zu den Felsen, wo die entbehrlichen Pickel zurückgelassen werden. Ein etwas unbequemer Einstieg durch einen engen Kamin bringt uns in ein Couloir. In einer wasserdurchrieselten und steingefährlichen Rinne streben wir hierauf ohne Schwierigkeit empor. An einem sicheren Platz hielten wir Frühstücksrast (6 Uhr 15 bis 6 Uhr 45 Min.), worauf die Provianttasche zurückgelassen wurde. Einige wenige Vorräthe vertheilten wir in unsere Rocktaschen. Schon war ich geneigt, den bösen Charakter des Berges anzuzweifeln, wurde aber bald eines anderen belehrt. Die Schwierigkeiten wachsen, je höher man kommt. Eine Zeit lang trafen wir noch gut kletterbares Gestein, dann bezeichnete ein sehr mürbes Seilende den Beginn eines langen, engen und plattigen Kamines. Wir sahen jetzt die Leiter nächst dem Col hoch oben einladend im Sonnenschein erglänzen. Um 7 Uhr 45 Min. betraten wir die zwischen dem Massiv der Dru und dem Pic sans Nom eingeschnittene Scharte, wo sich ein überraschender Niederblick gegen Norden bietet. Dies ist der durch die Ersteigungsgeschichte denkwürdig gewordene Col. Ein abschüssiges Couloir mit steilen Rändern wird hier von einer morschen, gebrechlichen Leiter überbrückt, die wir einzeln mit voller Seillänge aufs Behutsamste erkletterten. Es dauerte eine Viertelstunde, bis wir diese gar nicht unbedenkliche Passage überwunden hatten (8 Uhr). Jenseits steigt man, einen mächtigen Pfeiler umgehend, etwas abwärts zu einem schmalen Felsband, das alsbald zu einer senkrechten, über einer Kluft befindlichen, tritt- und griffosen Platte führt, welche Annäherung und Übertritt verwehrt. Dieses Hinderniss wird in der Weise bewältigt, dass man sich an dem hier angebrachten fixen Seil über die Felsspalte auf die andere Seite schwingt, wo ein etwas tiefer streichendes Band die Landung gestattet. Es folgt eine Traverse hoch über dem grausigen Abgrund des Charpoua-Gletschers auf Fels- und Schuttbändern, welche an den Fuss wilder Kamine führen. Überhängende Felsen drängen herein und erschweren

den Einstieg, der schliesslich in schmaler, vereister Gesteinsspalte erzwungen wird. Dann geht es in aufreibender Arbeit zwei hohe, senkrechte, wahrhaft scheussliche Kamine hinan. Der Granit bildet hier steile und grobe Trümmer und Platten, die trotz der körnigen Textur des Gesteins höchst unbequeme und haltlose Flächen darstellen und verzweifelte Anstrengungen erfordern. Nach Erklimmung dieser schlimmsten Steilstufe der Dru (8 Uhr 45 Min.) wechseln mittelschwere Traversen und Kletterstellen bis zum Grat ab (10½ Uhr). Wir folgen dessen beschneiter Kante mit einer kurzen Abschwenkung auf der Südseite und gelangen, wenn auch exponiert, so doch verhältnissmässig leicht an den Fuss der Gipfelfelsen. Noch konnten wir nicht unterscheiden, ob die wenigen, drohend aufgethürmten, scharfkantigen Felsriffe vor uns die höchste Spitze bedeuten, oder ob uns jenseits neue Hindernisse erwarten. Aber nun wuchs die Spannung des Tages zu fieberhafter Ungeduld, die sich nicht länger bezähmen liess, und in wilder Hast stürmten wir das letzte Bollwerk hinan, wo uns der Abgrund Halt gebot. Wir standen auf dem Gipfel der Aiguille du Dru (11 Uhr 5 Min.).

Nur kurze Frist zur Umschau war mir aut der seit vier Jahren erstrebten, kecken Zinne gegönnt. Payot wollte sogar sofort den Abstieg beginnen, was ich jedoch zurückwies. Eine ungeheure, fast senkrechte Platte stürzt auf den zur Kleinen Dru führenden Grat ab, letztere erscheint ganz nahe. Das Hotel Montenvers ist nicht sichtbar. Wir erblicken dagegen Chamonix, Argentière, die Glaciers du Talefre, des Leschaux und du Géant, den Col du Géant und die uns umgebenden stolzen Berge der Montblanc-Gruppe.

Nach etwa zehn Minuten Aufenthaltes stiegen wir zu einer Stelle ab, die Schmelzwasser bot, und rasteten daselbst (11 Uhr 45 Min. bis 12 Uhr 15 Min.). Mit neuen Kräften wurde dann der Rückweg angetreten. Der Abstieg durch die Kamine war theilweise recht aufregender Natur und viel heikler als das Erklettern derselben. Da man mit dem Gesicht gegen den Berg hinabsteigen muss, so ist man für die Füsse nur auf das Tasten angewiesen, das an den überhängenden oder plattigen Stellen aber auch nicht mehr viel nützt, so dass die ganze Sicherheit auf der Muskelkraft der Arme beruht. Die angebrachten fixen Seile erleichtern zwar den Abstieg, sind aber theilweise mürb und abgenützt. Sich in einen senkrechten, fast haltlosen Kamin von 30 *m* Höhe an einem Strick von der Dicke eines seidenen Seiles herabzulassen, gehört aber durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten. Um 3 Uhr 30 Min. passierten wir den Col, um 6 Uhr die obere Randkluft und trafen um 7 Uhr auf unserem Bivouacplatz ein. Da mir ein Wettermantel zur Verfügung stand, hätte ich am liebsten wieder hier genächtigt, allein die Führer, die keinerlei Schutzmittel besassen — der Schlafsackträger war natürlich längst über alle Berge — wollten nichts davon wissen. Die grosse Platte konnten wir noch bei Dämmerung überqueren, auf der Moräne begannen aber bereits die Irrgänge. Mit der Laterne schlugen wir uns schliesslich zum Mer de Glace durch und überschritten dasselbe. Ein derartiger Gang in der Nacht, mit dem obligaten Spaltenüberspringen und Stufenhacken, hat immer etwas Abenteuerliches. Der jenseitige Felsrand ist steil und nur an einer Stelle zugänglich. Aber in der täuschenden Dunkelheit suchten meine Leute vergeblich die zum festen Land führende Brücke, was uns angesichts der schon lange sichtbaren, hellerleuchteten Fenster des Hotel Montenvers zu stundenlangem, verdriesslichen Umherwandern auf dem Gletscher nöthigte. Erst um Mitternacht entdeckte Payot die richtige Fährte und hackte die ersehnte Eiszunge hinab zur Moräne. Auf dem gebahnten Weg über les Ponts erreichten wir dann um 1 Uhr 7 Min. das Hotel, wo wir noch erwartet wurden und Kaffee erhielten. Seit dem morgendlichen Aufbruch vom Schlafplatz waren wir 21 Std. 25 Min.

unterwegs. Dies ist die längste Marschleistung, welche mir auf meinen Bergfahrten vorgekommen ist. Eine hochgradige Ermüdung oder Übermüdung hatte dieselbe nicht zur Folge, ebensowenig als irgend einen anderen Nachtheil. Dagegen kann ich mit gutem Gewissen behaupten, dass ich auf dem letzten Theil des Weges mit offenen Augen geschlafen habe, wenn man das zeitweise Verlieren des Bewusstseins von Ort und Zeit so nennen will.

»Alles in Allem«, sagte C. T. Dent noch im Jahre 1879[1]), »bietet dieser Gipfel die andauernd interessanteste Felskletterei, mit welcher ich bekannt bin.« Allerdings macht M. Dunod, C. A. F., der beide Gipfel traversierte, zehn Jahre später bereits die gewagte Behauptung: »Der O.-Gipfel hat nichts Ausserordentliches«.[2]) Ich möchte hiezu Folgendes bemerken: Mag die Kleine Dru auch noch grössere Schwierigkeiten besitzen, welche hart an die Grenze des Möglichen streifen, so liegt doch meines Erachtens kein Grund vor, die Grosse Dru deshalb allzusehr herabzusetzen. Gegen eine derartige niedrige Einschätzung dürfte sie ihre Ersteigungsgeschichte einigermaassen schützen. Eine merkwürdige Felstour wird die Grosse Dru noch lange genannt werden dürfen, ebensogut wie die Dent du Géant. Mich hat es nach der Erklimmung des höheren Ostgipfels überhaupt nicht mehr nach der Kleinen Dru gelüstet.

Aiguille de Blaitière, 3533 *m.*

Dieses Massiv hat drei Gipfel, von denen der N.-Gipfel der niedrigste und zugleich am leichtesten erreichbare ist. Er wurde zuerst von T. S. Kennedy und J. A. G. Marshall mit Schweizer Führern im Jahre 1873 erstiegen. Der Mittelgipfel und der südliche Gipfel sind einander ganz nahe und besitzen die gleiche Höhe. Ersterer wurde von E. R. Whitwell mit Chr. und Joh. Lauener am 6. August 1874, letzerer von R. Pendlebury mit G. und J. Spechtenhauser am 29. Juli 1876 zum ersten Male erstiegen. Sie zählen unter die schwierigsten Touren der Gruppe und werden nur selten besucht. Die Führer von Chamonix haben wegen der damit verbundenen, aufreibenden Stufenarbeit einen heillosen Respect vor der Aiguille de Blaitière und sind nur schwer zur Besteigung derselben zu bewegen, da ihnen auch der Tarif mit Frcs. 60.— zu nieder erscheint.

Was die Anstiegsroute auf den Mittelgipfel (Cime Centrale) betrifft, so bieten sich mehrere Varianten. Der erste Ersteiger Whitwell wandte sich vom Col de Blaitière gegen den secundären Felsgrat, der später in eine schmale Firnschneide übergeht und zu einem Sattel zwischen Nord- und Mittelspitze führt. Letztere ward dann über die sehr schwierigen Felsen der Südostseite erklommen.[3]) Die Partie Whitwell scheint den Secundärgrat übrigens theilweise in der Flanke traversiert zu haben. Über die vollständige Überkletterung desselben, welche die Mitnahme eines Reserveseiles erfordert, berichtet das Ann. C. A. F. 1887, 504. Coolidge, als zweiter Ersteiger, machte am 31. Juli 1875 einen directen Abstieg durch die Gipfelfelsen, indem er sich rechts von der Route Whitwell's hielt und dann die grosse Schneehalde bis zum Glacier des Nantillons benützte, während Miss Brevoort am 7. September 1875 im Anstieg die letztere Variante einschlug und sich auf der Nordseite dem Gipfel näherte.[4])

---

[1]) Taken altogether, it affords the most continuously interesting rock climb, with which I am acquainted. A. J. IX, 197.

[2]) Les Alpes et les Grandes Ascensions par E. Levasseur, Paris 1889.

[3]) A. J. VII, 422.

[4]) Guide Kurz, 106.

Nachdem mein Angriff auf die Aiguille de Blaitière, den ich in Gesellschaft des Herrn Purtscheller am 2. September 1892 unternommen, abgeschlagen worden war, rüstete ich mich am Vorabend des 18. August 1893 ein zweites Mal für diesen Berg. Um Mitternacht wurde ich in Montenvers geweckt, eine halbe Stunde später frühstückte ich etwas widerwillig und um 1 Uhr waren wir unterwegs. Dieser frühe Aufbruch war ein Fehler, denn bei dem ungenügenden Licht der Laterne verloren wir viel Zeit mit der Orientierung in dem bei stockfinsterer Nacht sehr schwierigen Terrain auf dem Weg zum Glacier des Nantillons. Wir erreichten letzteren bei Tagesanbruch und hielten an seinem Fusse Frühstücksrast (4 Uhr bis 4 Uhr 30 Min.). Als wir später auf der Höhe der in den Gletscher vorspringenden Felswand Halt machten, um das Seil und die Gamaschen anzulegen, erschien auf der Moräne eine zweite Karawane (5 Uhr 45 Min.). Es waren viel später aufgebrochene Engländer, welche die Aiguille des Charmoz zu traversieren gedachten. Im oberen Theil des Gletschers scheint eine grosse Firnhalde den kürzesten Zugang zu unserem Gipfel zu bieten. Allein Payot war auch diesmal nicht zu bewegen, diese Route einzuschlagen. Er mochte daselbst vor Jahren ungünstige Erfahrungen gemacht haben, wie er dunkel andeutete. Wir hackten also wieder den bekannten Weg zum Col de Blaitière, 3265 *m*, hinauf (8 Uhr). Der Bergschrund war recht misslich zu überschreiten und es kostete langes Stufenhauen auf der jenseitigen steilen Eishalde, bis die halbwegs sicheren Felsen erreicht waren. In einem seichten Couloir erkletterten wir den Grat und verfolgten denselben unter mässigen Schwierigkeiten. Ein jähes Wandl über dem Abgrund der Ostseite und der Ritt auf der zuletzt messerscharf zulaufenden Felsschneide waren mir bereits bekannt. Um 10 Uhr 40 Min. war der kleine Gipfel erreicht, bis zu welchem ich 1892 vorgedrungen war. Hier trieben wir ein mitgebrachtes Stück Holz in eine Felsspalte, befestigten das Reserveseil daran und liessen uns über eine zwar nicht hohe, aber vollständig glatte Plattenwand in die Scharte unterhalb derselben hinab. Auf zierlich schmalem Schneegrat näherten wir uns sodann der Depression zwischen Nord- und Mittelgipfel, bogen aber vor ihr nach links ab. Der trotzig wilde Thurm der Cime Centrale stand jetzt dicht vor uns. Eine kurze aber furchtbar jähe Eishalde trennte uns noch von den Felsen. Dieser kleine Hang erforderte wegen des harten, blauen Eises noch unverhältnissmässig langes und strenges Stufenhacken, so dass wir nur unmerklich vorrückten. Endlich standen wir am Fusse eines nach Nordwest schauenden, fast senkrechten Kamines, der zwischen mächtigen, aufeinander gethürmten Felsblöcken hinanzog. Es war ein enger, finsterer, theilweise mit Eis ausgekleideter Bergspalt und bildete den schwierigsten und aufregendsten Theil der Ersteigung. Die Felsen waren glatt und grifflos, die Neigung höchst bedenklich und der ganze Weg recht abenteuerlich und gewagt. Besonders eine Stelle im unteren Theil des Couloirs ist mir in unbehaglicher Erinnerung, weil man sich daselbst an einem vorstehenden, wegsperrenden und arg hinderlichen Buckel sehr unbequem und exponiert vorbeizudrücken und herumzuwinden hat, während der Fuss auf unsicheren Eisstufen ruht. Dabei wussten wir nicht einmal, ob dieser unheimliche Kamin zum Ziele führt. Weiter oben wird der Fels kletterbar, aber auch die Neigung senkrecht. Der Kamin windet sich um eine Felsecke und wir krochen angenehm überrascht aus dem dunkeln Spalt zwischen mächtigen Blöcken auf den sonnigen Raum der höchsten Spitze hinaus (12 Uhr 45 Min.).

Unser Mittelgipfel fällt nach allen Seiten thurmartig ab. Der nahe, durch eine wilde Scharte geschiedene, schroffe S.-Gipfel scheint gleich hoch, wogegen der entferntere N.-Gipfel wesentlich niedriger ist. Mit einem wahren Hochgefühl genoss ich auf dem schwer errungenen Fels die herrliche Aussicht mit ihren entzückenden

Thalblicken. Aus den vorgefundenen Karten gieng hervor, dass unsere Aiguille seit drei Jahren keinen Besucher hatte. Die letzten Expeditionen waren: Am 22. Juli 1890: J. H. Gibson mit Ulr. und Hans Almer, und am 9. August 1890: F. Littledale mit A. Pollinger und Ad. Challer.

Während unserer Ersteigung hörte man ganz deutlich die Karawane, welche die Charmoz traversierte und verstand sogar manche ihrer Reden. Einmal erschracken wir auch nicht wenig, als ein wildes Getöse aus dem Couloir des Berges herübertönte, von einem Steinfall oder einer Lawine herrührend. Unsere Ankunft auf dem Gipfel verkündeten wir durch freudiges Jauchzen, aber die Karawane hatte ihre Spitze längst verlassen und nun ihrerseits mit den Schwierigkeiten des Gratüberganges zu kämpfen, so dass uns keine Antwort wurde.

Um 1 Uhr traten wir den Rückweg an. Der Abstieg durch die merkwürdige Felskluft war nach meiner Empfindung schauerlich und ein aufregendes Stück Arbeit. Nur die peinlichste Vorsicht kann hier vor Unheil bewahren. Um 1½ Uhr standen wir am Fusse des Spaltes, um 2 Uhr war der luftige Firngrat überschritten, dann erkletterten wir unter gegenseitiger Nachhilfe das Wandl, an dem unser Seil herabhieng (2 Uhr 15 Min.). Den Col de Blaitière passierten wir um 3 Uhr 40 Min., die Höhe der Felswand um 4 Uhr 40 Min., den Fuss des Gletschers um 5 Uhr 10 Min. und erreichten Montenvers um 7 Uhr.

Obwohl mein Anstieg in den Gipfelfelsen ein anderer war als der Weg des ersten Ersteigers, so dürfte doch der Charakter des Berges bei der geringen räumlichen Entfernung der beiden Routen sich ziemlich gleich bleiben. Darum möge hier an die Worte Whitwell's erinnert sein, welche derselbe 1876 gebrauchte: »So endete die härteste und aufregendste Felskletterei, die mir je vorgekommen ist.« A. J. VII, 425.

Am 20. August nachmittags begaben wir uns von Montenvers (2 Uhr 30 Min.) nach Lognan. Der Weg erklimmt vom Chapeau aus einen steil abfallenden Bergriegel mit schönem Blick auf das Thal von Chamonix, das Mer de Glace, Montenvers, Aiguille des Charmoz und Dent du Géant. Ein Kreuz bezeichnet die Jochhöhe. Jenseits querten wir durch Wald zu den Chalets de la Pendant, 1735 *m* (Rast) und stiegen dann nur mehr wenig zum Pavillon de Lognan, 2033 *m*, an, wo wir bei bedecktem, gewitterschwülen Himmel ankamen (6 Uhr).

Aiguille d'Argentière, 3912 *m*.

Dieses Massiv besitzt einen Felsgipfel, 3901 *m*, und einen Firndom, 3912 *m*, welche durch eine schmale Firnschneide verbunden sind. Der Guide Kurz verzeichnet fünf Anstiegslinien:

Über die Westflanke: Adams Reilly und Ed. Whymper mit drei Führern am 15. Juli 1864 (erste Ersteigung des Berges).

Über die Südflanke: L. Dècle und J. A. Hutchinson mit zwei Führern am 14. August 1880.

Über den Südwestgrat: J. Charlet-Straton, L. Wanner und H. Heiner am 11. August 1881.

Über die Ostseite: Alb. Barbey mit Just. Bessard am 21. Juni 1884.

Über den Nordwestgrat: Paul Perret mit zwei Führern 1885.

Nachdem mein Angriff auf der üblichen Route über die Westflanke im Vorjahre abgeschlagen worden war, erstieg ich die Aiguille am 21. August 1893 von

derselben Seite. Wir verliessen den Pavillon de Lognan um 2 Uhr morgens und stolperten mit der Laterne unangenehm über Moräne und Gletscher. Bei Tagesanbruch zeigte sich im Hintergrund der Mont Dolent als schöne Pyramide, uns gegenüber stand der herrliche Kamm der Aiguille Verte, Droites und Courtes — eine durch steile Eiscouloirs und die Abwechslung von Fels und Firn ausgezeichnete Kette, welche im Zusammenhang mit dem Vordergrund des Argentière-Gletschers wohl die stimmungsvollste und formenreichste Hochgebirgslandschaft der Montblanc-Gruppe bildet. Der Anstieg über die nördliche Seitenmoräne des Chardonnet-Gletschers ist ermüdend. Zwischen den von der Aiguille du Chardonnet herabgestürzten Blöcken am Kopf der Moräne hielten wir eine kalte Frühstücksrast (5 Uhr 15 Min. bis 5 Uhr 45 Min.). Das röthliche Massiv der erwähnten Aiguille, mit Hunderten von Zacken und Thürmchen besetzt wie ein gothischer Dom, steigt dicht über uns in jähen, von zahlreichen Strebepfeilern gestützten Steilwänden auf. Den wildzerklüfteten Eisbruch des Glacier du Chardonnet überschreitend, gewinnen wir das ebene Firnplateau unterhalb des Col. Dann wenden wir uns rechts, ersteigen in eintöniger Wanderung die steile Firnhalde und klettern zuletzt auf der inneren Seite eines wilden Felssporns über lose Blöcke zur aussichtsreichen Bergschulter des Nordwestgrates hinauf, wo wir die zweite Rast hielten (8 Uhr 45 Min. bis 9 Uhr 30 Min.). Rückwärts bot sich ein schöner Blick auf die immer von Neuem fesselnde Riesengestalt der Aiguille Verte, 4127 *m*, während sich gegen Osten eine hübsche Berg- und Gletscherwelt aufthut. In steilem Aufschwung baut sich über unserer Terrasse der Felsgipfel der Aiguille d'Argentière auf. Wir hacken den ziemlich geneigten, nach Norden schauenden Firnhang hinan und nähern uns zuletzt in blankem Eise der jähen Felsenflanke. Bis hieher war ich bereits im Jahre 1892 vorgedrungen, als uns die ungünstigen Verhältnisse Halt geboten. Eine interessante Kletterei von mässiger Schwierigkeit führt durch die zuletzt senkrecht aufgethürmten Felsen noch etwas unterhalb des Gipfels, 3901 *m*, auf den Grat (10 Uhr 15 Min.). Wir folgen hierauf dem sich mehrfach zur schmalen, mit Wächten besetzten Firnschneide verschärfenden Kamm hoch über den grausigen Abgründen zu beiden Seiten. Auf dieser prachtvollen Wanderung drängen uns die Verhältnisse öfters auf die südliche Abdachung hinaus, wo man längs eines schmalen Felsbordes traversiert. Um 10 Uhr 45 Min. war der schöne Dom der Aiguille d'Argentière, 3912 *m*, erreicht.

Es war nur wenig bewölkt und wir genossen einen instructiven Einblick in den nordöstlichen Theil der Gruppe, wo mich ganz neue Bilder überraschten. Das Panorama erstreckte sich auf Mont Buet, Aiguille du Chardonnet, Dent du Midi, Aiguille du Tour, Col du Tour, Grande Fourche, Rhonethal (Gegend von Bex und Aigle), Fenêtre de Saleinaz, Glacier du Trient, Glacier d'Orny, Val d'Entremont, Tour Noir, Mont Dolent, Glacier d'Argentière, Aiguille de Triolet, Grandes Jorasses, Dent du Géant, Courtes, Droites, Montblanc, Aiguille Verte, Vallée de Sallanches, Aiguilles Rouges. Den Rückweg traten wir 11 Uhr 15 Min. an, passierten die Bergschulter 12 Uhr 8 Min. und erreichten den Pavillon de Lognan um 4 Uhr 10 Minuten.

Ich kann diese grossartige und genussreiche Tour sehr empfehlen. Meine Ersteigung unter normalen Verhältnissen liess mir aber erst die Schwierigkeit und Gefahr ermessen, welche voraussichtlich bei einer Forcierung dieses Berges unter ungünstigen Bedingungen an den Touristen herantritt. Leider ist gerade die Nordflanke des Massivs zwischen der Schulter und den Felsen selbst häufig der Vereisung ausgesetzt und in solchem Zustande fast unzugänglich, weil die Stufenarbeit dann viel zu viel Zeit und Mühe erfordert, als dass man innerhalb der verfügbaren Frist an das Ziel gelangen kann.

Aiguille du Chardonnet, 3823 *m.*

Dieser prachtvoll aufgebaute, aber schwierige Berg ist bisher auf drei Routen erstiegen worden:

1. Über die Südwestseite von Rob. Fowler mit M. Balmat und M. A. Ducroz am 20. September 1865 (erste Besteigung).

2. Über die Nordseite von Percy W. Thomas mit Jos. Imboden und J. M. Lochmatter am 1. August 1879 (zweite Besteigung).

3. Über die Südostseite von Miss Richardson mit E. Rey und J. B. Bich am 5. September 1890.

Route 1 und 2 vereinigen sich übrigens auf dem höchsten Schneesattel des Nordwestgrates am Fusse des eigentlichen Gipfelstockes. Wir haben einen neuen Zugang zu diesem Schneesattel über den Nordwestgrat selbst eingeschlagen, den Abstieg dagegen auf dem Wege des ersten Ersteigers (SW.-Seite) durchgeführt.

Wir verliessen Lognan am 23. August um 2 Uhr 20 Min. mit der Laterne. Die Überschreitung des Argentière-Gletschers in der Richtung der Aiguille du Chardonnet stellte sich als sehr schwierig heraus. Die mächtigen Schründe waren stark ausgeapert und nöthigten uns, einen grossen Bogen gegen den Glacier du Chardonnet zu machen und viel Zeit mit verdriesslichem Wegsuchen zu opfern. Um 4 Uhr 20 Min. standen wir am rechten Ufer des Gletschers und begannen einen wüsten, lockeren Moränenwall zu ersteigen, auf dessen Höhe wir Frühstücksrast hielten (5 Uhr bis 5 Uhr 15 Min.). Ein herrlicher Morgen verklärte die grandiose Umgebung.

Wir wandten uns nun gegen den im Südwesten unseres Massivs eingebetteten Gletscher, der auf drei Seiten von Felsen umsäumt wird. Nach viertelstündiger Wanderung über eine Firnhalde mussten wir, um den Eisfall zu umgehen, auf die (orographisch) rechtsseitigen Felsen übertreten. Dieselben fallen steil ab und sind ziemlich abgeschliffen, so dass sie namentlich in den höheren Partien unter Anwendung des Seiles regelrecht erklettert werden müssen. Um 6 Uhr 15 Min. erreichten wir den Gletscher, der uns zur Randkluft führte. Dieser bösartige Schrund hat eine stark erhöhte Oberlippe und ist nur an wenigen Punkten zu überschreiten. Wir liessen uns von einer alten Trace zu einer geeigneten Brücke leiten und überwanden diese Stelle ohne Schwierigkeit. Die übliche Route wendet sich nun (im Sinne des Anstiegs) nach rechts und führt durch ein wildes, steingefährliches Couloir in die Gegend des mehrerwähnten Firnsattels. Nachdem sich aber auffallender Weise jenseits der Randkluft keine Spur einer Trace in dieser Richtung zeigte, vermuthete Payot, dass unsere Vorgänger einen anderen Weg eingeschlagen hätten, um das berüchtigte Couloir zu vermeiden, und rieth, ein Gleiches zu thun. Ich will schon jetzt bemerken, dass Payot's Vermuthung eine Täuschung war, da wir die Fortsetzung der auf einer langen Strecke völlig verwischten Trace während des Abstiegs auf dem üblichen Wege entdeckten. Immerhin aber veranlasste dieser Zufall unsere erstmalige Begehung einer theilweise neuen, völlig steinsicheren Route. Zunächst erkletterten wir über Schieferschutt und morsche Felsen, uns weit nach links (im Sinne des Anstiegs) haltend, eine ziemlich steile, eng zugespitzte Rinne und kamen bald auf einen kleinen Sattel im Nordwestgrat hinaus, wo wir bei kalter Temperatur kurze Zeit rasteten (7 Uhr 45 Min. bis 8 Uhr). In der jenseitigen Tiefe lag der Glacier du Tour. Dieser Col wurde schon früher überschritten. Anstatt nun auf den Gletscher hinabzusteigen und dann über steile Firnhänge den Firnsattel an der Nordwestschulter der Aiguille du Chardonnet zu gewinnen, wie es nach Payot's Äusserung schon einmal gemacht worden, blieben wir gleich in der Höhe und traversierten den bisher noch unbegangenen Nordwestgrat auf der dem

Glacier du Tour zugekehrten Seite. Derselbe besitzt prachtvolle Thürme und Zacken, die jäh gegen den von uns überschrittenen Secundärgletscher abstürzen. Einzelne luftige Scharten gestatten Einblick in grauenhafte Abgründe. Auf der entgegengesetzten Seite sind stellenweise geringe, aber gleichfalls starkgeneigte Böschungen vorhanden, die unseren Weg bilden. Anfangs ist unsere Aufgabe ziemlich einfach. Allmälig aber steigern sich die Schwierigkeiten. Bald sind glatte, grifflose Granitplatten zu überwinden, bald müssen vereiste Scharten ausgegangen werden, bald drängen uns unpassierbare Felsen auf den jähen Firnhang hoch über dem Glacier du Tour hinaus. In der Hauptsache ist diese Gratwanderung jedoch eine wenn auch heikle, so doch sehr interessante Felskletterei, wobei wir uns meist unterhalb der höchsten Zacken hielten. Aufregend wurde dieser Gang sowohl durch lange Dauer als durch die stete Furcht, uns plötzlich von weiterem Vordringen durch ein unüberwindliches Hinderniss abgeschnitten zu sehen. Freilich lag in der daraus entstehenden Spannung auch ein Reiz des Weges. Die Überschreitung gelang jedoch nach Wunsch und nach zweistündiger Anstrengung erreichten wir den höchsten Firnsattel am Fusse des Massivs. In fröhlicher Stimmung hielten wir behagliche Rast auf dem sonnigen Col (10 Uhr bis 10 Uhr 30 Min.). Vor uns steht der schöne Schneedom der Aiguille, den Payot für sich allein in weniger als einer Stunde zu ersteigen vermeinte. Ich stellte ihn allerdings nicht auf die Probe, die nach unseren nächsten Erfahrungen jedenfalls kläglich missglückt wäre. Der Guide Kurz giebt die Zeitdauer für diese Strecke mit 3 Std. 15 Min. an. Es muss Payot jedoch zugebilligt werden, dass der Anblick der Gipfelkuppe vom Sattel aus über Höhe und Entfernung ungemein täuscht. Einer vom Glacier du Tour heraufkommenden Trace folgend, wandten wir uns stufenhackend an dem steilen Hang zum Kopfe des berüchtigten Couloirs und gewannen über die pralle Bergflanke den Südwestgrat oberhalb eines stolzen Felsthurmes. Nach luftigem Gang über die schmale Firnschneide traten uns plötzlich sehr steile Felsen entgegen, die recht schwierig zu erklettern waren. Hier klommen wir fast senkrecht durch einen engen, starkvereisten Kamin empor, der die grösste Vorsicht erforderte. Nach Überwindung dieser schlimmen Stelle betraten wir den mässig geneigten Bergrücken, der uns mit seinen ausgeaperten Felsterrassen zwar kein nennenswerthes Hinderniss bereitete, aber sich ins Endlose verlängerte, während die hintereinander liegenden Erhebungen der Kammlinie uns wiederholt die Nähe des Gipfels vorspiegelten. Nach derartiger stundenlanger Geduldprobe erreichten wir um 12 Uhr 30 Min. eine Spitze, die wir bereits mit Jubelruf als unser Ziel begrüsst hatten. Es war die letzte aber auch die bitterste Enttäuschung, denn wir sahen den Grat neuerdings verlängert und gewahrten jetzt erst in der geringen Entfernung von ca. 50 *m* den höchsten, mit einem stattlichen Steinmann gekrönten Gipfel, der unseren Standpunkt nur mehr wenig überragte. Und doch schien dieser geringe Zwischenraum fast unüberwindlich, denn ein äusserst gebrechlicher Firngrat, der rechts mit kleinen Wächten besetzt war und links in furchtbarer Steilheit abfiel, bildete die einzige Verbindung.[1]) Meine Führer wollten sich mit dem Vorgipfel begnügen, zumal auch die Trace unserer Vorgänger hier endete. Obwohl ich nun die Schwierigkeit und augenscheinliche Gefahr des Überganges wohl einsah, hielt ich die Sache bei der geringen Entfernung doch für durchführbar, da wir ein genügend langes Seil besassen. Ich war daher nicht gewillt, auf die Erreichung des Gipfelpunktes zu verzichten, was zu einem erregten Meinungsaustausch mit meinen Leuten

[1]) Der erste Ersteiger Mr. Fowler scheint hier andere Bedingungen angetroffen zu haben und spricht von einem Eisgrat, den er als den »schärfsten« bezeichnet, welchen er je gesehen. A. J. IV.

führte, wobei Payot mir ankündigte, dass dies die letzte Tour sei, die er mit mir machen werde, und Folliguet sich zu der Äusserung verstieg, dass es eine Stunde Zeit kosten werde, die Schneide hinüberzuhacken. Es gab aber gar nichts zu hacken, da der Schnee im Gegentheil nur zu weich und locker war. Nach viertelstündigem verdriesslichen Hin- und Herreden siegte ich über die Einwände und Einschüchterungsversuche der Führer und wir traten den unheimlichen Gang an. Die Kammlinie des Felsgrates scheint an der kritischen Stelle durch eine eingerissene Scharte unterbrochen zu sein, welche durch angewehten Schnee in Form einer dünnen Firnschneide ausgefüllt ist. Der Ansatz derselben an unsern Vorgipfel war sehr schlecht, weil die wärmeren Felsen den Schnee auf eine Strecke weit abgeschmolzen oder ganz unzuverlässig gemacht hatten. Auch war die Neigung hier am bedeutendsten und der verfügbare Raum so schmal, dass wir nicht geradeaus traversieren konnten, sondern, das Gesicht gegen den Kamm gewendet, uns seitwärts hinüberbewegen mussten. Der Kürze halber hielten wir uns nur so weit unterhalb der Schneide, dass dieselbe eine bescheidene Brustwehr gegen den jenseitigen Abgrund bildete. Die Hände wurden zur grösseren Sicherheit tief in den Schnee gegraben. Anfangs bestand die Schneide lediglich aus einer Wächte, welche beim Rückweg auch nachgab und auf die andere Seite hinabfiel. Weiterhin wurde die Neigung der Halde jedoch geringer, der Schnee tragfähiger und die Schneide fester. Bald waren die jenseitigen Felsen erreicht und wenige Minuten später standen wir neben dem Steinmann auf dem aperen Gipfel (1 Uhr). In der vorhandenen Flasche fand sich nichts als ein Zettel, der besagte, dass zwei Führer von Chamonix im Auftrage des französischen Gelehrten Vallot die Aiguille in diesem Sommer erstiegen hatten und den Steinmann zu Vermessungszwecken errichteten. Nachdem ich meine Karte mit Daten hinterlegt hatte, kehrten wir sofort zum Vorgipfel zurück, da ich vorzog die bedenkliche Wegstrecke erledigt zu wissen. Die Traverse erforderte genau zehn Minuten (1 Uhr 5 Min. bis 1 Uhr 15 Min.). Infolge einer erklärlichen Aufregung hatte ich der Aussicht auf dem höheren Gipfel keine Beachtung geschenkt. Vom Vorgipfel aus, wo wir unsere Rast hielten (1 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 45 Min.), fand ich dieselbe dann leider theilweise verdeckt und ziemlich beschränkt. Die Hütten von Lognan lagen friedlich in gewaltiger Tiefe. Den Glanzpunkt des Panoramas bildet wiederum die Aiguille Verte. Im Übrigen ist das Bild jenem von der Aiguille d'Argentière ähnlich, wenn auch weniger umfassend.

Bei der vorgerückten Zeit war der Abstieg nicht gut und erforderte grosse Vorsicht. Über den Gratrücken kamen wir noch spielend hinweg, die Durchkletterung des Eiskamins, der uns überdies mit Schmelzwasser übergoss, bot jedoch spannende Momente und war sehr misslich. Auf den geneigten Halden selbst war der Schnee im starken Aufthauen begriffen und drohte unter unseren Tritten auf seiner glatten Eisunterlage abzurutschen. Dieser Gang war sehr gefährlich, dabei fiel der Blick nach allen Seiten in grossartige Tiefen. Glücklicherweise bestanden wir diese Sicherheits- und Schwindelprobe und kamen um 3 Uhr wohlbehalten am Fusse des Gipfelstockes an, wo wir unsere Anstiegstrace verliessen und, noch etwas oberhalb des Firnsattels, in das steingefährliche Couloir einbogen, das direct auf den südwestlichen Secundär-Gletscher hinabführt. Die Felsen sind hier sehr faul, ein Bach tobt durch eine wilde Kluft herab und die ganze Gegend ist Steinschlägen ausgesetzt. So sahen wir ein mehrere Meter langes, schweres Felsstück unweit von uns durch die Luft fliegen. Mit schrecklichem Getöse schlug es auf, um dann seinen Sturz in grossen Sprüngen fortzusetzen. Solche »fliegende« Steine bilden die grösste Gefahr für den Bergsteiger in der Montblanc-Gruppe und sind daselbst besonders häufig. Der aufregende Abstieg durch dieses Couloir wurde daher in

möglichst beschleunigtem Tempo vollbracht. Die am meisten exponierte Bachrunse musste zweimal traversiert werden. Dann querten wir die abgeschliffenen Felsen nach rechts, bis wir auf die Randkluft stiessen, die uns Halt gebot. Der bösartige Schrund schien unpassierbar, soweit das Auge reichte. So nahe der Gletscher winkte, so schwer war er erreichbar. Von dem stark überragenden Rand, auf dem wir standen, auf den unteren, tiefabstehenden Bord zu springen, verbot nicht nur der ansehnliche Höhenunterschied, sondern auch die abschüssige Neigung des jenseitigen Ufers. Ein abenteuerlicher Versuch Payot's, einen Überhang hinabzuhacken, erwies sich als unthunlich und wir beschäftigten uns bereits ernstlich mit dem Gedanken, abgeschnitten zu sein, als sich ganz in der Nähe ein geeignetes Auskunftsmittel bot, das in ähnlichen Fällen schon öfters mit Erfolg angewandt wurde. Die gegen den Gletscher überhängende Firnmasse drängte auf der linken Seite mit mässiger Neigung in die Kluft selbst hinab. Der Versuch, auf diesem Wege in den Schrund hinabzusteigen, gelang, und das niedrige jenseitige Ufer konnte sodann ohne besondere Anstrengung erklommen werden. Um 4 Uhr 45 Min. betraten wir den Gletscher. So viel ich mich erinnere, war noch ein kurzer Eilmarsch nöthig, um aus dem Bereich der Steingeschosse zu kommen. Recht lästig wurden uns nach der mühelosen Gletscherwanderung die plattigen Felsstufen im letzten Theil des Abstieges. Am Frühstücksplatz auf der Moräne hielten wir kurze Rast beim Wasser (5 Uhr 45 Min. bis 6 Uhr), fuhren dann den nächsten Schuttkegel hinab zum Glacier d'Argentière (6 Uhr 15 Min.) und trafen im Pavillon de Lognan um 7 Uhr 15 Min. ein.

Die Ersteigung der Aiguille de Chardonnet auf den bezeichneten Wegen ist merkwürdig und hochinteressant, es ist aber nicht zu verwundern, wenn mir dieselbe unter den geschilderten schwierigen Verhältnissen als aufregend und gefährlich erschien. Was die von uns eingeschlagene Route betrifft, so war es nach meiner Ansicht ein taktischer Fehler, das am frühen Morgen schwerlich steingefährliche Couloir zu vermeiden und dagegen am Nachmittag zu begehen, wo alles lebendig war. Leichter und weniger umständlich als unsere Anstiegsroute über den Nordwestgrat, auch ungefährlich gegenüber dem Weg durch das Südwest-Couloir, dürfte der Zugang von Argentière über den Glacier du Tour oder auch von der Schweizer Cabane d'Orny sein, doch ist auf diesem Wege gleichfalls mit einer gewaltigen Randkluft unterhalb des Schneesattels zu rechnen, die nach Payot's Urtheil auch nicht immer überschreitbar ist.

Am Morgen des 24. August gab es Hochgewitter mit wolkenbruchartigen Regengüssen. Bei vorübergehender Aufheiterung traten wir den beschleunigten Rückweg von Lognan nach Montenvers an. Bald erneuerten sich Gewitter und Regen. Vom Übergangspunkt beim Kreuz erschloss sich ein wilder Blick auf das jetzt von vielarmigen Wasseradern überschwemmte und verwüstete Thal. Unangenehm schlüpfrig führte der Steig hinab zum Chapeau. Das Mer de Glace war völlig rein gescheuert und zum Glatteis geworden. Die Marschzeit betrug diesmal nur drei Stunden.

Jardin de Talèfre.

Diese interessante, hochgelegene Pflanzenoase mitten im Glacier de Talèfre ist sehr besuchenswerth. Es ist eine prachtvolle, höchst dankbare Tour, die wir als reine Vergnügungspartie auffassten. Meine Führer nahmen daher auch ihre Jagdflinten mit, während ich die Pflanzenmappe umhieng. Payot nannte diesen Ausflug daher la chasse aux fleurs et aux marmottes.

Am 25. August um 5 Uhr morgens brachen wir von Montenvers auf und verfolgten den bekannten Weg über les Ponts. Auf dem Gletscher selbst konnten wir nur langsam und mit Mühe vorrücken, da alles Glatteis war. Der Genuss des Tages begann daher erst mit dem Einstieg in den Kamin des Couvercle. Derselbe ist durch Eisenstangen in Form eines Geländers leicht zugänglich gemacht und führt rasch durch die steil aufgerichteten Felsen auf die Höhe eines grasigen Abhanges mit hübscher Alpenflora. Bupleurum stellatum L., das sternblüthige Hasenohr, wucherte hier massenhaft und stand noch in schönster Blüthe. Ein trefflicher Steig traversiert wie ein Parkweg diesen überraschenden, hängenden Blumengarten und bringt uns bald zur rechten Seitenmoräne des Glacier de Talèfre, dessen prächtige Seracs in der Tiefe bleiben. Es war ein herrlicher Morgen und mit Entzücken betrachtete ich die wundervolle Berg- und Gletscherwelt in der Runde. Hoch oben am Abhang des Moine bezeichnet eine riesige, aufrechte Felsplatte den Schlafplatz für die Aiguille Verte. Die Überschreitung des Gletschers ist unschwierig. Um 9 Uhr 30 Min. betraten wir bereits die originelle, von Moränenwällen wie von Mauern eingefasste Felsinsel des Jardin, welche trotz der vorgerückten Jahreszeit noch eine dürftige Vegetation und blühende Phanerogamen aufwies. Bei dem Signal (P. 2787 *m*) hielten wir Rast und Umschau. Wir befinden uns hier inmitten einer grandiosen Umgebung. In der Tiefe vereinigen sich die mächtigen Eisströme des Talèfre-, Leschaux- und Géant-Gletschers. Ein gewaltiger Circus von hochragenden, formenschönen Bergen umschliesst ihre Firnmulden und vollendet ein Gesammtbild, das zu den überwältigendsten der gesammten Alpen gezählt werden darf. Wir gewahren die wunderbaren Massive Moine, Aiguille Verte, Droites, Courtes, Aiguille de Triolet, Aiguille de Talèfre, Grandes Jorasses, Dôme und Aiguille de Rochefort, Monte Mallet, Dent du Géant, Tacul, Tour Ronde, Aiguille Blanche de Peteret, Montblanc, Mont Maudit, Aiguille du Midi, Aiguille du Plan und Aiguille de Blaitière in wirkungsvoller Anordnung. Dieses unbeschreiblich grossartige Rundbild gipfelt in den Gestalten der Grandes Jorasses, der Dent du Géant und des Montblanc. Mit vielem Interesse betrachtete ich die Kette der Aiguille Verte mit den Droites und Courtes von dieser Seite. Diese Berge erscheinen vom Jardin betrachtet weniger furchtbar als vom Glacier d'Argentière, täuschen aber durch bedeutende Verkürzung über ihre wahre Höhe und die Gefahr ihrer Besteigung. Letztere dröht durch häufige Steinfälle und Lawinen in den zahlreichen Couloirs und an den steilen, morschen Felsflanken.

Um 11 Uhr traten wir den Rückweg an, den wir zur Abwechslung auf dem noch leichteren Wege über Pierre à Beranger nahmen. Ein botanischer Streifzug auf dieser Seite des Jardin lieferte nur mehr geringe Ausbeute (Epilobium anagalli difolium Lam., Senecio incanus L., Veronica alpina L., Carex foetida Vill., Poa alpina L.). Nachdem wir aber den Gletscher überschritten hatten, gewahrte ich mit Vergnügen die farbenreiche Alpenflora, welche die zur Pierre à Beranger führende Seitenmoräne schmückte. Mit letzterem Namen bezeichnet man einen weithin sichtbaren, überhängenden Felsen (2472 *m*), der den Endpunkt des von der Aiguille de Talèfre nach W. ausstrahlenden Seitengrates bildet. Derselbe beherrscht die wilden Seracs de Talèfre und diente den Ersteigern der Aiguille Verte früher als Schlafplatz. Etwas unterhalb dieser Felsnische befindet sich jetzt eine kleine aber gänzlich leere Schutzhütte, die wir um 12 Uhr passierten. Sie liegt wunderschön angesichts des sich hier öffnenden Gletscherthales de Leschaux. Wie am Couvercle verweilt das von den Gletschern und Schneefeldern geblendete Auge gern auf dem freudig grünen Rasen und der üppig wuchernden Alpenflora dieses zauberhaften Hanges. Über die wüste Moräne, auf welcher ich Stückchen Silbererze auflas und vollständig

mit grossen Bergkrystallen überzogene Felsblöcke bemerkte, zogen wir hinab auf den hier drei Arme vereinigenden Gletscherstrom und trafen nach genussreicher Wanderung um 3 Uhr 15 Min. wieder in Montenvers ein. Die Jagdbeute bestand in einem einzigen jungen Murmelthier, das Folliguet am Couvercle erlegte. Meine Leute behaupteten allerdings, es sei offenbar einer jener Tage, an welchen diese Thiere aus unaufgeklärten Ursachen nicht ins Freie kommen, und ich muss gestehen, dass ich während der ganzen Moränen- und Geröllwanderung nicht einen einzigen Pfiff hörte. Immerhin endete diese köstliche Partie mit allgemeinem Wohlgefallen.

Col de Miage, 3376 *m.*

Diesen beschwerlichen und zuweilen schwierigen Pass zwischen Aiguille de Bionnassay und Dome de Miage wählte ich lediglich in der Absicht, auch den westlichen Theil der Gruppe einigermaassen kennen zu lernen. Derselbe ist schon gegen 1798 durch Bewohner von Courmayeur überschritten worden, von denen einer in einer Spalte auf der französischen Seite umkam. Im Jahre 1849 wurde er durch Mollard (Führer des Mr. Coleman) mit einigen Kameraden begangen. Ausser diesen Nachrichten existieren Traditionen von früherer Frequenz.[1]) Als erster Tourist überschritt E. T. Coleman mit Mollard, Hoste und einem Träger den Col de Miage am 11. September 1858.

Der Zugang ist sowohl von Chamonix als von Courmayeur unbequem und zeitraubend. Am Morgen des 26. August fuhr ich mit meinen Leuten nach dem schöngelegenen Dorfe Les Houches (8 Uhr), von wo wir zum Pavillon de Bellevue nächst dem Col de Voza emporstiegen. Über dem Dorfe war der Weg heiss und schattenlos, dann nahm uns kühler Wald auf und zuletzt tritt man überrascht auf ein weites, mit Alpenrosensträuchern bedecktes, heideähnliches Plateau hinaus, das eine prächtige Aussicht bietet. Der einfache Pavillon de Bellevue, 1812 *m*, ward 9 Uhr 50 Min. erreicht. Da wir genügend Zeit hatten, frühstückten wir hier und hielten uns drei Stunden lang auf der freien Höhe auf. Der Bergriegel, der in dieser Gegend aus der Montblanc-Kette gegen Norden vorspringt und das Thal von Chamonix im Westen schliesst, zwingt der Arve statt ihres bisher südwestlichen Laufes plötzlich eine nordwestliche Richtung auf. In diesen Bergriegel ist der Col de Voza, 1675 *m*, eingeschnitten, der dem Col de Balme auf der entgegengesetzten Seite des Thales von Chamonix entspricht. Seine zwei Pavillons, von denen unser Standpunkt der höhere ist, sind daher, wie das Hotel am Col de Balme, fast überall im ganzen Thale sichtbar. Das Vallée de Chamonix gewinnt dadurch noch an Reiz, dass es auf allen Seiten von grünem Mittelgebirge eingeschlossen wird, von dessen Höhen freundliche Gaststätten herabwinken und zu lohnenden Aussichtswarten hinanlocken. Es sind im Osten der Col de Balme, im Norden die Flégère, im Süden Montenvers und Pierre Pointue, im Westen der Col de Voza. Die Aussicht vom Pavillon de Bellevue beherrscht die ganze Thalmulde von Chamonix mit ihren Ortschaften, sowie das liebliche Becken von Servoz und erstreckt sich auf die Gipfel der Chardonnet, Dru, Aiguille Verte, Charmoz, Blaitière, Plan, Midi, Montblanc de Tacul, Aiguille du Goûter, den Glacier und die Aiguille de Bionnassay, welch' letztere den Glanzpunkt des Bildes darstellen. Jenseits des Thales gewahrt man den immer malerischen Mont Brévent.

Unser nächstes Ziel ist der Col de Tricot. Wir verliessen den Pavillon um 1 Uhr, verfolgten die Grasflanken noch etwas aufwärts, stiegen dann zum Glacier de Bionnassay hinab, den wir mühsam überquerten, und gewannen jenseits

[1]) Vergl. Guide Kurz, 147.

desselben auf vorzüglichem Jagdsteig den Col de Tricot, 2133 *m* (2 Uhr 50 Min.), wo eine geschlossene Jagdhütte des Grafen Nicolai steht. Diese ganze Anlage mit ihrer Windmauer und dem durch ein Portal abgesperrten Pürschweg ist sehr originell. Die rauhen Felsenflanken des Mont Tricot steigen hier steil empor. Im Süden erscheint jetzt eine neue Welt und uns blendet der schöne Firnwall des Dome de Miage und der Aiguille de Trélatête. In der Tiefe liegen die Alphütten von Miage. Nach kurzer Rast stiegen wir auf verfallenem Weg in das grüne Alpenthal hinab (3 Uhr 45 Min.), wo wir alsbald primitive Unterkunft fanden. Der Blick aus diesem von allen Seiten eingeengten Kessel erreicht nur den hohen Col de Miage, den Dome und die Aiguille de Miage, die Aiguille de Trélatête, sowie durch den schmalen Thalspalt die Ortschaft Saint Nicolas im Val de Montjoie. Die Sonne verschwand hier sehr bald und es wurde rasch kühl.

Am 27. August morgens 3 Uhr verliessen wir die Hütten von Miage und näherten uns über Triften dem Hintergrund des Thales. Undeutliche Wegspuren führen zwischen zahlreichen Rinnsalen und durch wüstes Gestrüpp zur Moräne des Glacier de Miage. Wir hielten uns links (im Sinne des Anstiegs) und gewannen nach langem, steilem und mühsamem Gang unter wechselnden Schwierigkeiten die Moränenhöhe am nördlichen Gletscherrand, wo wir Frühstücksrast hielten (5 Uhr 45 Min. bis 6 Uhr 15 Min.). Das Wetter war sehr schön, aber die Temperatur empfindlich kalt. Der Gletscher zwängt sich durch eine merkwürdig enge und schmale Kluft zu Thal, deren öder, wilder Charakter nur durch entzückende Fernblicke auf grüne Vorberge und lachendes Gelände gemildert wird. Vom nahen Miage-Kamm hängen steile Firnzungen in unsere Schlucht herein, sturzdrohend und zuweilen Schnee- und Eislawinen mit donnerndem Gepolter in die Tiefe sendend. Wir überschritten das nur wenig geneigte Gletscherplateau daher in beschleunigtem Tempo und wandten uns gegen die mittlere, vom Col herabziehende Felsrippe. Der Anstieg führte lange und ermüdend in losem, faulem Gestein empor, das sehr behutsam angefasst werden musste, um den Nachsteigenden nicht zu gefährden. Unterhaltend und interessant ist der seltene Reichthum dieser Gegend an allerlei Krystallen. Nahe der Passhöhe trifft man endlich auf grosse, grobe Felsen, die ein rascheres Vorrücken gestatten. Eine riesige Platte bezeichnet die Übergangsstelle des Col, welche wir um 9 Uhr erreichten.

Die Thalaussicht umfasste Vallée de Montjoie mit Saint Nicolas, Vallée de Sallanches mit Sallanches und Saint Martin, Vallée d'Ugine, Thal und Hütten von Miage, den französischen und italienischen Glacier de Miage. Das Gebirgspanorama ist dagegen beschränkt und erstreckt sich auf den Kamm der Aiguille de Bionnassay, Montblanc und Aiguilles Grises, Grivola, Paradiso, Ruitor, Aiguille de Trélatête und Mont Miage. Sehr instructiv ist der Anblick des Montblanc, dessen Südwestflanke man hier vollständig überschaut. Das verwickelte System der diesseitigen Gletscher und Contreforts wird uns jetzt mit einemmale klar. Auch der landschaftliche Eindruck des aus den Tiefen des (ital.) Miage-Gletschers bis zur stolzen Höhe der Bosses und Calotte emporwachsenden Massivs ist ungemein grossartig, wenn er auch nicht die Erhabenheit der Nordseite oder die Wildheit der Südseite zu erreichen vermag.

Wir verliessen die Passhöhe um 10 Uhr 15 Min. und schlugen uns nach kurzer Firntraverse sofort rechts in die mürben Felsen, aus denen uns allenthalben schöne Krystalle entgegenblitzten. Dann gieng es vorsichtig die zerrissene Bergflanke hinab zum zerklüfteten Gletscher (ca. 1 Stunde). Mit Mühe wanden wir uns zwischen zahlreichen Schründen durch, während uns Steinschlag von oben bedrohte. Ganz nahe winkte das ebene Firnplateau, allein wir konnten es lange nicht erreichen, da der jenseitige Bord der Randkluft eine jähe Eiswand nach aussen

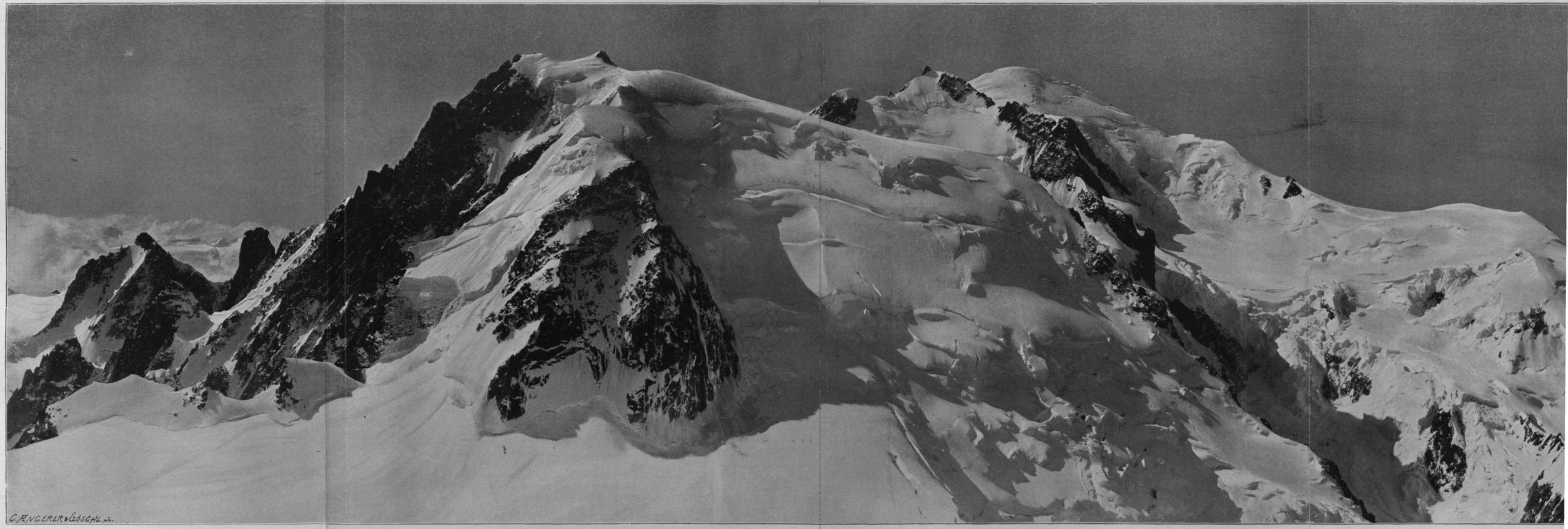
bildete, die keinen Abstieg zuliess. Nach vergeblichem Suchen blieb schliesslich kein anderes Mittel übrig, als den Schrund auf einer kühnen, spiralförmigen Eisbrücke zu überschreiten, dann an einer geeigneten Stelle auf den Boden desselben hinabzuhacken und die Spalte zu verfolgen, bis sich ein Ausweg bieten würde. Unverhofft rasch gelang dieser Plan, und nach kurzem Gang zwischen blauen Eiswänden ermöglichte der seichtere Verlauf des Schrundes den Austritt ins Freie. Um 12 Uhr 45 Min. standen wir auf dem Plateau, hinter uns starrte eine unsäglich wilde Gletscherlandschaft mit einem wahren Labyrinthe von Seracs. Die Gefahr lag uns jetzt im Rücken und wir konnten beruhigt aufathmen. Das Seil wurde abgenommen und wir rasteten auf einem Felsblocke im Gletscher. Rechts ober uns war der jähe Col dit infranchissable sichtbar, der auf den Glacier de Trélatête hinüberführt. An den Felsen unterhalb dieses schauerlichen Eiscouloirs kleben die zerfallenen Gebäude eines alten Silberbergwerks. Wir wanderten nun den langen, ebenen Miage-Gletscher der italienischen Seite und dessen ungeheure, stundenlange Moräne hinab, zum Lac de Combal, 1760 *m*. Um 3 Uhr stiegen wir von dem hohen Moränenwall hinab auf die Thalsohle. Der See liegt in einer öden Gegend und bietet wenig Reiz. Unheimlich ragt zur Linken ein nacktes Horn empor. Im Hintergrund gewahrt man den Col de la Seigne. Längs der Doire, dem Abflusse des Sees, gieng es auf gutem Weg zuerst heiss und eintönig zu den Chalets de la Visaille.* Dann beginnen die grossartigen Schaustücke der Allée Blanche, wie man diese Thalstrecke nennt, an uns vorüberzuziehen: Der Glacier du Brouillard, die furchtbaren Châtelet-Wände mit der schauerlichen Kluft des Fauteuil des Allemands, der Glacier du Fresnay, Mont Rouge, die finstere, plattengepanzerte Aiguille Noire de Peteret, die zierlichen, über die Gefahr ihrer Ersteigung täuschenden Schneespitzen der Aiguille Blanche de Peteret, der mächtige Montblanc de Courmayeur, der ungeheure Glacier de la Brenva und das idealschöne Bild der Grandes Jorasses. Den Glanzpunkt der Allée Blanche bezeichnet eine Schenke im Waldschatten nächst der Wallfahrtskirche Notre Dame de Guerison gegenüber dem unvergleichlich imposanten Eissturz des Brenva-Gletschers, flankiert vom Mont de la Brenva einerseits und der Aiguille Noire und dem Montblanc andererseits. Es ist dies eines der eindrucksvollsten und überwältigendsten Bilder der ganzen Gruppe, das man, umrahmt von Tannenwipfeln, erblickt. Unterwegs erfuhren wir aus den Mittheilungen italienischer Badegäste, dass sich mittags 1 Uhr an der nahen Aiguille Noire ein Unglück ereignet habe. Es bestätigte sich später, dass ein italienischer Tourist Namens Poggi durch Steinschlag bei der Besteigung dieses gefährlichen Berges zu Grunde gieng, während sich die Führer retten konnten. Dieses traurige Ereigniss war durch ein Fernrohr beobachtet worden. Um 5 Uhr trafen wir in einer durch diese Nachricht gedrückten Stimmung in Courmayeur ein, wo ich im Hotel du Montblanc blieb.

Ich war mit der Absicht, die Grandes Jorasses zu ersteigen, nach Courmayeur gekommen. Payot erklärte sich zwar bereit dazu, wies aber auf die bekannten Gefahren dieser Tour hin. Als wir nun in Courmayeur vernahmen, dass die letzte Karawane, Herr Max Schlesinger-Berlin mit zwei italienischen Führern, von einer abgleitenden Schneelawine erfasst und eine beträchtliche Strecke weit in die Tiefe geschleudert wurde, allerdings ohne ernstlichen Schaden zu nehmen, sowie dass der Berg seitdem ängstlich gemieden werde, gab ich unter dem Eindruck dieser Mittheilungen, sowie des Unglücksfalles an der Aiguille Noire, meinen Plan endgültig auf. Ich hatte nun noch die Aiguille du Midi auf dem Programm. Wir wanderten daher am 28. August nachmittags zum Col du Géant hinauf (1 Uhr 45 Min. bis 7 Uhr 10 Min.), trafen aber in der dortigen Cabane leider eine zahlreiche und lärmende Gesellschaft von Einheimischen. Es war eine schneidend



Mont Blanc-Ansicht von der Aiguille du Midi, 3843 m.

Montblanc du Tacul | Mont Maudit | Montblanc | Rochers Rouges | Bosses au Dromadaire | Rochers aes Bosses | Dôme du Goûter



Nach einer Photographie von Vittorio Sella.

Col du Midi | Grand Plateau | Petit Plateau

Montblanc-Ansicht von der Aiguille du Midi, 3843 m.



Montblanc-Ansicht von der Aiguille du Midi, 3843 m.

kalte, aber wunderbare Vollmondnacht, über den Thälern der italienischen Seite lag ein blendend weisses Wolkenmeer in phantastischer Beleuchtung, das einen märchenhaft schönen Anblick bot. In überwältigender Hoheit stand der Montblanc da und magisches Mondlicht verklärte selbst die schreckhafte Gestalt der Dent du Géant.

Aiguille du Midi, 3843 *m*, Col du Midi, 3564 *m*.

Der niedrigere N.-Gipfel wurde zuerst durch Graf Matzewski mit sechs Chamoniarden im August 1818 erstiegen. Die culminierende Spitze wurde zuerst von den einheimischen Führern Alex. Devouassoud, A. und J. Simond am 5. August 1856 über die Südseite erklommen. Die erste touristische Ersteigung war jene von G. S. Lane-Fox am 8. September 1859, gleichfalls von der Südseite. Inzwischen sind noch drei andere Anstiegslinien begangen worden. Der Besuch dieses nicht sonderlich schwierigen Gipfels kann wegen seiner prachtvollen Aussicht auf das ganze Montblanc-Massiv warm empfohlen werden.

Am 29. August, 3 Uhr 45 Min. morgens, verliessen wir die Cabane am Col du Géant und stiegen zum Glacier du Géant hinab. Der erblassende Schein des Mondes auf den silberweissen Firnen und das Frühlicht des anbrechenden Tages schufen merkwürdige Beleuchtungs- und Farbeneffecte. Eine bequeme aber etwas monotone Wanderung bringt uns durch das Vallée blanche an den Fuss der Aiguille du Midi. Wir wenden uns nun gegen den ostnordöstlich ausstrahlenden Firnkamm des Berges und halten am Beginn desselben Frühstücksrast (6 Uhr bis 6 Uhr 30 Min.). Nachdem wir das Gepäck zurückgelassen, verfolgen wir zunächst den bequemen Firnkamm. Man blickt während dieses hübschen Ganges über eine natürliche Schneebrüstung nach Chamonix hinab, das, im Schatten liegend, noch zu schlummern scheint. Bei den ersten Felsen angekommen (7 Uhr) traversieren wir ein breites Couloir nach links, worauf eine interessante, steile Kletterei durch Couloirs und Kamine beginnt. Die Neigung ist nahezu senkrecht, doch sind die röthlichen Granitfelsen sehr fest. Um 7 Uhr 25 Min. kamen wir bereits auf das kühne, exponierte Gipfelhorn hinaus.

Die Aiguille du Midi nimmt eine bevorzugte Stellung in der Montblanc-Kette ein und bietet eine prächtige Aussicht. Dieselbe umfasst Vallée de Sallanches, Vallée de Chamonix vom Col de Voza bis zum Col de Balme, Dent du Midi, Gipfel des Berner Oberlandes, Chardonnet, Dru, Aiguille Verte, Droites, Courtes, die Aiguilles de Triolet, Talèfre, Eboulement, Grandes Jorasses, Mont Mallet, Dent du Géant, die Aiguilles de Charmoz, Grépon, Blaitière, Plan, die Gletscher des Nantillons, Blaitière, Pélérins, Talèfre mit Jardin, Leschaux, Géant, Col du Géant; dann Montblanc de Tacul, Mont Maudit, Montblanc (das Observatorium auf der Calotte, Cabane Vallot auf den Rochers des Bosses und die Cabane Rochers Rouges sind deutlich zu erkennen), Grands Mulets, Dôme und Aiguille du Goûter, Glacier des Bossons; in der Ferne Weisshorn, Dom, Dent Blanche, Grand Combin, Matterhorn, Monte Rosa, Grivola, Paradiso, Mont Pourri, Grande Casse, Ruitor, gegen Norden ein Stück Ebene. Den Glanzpunkt dieses herrlichen Panoramas bildet unstreitig die engere, durch nichts verdeckte Montblanc-Gruppe, der wir staunend gegenüberstehen. Hier können die gewaltigen Proportionen und die noch immer überwältigende Höhe des »Monarchen« zur vollen Geltung kommen. Nichts ist mit der Grossartigkeit seiner Umgebung, dem blendenden Schmucke seiner Gletscher, dem classischen Schwunge seiner Contouren und der Majestät seiner Erscheinung zu vergleichen. (Vergl. Abbildung.)

Um 8 Uhr 15 Min. traten wir den Rückweg an und befanden uns um 8 Uhr 50 Min. wieder am Fusse des Firnkammes. Wir traversierten nun über gleissende Schneefelder zum Col du Midi, besichtigten die zerfallende, eiserfüllte Hütte (3564 *m*) und begannen um 9 Uhr 20 Min. in westlicher Richtung den Abstieg zum Glacier des Bossons. Dieser Col wurde zum erstenmale von C. M. Briquet mit J. Balmat, Ad. Folliguet und Jos. Rossi am 5. August 1868 überschritten. Unser Weg führte durch mürbe Felsen jeden Kalibers, dicht unter den Klippen des Midi-Massivs hinab. Der morsche Zustand dieser furchtbar verwitterten Bergflanke gestattet nur langsames und vorsichtiges Vorrücken. Weiter unten traversierten wir dann ein steiles, von Steinfällen durchfurchtes Schneecouloir und giengen auf die mittlere Felsrippe über, die bald einigen Schutz gegen Geschosse darbot. Gegen Mittag erreichten wir den Glacier des Bossons, wo uns aber zahlreiche Querspalten den Weg versperrten und lästiges Umherwandern veranlassten. Neben einem grossen Schrund hielten wir Mittagsrast (12 Uhr 15 Min. bis 12 Uhr 45 Min.), hackten dann auf seinen Grund hinab und gelangten durch seine Mündung wieder ins Freie. Das Firnplateau selbst und damit der vielbegangene Weg von den Grands Mulets zum Pavillon de Pierre Pointue konnte aber erst nach langwieriger Gletscherwanderung, vielfachem, zum Theil hohem Spaltenspringen und allerhand Eisarbeit gewonnen werden. Payot verlor dabei seinen Eispickel in einem unbequemen Schrund und prellte seinen Fuss bei einem Aufsprung derart, dass er eine zeitlang hinkte. Bereits auf festem Boden angelangt, erschreckte uns noch ein herabpolternder Stein. Es war der letzte Gruss der Aiguille du Midi. Um 2 Uhr 38 Min. endete dieser aufregende Abstieg bei Pierre Pointue. Wir rasteten hier bis 3 Uhr 45 Min. und trafen um 5 Uhr 15 Min. in Chamonix ein. Unser ganzer Tagesmarsch darf als landschaftlich grossartige, aber im letzten Theile gefährliche und anstrengende Tour bezeichnet werden. Wir hatten beim Abstieg vom Col du Midi übrigens den Vortheil der frühen Tageszeit, was die Bedrohung durch Steinfall ganz wesentlich verminderte.

Der imposante Charakter der Montblanc-Gruppe ist in Obigem schon gebührend gewürdigt worden. Möge sich Niemand durch räumliche Entfernung oder andere Erwägungen von einem Besuche dieses wundervollen Gebietes abhalten lassen. Der Bergfreund findet hier die seltensten und erhabensten Bilder einer Hochgebirgswelt von unvergleichlicher Pracht, der Gletscherfahrer eine Fülle der verwickeltsten Aufgaben, der kletterfrohe Alpinist alles, wonach seine kühnste Phantasie verlangen mag. Lange genug sind deutsche Bergsteiger nur vereinzelte Erscheinungen in der Hochzone des herrlichen Savoyen geblieben, möge das doch endlich anders werden. Mit der häufigeren Bereisung würde sich gewiss auch die Führerfrage bessern oder ein Bruchtheil deutsch-österreichischer Führer zu ortskundigen Begleitern herangezogen worden. Der Verfasser dieser Schilderungen würde sich reichlich dafür belohnt erachten, wenn dieselben dazu beitragen sollten, deutsche Bergfahrer in grösserer Anzahl herbeizuziehen, um ihre Tüchtigkeit auf Fels und Firn im Wettkampf mit anderen alpinen Bestrebungen huldigenden Nationen an den prächtigen Aiguilles zu messen und sich eine Fülle neuer und eigenartiger Eindrücke und Erinnerungen zu sammeln im Bannkreise des Montblanc.

Aus den Bergen der Maurienne und der Tarentaise.

(Schluss zum Aufsatz in der »Zeitschrift« 1895.)

Von

Dr. Karl Blodig und L. Purtscheller.

Ouillarse d'Avérole, 3477 *m*, Albaron, 3662 *m*, und Pointe de l'Ouillarse, 3491 *m*.

(L. P.) Der Albaron, wohl der dankbarste und schönste unter den leichter ersteiglichen Hochgipfeln von Bessans' berggewaltiger Umgebung, erregte, als wir am Vortage vom Charbonel seinen kühn geschwungenen, aus massiger Felsunterlage hervortretenden Firnhelm betrachteten, so sehr unser Interesse, dass wir, Dr. Blodig und ich, übereinkamen, ihn auf das Touren-Programm des nächsten Tages zu setzen. Vom Albaron sollte dann ein prakticabler Abstieg nach Bonneval, dem höchsten Dörfchen im Arcthale, ausfindig gemacht werden, und wir stellten es unserer Entschliessung und den Umständen anheim, ob der Wanderung eine grössere Ausdehnung gegeben werden sollte.

Der Albaron und die von ihr durch einen Gletschersattel getrennte Ouillarse d'Avérole erheben sich in dem kurzen, aber kräftig entwickelten Seitengrat, der sich von dem in N.-S.-Richtung verlaufenden franco-italienischen Grenzkamme westlich gegen das Arcthal absenkt. Von Südwest aus dem Vallée d'Avérole leicht erreichbar, stürzt dieser Seitengrat gegen Nord und Nordost in sehr steilen, theilweise völlig senkrechten Eiswänden ins prachtvolle Becken des Glacier des Evettes ab, in dessen Hintergrund sich das erhabene Gebilde der Ciamarella zeigt. Dieser Alpentheil gleicht in Bezug auf Höhe und Schönheit der Gipfel, sowie Ausdehnung der Vergletscherung der Glockner- und Venediger-Gruppe, nur sind die Berge als Individuen noch schärfer charakterisiert und gewaltiger, wenn auch die Grajischen Gebirgsgruppen einen Gletscher wie die Pasterze nicht aufzuweisen vermögen.

Am 7. August, 4 Uhr 10 Min. morgens, von Bessans aufbrechend — unser Reservegepäck sollte indessen durch ein Lastthier auf der Thalstrasse nach Bonneval gebracht werden — wanderten wir auf bekanntem Wege in das vom Charbonel behütete Avérolethal hinein und stiegen innerhalb der Hütten von Vincendières zu den Gras- und Alpenmatten empor, die sich zuerst steil, dann sanfter zur Zunge des Glacier du Grand Fond hinanziehen. Ein seicht eingeschnittenes, bachdurchströmtes Hochthälchen theilt das Gelände, wir blieben an der orographisch rechten Seite, doch ist die linke gleich gut zugänglich. Die Ersteigung dieser ausgedehnten, in herrlichstem Blumenschmucke prangenden Bergwiesen war uns ein hoher Genuss, und noch jetzt erinnere ich mich oft an jene Stunden der »heiligen Frühe«.

Wir schritten rüstig weiter, überrrascht von der gewaltigen Ausdehnung dieser Hochterrassen, von deren Vorhandensein der Thalwanderer kaum eine Ahnung besitzt. Nach drei Stunden trat die üppige, mit vielen Edelweisssternen gezierte Vegetationsdecke zurück, und wir rasteten — 7 Uhr 10 bis 7 Uhr 20 Min. — auf der rechten (nördlichen) Seitenmoräne des Glacier du Grand Fond in etwa 2900 *m* Höhe. Jenseits des Thales erglühte der Charbonel, der Aristokrat dieser Landschaft, und im Südosten thürmte sich die gletscherumgürtete Gruppe der Bessanese und der Croce Rossa zu riesiger Höhe empor. Nun gieng es über den ziemlich zerklüfteten aber ungefährlichen Gletscher hinauf, bis die Firnmulde zwischen Ouillarse d'Avérole und Albaron erreicht war, von der dann die erstgenannte, eine ausgezackte Felsschneide darstellende Erhebung 8 Uhr 50 Min. betreten wurde. Schon hier erwartet den Besucher die denkbar grossartigste Rundsicht, aber wer seine Blicke noch weiter in die geist- und herzerhebende Alpenpracht zu versenken beabsichtigt, der ersteige auch die nördlich aufragende Schneekuppe des Albaron, die wir von der Ouillarse d'Avérole über die erwähnte Schneemulde in 40 Min. erklommen.

Der Albaron gehört, wie schon ein Blick in die Karte darthut, zu den dankbarsten Aussichtsbergen der Westalpen, und neben einer weiten, glanzvollen Fernsicht, bietet er auch eine selten schöne Gruppenansicht dar. Die Grenzen der Rundschau werden bezeichnet: im Nordwesten durch den Montblanc, im Süden und Südwesten durch den Monte Viso, die Seealpen und die Barre des Écrins, im Nordosten durch den Grand Combin und die Zermatter Berge, und im Osten durch die Bergamasker Alpen. Im Vordergrunde des Bildes aber steht die in reinstem Weiss erstrahlende, kühn sich aufschwingende Ciamarella, an welche sich die Bessanese, die Pointe d'Arnàs, die dreigipfelige Levanna, Tsanteleina und Grande Sassière anreihen. Jenseits des Arc streben die hohen Mauerpfeiler der Méan-Martin-Gruppe und die Pyramide der Dent-Parrachée mit den Firnen von Vanoise auf, eine Gegenüberstellung mächtiger Gebirgscomplexe, wie wir sie in der Westhälfte der Grajischen Alpen kaum mehr wieder finden. Jenseits der nahen Grenze, auf italienischem Gebiete, dehnten sich tief ausgehöhlte Gletscherbecken und wildzerrissene, schwarze Felskämme, und darüber erhoben sich die Nebel, den Blick in die Ebene verhüllend.

Das herrliche Schneegerüste der Ciamarella fand in so hohem Maasse unseren Beifall und schien vom Albaron aus nicht allzu schwer erreichbar zu sein, so dass wir beschlossen, dieser Hochwarte noch an demselben Tage näher zu rücken.

Wir verliessen daher den Albaron schon um 10 Uhr und wandten uns dem südöstlich verlaufenden Firnkamme zu, der uns über einen Schneesattel, von dem man zum Glacier des Evettes absteigen kann, um 10 Uhr 53 Min. auf die schöne, kühn geformte Firnpyramide der Pointe de l'Ouillarse führte. Von dieser im Mittelpunkte der erhabensten Eiswelt gelegenen und die benachbarten Firn- und Gletschergebiete gut beherrschenden Spitze stiegen wir ohne weiteren Aufenthalt zu einer zweiten Einsattlung herab, liessen einen anderen, stattlichen, aber nicht so hohen Schneegipfel zur Linken, und standen, obgleich der erweichte Firn das Fortkommen erschwerte, bald am Südfusse der Kleinen Ciamarella. Aber hier gestatteten die steilen Felsmauern keine Kletterversuche; zur Rechten, auf der italienischen Seite, hätte der Gipfel wohl erreicht werden können, aber nur durch ein vorausgehendes tiefes Absteigen zum Ghiacciajo di Ciamarella, und so umgiengen wir denn die Kleine Ciamarella ein wenig auf- und absteigend an ihrer Westseite, obgleich die Firnhänge von ungewöhnlicher Steilheit waren. Um 11 Uhr 30 Min. befanden wir uns auf dem Schneesattel zwischen der Kleinen Ciamarella und einer nördlich von ihr gelegenen Graterhebung, aber auch hier blieb unsere Erwartung, einen Aufstieg zur Ciamarella zu finden, unerfüllt. Wohl untersuchten

wir die bei 60 Grad geneigten, zum Ghiacciajo di Sea abfallenden Firnhänge an der Nordseite der Kleinen Ciamarella, aber sie waren ganz vereist und ein Traversieren hätte stundenlanges Stufenhauen erfordert und wäre überdies allzu gewagt gewesen. Auch der Versuch, die Felsen der Kleinen Ciamarella zu erklettern, um dann über diese den Hauptgipfel zu gewinnen, schlug fehl, denn die Felsen und Kamine waren auf dieser Seite mit Schnee und Eis überzogen, so dass wir ungeachtet ernster Anstrengungen zurück mussten. Der mangelnde Überblick knapp am Fusse der Kleinen Ciamarella mag die Schuld sein, dass wir den steilen, schmalen Firnhang nicht wahrnahmen, der an der Westseite der Kleinen Ciamarella, zu beiden Seiten von Felsen flankiert, bis nahe zu ihrer Spitze hinaufzieht. Wir beschlossen daher, nachdem wir für Recognoscierungen und Versuche eine gute Stunde geopfert hatten, unser Glück am nächsten Tage allenfalls von einer anderen Seite zu erproben, und setzten uns nun zu einer wohlverdienten Mittagsrast. Unser Standpunkt war der denkbar schönste: vor uns erhoben sich die wunderbaren, im goldigsten Sonnenscheine erstrahlenden Firn- und Eisgebilde der Grossen Ciamarella, deren kühne Wölbungen und Balkone zum tiefen Kessel des Sea-Gletschers abstürzen, ein Bild, das mit den Abbrüchen der Jungfrau zur Wengern Alp viel Ähnlichkeit besitzt.

Um 1 Uhr brachen wir auf und stiegen vorsichtig über die sehr steilen, unten durch einen Bergschrund unterbrochenen Eis- und Firnhänge hinab, die uns nach einer Querung nach rechts zur obersten, stark beschneiten Terrasse des zerklüfteten Glacier des Evettes und endlich zu seiner von mächtigen Moränen begrenzten Zunge führten. Der Sonnen- und Schneebrand hatte uns empfindlich zugesetzt, jetzt aber lag der mühevollste Theil der Wanderung hinter uns, und wir konnten uns ganz dem Genusse der uns umgebenden, grossartigen Hochgebirgswelt überlassen. Besonders schön präsentierte sich der mächtige, nordöstlich sich öffnende Glacier du Grand Méan mit seiner Bergumrahmung; überall stürzten wasserreiche Cascaden zu Thal und belebten mit ihrem orgelgleichen Brausen die hehre Stille des Hochgebirgsbildes. Gletschereis, Felstrümmer und Wassertümpel hinter uns lassend, betraten wir 2 Uhr 50 Min. das leuchtende Grün der Alpenweiden, auf deren sammtweichen, blumengestickten Rasen wir uns gemächlich hinstreckten. In der Tiefe lag, in blauen Duft gehüllt, das oberste Arcthal mit dem traulich heraufgrüssenden Dörfchen Bonneval, hinter uns die Eiswelt mit der im Goldglanze funkelnden Ciamarella, während in der Nähe des Arcursprunges die Spitzen der Levanna in zauberischen, rothen und violetten Tinten hervortraten.

Ein viel gewundener, sehr dürftiger Pfad führte uns über hohe Felsstufen und steile Hänge hinab zu dem im rauhen Felsenbette wild dahinstürzenden Arc, an dessen Ufer sich das schmale Thalsträsschen hinzieht. Die Freundin Cultur in der sympathischen Form eines zu Herzen sprechenden, altehrwürdigen Hirtenlebens empfing uns hier wieder. Ein hervorragendes Schaustück der Gegend ist der Fall des Vallonetbaches, der dem gleichnamigen, hoch in einem Seitenthale liegenden Gletscher entströmt, und an dessen Fusse der Weg vorbeiführt. Der Charakter dieses Theiles des Arcthales ist der ernster Grösse und Wildniss. Aber zwischen dem nackten Felsgestein und den hoch aufgethürmten Schuttmassen, die allseits die schluchtartige Thalenge umstellen, leuchtet das Grün der Bergwiesen, üppig entfaltet der hohe Phlox seine Dolden, und zwischen der goldigen, der Ernte entgegenreifenden Saat prangen die bluthrothen Kelche des Mohnes.

In Bonneval, wo wir 4 Uhr 40 Min. abends eintrafen, fanden wir viele Soldaten und militärisches Fuhrwerk, das den über den Mont Iseran herübergekommenen Truppen aus Lanslebourg entgegengefahren war; aber das einfache Gasthäuschen öffnete uns dennoch seine bescheidenen Räume.

Das Abendessen theilten wir mit fünf anderen, kurz nach uns eingetroffenen freundlichen Herren, einer Familie aus Autun und zwei Jesuiten, die sich in der Gegend einige Tage zu botanischen Zwecken aufhielten, und Bonneval durfte sich rühmen, noch nie so viele alpine Gäste auf einmal beherbergt zu haben.

Piccola Ciamarella, 3505 *m*, Ciamarella, 3676 *m*, und Punta Tonini, 3343 *m*.

(K. B.) Nach erquickendstem Schlafe, wie er eben nur dem Bergsteiger und Soldaten beschieden ist, brachen wir am 8. August um 4 Uhr 15 Min. morgens von Bonneval, 1835 *m*, auf, um — wenn man nach Ersteigung des Ouillarse d'Avérole, 3477 *m*, des Albaron, 3662 *m*, und der Pointe de l'Ouillarse, 3491 *m*, an einem Tage überhaupt von einer Schlappe sprechen darf — unsere Schlappe vom 7. August wettzumachen und die herrliche, firngepanzerte Ciamarella, den schönsten Gipfel der Gegend, zu besteigen. Zieht man eine gerade Linie von unserem Standquartiere Bonneval nach der Ciamarella, so führt dieselbe längs des Glacier du Vallonet nahe beim P. 3112, dem Col du Greffier vorbei, durchschneidet den Glacier des Evettes in seinem oberen Theile, überschreitet südlich von P. 3505 der Kleinen Ciamarella die Grenze zwischen Frankreich und Italien und verläuft endlich über den obersten Ghiacciajo della Ciamarella nach dem Gipfel der Ciamarella. — Dies wäre also von Bonneval aus der ideale Weg zur Spitze, die einzelnen Theile desselben sind auch schon gemacht worden, wir wichen aber im ersten Theile dieses der Luftlinie folgenden Weges etwas von ihm ab, da der Col du Greffier, 3112 *m*, zwischen Glacier du Vallonet und Glacier des Evettes die Überwindung einer toten Steigung bedeuten würde und uns im grasbewachsenen Col des Evettes, ca. 2500 *m*, zwischen Ouille de Midi und Roc de Parcis ein weit bequemerer Zugang zum Glacier des Evettes geboten war. Der Col du Greffier ist nämlich von Bonneval aus nur durch anhaltendes Stufenhauen in seinem obersten Couloir erreichbar und der Zugang gilt als zu gewissen Zeiten lawinen- und steingefährlich. Der kleine Umweg, den wir durch die Wahl des zweiten Passes machten, kommt bei den obwaltenden Verhältnissen natürlich gar nicht in Betracht. Ich kann mich über den ersten Abschnitt unseres Weges ganz kurz fassen, da er ja mit dem am Vortage im Abstiege vom Col Tonini gewählten zusammenfällt. Doch möchte ich bemerken, dass ich die Schönheiten der Umgebung heute ganz anders empfand, als Tags vorher, wo meine Empfänglichkeit durch die Fülle herrlicher Scenerien, welche vom Tagesanbruche ununterbrochen wechselten, um 4 Uhr nachmittags etwas vermindert war. Kurze Zeit, nachdem wir Bonneval verlassen hatten, flammte die Kette der Pointe de Méan Martin, 3337 *m*, in der Morgensonne auf. Der Contrast zwischen dem noch im Halbdunkel liegenden, tief eingeschnittenen Thale und der in zartem Roth erglühenden riesigen Bergspitze machte einen prächtigen Effect. Sowohl Herr Purtscheller als ich fürchteten ein wenig die uns am Tage vorher ganz endlos erschienenen Grashalden, die vom Thale des Arc zum Col des Evettes hinanführen; doch hatten wir am Vortage dieselben nach einem elfstündigen, anstrengenden Marsche in Angriff genommen, während wir heute mit frischer Kraft darangiengen. Wir überwanden dieselben zu unserer Überraschung in 1 Stunde 10 Min. in angenehmstem Tempo. Die letzten hundert Schritte vor dem Col gieng ich mit gestrecktem Halse dahin, um ja die herrliche Ciamarella keinen Augenblick zu spät zu erblicken. Von den grünen Hügeln, welche den Col des Evettes in nächster Nähe begrenzen, bildartig eingerahmt, übte sie auf mich einen unwiderstehlichen Zauber aus und ich könnte ihr in unseren Alpen nur die Presanella, vom Tonale-Pass aus gesehen, an die Seite stellen. Wir

nahmen vom Col aus insoferne eine kleine Abänderung an unserem gestrigen Wege vor, als wir statt sofort zum Gletscher abzusteigen, einem Schafwege an der — orographisch — linken Seite des Glacier des Evettes folgend, denselben erst ein Stück weiter östlich betraten. Es war 6 Uhr 40 Min., als wir uns auf einigen am Rande des Eiskörpers liegenden Blöcken niederliessen und eine viertelstündige Frühstücksrast hielten. Kurz vor 7 Uhr setzten wir unseren Marsch fort; sobald wir einmal die Mitte des Gletschers erreicht hatten, kam uns unsere Trace vom Tage vorher ungemein zu Statten, so dass wir bis 8 Uhr 20 Min. ohne Halt vorrückten, bis uns die zunehmende Steilheit des Firnes zwang, unsere Steigeisen anzulegen, wenn wir nicht Stufen hauen wollten. Nach Anlegung der Steigeisen traten wir um 8 Uhr 35 Min. den Weitermarsch an, mussten uns aber, nachdem der hohe und breite Bergschrund mit gegenseitiger Unterstützung überwunden war, sehr bald bequemen, tüchtig Stufen zu hauen, da der Firn sehr hart und unsere Stufen vom Tage vorher fast gänzlich ausgeschmolzen waren; nur ausnahmsweise konnten wir einen alten Tritt benützen, die Sonne hatte am 7. August etwas gar zu ausgiebig geschienen. Etwa hundert Meter unter der Passhöhe des zwischen der Piccola Ciamarella und der Punta Tonini gelegenen Col Tonini wandten wir uns längs des Firnhanges südlich und stiegen in einer Falllinie, stellenweise ganz ausserordentlich steil, zum Passo della Ciamarella, 3397 *m* (ital.), zwischen der Piccola Ciamarella und dem Mont Chalanson hinauf. Die grosse Steilheit des Firnes zwang Herrn Purtscheller, eine doppelte Reihe Stufen herzustellen, da das Übertreten in die nächst höhere Stufe, wenn sich dieselbe geradlinig über der unteren befindet, bei Neigungswinkeln über 60° sehr schwierig ist. Um 9 Uhr 35 Min. standen wir auf dem ersehnten Passe und sahen nun endlich den Gipfel der Ciamarella, welche, durch den Ghiacciajo della Ciamarella von uns getrennt, aus überwältigender Höhe herniederschaute. Der Gipfel des Berges liegt nämlich nicht in dem Haupt- oder wasserscheidenden Kamme der Grajischen Alpen, sondern ganz in Italien, östlich von diesem. Von dem Hauptkamme zweigt vom P. 3505 der Piccola Ciamarella ein Kamm nach Osten ab; dieser senkt sich zum Col St. Robert, so genannt nach seinem ersten Besucher, welcher die Ciamarella auf diesem Wege im Jahre 1867 erstieg; dann erst schwingt sich die Kammlinie zu der Hauptspitze empor. Der directe Weg zu diesem Col, der unser nächstes Ziel sein musste, sah nicht sehr einladend aus; wir stiegen daher zuerst nordwärts längs des Hauptkammes auf die Kleine Ciamarella, 3505 *m*, den höchsten Punkt der franco-italienischen Grenze, zwischen Bessanese und Levanna. Leider hatten wir jedoch schon während des Anstieges gesehen, dass uns von dem Col St. Robert, den wir unbedingt erreichen mussten, eine senkrechte, mindestens 20 *m* hohe Wand trenne; wir mussten daher bis fast zum Col della Ciamarella hinabsteigen und nothgedrungen denjenigen Weg zum Col St. Robert einschlagen, der uns vorher zu mühevoll geschienen hatte. Bei näherer Betrachtung ergab es sich, dass mit gutragendem Schnee bedeckte, wenn auch schmale Bänder den Abstieg von einer Wandstufe zur anderen vermittelten. Nur zwei- oder dreimal war ein Sprung von Nöthen und auch dieser hätte sich durch Umgehung vermeiden lassen.

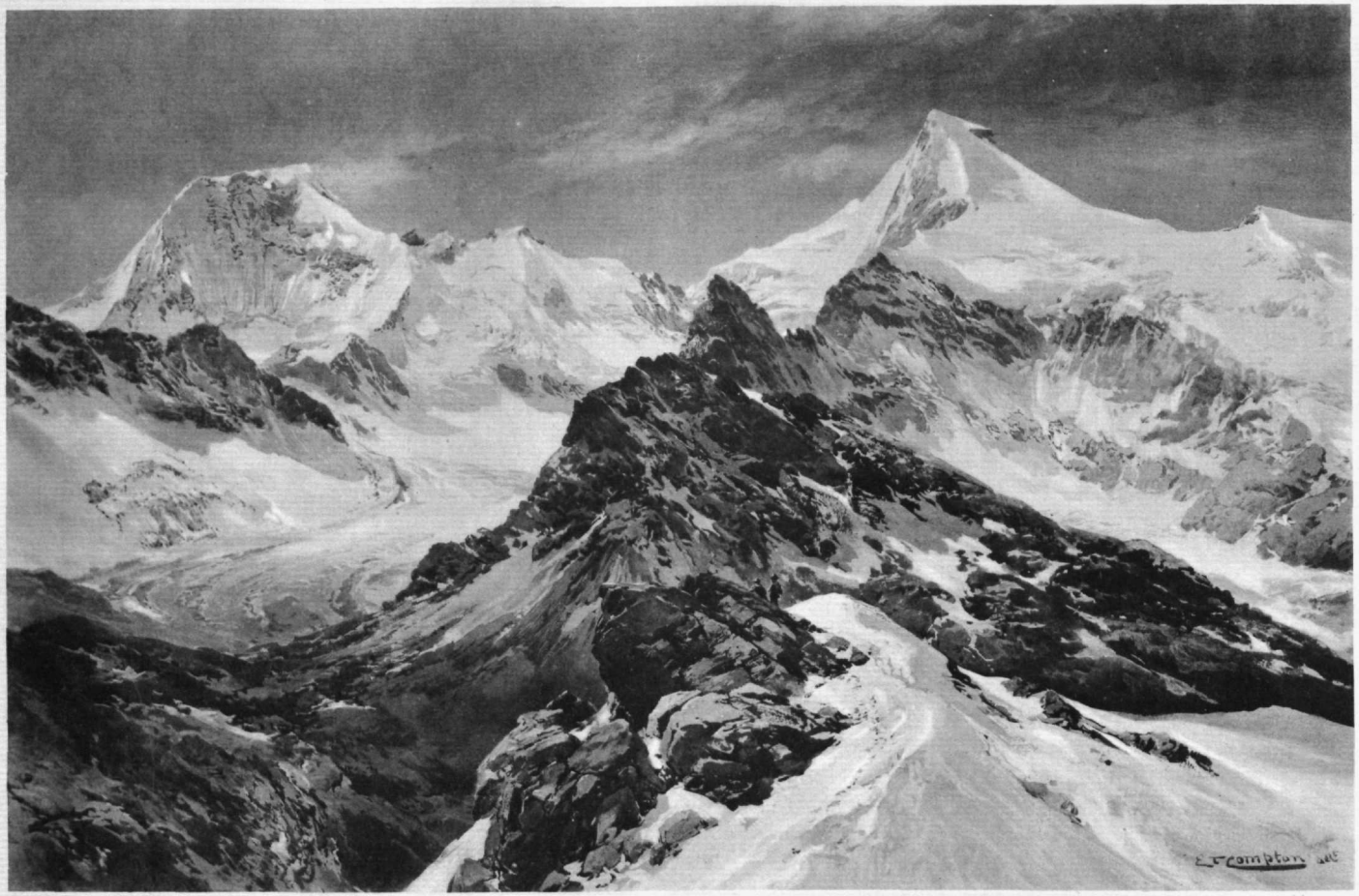
Aber sowohl Herr Purtscheller als ich fühlen noch genug Spannkraft in unseren Muskeln, um es mit dem jüngsten Turner aufzunehmen, und ein kühner Sprung wird mit Lust ab und zu ausgeführt. Auf dem Col St. Robert angelangt, betrachtete ich angelegentlich die nach dem Col Tonini führende Eishalde, die ich Tags vorher durchaus hatte überwinden wollen. Das wäre bei der späten Stunde, in der wir am Col Tonini angekommen waren, eine schier unausführbare Arbeit geworden; der grau-grünlich schillernde Eishang, von jeder Schneeschicht entblösst,

war etwa einen halben Kilometer lang. Glatte Felsplatten, mit dünnem Eise bedeckt, wechselten in angenehmer Art mit dem soliden Eise. Dazu fielen von den überhöhenden Felsen der Kleinen Ciamarella öfters Steine herab, so dass wir uns nur beglückwünschen konnten, am Vortage die Besteigung von dieser Seite aufgegeben zu haben. Vom Passe stürzt die Firnwand nach Norden gegen den Ghiacciajo di Sea in einem gewaltigen Satze etwa 800 *m* tief hinab; von Süden dagegen ist der Col über den Ghiacciajo della Ciamarella leicht zu erreichen. Von hier war es auch, wo die ersten Besteiger der Ciamarella, Antonio Tonini mit dem Jäger Ambrosini, am 31. Juli 1857, aber ohne im Aufstiege den Pass zu betreten, die Spitze erreichten. Vom Col aus führten wir den weiteren Aufstieg fast ausschliesslich auf dem Westgrate aus; nur eine einzige Stelle verursachte infolge grossartiger Wächtenbildung einen kleinen Aufenthalt, indem wir gezwungen waren, in die Nordwand zu traversieren, was nur mit Stufenhauen möglich war. Der Anblick der Ciamarella vom Col St. Robert ist einer der schönsten, die wir in den Grajischen Alpen hatten. Der damals tief verschneite Berg sah dem Weisshorn bei Randa sehr ähnlich, nur fehlten die sogenannten Gensdarmen des Weisshorngrates, was dem Bilde an Kühnheit, aber gewiss nicht an Schönheit, Eintrag that. — Um 11 Uhr erreichten wir die nördliche, etwas niedrigere, den Ghiacciajo dominierende Spitze und um 11 Uhr 5 Min. langten wir auf der Hauptspitze, die auch den Steinmann trägt, an; sie steht durch einen flachen, fast wagrechten Kamm mit der zuerst erreichten in Verbindung. Dank den vortrefflichen Schneeverhältnissen hatten wir nur sieben Stunden von Bonneval hieher gebraucht. Wenn der Grat vom Col St. Robert aus vereist ist, dann dürften drei Stunden kaum hinreichen, um die nöthige Stufenzahl herzustellen.

Da sich die Aussicht bis auf einige Einzelheiten mit der des Albaron, den wir am Tage vorher erstiegen hatten, deckt, so kann ich mich ganz kurz fassen; leider war die italienische Ebene, wie fast alle Tage so auch heute, hinter dichten Wolkenmassen verborgen, und doch muss ihr Anblick einen der grössten Anziehungspunkte der Rundschau bilden. Umso heller erglänzten die Berge und ragten einige Felsobelisken, dem Sturagebiete angehörig, seltsam aus dem Wolkenmeere hervor.

Das Hochgebirge Frankreichs, Italiens und das ganze Walliser Grenzgebirge lag wieder klar vor uns. Sogar die Aiguille Verte und de Dru lugten neben dem Dent du Géant hervor. Die Gruppen der Grandes Jorasses und des Mont Dolent, des Grand Combin, die gesammten Hochgipfel der Zermatter Gegend leuchteten in der Ferne. In voller Majestät entfaltete sich heute die Gruppe des Gran Paradiso. Ihre weiten Schnee- und Firnhalden, ihre mächtigen Karrenfelder blinkten prächtig in der Sonne. Als Wachtthürme dieser Festung erhoben der Grand S. Pierre, die Rossa Viva, die Punta Ceresole und die Grivola ihre felsigen Häupter. In ihrer Mitte thront die Zackenkrone des mächtigen Gran Paradiso selbst. Die allernächste Umgebung des Berges gehört mit zum Grossartigsten, was man sehen kann. Nach Norden stürzt der Berg, mit blinkendem Eismantel bedeckt, unmittelbar in den Ghiacciajo di Sea ab. Kein schwarzes Fleckchen ist zu sehen, und dies giebt dem Berge, von dieser Seite betrachtet, ein ungemein edles Aussehen. Gegen Süden thürmen sich dunkle Felswände auf, deren Fuss das Auge umsonst zu erspähen trachtet.

Überaus interessant war für uns der Anblick des Terrains zwischen dem Albaron und unserem Standpunkte, dessen Faltungen wir eingehendst studierten. War uns doch jeder Kamm und jede Mulde ein lieber Bekannter, und wenn jemals, so begriff ich es an diesem Tage so recht, dass man sich in ein Gebiet »verbeissen« kann! Erst wenn man einen Berg von mindestens zwei Seiten erstiegen hat, be-



Gezeichnet von E. T. Compton.

Crayondruck von Johannes Beyer, Zittau i. S.

Ciamarella und Albaron von der Ouille Noir aus gesehen.

ginnt man ihn als Individuum zu würdigen, bekommt man den richtigen Einblick in seinen Aufbau, seine Verbindungen mit seinen Nachbarn, und in seine Eigenthümlichkeiten. Leider ergab sich uns von unserem Standpunkte aus nicht die gewünschte Orientierung über die Levanna. Ja, es brauchte die genaue Betrachtung der Karte und des Compasses, bis wir uns geeinigt hatten, dass diese weissgesprenkelte Schutthalde vor uns die berühmte Levanna, Les Trois Becs, sei, derjenige Berg, dessen Besteigung (von der Nordseite aus) ein namhafter Alpinist mit der des Matterhorns »aber ohne Ketten« verglichen hatte! Die Südseite dieses von Norden und Nordosten (von Ceresole) aus eine unvergleichliche Eiswand bildenden Berges senkt sich nämlich ganz allmälig gegen das Arcthal, und da wir ausserdem um 36 *m*. höher standen, so nahm sich der Berg recht armselig aus. Dagegen konnten wir uns an dem Eisdome des Charbonel kaum sattsehen. Unseren Auf- und Abstieg auf diesen Berg konnten wir deutlich verfolgen. Um 12 Uhr 10 Min. verliessen wir den prächtigen Gipfel und standen schon um 12 Uhr 45 Min. auf dem Passo della Ciamarella; hier zogen wir unsere Steigeisen wieder an und erreichten, die Piccola Ciamarella im Bogen an ihrer Westseite umgehend, den Col Tonini um 1 Uhr 25 Min. Nördlich von ihm erhebt sich eine hübsche, felsige Spitze, nach der französischen Karte 3343 *m* hoch. Am Col liessen wir alles Gepäck zurück und stiegen in zehn Minuten auf diese, Punta Tonini genannte Spitze. Sie gewährte uns einen sehr instructiven Blick auf das Becken des gewaltigen Ghiacciajo di Sea; einem Märchengebilde gleich schwingt sich die Ciamarella aus diesem Gletscher mit trotziger Eiswand auf, und auch einem kühnen Bergsteiger dürften diese zum Abrutschen bereiten Firnblöcke und Wächten ein energisches Halt zurufen!

Während wir auf der Spitze sassen, gieng eine Gemse vom Glacier des Evettes über den Col Tonini nach dem Ghiacciajo di Sea; auf meinen Zuruf beschleunigte sie ihr Tempo und war, einige Spalten mit unnachahmlicher Leichtigkeit nehmend, bald unsern Blicken entschwunden. — Um 2 Uhr stiegen wir wieder zum Col Tonini ab und langten, theilweise abfahrend, in drei Minuten nach Verlassen der Spitze auf ihm an; wir nahmen unser Gepäck auf und setzten um 2 Uhr 10 Min. unseren Abstieg nach dem Glacier des Evettes fort. — Bald waren wir so glücklich, unsere Spur vom Morgen benützen zu können; bei der starken Erweichung des Schnees war dies ein nicht zu unterschätzender Vortheil, da das lästige und doch so nothwendige Sondieren, besonders in der Nähe der Spalten, gänzlich unterbleiben konnte. Um 4 Uhr nachmittags langten wir schier gebraten von der Sonne auf dem Col des Evettes an. Noch einen langen Blick nach der schönen Ciamarella und dann gieng's hinab nach der Bonneval zuführenden Strasse. Der Steig verschwand zwar alle Augenblicke auf den steilen Hängen, doch waren wir ja auf bekanntem Terrain. Um 4 Uhr 45 Min. betraten wir die Strasse und machten nach wenigen Minuten Marsches die Bekanntschaft eines italienischen Clubisten, des Herrn Luigi Cibrario aus Turin; derselbe gab uns über mehrere Details die angenehmsten Auskünfte, wofür ihm auch an dieser Stelle unser wärmster Dank ausgesprochen sei. Er hatte gleich uns vor, am nächsten Tage die Levanna zu besteigen, und gieng mit seinem aus Italien mitgebrachten Führer nach den im obersten Thalabschnitte des Arc gelegenen Granges de Duis, um dort zu nächtigen. Wir aber huldigten dem Grundsatze: Gut schlafen, gut essen, und lieber am nächsten Morgen um anderthalb Stunden länger gehen, und marschieren, nachdem wir uns auf dem Gipfel der Levanna ein Steildichein gegeben hatten, nach Bonneval. In einem schon am Vortage zu einem Bade benutzten Bache fröhnten wir auch heute diesem Vergnügen und kamen daher erst um 6 Uhr 15 Min. nach Bonneval. Unser freundlicher Wirth hatte angeblich nur mit Mühe unsere Betten

gegen eine Hochfluth von Offizieren eines Infanterie-Regimentes vertheidigt; dieses war über den 2769 *m* hohen Col d'Iseran gekommen. Die Anwesenheit des Militärs war für uns insoferne von Nutzen, als wir diesem Zusammentreffen frisches Fleisch und andere Genüsse zu verdanken hatten, von welchen sonst in Bonneval wenig zu spüren sein soll.

Noch am selben Abende wurde ich zu zwei ziemlich schwer erkrankten Leuten gebeten, und wir verdankten meiner besonders in einem Falle sehr erfolgreichen Intervention späterhin einen sehr angenehmen Dienst, von dem seiner Zeit die Rede sein wird. Wir verbrachten mit der botanischen Gesellschaft den Abend in angenehmster Weise und begaben uns zeitig zur Ruhe, da ja für den folgenden Tag die Ersteigung der entlegenen Levanna in Aussicht genommen war.

Levanna Centrale, 3619—3640 *m*, und Gratübergang zur Levanna Occidentale, 3593—3607 *m*.

(L. P.) Die drei Levanna-Gipfel erheben sich an der Nordostseite des ausgedehnten Glacier de la Source de l'Arc, in einer jener geheimnissvollen, fast feierlichen Bergwildnisse, wo der Flussgott sein Heiligthum aufgeschlagen hat, und der wild aufbrausende Arc das Licht des Tages erblickt. Von allen Seiten, am packendsten aber von Ceresole im Val d'Orco, zeigen sich die drei Levanna-Spitzen als scharf individualisierte, hoch über den Kamm emporragende Felshörner, und ihre Lage an der Beugungsstelle des zuerst in Südnord- dann in Südwestrichtung verlaufenden Kammes erklärt das wunderbare, weitumfassende Aussichtsbild, das sich von ihren Höhen eröffnet. Die stolze Trias der Levanna-Gipfel wird sich insbesondere Denjenigen ins Gedächtniss einprägen, die über den Col du Nivolet nach Ceresole oder umgekehrt gepilgert sind: gleich Riesenobelisken ragen die drei Felshörner in die Lüfte, und dieser Eindruck wird noch gesteigert, wenn graue, vielgestaltete Schattenbilder ihre eisgepanzerten Wände überfliegen, oder wenn schwere, von goldigen Tönen überhauchte Sommerwolken über ihre Stirne hinjagen.

Die drei Levanna-Gipfel liegen in Westostrichtung; die Höhe der Levanna Occidentale beträgt 3593—3607 *m*, der Levanna Centrale 3619—3640 *m* und der Levanna Orientale 3555—3556 *m*, wobei sich die erste Ziffer auf die italienische, die zweite auf die französische Messung bezieht.

Den ersten touristischen Besuch erhielt die Östliche Levanna durch Lord Wentworth am 22. September 1874 mit Führer G. Blanchetti; die Mittlere Levanna wurde zuerst von A. Gramaglier und L. Vaccarone am 17. August 1875 mit den Führern A. und D. Castagneri, und die Westliche Levanna von J. J. Cowell am 10. September 1860 mit den Führern J. Culet und M. Payot erstiegen. Andere Alpinisten, die dieser prachtvollen, hochinteressanten Gruppe schon vor Jahren Beachtung geschenkt haben, sind: Rev. W. A. B. Coolidge, C. Francesetti, P. Palestrino, E. Poccardi, S. Simonetti, C. Fiorio und C. Ratti, und in neuerer Zeit vergeht fast kein Sommer, in dem nicht jede der drei Levanna-Spitzen mehrmals besucht würde.

Den besten Anstieg auf die Levanna Centrale bietet der auf der Südseite gelegene Glacier de la Source de l'Arc; die Levanna Occidentale lässt sich am Besten von Nordwesten her, und die Levanna Orientale sowohl über den S.-Grat vom Col Girard, als auch über den Col Perdu und den NW.-Grat unschwer ersteigen, als geeignetster Ausgangspunkt für aus Italien kommende Touristen dient das fünf Stunden über Ceresole gelegene Rifugio Levanna. Viel anstrengender und unter Umständen sehr gefahrvoll ist dagegen der Anstieg auf die Levanna Centrale über

die überaus steile, völlig vereiste Nordwand, eine Tour, die an Schwierigkeit dem Matterhorn »ma senza catene e funi« gleichkommt. Der erste Ersteiger der Levanna Centrale auf diesem Wege (Nordseite) war Stefano Simonetti mit dem Führer G. Blanchetti am 10. August 1881, und zwei Tage später folgten auf derselben Route die Brüder Sella mit den Führern G. B. Bich und G. G. Maquignaz; die dritte Ersteigung von der italienischen Seite wurde von Rev. W. A. B. Coolidge mit Ch. Almer und Sohn 1883 ausgeführt.

Am 9. August, 3 Uhr 55 Min. morgens, brachen Dr. Blodig und ich von Bonneval auf und stiegen bei dem ärmlichen Hirtendörfchen L'Ecot, 2036 *m*, thalaufwärts zu den Granges de la Duis, 2161 *m*, bei denen wir uns, 5 Uhr 50 bis 5 Uhr 55 Min., mit etwas Milch erquickten. Die Sonne hatte bereits ihr Goldlicht über die



Dorf L'Ecot im obersten Arc-Thale.

Eisfelder des Grand Méan ergossen, und das Gedröhne des vom Glacier des Evettes herabstürzenden Baches erschütterte weithin die Luft. Rings um die Alpenhütten breitet sich ein herrlicher, blumengestickter Plan, die Aster und das Cyclamen wachsen neben dem Rhododendron und der Campanula cenisia L., und aus dem moosbekleideten Felsgeklüfte ertönen die Stimmen der Wassergeister. Vor uns liegt die schön gewundene, wildzerklüftete Zunge des Glacier de la Source de l'Arc, ein mächtiger, mit zwei Mittel- und einigen Seitenmoränen ausgestatteter Eiskörper, aus dessen Krystallthor die »Untere Arcquelle« hervorbricht. Der Alpensteig zieht an der rechtsseitigen (nördlichen) Moräne des Gletschers zu den oberen Weideterrassen empor, auf denen wir noch einige Rinder antrafen, und verliert sich zwischen Felsbänken und Platten, über die wir links abbiegend ein kleines, mit einigem Pflanzenschmuck geziertes, von einem klaren Bächlein belebtes Thalbecken erreichten, das uns, 7 Uhr 20 bis 7 Uhr 30 Min., einen willkommenen Platz zu einer Frühstücksrast bot. Wenige Minuten entfernt lag ein kleiner, blockumbordeter, dunkelgrüner See, aus dem das muntere Bächlein, die Source superieure de l'Arc, hervorkam. Ernster, schweigsamer, unwirthlicher wird die Scenerie, und links über schneegebänderten, kahlen Gesteinsbänken erhebt sich das riesige, braunrothe, zackengekrönte Felsgemäuer der Levanna Occidentale, unser zweitnächstes Ziel.

Über Moränenschutt und Schneeflecken stiegen wir auf steilem, wenig Übersicht darbietenden Gehänge in östlicher Richtung empor, überschritten ein kleines

Eisfeld, dann wieder Blöcke und Moränen, bis wir den Nordrand des in voller Ausdehnung vor uns liegenden Arcgletschers erreicht hatten, dem wir nun eine kurze Zeit folgten. Jetzt traten auch der mächtige, breitmassige Felsbau der Levanna Centrale und ihr eis- und schneegepanzerter Nachbar, die Levanna Orientale, sowie die anderen Berggestalten, die den Rand des ausgedehnten, frostglitzernden Firnteppichs umstehen, vor unser Auge. Die Levanna Centrale bricht gegen das Firnfeld in einigen leicht erkletterbaren Felsstufen ab, von denen die unterste, zum Gletscher abfallende Stufe 20—50 *m* hoch ist. Wir erkletterten diesen untersten Abfall und trafen im Schnee alsbald die Fussspuren einer vorausgegangenen Partie. Es war, wie wir richtig vermutheten, Herr Luigi Cibrario aus Turin und dessen Führer.

Das Terrain an der Südseite der Levanna Centrale besteht theils aus Fels, theils aus Schnee, und es steht dem Ersteiger frei, sich die Route nach Belieben zu wählen. Eine grössere Schwierigkeit findet sich nirgends vor, und so kamen wir dem Gipfelgrat bald nahe und konnten uns mit Herrn Cibrario durch Zurufen verständigen. Die Levanna Centrale culminiert in zwei hohen, thurmähnlichen Felszacken, die der von Südost nach Nordwest verlaufenden, scharfen Gratkante kühn aufgesetzt sind; der südöstliche Thurm überragt den nordöstlichen um 1—2 *m*. Unterhalb der Gipfelzacken, wenige Minuten vom Ziele entfernt, trafen wir den im Abstiege begriffenen Herrn Cibrario, einen der hervorragendsten Vertreter des C. A. I., mit dem wir einige Worte tauschten, welche die Schönheit dieser Gebirgswelt betrafen. »Trahit sua quemque voluptas!«, so schrieb Herr Cibrario in mein Notizbuch, und diese Worte seien eine Mahnung an diejenigen, die bei jedem alpinen Unglücke nach der Polizei rufen, für die Noth und das Elend ihrer Mitmenschen aber nicht die leiseste Rührung zeigen. Um 10 Uhr standen wir, die Gratschneide von Südost her erklimmend, auf dem höchsten Zacken und überliessen uns eine Stunde dem unverkümmerten Schauen.

Die Rundsicht von der Levanna Centrale ist eine der schönsten, die es giebt, und wohl keiner der Hochgipfel des westlichen Alpenlandes verbirgt sich dem Blick. Zu der grossen Zahl schöner Berggestalten aus der näheren Umgebung treten noch die alten Bekannten: Monte Rosa, Weisshorn, Matterhorn, Dent Blanche, Grand Combin und Montblanc, während sich im südlichen Horizont Monte Viso, See-Alpen, Pelvoux, Écrins, Meije, Aiguilles d'Arves, und im Osten die Bergamasker Alpen anreihen. Den Glanzpunkt der Levanna-Aussicht bildet aber unzweifelhaft die Grand Paradis-Gruppe, von der uns der furchtbare Abgrund gegen das Val d'Orco trennte. Der Gletscher, der in so elegantem, übervollem Schwunge von der Spitze des Grand Paradis herabwallt, ist ein Cabinetstück alpiner Schönheit und malerischen Effectes, und selbst der weithin leuchtende Schneeschild der Barre des Écrins kann sich mit ihm nicht messen. Uns zu Füssen, in der Tiefe von 2000 *m*, liegt Ceresole inmitten hellgrüner Bergwiesen und lieblicher Alpengefilde, und weiter draussen, jenseits walddunkler Vorberge, dehnt sich die weite, endlose Ebene im Festschmucke der Bodencultur. Unter den nicht zahlreichen Gipfelkarten fanden wir die Karten des Principe Luigi Amadeo, Duca degli Abruzzi, der in Begleitung des Cav. F. Gonella mit den Führern D. Proment und B. Rolande am 3. August 1892 die Levanna Centrale über die Nordseite erstiegen hatte.

Nun war es an der Zeit, unserem Plane, den Gratübergang von der Levanna Centrale zur Levanna Occidentale, näher zu treten. Die Überschreitbarkeit dieses in furchtbaren Thürmen und Zacken zerspaltenen, mit Eis und Schnee reichlich verkleideten Felsgrates galt als Problem, doch hatte noch Niemand dessen Durchführung ernstlich versucht. Die Entfernung zwischen den beiden Levannagipfeln beträgt zwar in der Luftlinie nur 1 *km*, aber jeder Eingeweihte weiss, was dies unter Um-

ständen bedeutet. Für das Unternehmen sprach — dies hatte uns der Aufstieg gezeigt — das gut geschichtete, aus Gneiss und Gabbro bestehende Gestein und die angenehme Sonnenwärme, die die Felsen trocken und warm erhielt.

Von unserem Gipfelzacken auf demselben Wege hinabkletternd, stiegen wir an der Südseite des Grates über Schneebänder und leichte Felsen in Westrichtung fort und erreichten, die überfirnte Gratkante erklimmend, einen Sattel, der einen Abblick in die panzerglatt abstürzenden, ganz vereisten Hänge der Nordflanke gestattete. Aber hier fand sich kein Ausweg und wir mussten wieder auf die Südseite zurück! Auf dieser ein paar phantastische Thürme umgehend, betraten wir einen zweiten Grateinschnitt, von dem wir auf die schwindelige Nordseite hinausstiegen, um in sehr exponierter Lage längs der verschneiten Randkluft auf geschlagenen



Levanna von La Mandette (W. S.W.).

Stufen einen vereisten Gratthurm zu erklettern. Von diesem Thurm stiegen wir ein kurzes Stück auf dem Grate fort, dann drängte uns ein senkrechter Abfall wieder auf die Südseite hinab. Einen dritten Sattel der Orientierung wegen erklimmend, überkletterten wir, wieder der Südseite uns zuwendend, zwei Gratrippen und erblickten nun in ziemlicher Entfernung den höchsten Punkt der Levanna Occidentale, aber von einigen anderen, scheinbar gleich hohen Zacken umstellt. Ein Gratthurm, den wir für den Gipfel hielten, zwang uns zu einer tüchtigen Kletterei, dann stiegen wir abermals an der Südwand fort, die hier von einer tiefeingerissenen, vereisten Rinne durchschnitten wird.

Eine interessante Passage über eisige Kamine und bröckeliges Gestein führte uns endlich zum letzten Gratthurm, der über sehr steile, aber nicht sonderlich schwierige Felsen erstiegen wurde, worauf mit einem Male die sanft geneigte Westflanke der Levanna Centrale vor uns stand. Hier gieng es über Schnee und Felsen verhältnissmässig sehr bequem empor zur höchsten Spitze der Levanna Occidentale, deren Signalpyramide wir schliesslich von der Ostseite her erreichten. Wir hatten von der Mittleren Levanna bis zur westlichen Spitze zwei Stunden benöthigt,

welches Zeitausmaass, da wir tüchtig ausschritten, kaum erheblich abzukürzen sein dürfte. Dagegen wäre etwaigen Nachfolgern, die diese hochinteressante Doppeltour zu wiederholen beabsichtigen, anzurathen, stets auf der Südseite des Grates zu bleiben und dann nur jene Absätze und Bänder zu benützen, die das Fortkommen am besten fördern. Die Tour ist dann allerdings keine reine Gratwanderung, aber der Hauptzweck, beide Levannagipfel an einem Tage zu ersteigen, wäre erreicht.

Die Aussicht von der Levanna Occidentale bietet, wie nicht anders zu erwarten ist, nicht mehr, wie jene von der mittleren Spitze, eher erscheint sie gegen Osten etwas beschränkter. Aber wer wird sich nicht gern ein zweites Mal, ja wenn man könnte, alle Tage, an dem unvergleichlichen, herz- und sinneberauschenden Alpenpanorama erfreuen!

Drei Viertelstunden verweilten wir auf der Spitze, deren solid construierter Steinmann auch eine Karte von Rev. W. A. B. Coolidge — 15. August 188? (letzte Ziffer unleserlich) — barg, und dann nahm uns das westlich anliegende, den üblichen Anstieg zur Westlichen Levanna darbietende Firnfeld auf; wir durchquerten es in mehreren langen, lustigen Glissaden bis an sein unteres Ende, wo uns der nackte, abgeschliffene Fels empfieng. Mächtige, sehr interessante Plattenlager und Rundhöcker von typischer Ausbildung überschreitend und über amphitheatralisch angeordnete Felsstaffeln absteigend, an deren Fuss der Lac Blanc, 2882 *m*, in träumerischer Einsamkeit ruht, gewannen wir ohne besondere Mühe die Alpenregion und 2 Uhr 45 Min. die Chalets de Lechans, wo wir einen Bauer mit seinen Kindern bei der Heumahd antrafen. Derselbe hatte sich 1870—71 als Kriegsgefangener Deutschland angesehen und war von der Aufnahme, die ihm dort zu theil wurde, sehr befriedigt. Er war bei der Aufstellung des Vermessungs-Signales auf der Levanna Occidentale, und unsere Mittheilung, dass wir den Übergang von der Mittleren zur Westlichen Levanna ausgeführt hätten, rief bei ihm Kopfschütteln hervor.

Der Tag neigte sich, und von den stürmischen Accorden des Bergstromes begleitet, stiegen wir hinab nach unserem »Buen Retiro« Bonneval. Tiefer und tiefer sanken die Schatten und kein Windeshauch störte die Unbeweglichkeit der Lüfte. Nur hoch oben, an den Felsthürmen der Levanna lodert und sprüht es noch in geheimnissvollem, ätherischen Lichtglanze. Es ist das Abbild der Sonne, der grossen Weltleuchte, die die Berge zu ihrer heutigen Grösse und Herrlichkeit emporhob, und deren heilige Urkraft sich in allen Regungen und Trieben der Materie, wie auch in der Gedankenarbeit des Geistes widerspiegelt.

Ouille Noire, 3366 *m*, und Aiguille Pers, 3451 *m*.

(K. B.) Am 10. August entrissen wir uns dem wonnigen Pfühle um 4 Uhr morgens, überzeugten uns von dem ordnungsmässigen Aufpacken der Koffer und Taschen auf den pünktlich bereit stehenden Esel und verliessen um 4 Uhr 55 Min. das zwar einfache, aber für echte Bergsteiger sehr empfehlenswerthe Bergwirthshaus des Germain Anselmette, ehemals Culet in Bonneval. Wir hatten mit der Ersteigung der Levanna unsere Touren in der Maurienne abgeschlossen und wollten nun unsere Schritte der Tarentaise, dem Quellgebiete der Isère, zuwenden. Einmal war es uns wohl in den Sinn gekommen, vom Gipfel der Levanna Occidentale nach dem in Italien gelegenen Glacier du Carro abzusteigen, die Cime d'Oin umkreisend über den Col de la Vache auf den Glacier de la Galise zu gehen und damit die Tarentaise zu betreten. Doch zog es Herr Purtscheller mit Recht vor, von der Levanna nach Bonneval zurückzukehren und das Val d'Isère über den Col d'Iseran zu erreichen, da ja auf diese Art die Ouille Noire und vielleicht noch ein Gipfel »mitgenommen«

werden konnte. — Dem Hinüberschaffen unseres grösseren Gepäckes schienen sich noch in letzter Stunde ernstliche Schwierigkeiten entgegenstellen zu wollen: es war nämlich gerade Heuzeit und niemand wollte ein Tragthier abgeben. Endlich erklärte sich der Gatte einer durch mich tags vorher mittelst einer kleinen Dosis Cocaïn von heftigen Augenschmerzen befreiten Frau bereit, seinen Esel zur Verfügung zu stellen, und so war denn auch dieses Hinderniss glücklich beseitigt. Vivat ars medica! Die Ouille Noire, der wir unseren Besuch zugedacht hatten, befindet sich an der Gabelung des die Maurienne durchströmenden Arc bei Bonneval zwischen dem Hauptthale desselben und dem vom Col d'Iseran herabziehenden Vallon de Lenta. Einen der südlichsten Pfeiler jenes Kammes, der vom Hauptzuge der Grajischen Alpen in der Cime d'Oin, 3277 *m*, nach Westen abzweigt, bildend, versprach sie uns ihrer günstigen Lage wegen einen vortrefflichen Überblick über die Berge der oberen Maurienne; sie erwies sich denn auch in der Folge als Aussichtsberg wie kaum ein zweiter und bot uns den malerischesten Anblick der ganzen Gegend, dessen wir wenigstens theilhaftig wurden. — Der Weg, den wir einschlugen, ist sicherlich nicht der nächste, aber unstreitig der bequemste, den man einschlagen kann, und da wir den Tag von vornherein zum Rasttage gestempelt hatten, so mag es uns hingehen, dass wir uns an demselben alles so leicht als nur möglich machten.

Der Morgen, an dem wir den Übergang nach dem Thale der Isère machten, zählt mit zu den schönsten, deren ich mich während der fünfundzwanzig Jahre, seit welchen ich die Alpen besuche, entsinnen kann. Wir verliessen, wie eben bemerkt wurde, um 5 Uhr das in tiefem Schatten liegende Bonneval und schritten in den thaufrischen Morgen hinaus, während die Sonne den Bonneval überhöhenden Gipfel der Pointe de Méan Martin eben in Purpur erglänzen machte. Der Weg zum Col du Mont Iseran oder wie er auf der französischen Generalstabskarte heisst, zum Mont Iseran, dem wir zunächst folgen mussten, führt in nordöstlicher Richtung etwa fünf Minuten thaleinwärts von Bonneval dem rechten Ufer des Arc entlang, um vor der Einmündung des vom Vallon de Lenta herabkommenden Baches in steilen Zickzackwindungen nach Nordwesten umzubiegen. Schon nach wenigen Minuten Steigens eröffnen sich entzückende Rückblicke auf die zwischen Ciamarella und Levanna gelegene Kette der Rochers de Mulinet, mit ihren prächtigen, dolomitartigen Felsbauten; man bekommt einen guten Überblick über den Glacier des Evettes, besonders aber ist es der gerade gegenüberliegende Glacier des Vallonet, den man seiner ganzen Ausdehnung nach prächtig übersieht. Über dem bei der Besteigung der Ciamarella erwähnten Col de Greffier ragt der Albaron imposant auf, während links von ihm die Ciamarella ihr blinkendes Haupt erhebt. Endlich ist es der in weiterer Ferne in gelbliches Licht getauchte, eisumgürtete Charbonel, welcher den Wanderer noch lange begleitet, wenn die den Iseranweg zu beiden Seiten flankierenden Berge alle Gipfel der Maurienne verdecken. Von den mit grünem Rasen bedeckten Höhen herrlich eingerahmt, steigt der fleckenlos weisse Gipfel, dessen Fuss man nicht sehen kann, einer Fata Morgana gleich in den Himmelsraum. Nach etwa einundeinviertelstündigem Marsche erreichten wir eine kleine Hochebene; man überschreitet den Bach, der Weg zieht sich nun, theilweise in den Fels gehauen, sehr anmuthig immer neben dem einige hübsche Fälle bildenden Gewässer in die innersten Gründe des Vallon de Lenta hinein. Beim Pont de la neige überschreiten wir nochmals den Bach, der Weg steigt nun zu der zwischen der Pointe de Lessières, 3100 *m*, und dem Mont Iseran, 3241 *m*, gelegenen Passhöhe, 2769 *m* hoch, hinan. Wir verliessen den Maulthierpfad beim P. 2551 und steuerten zuerst in rein nördlicher Richtung der Zunge des Glacier du Grand Pissaillas, 2790 *m*, zu. Die Ouille Noire befand sich zwar in rein östlicher Richtung von unserem Standpunkte,

aber um sie direct zu ersteigen, wären, wie der Augenschein ergab, eine Reihe von Bollwerken zu nehmen gewesen, deren Überwindung nicht gut für einen Rasttag gepasst hätte: zuerst hätte es gegolten, den in tiefer Schlucht dahinbrausenden Ruisseau de Lenta zu übersetzen, dann hätten eine Reihe von Schutthängen, ein grösseres Karrenfeld, genannt Pays desert, ein ziemlich steiler Gletscherhang, schliesslich eine bedenklich hohe Felswand und zuletzt ein sehr steiles Firnfeld nacheinander überwunden werden müssen. Wir zogen es daher vor, alle diese schönen Dinge in grossem Bogen zu umgehen und den Berg von Norden über seine sanfteste Abdachung zu ersteigen. Wir näherten uns über Alpenwiesen, welche manchmal von kleinen Geröllstreifen durchzogen wurden, dem Bache bis zu einer Stelle, wo sein Bett weniger tief in das Terrain eingerissen erschien. Wir fanden einen passenden Ort zu seiner Überschreitung, ziemlich nahe an der Zunge des Glacier du Grand Pissaillas, stiegen die jenseitige Böschung hinan, überquerten einige Wiesenhänge und befanden uns um 8 Uhr 15 Min. auf der Moräne. Um 7 Uhr 30 Min. hatten wir den zum Col du Mont Iseran führenden Weg verlassen, und eine Wanderung von drei Viertelstunden hatte uns, ohne dass wir an Höhe einbüssten, bequem zum Gletscherrande gebracht. Schon seit längerer Zeit hatten wir gesehen, dass sich nördlich von der Ouille Noire eine bei weitem höhere Spitze, die höchste Erhebung der Gruppe der Aiguille Pers, 3451 *m*, erhebe; von unserem Rastplatze aus wäre deren Ersteigung viel kürzer gewesen als die der nun weit südlich gelegenen Ouille Noire. Doch lag uns viel daran, diese Warte zu besuchen, da sie uns voraussichtlich auch eine schöne Thalsicht bieten musste, welche wir seit langem hatten entbehren müssen. Nach einem kleinen Frühstücke brachen wir um 8 Uhr 30 Min. auf und wateten über den mir wenigstens ganz endlos erscheinenden Glacier du Grand Pissaillas dahin. Glücklicherweise befanden wir uns noch im Bergschatten des von der Aiguille Pers zur Ouille Noire ziehenden Kammes. Doch war der Firn stark erweicht und wir kamen um 9 Uhr 30 Min. ziemlich müde auf dem P. 3258, dem Col du Grand Pissaillas an. Hier legten wir unser Gepäck ab, mussten es aber mit tüchtigen Steinen beschweren, da auf der Höhe ein wahrer Orkan wehte. Wir verkrochen uns, auf der Passhöhe angelangt, hinter einigen schützenden Felsen, steckten die Feldstecher und etwas Chokolade zu uns und setzten um 9 Uhr 35 Min. unseren Marsch über den vom Col nach Süden ziehenden Grat fort. Nachdem wir einigemale vom Sturme fast umgeworfen worden waren, erreichten wir um 9 Uhr 55 Min. die flache Firnkuppe der Ouille Noire, 3366 *m*, stiegen, um uns vor dem ganz unerträglichen Sturme einigermaassen zu schützen, wenige Meter gegen Süden ab, wo wir uns mittelst einiger Pickelhiebe in dem Firnhange ganz prächtige Sitzplätze herstellten. Die Ouille Noire stand nicht auf unserer ursprünglichen Liste; vermuthlich wollte uns Rev. W. A. B. Coolidge nicht zumuthen, einen so untergeordneten Gipfel zu besteigen. Wir priesen aber, oben angelangt, unseren Spürsinn, der uns eine so malerische Aussicht zu theil werden liess; dazu wölbte sich der Himmel in dunklem Blau über alle Bergesriesen, die vom Sturm reingefegte Atmosphäre liess bis in die grösste Ferne jedes Detail erkennen, und nur ein Sella'scher Apparat — nebst Sella's Kenntnissen — hätte mir an diesem Tage zu meinem vollen Glücke gefehlt. Was der Rundschau von der Ouille Noire einen besonderen Reiz verleiht, das ist die sit venia verbo — Individualisierung —, in der sich die einzelnen Berge, von ihr gesehen, repräsentieren. Man wird nicht, wie es auf vielen Bergen vorkommt, durch das Gewirre und die Masse des Gesehenen erdrückt, sondern die einzelnen Gipfel gruppieren sich schön und wechselvoll; durch wohlausgeprägte Thalsenkungen voneinander getrennt, lassen die Massive ihren eigenartigen Charakter und Aufbau von der Sohle bis zum Scheitel verfolgen. Gegen Osten



Gezeichnet von E. T. Compton.

C. Angerer & Göschl.

Die Grande Motte und die Grande Casse

von oberhalb Tignes.

tritt zuerst die kühn erscheinende Levanna hervor: die drei Spitzen der Levanna Orientale, Centrale und Occidentale, der dieselben verbindende zackengekrönte Grat, welcher uns natürlich besonderes Interesse einflösste, boten ein sehr schönes Bild; es folgten nach Süden die selten bestiegenen Rochers du Mulinet, eine Anzahl bizarr geformter Felsgipfel von 3450 *m* durchschnittlicher Höhe, welche sich über den Glaciers de la Source de l'Arc, du Mulinet und du Grand Méan erheben; herrlich contrastierten die dunklen Felsgestalten mit dem blinkenden Eismeere, dem sie entragen. Dann streift



Pointe des Arses gegen Ouille Noire.

der Blick mehrere Höhen von 3300 *m* mittlerer Erhebung bis er auf der unvergleichlich schönen, im glitzernden Eistalare erscheinenden Ciamarella, 3676 *m*, haften bleibt. Nur der Albaron und Charbonel können auf dieser Seite noch fesseln, so sehr überragt die Ciamarella durch Formenadel und die tadellose Weisse ihres Firnmantels alle Genossen. In gewaltiger Masse folgen die Berge von der Aiguille du Méan Martin bis zur Pointe de Vallonet und dem Grand Roc Noir; darüber hinaus erheben die Dent Parrachée und der Dôme de Chasseforêt ihre Häupter. Einen der Glanzpunkte der Rundschau aber bildet die Kette der Grande Casse, 3861 *m*, welche hier von ihrer unnahbarsten Seite, von Osten gesehen wird; ihre

3861 *m* kommen zur vollsten Geltung und mich beschlich ein gelindes Grauen, wenn ich den Grat zwischen der Aiguille de la Grande Motte und der Grande Casse betrachtete, dessen Überschreitung wir uns halb und halb vorgenommen hatten. Hier übertraf die Natur sich selbst in Häufung von Wächten, Gratthürmen, Eiscouloirs und zierlichen Schneiden. Und heute endlich sollten wir auch den Mont Pourri aus grösserer Nähe erblicken, den »vielleicht bedeutendsten Berg der ganzen Gruppe«, wie ihn der beste Kenner der Grajischen Alpen, Rev. W. A. B. Coolidge, nennt. Sollte doch seine Besteigung etwas »Kaukasus im Kleinen« sein und das will trotz der Beschränkung etwas ordentliches heissen. Finster und drohend, mit gewaltigen Hängegletschern flankiert, lag er da; einen langen, sehr langen Grat, mit Felsnadeln und Eisbuckeln geziert, sandte seine 3788 *m* hohe scharfe Spitze gegen uns, und über diese sollte der leichteste Weg zum Gipfel führen. Gegen Norden, östlich vom Pourri trat noch eine gewaltige Spitze aus der Masse der Trabanten hervor, die Aiguille de la Grande Sassière, 3756 *m*. Nach Westen senkt sie sich in einem schön geschwungenen Eisgrate ab, welcher zur Besteigung benützt wird. Nach Osten stürzt sie in prächtigen Steilhängen gegen den gleichnamigen Gletscher. Dort sollten wir, auf trügerischen Wächten balancierend, bange Stunden verleben.

Um die Fernsicht kümmerte ich mich an diesem Tage so gut wie nicht, da die nächste Umgebung so zaubervoll gruppiert war, dass man die entzückenden Bilder ordentlich in sich einsog. Nach viertelstündigem Aufenthalte stiegen wir gegen den Col du Grand Pissaillas, 3258 *m*, hinab, welchen wir um 10 Uhr 20 Min. erreichten. Nach Aufnahme des Gepäckes waren wir um 10 Uhr 25 Min. im Aufstiege nach der höchsten Erhebung der Aiguille Pers, 3451 *m*, begriffen. Diese Spitze wurde in rein nördlicher Richtung über den Grat — wo er nicht gut gangbar erschien, brauchten wir nur wenige Meter zu seiner Rechten oder Linken abzusteigen — erstiegen. Das letzte Stück besteht aus einer ungefähr 50 *m* hohen, steilen Felswand mit ausgezeichneten Tritten und Griffen. Die Spitze wurde um 11 Uhr erreicht. Hier vervollständigte sich die Aussicht insofern, als nun auch der von der Cime d'Oin zur Aiguille de la Grande Sassière streichende Kamm sichtbar wurde; doch genügte die geringe Entfernung von der Ouille Noire, um die Thalaussicht nach dem Gebiete des Arc, welche von der Ouille Noire so hübsch gewirkt hatte, verschwinden zu machen. Der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, die Sonne schien gerade warm genug herab, wir richteten uns auf dem Gipfel häuslich ein, erbauten aus den herumliegenden Steinplatten Sitzplätze und genossen die vollendet schöne Rundschau durch eine volle Stunde. Ich will aus derselben besonders die Paradisogruppe hervorheben, welche sich bei der günstigen Mittagsbeleuchtung überaus grossartig ausnahm; diese ausgedehnten Schneefelder und Felsplateaus, die letzten Zufluchtsstätten des edelsten europäischen Wildes, des Steinbockes, bildeten, von einer Reihe kühngeformter Gipfel überhöht, wie von allen Bergen der Maurienne und Tarentaise, so besonders heute einen Glanzpunkt der Rundschau. Auch die nächste Umgebung des Berges zeichnet sich durch mannigfaltige Schönheit aus. Der Gipfel fällt nämlich nach allen Seiten in Steilwänden ab; gegen Süden und Norden begrenzen tief eingeschnittene Scharten den Gipfelbau, während derselbe nach Osten und Westen auf den Glacier de Montet, beziehungsweise du Grand Pissaillas, abstürzt. Ohne den Fuss der Wände wahrzunehmen, trifft der forschende Blick unvermittelt auf die genannten Gletscher und das ist es, was die Ausblicke auf die nächste Umgebung von Felsspitzen so reizvoll macht. Wir konnten einen grossen Theil des Iseranweges verfolgen, der sich tief zu unseren Füssen über grüne Alpenmatten hinzog.

Mich beschäftigte längere Zeit unser Abstieg von der Levanna, den man auf das Genaueste studieren konnte. Wie ein grosses Relief lag dieser Berg, zum Greifen

nahe, vor uns; in der günstigen Beleuchtung liess er die kleinsten Bodenwellen deutlich erkennen. Um 12 Uhr blies Herr Purtscheller energisch zum Aufbruche und ich musste mich wohl oder übel entschliessen, der schönen Maurienne mit ihren erhabenen Zinnen, ihren prächtigen und doch leicht zu begehenden Gletschern, ihren tiefernsten Hochthälern und reichen Wasserfällen ein Lebewohl, aber mit dem Zusatze »Auf Wiedersehen« zuzurufen. Wir klommen den gegen Norden abfallenden Grat bis zu einer tief eingerissenen Scharte hinab, welche dadurch gut gekennzeichnet ist, dass der Firn an ihrer Westseite fast bis zu ihrem Grunde heraufreicht.

Hier wandten wir uns scharf nach Westen, übersprangen den Bergschrund, nachdem wir uns über einige vereiste Stellen mit gegenseitiger Unterstützung hinabgelassen hatten, und dann gieng es im Sturmschritte über den Glacier du



Mont Pourri von der Pointe des Arses.

Grand Pissaillas an dessen rechtes Ufer. Über Schneefelder erreichten wir um 12 Uhr 35 Min. den Col Pers, 3015 *m*. Dieser äusserst selten überschrittene Pass befindet sich zwischen einem 3317 *m* hohen Gipfel der Gruppe der Aiguille Pers und dem 3241 *m* hohen Signal du Mont Iseran. Nach Norden fliessen die Gewässer zur Isère, nach Süden hin sammelt der Torrent de Lenta, der sich in den Arc ergiesst, die Bäche. Mit dem ersten Schritte über die wasserscheidende Kammhöhe hatten wir die Maurienne verlassen und das Gebiet der Tarentaise betreten.

Wir waren um 12 Uhr 35 Min. auf der Passhöhe angekommen und machten nördlich von derselben auf einigen Blöcken, welche dem obersten Firnfelde entragten, einen kleinen Halt, da wir hier die über die Thalfurche der Isère aufragende Tsanteleina, deren Besteigung für den nächsten Tag geplant war, trefflich überblicken konnten. Neben der um volle 150 *m* höheren Aiguille de la Grande Sassière war ihr Gipfel von der Aiguille Pers aus kaum hervorgetreten, nun aber war sie unbestrittene Beherrscherin des Quellgebietes der Isère, da die Sassière durch

einen gegen Norden abzweigenden Grat des Mont Iseran verdeckt war. Aber trotz längerer Betrachtung der Tsanteleina konnten wir uns über die Details des einzuschlagenden Weges nicht verständigen, was nebenbei bemerkt, sonst nicht vorkam. Wir hielten, wie uns der Augenschein an Ort und Stelle später belehrte, zwei Felsmassive für ungangbar, über welche zwar steile, aber genügend breite Absätze den Aufstieg vermittelten. Wir überschritten den westlich gelegenen kleineren Abschnitt des Glacier du Col Pers in einer Fallinie, kamen bald über Schneefelder, theilweise abfahrend, auf felsiges Terrain und suchten über Geröll und zwischen mächtigen Blöcken unseren Weg nach der Tiefe. Plötzlich wurden wir durch von oben fallende Steine bewogen, uns zurückzuwenden: da hoben sich scharf, wie in einem Schattenspiele, gerade auf der Kammhöhe stehend, die Silhouetten einiger Gemsen vom tiefblauen Himmel ab; neugierig streckten sie die Hälse weit vor und betrachteten aufmerksam jede unserer Bewegungen. Auch auf dem Gletscher hatten wir vielfach Gemsenspuren gesehen und Einheimische bezeichneten die Gegend als sehr wildreich. Über einige kleinere und grössere Wandstufen ziemlich steil absteigend gelangten wir bald in die Region der Alpenwiesen, und nach kurzer Zeit befanden wir uns auf einem Schafwege, der uns gerade gegenüber dem Alphüttencomplexe St. Charles, 2071 *m*, zu einer Brücke und über diese an das rechte Ufer der Isère führte. St. Charles liegt in einem weiten, üppiggrünen Wiesengrunde, von prächtigen Berggestalten umgeben; von allen Seiten lugen die Phantasie und Unternehmungslust mächtig anregende Eisfelder herab; von hier führen der Col de la Vache, 3275 *m*, und der Col de la Galise, 2998 *m*, beides leicht zu begehende Pässe, nach dem Thale des Orco, in welchem Ceresole, die Station für die Besteigung des Gran Paradiso von Süden, liegt. Nach Norden in die Vallée de Rhêmes, welche oberhalb Aosta in das Thal der Dora Baltea mündet, führt der Col de Rhêmes, 3206 *m*. Da wir für den nächsten Tag die Besteigung der Tsanteleina vorhatten, mussten wir wieder hier vorbeikommen; wir überlegten daher, ob wir nicht, um am nächsten Tage den anderthalbstündigen Marsch nicht noch einmal machen zu müssen, lieber gleich hier oben unser Nachtquartier aufschlagen sollten; doch erwarteten wir Briefe aus der fernen Heimat, auch unser Proviant war etwas knapp geworden, so bogen wir denn nach Westen um und giengen, tüchtig ausschreitend, längs der hier schon ziemlich mächtigen Isère nach dem Dörfchen Fornet und in einer weiteren halben Stunde nach Val d'Isère, welches wir um 3 Uhr 15 Min. nachmittags erreichten. Hier fanden wir im trauten Touristenheim des vortrefflichen Ehepaares Morris, unter der aufmerksamen Pflege ihrer liebenswürdigen Tochter, die gastlichste Aufnahme. Da auch unser Gepäck angekommen war, welches den Weg über den Col du Mont Iseran genommen hatte, so fühlten wir uns in wenigen Stunden in diesem prächtigen Hause so heimisch, als wenn wir bereits den dritten Sommer hier zugebracht hätten. Ich möchte für Freunde historischer Notizen noch hinzufügen, dass die Ouille Noire und Aiguille Pers am 31. Juli 1878 durch Monsieur Edouard Rochat unter Führung des Josef Blanc, eines ganz hervorragenden Bergsteigers und Gemsenjägers, im Jahre 1893 Maire von Bonneval, zum ersten Male erstiegen wurden. Die Genannten nahmen den Aufstieg von Bonneval über die Hütten von Montet, im Osten der Ouille Noire. Über den Glacier de Montet wurde hierauf der Col du Grand Pissaillas erreicht und von hier aus scheint unsere Route mit der unserer Vorgänger zusammenzufallen. Dass die genannten Berge seit dieser ersten Besteigung nicht mehr besucht worden sind, scheint daraus hervorzugehen, dass Rev. W. A. B. Coolidge durch längere Zeit unsere Route als neue bezeichnete und erst nach genauerer Nachforschung die Notiz Mr. Rochats im Annuaire du Club Alpin Français fand. Es fehlt eben den ohnehin sehr dünn gesäten französi-

schen Touristen, die etwa den Col du Mont Iseran überschreiten, vermuthlich die Lust, auch noch einen Berg, der nicht einmal einen berühmten Namen hat, zu besteigen. Doch hoffe ich, dem freundlichen Leser die Gewissheit verschafft zu haben, dass er einen Tag nicht besser verwenden kann, als wenn er ihn zur Besteigung der Ouille Noire oder der Aiguille Pers, oder gar beider Gipfel benützt.

Grande Motte, 3663 *m.*

(L. P.) Die Grande Motte, die östliche Nachbarin der Grande Casse, entlehnt ihren Namen unzweifelhaft den kleinen Schmetterlingen, die zur Nachtzeit unsere Lichter todesverachtend umschwärmen, und deren Flügel eine silberweisse Farbe aufweisen. Und fürwahr, der prachtvolle, goldig erstrahlende Eismantel, der diesen mächtigen, edel geformten Gipfelbau an der Nordseite umgiebt, rechtfertigt in vollstem Maasse diese Benennung! Stolz, hoheitsvoll, wie einer Fürstin auf dem Throne, wallt ihr dieser Eismantel von den Schultern herab, und wenn die Sonne ihre Lichtpfeile über die tadellos weisse, krystallglitzernde Decke ausgiesst, so dass diese, gleich einem Riesenspiegel, die einfallenden Strahlen zurückwirft, so ist dies ein Anblick, über dessen machtvollem Eindruck jede Schilderung verstummt.

Doch nicht allein der herrliche Eisschmuck ist es, der diese Hochzinne besonders berühmt macht, sondern auch ihr wunderbares Panorama, das zu den ersten der Gesammt-Alpen gehört. Rechnet man zu diesen Vorzügen noch ihre leichte Ersteigbarkeit und die Nähe einer guten Touristenstation — Val d'Isère — so scheint es erklärlich, wenn die Grande Motte unter den Bergen des oberen Isère-Gebietes die grösste Anziehungskraft ausübt und auch stark besucht wird.

Die Grande Motte ist die zweithöchste Erhebung in der reich gegliederten, stark vergletscherten Gebirgsgruppe der Grande Casse, die sich zwischen den Thälern von Leisse, Pralognan, Paquier und Peisey ausbreitet, und zu welcher ausser der Grande Casse, 3861 *m*, und Grande Motte auch die Sommet de Belle Côte, 3421 *m*, die Pointe de la Glière, 3380 *m*, die Aiguille du Midi, 3360 *m*, und die Pointe du Vallonet, 3343 *m*, gehören. Südlich hängt die Gruppe der Grande Casse und Grande Motte durch den viel begangenen Col de la Vanoise, 2527 *m*, mit dem Vanoise-Massiv und nördlich durch den Col du Palet, 2658 *m*, mit dem Stocke des Mont Pourri zusammen.

Die Grande Motte wurde das erste Mal am 5. August 1864 von T. Blanford, Cuthbert und E. P. Rowsell mit dem Führer J. V. Favret von D'Entre-deux-Eaux erstiegen. Man durchschritt das Vallon de la Leisse und erkletterte die Spitze über den Ostkamm, welche leicht begehbare Route auch von fast allen späteren Besuchern des Gipfels eingeschlagen wurde.

Die geeignetste Ausgangsstation für die Ersteigung der Grande Motte ist, wie erwähnt, Val d'Isère, 1849 *m*, ein kleines, malerisch gelegenes Dörfchen im gleichnamigen Hochthale, das sich hier zu einem ziemlich breiten, gut cultivierten Becken erweitert. Die das Thal umschliessenden, theilweise sehr steil abbrechenden, bizarr geformten, rothgelben Kalkberge erinnern an die Dolomite unserer Ost-Alpen, und aus dem Hintergrunde des südlich ausmündenden Vallon de Charvet grüssen die vergletscherten Höhen der Méan-Martin-Gruppe. Der ernste, fast feierliche Charakter des Hochthals wird gemildert durch das freundliche, goldglänzende Grün der Bergwiesen und Alpenweiden, durch üppige Fruchtfelder und ansehnliche Bestände schönen Lärchen- und Tannenwaldes, so dass das Isèrethal einen viel freundlicheren, anmuthigeren und gastlicheren Eindruck hervorbringt, als das Thal des Arc.

Als Absteigequartier empfiehlt sich das Hotel Morris im Dörfchen Val d'Isère; es ist dies die einzige ganz entsprechende Gaststätte im obersten Isèrethale; die Verpflegung ist nicht theuer, die Leute sind zuvorkommend und freundlich. Während der Tage vom 11.—14. August 1893 waren Prof. Charles Bioche aus Paris, Dr. Blodig und ich die einzigen ständigen Gäste im Hotel, aber auch Passanten gab es ungeachtet der anhaltend schönen Tage sehr wenige.

Am 12. August - der vorhergehende Tag war, da es vormittags regnete, ein Rasttag — brachen wir um 3 Uhr 30 Min. morgens von Val d'Isère auf, überschritten die Isère und erstiegen die waldigen Hänge, die zu dem zwischen den Bergweiden sanft eingeschnittenen Col de Fresse, 2589 *m*, hinanführen. In unserer Gesellschaft befand sich Prof. Bioche mit Führer V. Mangard aus Le Fornet und einem Träger; unser gemeinsames Ziel war die Grande Motte, zu deren Ersteigung sich uns kein schönerer Tag dargeboten hätte. Die erwähnten, sehr umfangreichen Weidegebiete zeigen zwar ein einförmiges, melancholisches Gepräge, doch entschädigt reichlich der Ausblick auf die Aiguille de la Grande Sassière, die Tsanteleina, das Massiv des Mont Pourri und die in voller Schneepracht aufsteigende Grande Motte. Um 5 Uhr 30 Min. standen wir auf dem Col de Fresse und eine Stunde später, nach Überschreitung des zum Col de la Leisse führenden Vallon du Paquier, auf den glatt abgeschliffenen Kalkbänken, die sich in steilem Abfalle von dem Ostrande des Glacier de la Grande Motte herabziehen. Hier hielten wir 40 Minuten Frühstücksrast und ergötzten uns an der herrlichen Aussicht.

Eine fast ebene Schneeauflagerung und lose Felstrümmer führten zu dem sanft ansteigenden Glacier de la Grande Motte hinan, dessen brüchige Neuschneedecke unser Fortkommen bedeutend verlangsamte. Die Gesellschaft hielt sich, um den Klüften auszuweichen, stark links, indem sie längs des südlichen Gletscherrandes vordrang; ich überschritt den Gletscher diagonal in der Richtung einer östlichen Graterhebung, die sich ungefähr 200 *m* unterhalb der Gipfelkuppe befindet. Ein steiler Schneehang brachte mich auf den in wechselnder Neigung und Breite, im ganzen aber ziemlich scharf ansteigenden, völlig überfirnten O.-Grat, der bis zu der einen scharfen Schneerücken darstellenden, höchsten Spitze verfolgt wird. Es war 9 Uhr 20 Min., als sich die ganze Gesellschaft auf dem Gipfel vereinigt hatte. Die Grande Motte gehört zu den ersten Aussichtsbergen der Grajischen Alpen, und der herrliche Tag, der uns auf der Spitze zu theil ward, liess uns die grossartige Rundschau in vollem Umfange geniessen. Und diese Rundschau bietet ebenso erhabene, als malerische, ebenso liebliche, als wild phantastische Bilder. Tief eingeschnittene, anmuthige Thäler wechseln mit hohen Schneezinnen und abenteuerlich zerrissenen Felsgraten, neue, farbenreiche, glanzerfüllte Horizonte thun sich auf, und zur unbeweglichen Ruhe der Firnen und Felsmassen gesellt sich das ferne Geräusch der Wasserstürze und das frische Grün der Bergwiesen. Von den Hochgipfeln der Maurienne und Tarentaise fehlt keine bedeutendere Spitze.

Um 10 Uhr 10 Min. machten wir uns los von der Grande Motte und stiegen auf der alten Route über die von der Sonne stark erweichten Firnfelder zu unserem Frühstücksplatze hinab, auf dem wir 11 Uhr 45 Min. eintrafen. Manch lieblich anmuthiges Bild, das uns im Halbdunkel des Aufstieges entgangen war, begleitete uns hinab zu den stürmischen Fluthen der Isère: der tiefblaue Lac de Tignes, 2088 *m*, in dem gleichnamigen, alpenreichen Hochthale, der zum Herzen sprechende, sonnendurchirrte, harzduftige Tann, die buntblumigen, dem Schnitte entgegenreifenden Bergwiesen und das nahe und ferne Getöne lebensfreudiger Gebirgswässer, deren Bann die kräftige Augustsonne gelöst. Um 2 Uhr 15 Min. nachmittags trafen wir nach vielen Rasten im Hotel Morris in Val d'Isère ein.

Grande Casse, 3861 *m*.

(L. P.) Die Grande Casse, auch Pointe des Grands Couloirs genannt, ist ausserhalb der Montblanc-Gruppe die höchste Bergspitze Savoyens und zugleich die Haupterhebung im westlichen Theile der Grajischen Alpen. Ringsum, soweit unser Gebiet reicht, kennt sie keinen Rivalen, und selbst der gewaltige, mit allen Attributen des Herrscheramtes ausgerüstete Mont Pourri muss sich vor ihrer dominierenden Höhe beugen. Wie angedeutet, bildet die Grande Casse den Culminationspunkt jener Gebirgsgruppe, die sich zwischen dem südlich gelegenen Massiv der Glaciers de la Vanoise und dem nördlich aufstrebenden Mont Pourri als Bindeglied einschiebt. Nicht ganz gleichwerthig mit der Höhe des Gipfels ist dessen Gestalt; der Berg zeigt nur von der Nord- und Westseite, wo wildzerrissene Firn- und Eismassen das Felsgestein umhüllen, schöne, imponierende Formen; gegen Süden und Osten aber weist er schwarze, ungegliederte Felswände auf, und auch der zeltdachartige Doppelgipfel kommt unter der Vielzahl der Concurrenten nicht voll zur Geltung. Von grösseren Hochzinnen, wie vom Montblanc, von der Barre des Écrins, oder vom Grand Paradis, wo nur die höchsten und ausgedehntesten Complexe ihre Bedeutung bewahren, wird man allerdings die Grande Casse sofort auffinden und ihr den Tribut der Bewunderung nicht vorenthalten.

Die Grande Casse gipfelt in zwei Firnerhebungen, von denen die nördliche mit 3861 *m* und die südwestliche (Pointe Mathews) mit 3806 *m* bestimmt ist. Der erste Tourist, der die Grande Casse erstieg, war William Mathews mit den Führern M. Croz und E. Favre am 8. August 1860; er gieng von Pralognan aus und erreichte die Spitze über die Nordseite. Eine zweite Ersteigung der Grande Casse, und zweite der Pointe Mathews, führten am 22. August 1883 F. Arnollet und Greyfié de Bellecombe mit den Führern A. und J. Amiez von der Südseite aus, und vier Jahre später (5. August 1887) wiederholten André und Pierre Puiseux mit Führer J. Amiez die Ersteigung des Hauptgipfels, indem sie den Weg über den an der Nordseite eingeschnittenen Col de la Grande Casse nahmen. Seitdem wird die Grande Casse wohl alljährlich, aber keinesfalls oft erstiegen, denn ihre Abgelegenheit und ihr Ruf als schwierig stehen einem zahlreichen Besuche entgegen.

Obgleich für eine Grande Casse-Tour das an dem Südwest-Abfalle der Gruppe befindliche Örtchen Pralognan, 1424 *m*, den günstigsten Ausgangspunkt bildet, so beschlossen Dr. Blodig und ich doch, die Ersteigung von Val d'Isère aus zu unternehmen, um nicht mit einer Thalwanderung kostbare Tage zu verlieren und einer umständlichen Gepäcksüberführung enthoben zu sein. Alpinisten, die in der Gruppe der Grande Casse oder im Massiv der Vanoise-Gletscher Hochtouren auszuführen beabsichtigen, nächtigen am besten in dem auf dem Col de la Vanoise, 2500 *m* hoch gelegenen Refuge des Club Alpin Français, das von Pralognan in $2^1/_2$ bis 3 Stunden erreicht werden kann.

Dieses »Refuge de la Vanoise« war auch unser Ziel, als wir am 14. August 12 Uhr mittags von Val d'Isère mit schwer bepackten Rucksäcken aufbrachen, um zunächst den gewohnten Weg zum Col de Fresse, 2589 *m*, einzuschlagen. Zwei Stunden später standen wir auf der Jochhöhe und um 3 Uhr auf dem benachbarten, mit Felstrümmern, Eis- und Schneeresten überlagerten Col de la Leisse, 2780 *m*, dem Übergangspunkte zwischen Vallon de la Leisse und Vallon du Paquier.

Das Vallon de la Leisse, das uns aufnahm, ist eines der ödesten und unwirthlichsten Hochthäler von ganz Savoyen, ein Tummelplatz der Wildwässer, Bergstürze und Lawinen, deren mächtige Spuren dem Wanderer in fast erdrückender Mono-

tonie entgegentreten. Wir überstiegen zuerst eine alte Moräne und betraten einen ziemlich ausgedehnten (in der französischen Militärkarte nicht eingezeichneten) Gletscher, der uns zu einem kleinen Eissee brachte. Steile, grünbekleidete Hänge führen hinab zu einer Terrasse und dann in eine sich anschliessende, mit Felstrümmern, Sand, Gerölle und Wasserläufen bedeckte, zweite Thalstufe, »Plan de Nette« genannt. Den Bach überschreitend, betraten wir den Pfad, der über Schuttkegel und Grasflecken an der linksseitigen Thalschlucht hinzieht, und der die Verbindung mit dem von D'Entre-deux-Eaux heraufkommenden Thalweg herstellt.

Das Gestein besteht fast durchgehends aus schwarzem, stark verwittertem, mürbem Thonschiefer, der insbesondere an den die rechte Thalseite begleitenden kolossalen Wandabbrüchen der Grande Casse zu Tage tritt, so dass der Bach und die von den Felsen herabstürzenden Wasserfälle von beigemengten Schiefertheilchen ganz schwarz gefärbt sind. Auch sahen wir von den Felsen der Grande Casse zeitweise flüssige Massen wasserfallähnlich herabfliessen, ohne feststellen zu können, ob diese Sturzbäche aus Wasser oder trockenem Schieferschutt bestanden. Links oben erblickten wir die Firnen der Pointe de la Sana, 3450 *m*, eines bekannten Aussichtsberges, und vor uns (westlich) die zum Vanoise-Massiv gehörige Pointe de la Rechasse, 3223 *m*, und die breite Gebirgssenke des Col de la Vanoise. Um 5 Uhr erreichten wir den Pont du Pierre (Pont de la Croix) und verfolgten nun aufwärtssteigend den Saumpfad, der über spärlich begrünte Hänge zur langgestreckten Hochfläche des Col de la Vanoise emporführt. Auch hier herrscht tiefe Ruhe und Einsamkeit, aber die landschaftliche Scenerie gestaltet sich heiterer und abwechslungsreicher; zwei kleine Hochseen beleben mit ihrem farbenprächtigen Spiegel das starre, altersgraue Gestein, und die Bäche, die von den in der Abendsonne erglühenden Firnmassen herabtosen, singen ihr ewig gleiches, ewig junges Lied. Um 6 Uhr 25 Min. überschritten wir die Höhe des Col, 2527 *m*, und 15 Minuten später betraten wir das an einen Felsen der Aiguille de la Vanoise angebaute Refuge. Grosse Anforderungen hinsichtlich Einrichtung und Comfort darf an eine Hütte nicht gestellt werden, die Jedermann offen steht und jeder Beaufsichtigung entbehrt. Die Hütte enthielt nicht einmal genügend Stroh, um das harte Pritschenlager etwas erträglicher zu gestalten, und die aus allen Winkeln zusammengesuchten Reste dieses Materiales waren feucht und schimmelig. Auch eine Bank und zwei verrostete, gusseiserne Kessel fanden sich vor, deren bedeutendes Gewicht sie vor einer unberechtigten Entführung schützt. Das Gebäude besteht aus zwei dicken Seitenmauern, die durch eine etwas zurückstehende Stirnmauer verbunden sind, das aufgesetzte Stockwerk birgt zwei kleine, vollständig leere Gemächer. Je bescheidener aber unser Nachtquartier sich gestaltete, desto erhabener und poesievoller erschien das Hochgebirgsbild, das sich ausserhalb der Hütte dem Auge darbot. An den hohen Firnen der Grande Casse spielte noch goldiges Licht, der Berge Felsenglieder sonnten sich im warmen Sonnenschein, keck, hochgestuft und wildphantastisch steigt der mächtige Gletscher herab, über den wir am nächsten Tag den Weg nehmen sollten.

Am andern Morgen, 4 Uhr 10 Min., beim ersten Tageslicht, setzten wir uns in Marsch, umgiengen den nordöstlich von der Hütte in einem Felskessel gelegenen Lac Long an dessen Nordseite und stiegen über die sehr steilen Grashänge hinauf, welche die Zunge des zum See herabziehenden Gletschers nordöstlich umgeben. In drohenden, wilden Formen strecken die Pointe de Creux Noir, die Pointe du Vallonet und Pointe de la Glière ihre kahlen Felsenleiber in die Lüfte; stumm, kalt, erhaben liegt die Bergwelt da, und ihr zu Füssen ihr Spiegel, der unbekannte See. Eine Moräne vermittelte 5 Uhr 10 Min. den Übergang zum Glacier des



Gezeichnet von E. T. Compton.

Crayondruck von Johannes Beyer, Zittau i. S.

Dent Parrachée von Mt. Froid gesehen.

Grands Couloirs, auf dem wir einen Theil des Gepäckes zurückliessen und die Steigeisen anzogen. Die gewöhnliche Route führt vom Gletscher in die Felsen zur Linken, und wendet sich nach Umgehung des Gletscherabbruches wieder dem gewaltigen oberen Eiskörper zu, an den sich dann das sanftere Firnfeld anschliesst.

Wir stiegen zuerst mehr in der Mitte, dann an der linken Seite des durchschnittlich sehr steil gestuften Gletschers empor, indem wir die Klüfte und Schründe im Zickzack umgiengen, hierbei öfters die Spuren einer an den Vortagen emporgestiegenen Partie berührend. Die Steigeisen leisteten uns vortreffliche Dienste, indem sie uns die Arbeit des Stufenschlagens sehr erleichterten und auch ganz ersparten. Ein Ausgleiten könnte auf dem sehr steilen, furchtbar zerklüfteten Gletscher äusserst verhängnissvoll werden, wie der am 5. Juli 1892 vorgekommene Unglücksfall beweist, bei dem die zwei Officiere Porcher und Rosier des 15. Chasseur-Bataillons ihr Leben verloren. Die aus vier Personen bestehende, führerlose Gesellschaft hatte sich, vielleicht durch das nebelige Wetter getäuscht, an die steilere Süd-, statt an die leichter begehbare Nordseite des Gletschers verirrt, und kam hierdurch in eine ganz falsche Richtung. Die ursprüngliche Annahme, die beiden Officiere seien durch abbrechende Eismassen getödtet worden, wurde durch M. Pierre Puiseux im Bulletin du C. A. F. 1892, No. 9 dahin richtiggestellt, dass es sich hier um ein rein persönliches Verschulden handle.

Allmälig an Höhe gewinnend, vertauschten wir den steiler werdenden Eishang mit den leichter erkletterbaren Felsen an der Nordseite des Gletschers, indem wir die Steigeisen auf kurze Zeit bis zum abermaligen Betreten des Gletschers ablegten. Wir hatten uns schon vor dem Einstieg in die Felsen zu einer kurzen Frühstücksrast gesetzt, jetzt unterhalb des Sattels hielten wir wieder eine kurze Umschau, 7 Uhr 10 bis 7 Uhr 20 Min., um dann 7 Uhr 50 Min. die hochgelegene Sattelfläche zwischen den beiden Hauptgipfeln zu betreten. Enthüllten sich schon auf dem bisherigen Wege einige interessante Partien des majestätischen Berges, so zeigte sich nun dessen Aufbau in seiner ganzen Grösse und Riesenhaftigkeit: vor uns lag eine neue, ungeahnte Welt eisglänzender Kuppen, Hörner und Kämme, deren Saum sich in das Goldblau des Himmels verlor. Aber ein ernstes Hinderniss lag nicht mehr vor uns, die Bahn war frei, und frohen Muthes bewerkstelligten wir den letzten Ansturm. In raschem Tempo, soweit es die Kräfte unserer Lungen gestatteten, eilten wir die steilen Firnhänge nördlich des Sattels hinauf und verfolgten dann ein kurzes Stück in östlicher Richtung den Kamm, der uns 8 Uhr 10 Min. auf die höchste Spitze brachte.

Die Grande Casse bietet unzweifelhaft die grossartigste und ausgedehnteste Alpenansicht Savoyens, denn auch der Charbonel, die Ciamarella und der Mont Pourri werden sie nicht übertreffen. Alle bedeutenderen Gebirgsgruppen von den Grandes Rousses und den Alpen von Oisans im Südwesten bis zum Monte Rosa im Nordosten, von den See-Alpen im Süden bis zur Montblanc-Kette im Norden enthüllen sich dem trunkenen Blick, und auch die nähere Umgebung, wie der in Schnee und Eis starrende Nordabsturz unseres eigenen Gipfels, imponiert durch wilde Grösse und Erhabenheit. Auf den Bergen des Arc- und Isèrethales lagen noch einzelne rothglühende, als Wolken sich abhebende Nebel, aber der übrige Theil des Horizontes war vollkommen rein, und selbst die entferntesten Hochgipfel, wie Écrins, Meije und Matterhorn zeigten sich in blendender Klarheit. Den Glanzpunkt des Grande Casse-Panoramas bildet aber der nördlich aufragende Montblanc mit all den Nadeln, Spitzen, Thürmen und Zacken, die sich um seinen Riesenleib drängen und die ihm das Aussehen einer gothischen Kathedrale verleihen.

Um 8 Uhr 50 Min. verliessen wir die stolze Spitze, um den weiten Rückweg nach Val d'Isère anzutreten. Über den Gletscher hatten wir, da wir seine Abbrüche und Spalten kannten, ziemlich leichtes Spiel, und unter Anwendung der üblichen Vorsicht — wir bedienten uns auch beim Abstiege der Steigeisen — trafen wir schon um 10 Uhr 10 Min. bei unserem zurückgelassenen Gepäck an der Gletscherzunge ein. Hier stürmten wir mit rascheren Schritten über Eis, Fels und Moränen, das Refuge weit rechts lassend, zum Col de la Vanoise hinab, wo wir 10 Uhr 50 bis 11 Uhr 15 Minuten an dem lustig dahintollenden, zusehends stärker werdenden Gletscherbache gelagert ein kleines Mittagsmahl einnahmen. Wonniglich, herrlich schön war es auf diesen Höhen! Rings strahlten die Firnen in opalisierendem Glanze, kein feindseliger Lufthauch störte die zauberhafte Stille, in einfachen, aber gewaltigen Zügen lag die Landschaft vor uns da.

Um den Weg zu kürzen, stiegen wir nicht über die Zickzacks zum Pont du Pierre hinab, sondern wandten uns, an der linken Seite des Baches über Felsstaffeln, Gras- und Schutthänge hintraversierend, der Sohle des Vallon de la Leisse zu, dessen Bach wir 12 Uhr mittags auf einer aus altem Lawinenschnee bestehenden, über 200 *m* breiten Brücke überschritten. Nun wanderten wir auf bekanntem Wege drei Stunden lang dem Col de la Leisse zu, und von hier in drei Viertelstunden zum Col de Fresse, wo wir 15 Minuten Rast hielten.

Nach dem Reiche der Zerstörung und der winterlichen Öde begrüssten uns wieder die lieblichen Bilder menschlicher Cultur; und als wir über die sammtartigen Wiesen dahinschritten, den köstlichen Heuduft einathmeten, als die goldigen Abendwolken durch das zarte Grün der Lärchen funkelten und die dem Schnitte entgegenreifende Saat an den Fleiss der Menschen erinnerte, da schien es fast, als hätten wir die glänzenden Schneegipfel dort oben nur geschaut, um die Anmuth und Schönheit des Thales umso mehr zu empfinden.

Tsanteleina, 3606 *m*, Pointe de la Traversière, 3341 *m*, Aiguille de la Grande Sassière, 3756 *m*.

(K. B.) Am 13. August fand uns die vierte Morgenstunde auf dem Marsche nach der Tsanteleina. Die aufmerksame Wirthin liess es sich trotz unseres ursprünglichen Protestes nicht nehmen, uns, wie am Tage vorher, einen vortrefflichen Kaffee zu bereiten, und so schritten wir denn gestärkt in den prächtigen Morgen hinaus, noch etwas im Ungewissen, wie es uns auf dem etwas verwickelten Terrain der Tsanteleina ergehen werde. Es war unsere Absicht, diesen Berg auf dem »directen«, von Mr. Henri Ferrand, dem unermüdlichen Durchforscher seiner heimatlichen Berge, aufgefundenen Wege von Süden zu ersteigen.

Die Tsanteleina, die ihren Namen von dem französisch-italienischen Dialectworte Tzanté, Tzantela, Santé, Santella, besitzt, welcher Hang, Abhang bedeutet, wurde zuerst von den Herren P. C. Nichols, T. Blanford, E. P. Rowsell mit den Führern Victor Favret und Frasseron am 22. August 1863 von der Westseite erstiegen. Es folgte Rev. W. A. B. Coolidge über den eisbedeckten Nordabhang, Mr. Arnollet über den Südwestkamm, Sgr. Vallino über die gegen den Glacier de Rhêmes abstürzenden Klippen der Nordostflanke, endlich Sgr. Bobba über die Ostwand; dieser letztere machte einen in den betreffenden Kreisen berühmten oder wenn man lieber will, berüchtigten Abstieg durch ein ganz haarsträubend steiles und langes Couloir gegen den Glacier de Rhêmes. Herr Henri Ferrand folgte bei seiner ersten Besteigung des Berges im Aufstiege den Schritten Sgr. Bobbas. Alle Besteiger des Berges hatten von mehr oder minder grossen Schwierigkeiten zu er-

zählen gewusst, so dass Herr Ferrand auf den Gedanken kam, der richtige Weg möge wohl noch gar nicht entdeckt sein, und wirklich gelang es seiner bewundernswerthen Ausdauer, am 25. Juli 1890 den nun allgemein üblichen Weg von Süden aus dem Isèrethale aufzufinden. In einer Reihe von ausgezeichneten, auch mit instructiven Bildern reich geschmückten Aufsätzen, welche in dem »Annuaire du Club Alpin Français« in verschiedenen Jahrgängen veröffentlicht sind, hat er der Ersteigungsgeschichte des französisch-italienischen Grenzwalles zwischen Mont Cenis und Kleinem St. Bernhard ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

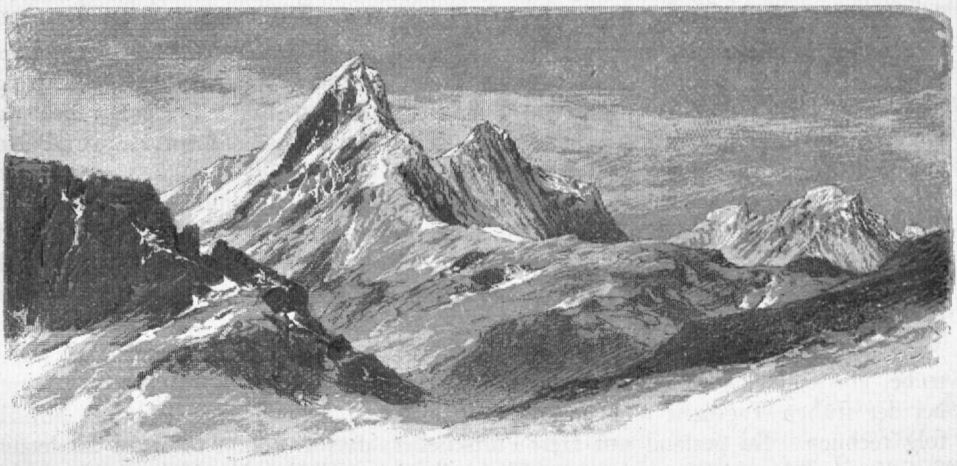
Auf der französischen Generalstabskarte kommt der Name Tsanteleina gar nicht vor; dort heisst der Gipfel Pointe de Bazel, 3606 *m*, welche Bezeichnung aber einem südöstlich liegenden, mit 3443 *m* côtierten Berge zukommt; diesen letzteren sieht man von mehreren Stellen des Isèrethales, während der Gipfel der eigentlichen Tsanteleina nur vom Weiler Fornet sichtbar ist. Der auf der französischen Karte sich vorfindende Name la Grande Parei (Grosswand) kommt nicht der Tsanteleina, welche von der französischen Seite nirgends einer Wand gleichsieht, zu, sondern einer östlich von dieser gelegenen, mit 3473 *m* côtierten Spitze, welche thatsächlich einem gewaltigen Felsmassive entragt, aber häufiger unter dem Namen Cime du Santet erscheint. Das Massiv der Tsanteleina — der auf der italienischen Generalstabskarte angewandte Name ist jetzt allgemein adoptiert — liegt in dem franco-italienischen Grenzkamme, französischerseits von den Thälern der Isère und des Ruisseau de la Sassière, auf der östlichen, italienischen Seite von den Quellflüssen der »Dora di Rhême« eingeschlossen. Ihr im Hauptsächlichen von Süden nach Norden streichendes Felsgerüste trägt gegen Norden einen prächtigen Firnmantel, der sich in den östlich des wasserscheidenden Kammes, also in Frankreich liegenden Theil des Glacier de Rhêmes fortsetzt. Gegen Südwesten entsendet die Spitze einen Felskamm, der in der 3473 *m* côtierten Cime du Santet gabelt, und dessen nördlicher Ast zwischen dem Lac de la Sassière und dem Lac du Santet ausläuft, während der südliche sich gegen den 2855 *m* côtierten Col de la Bailetta absenkt. Zwischen diesen beiden Kämmen liegt der Glacier derrière le Santet. In einer von dem Hauptkamme und dem von dem P. 3475 *m* südlich abzweigenden Felsriegel gebildeten Mulde liegen südlich von der Spitze der Tsanteleina der Glacier du Quart und du Quart dessus, über welche der von Herrn Henri Ferrand entdeckte Weg führt.

Nordöstlich stürzt der Berg mit einer jähen Felswand gegen den Glacier de Rhêmes, einen der grössten Gletscher der gesammten Grajischen Alpen, ab. Einige Couloirs durchziehen die Steilwand; durch eines derselben vollführte Herr Bobba seinen Abstieg von der Tsanteleina. Von dieser zum Verständniss der folgenden Beschreibung nothwendigen topographischen Erläuterung kehre ich zur Schilderung unserer Besteigung zurück. Wir folgten bis über den Weiler Fornet, 1936 *m*, hinaus dem längs der Isère hinführenden Wege, dann stiegen wir an der nördlichen Thalwand die Hänge hinan, trafen einigemale auf Schafwege und erreichten nach etwa einstündigem Marsche die nördlich über der Alpe St. Charles sich erhebende Terrasse. Es war wenige Minuten nach 5 Uhr, als die Sonne die über Val d'Isère erscheinende Aiguille de la Grande Motte beleuchtete. Doron heisst der Berg hier im Volksmunde, der goldene, und wie in flüssiges Gold getaucht erschien er, mit seinem wundervollen Eisdome die ganze Gegend beherrschend. Doch nicht zu lange dürfen wir uns an dem Bilde, welches in den Alpen seines Gleichen sucht, weiden; die Sonne, die dort die Halden vergoldet und — entgegen dem Dichterworte — auch erwärmt, wird auch bei uns die gleiche Arbeit vollbringen, und das könnte uns in der engen Rinne, die wir, nach dem Ausblicke vom Col Pers zu urtheilen, noch durchklettern müssen, gefährlich werden. Die Terrasse, auf welcher wir uns

befinden, gäbe für Sommerfrischler, die sich in Val d'Isère manchmal aufhalten, einen wundervollen Ausflugsort ab: der ganze Gletschercircus, in welchem die Isère ihre Gewässer sammelt, liegt ausgebreitet vor dem Beschauer; die unmittelbar zu Füssen liegenden, saftig grünen Weiden der Alpe St. Charles, belebt durch das harmonische Geläute der Herdenglocken, machen das ganze Bild zu einem echt alpinen, wie es so vollendet eben nur in unseren europäischen Alpen vorkommt. Nach einer weiteren Stunde Marsches gelangten wir auf ein gerade unter der Moräne des Glacier du Quart gelegenes Plateau, auf welchem etwas Galtvieh weidete; es ist die Alpe du Quart; einstmals soll hier eine Hütte gestanden haben, die durch Felsstürze zerstört wurde. Jetzt werden nur Jungvieh und Schafe aufgetrieben. Um von hier an den Fuss des Gletschers zu kommen, der die weitere Besteigung vermitteln sollte, mussten wir die nächst höhere Terrasse über ziemlich steile Wiesenhänge, die mit kleinen Felspartien wechselten, ersteigen. Oben angekommen, sahen wir den Glacier du Quart, durch einen Felsriegel in zwei Theile geschieden, über uns. Der westliche, tiefer herabreichende Abschnitt wäre zwar schneller zu erreichen, aber die Eismassen sind dort stark zerklüftet und einige Eisblöcke scheinen entschieden Neigung zu haben, über die glatten Felsen des Gletscherbordes abzugleiten. Wir wandten uns daher weiter östlich der Moräne des Glacier du Quart zu, welche wir um 6 Uhr 30 Min., also zwei und eine halbe Stunde nach unserem Aufbruche von Val d'Isère betraten. Wir überschritten dieselbe — sie war noch hart gefroren — leichten Fusses und betraten wenige Minuten darauf den Gletscher selbst, der hier, von jeder Schneebedeckung entblösst, Herrn Purtscheller, der — wie fast immer — vorausgieng, Gelegenheit gab, eine Reihe von Stufen herzustellen, welche uns ziemlich der östlichen Begrenzung des Gletschers entlang zu dem oberen, schneebedeckten Theile desselben führten. Mit Hilfe der Steigeisen erklommen wir denselben rasch und näherten uns dem die beiden Gletscher du Quart und du Quart dessus scheidenden Felsmassive. Dasselbe ist zwar ziemlich steil aufgebaut, doch ist der Fels fest und wir würden die kleine Wandstufe viel rascher überwunden haben, wenn die Felsen nicht, trotz ihrer nach Süden gerichteten Lage, bei der frühen Morgenstunde fast gänzlich vereist gewesen wären. Sind dieselben aber trocken, dann muss es ein wahres Vergnügen sein, über sie hinanzuklimmen. Um 7 Uhr 15 Min. langten wir am oberen Rande der Wand an und lagerten uns an einer Quelle, die unter einem markanten, gelben Felsthurm heraussprudelte; dieser Felsthurm entragt dem erwähnten Riegel zwischen den Glaciers du Quart und du Quart dessus.

Hier nahmen wir ein kleines Frühstück ein und füllten die Flaschen mit Wasser, da wir weiter oben nicht mit Sicherheit auf solches rechnen konnten. Bevor wir aufbrachen, warfen wir noch rasch einen Blick auf die Umgebung; unser Standpunkt ist der interessantesten einer. Zu unseren Füssen befindet sich der Glacier du Quart, östlich von der 3474 *m* hohen Crête du Quart dessus, westlich von einem steil aufragenden, nur einige hundert Meter niedrigeren Massiv eingeschlossen. Nördlich über uns thürmen sich ganz unnahbar aussehende Felsmassen auf, welche thatsächlich nur an einer einzigen Stelle einen Durchschlupf offen lassen. Gegen Südwesten blicken wir auf die wilden Seracs des Glacier du Quart dessus hinüber; nach Süden aber, über den Glacier du Quart hinaus, geniessen wir einen unbehinderten Ausblick auf die über dem Thale der Isère sich erhebende Kette der Aiguille Pers. Zwischen dunklen Felsrippen fliessen hellleuchtende Gletscher, überragt von den mannigfaltig geformten Felsgipfeln der Grande Aiguille Rousse, der Roche Noire, der Aiguille Pers und des Mont Iseran hernieder. Noch sahen wir den oberen Theil des Glacier du Quart dessus, über den wir gehen mussten, nicht, aber als wir um 7 Uhr 30 Min. aufbrachen und wenige Meter über Geröll und leichte Felsen an-

gestiegen waren, erschien plötzlich der schöne, sanft geneigte Gletscher über uns. Man würde hier heroben ein so ausgebreitetes Gletscherfeld gar nicht vermuthen, und dasselbe überraschte uns durch seine Zahmheit im angenehmsten Sinne des Wortes. Von dem Sichtbarwerden des oberen Gletschers an ist der weitere Weg klar vorgezeichnet; man sieht zwar zwei ungefähr gleich hohe, durch einen Sattel getrennte Spitzen vor sich und kann des kleinen Massstabes der Karte (1:80000) wegen nicht gleich entscheiden, welches der höhere Gipfel ist. Doch verschwindet diese Ungewissheit, da im weiteren Anstiege die eigentliche Tsanteleina sich als viel weiter nördlich, vom Ersteiger entfernter aufragend und doch von anscheinend gleicher Höhe entpuppt. Wir steuerten nun derjenigen Stelle des Bergschrundes zu, an welcher dieser am schmälsten erschien, überwanden denselben leicht mit gegenseitiger Hilfe und stiegen auf einen unmittelbar westlich von der Hauptspitze der Tsanteleina gelegenen Schneesattel los; derselbe wurde Dank unserer Steigeisen vom Bergschrunde weg in einer kleinen Viertelstunde erreicht. Oben angelangt wandten wir uns nach Osten



La Grande Sassière von Süden.

und stiegen, immer auf dem flachen Grate bleibend, die letzten hundert Meter zur Spitze der Tsanteleina ohne jede Schwierigkeit hinan. Die Uhr zeigte 8 Uhr 30 Min., als wir uns neben dem mächtigen Steinmanne niederliessen. Wir hatten zur Besteigung von Val d'Isère einschliesslich der Rasten 4½ Stunden gebraucht und damit Herrn Ferrand's Meinung völlig gerechtfertigt, dass bei guten Verhältnissen von den von ihm benöthigten sieben Stunden noch etwas abgezwackt werden könnte. Leider hatte sich der Himmel während der letzten Stunde theilweise umzogen; es war geradezu unheimlich warm geworden und wir erfreuten uns diesmal leider keiner ganz reinen Aussicht. Immerhin war der grösste Theil des sehr ausgedehnten Panoramas sichtbar. Doch hatten wir ja, was die Fernsicht betrifft, von allen Bergen der Gegend die günstigsten Verhältnisse angetroffen, so dass wir uns dies eine Mal gerne mit der Betrachtung der nächsten Umgebung, welche eine aussergewöhnlich erhabene genannt werden muss, begnügten. Vor allem haftet das Auge mit Bewunderung auf dem imposanten Baue des nur durch das Vallon de la Sassière von der Tsanteleina getrennten Gipfels der Aiguille de la Grande Sassière, 3756 *m* (3759 *m* der ital. Karte). In schwarzen, von spärlichen Eiscouloirs durchfurchten Wänden stürzt der Berg ungefähr 4500 Fuss tief gegen Süden ab, während ein mächtiger

Firnmantel die gegen Osten und Westen abschiessenden Steilhänge deckt. Wir können den gewöhnlichen Weg, der sich von Westen her über einen langen, sehr einförmigen Firnhang zieht, gut ausnehmen. Denselben benützte auch der erste touristische Ersteiger Mr. Mathews mit dem Führer Michel Croz am 5. August 1860; ich sage erster touristischer Ersteiger, da Mathews auf der Spitze ein Signal vorfand. Über drei Viertheile eines Kreises breiten sich zu unseren Füssen die Zuflüsse des Glacier de Rhêmes aus. Nach Süden hin blicken wir auf den Glacier du Quart dessus und darüber hinaus grüssen die Häuser von Fornet, das einzige bewohnte Gebiet, welches wir — die italienische Seite ist wie gewöhnlich in der Tiefe durch Wolken verdeckt — heute sehen können. Auch die beiden höchsten Berge der westlichen Grajischen Alpen, die Grande Casse und der Mont Pourri, sind trefflich sichtbar, ferner die majestätische Aiguille de la Grande Motte, auf deren Firn wir mit dem Fernglase unseren Weg vom Tage vorher deutlich wahrnehmen können. Wenn Herr Ferrand auf Seite 120 des »Annuaire du Club Alpin Français« vom Jahre 1890 angiebt, dass er die Jungfrau von der Tsanteleina aus gesehen habe, so spricht es für den hohen Werth des betreffenden Aufsatzes, wenn ich versichere, dass dies die einzige Ungenauigkeit ist, welche ich in der Schrift dieses verdienten Mannes gefunden habe. Ich meine, dass es das Zermatter Weisshorn war, welches er für die Jungfrau hielt. Ich wenigstens habe von Frankreichs Bergen nur einmal nördlich des Rhônethales gelegene Berge gesehen; das war die Kette des Wildstrubels vom Pourri aus und dieser übertrifft die Tsanteleina um 182 *m* an Höhe.

Und wie ich gegen die Sassière blickend den ganzen Kamm über den Col de la Tsanteleina, die Pointe de la Goletta, den gleichnamigen Col, die Pointe de la Traversière, die lange Crête de la Grande Sassière bis zu ihrem gewaltigen Gipfel mit den Augen messe, da springe ich auf, werfe meinen Rucksack über, fasse meinen getreuen Pickel und mache Herrn Purtscheller den Vorschlag, sofort an die Besteigung der Grande Sassière zu gehen; die Aussichten für den morgigen Tag waren trübe, ein endlicher Witterungsumschlag höchst wahrscheinlich, und wir konnten bei der frühen Tageszeit und unserer vortrefflichen Trainierung sicherlich auf Erfolg rechnen. Da gestand mir Herr Purtscheller, dass er schon während der letzten Strecke des Anstieges, sowie sein Blick die in verlockender Nähe aufstrebende Sassière erfasst habe, auf den gleichen Gedanken verfallen sei; nach genauer Prüfung der Umstände sei er mit meinem Plane vollständig einverstanden. Wir nahmen um 8 Uhr 45 Min. von der Spitze Abschied und fuhren, dank dem in geradezu idealer Consistenz befindlichen Schnee sausend dem Col de Tsanteleina, 3167 *m*, zu; erst in der Nähe des Bergschrundes wurde der Firn etwas härter und erforderte dicht bei dem Schrunde sogar einige Stufen. Die Randkluft selbst wurde mit weitem Sprunge genommen und wir liefen von ihr in wenigen Minuten zum Col de la Tsanteleina hinab, 9 Uhr 5 Min. Von hier aus könnten wir, den italienischen Theil des Glacier de Rhêmes in seinem oberen Abschnitte kreuzend, zum Col de Rhêmes, 3062 *m*, zwischen Point de Calabre, 3363 *m*, und Pointe de Bazel, 3443 *m*, gelangen; ein Steig würde uns von dem oft begangenen Passe nach St. Charles, in das Isèrethal führen. Damit hätten wir eine prächtige Rundtour um die Tsanteleina gemacht; unser Sinn aber stand nach Höherem. Ohne Halt stürmten wir, die Pointe de la Goletta, 3279 *m* (3291 *m* ital.), rechts lassend, über den französischen Theil des Glacier de Rhêmes auf den Col de la Goletta, 3063 *m* (3120 *m* ital.), hinüber; derselbe ist auf der französischen Karte fälschlich mit Col de Rhême bezeichnet, während dieser Name dem oben erwähnten Passe zukommt. Um 9 Uhr 30 Min. haben wir den Col de la Goletta erreicht und nun verlassen wir die bisher eingehaltene nördliche Richtung und biegen scharf nach Westen zur Besteigung der

Pointe de la Traversière, 3321 *m* (3241 *m* ital.), um. Der Schnee fieng allmälig an etwas weich zu werden, und so begrüssten wir die Felsen des zur Pointe hinanführenden Grates freudigst, da dieselben ein etwas schnelleres und weniger ermüdendes Fortkommen versprachen; sie sind überaus günstig treppenförmig angeordnet und wir standen, obgleich wir unsere Kräfte schonten und im bequemsten Zeitmaasse stiegen, um 10 Uhr 5 Min. auf der Spitze. Sie wurde zum ersten Male von Rev. W. A. B. Coolidge, dessen Namen mit der Erforschung der gesammten Westalpen unzertrennlich verknüpft ist, am 24. August 1885 mit Christian Almer Sohn als Begleiter erstiegen. Hier machten wir eine Rast und bewunderten während derselben den kühnen Aufbau der Tsanteleina, der vielleicht von keiner anderen Spitze so gewürdigt werden kann. Das ganze Vallon de la Sassière liegt vor uns und von den dasselbe einrahmenden Bergen sei für Freunde schwieriger Felskletterei besonders die Pointe de l'Aigle — Adlerkopf — eine in den oberen Partien ganz haarsträubend aussehende Spitze genannt.

Aber erst der kleinste Theil unseres Marsches liegt hinter uns; schon nach fünf Minuten brechen wir wieder auf und nun geht es über Sättel und Grate, Firnhalden und mit tiefem Schnee erfüllte Mulden, über grosse und kleine Wandeln, aber immer in unmittelbarer Nähe des Hauptgrates, wenn nicht auf demselben, bergauf und — leider auch — bergab gegen den P. 3321 der italienischen Karte, von welchem etwa 100 *m* westlich wir um 10 Uhr 45 Min. anlangen. Hier giebt es trockene Felsen und hoch über dem gegen das Vallon de la Sassière abschliessenden, gleichnamigen Gletscher legen wir unser Gepäck ab, nur die mit Limonade gefüllten Flaschen, die Steigeisen und den Eispickel mitnehmend. Wir gönnen uns noch schnell einige Bissen getrocknetes Obst und rüsten uns zum letzten, entscheidenden Gange nach der Spitze. Diese thürmte sich über uns am Ende eines langen Firngrates in schwarzer, anscheinend senkrechter Wand auf. Ein schwachgeneigter, ziemlich flacher Grat aus dessen Firnbedeckung ab und zu Felsplatten und lockeres Geschiebe ragen, führt uns zunächst zum eigentlichen Fusse der Sassière. Wir mussten uns südlich halten, denn nach Norden hiengen gewaltige Wächten gegen den Ghiacciajo di Gliairetta — dies ist der italienische Name der Aiguille de la Grande Sassière — über. Nach etwa halbstündigem Steigen gelangten wir gegen den P. 3405 *m* der ital. Karte; hier biegt der Grat aus der bisher innegehabten Richtung — von Ost gegen Süd nach West gegen Nord — in eine nördlichere — Nord gegen West — um. Eine breite, südwestlich in steile Felsabstürze abbrechende Firnhalde liegt vor uns und es braucht besondere Vorsicht und Mühe, um die mit Schneebrettern reichlich versehene Fläche hinaufzusteigen. Dazu wechseln mit solchen aus nur lockerem Schnee bestehenden Gebilden Stellen, auf denen Herrn Purtscheller's bewährter Pickel harte Arbeit findet. Wir müssen jeden Tritt vorher sondieren, denn die Färbung des Schnees giebt uns oft keinen Anhaltspunkt, ob wir es mit glashartem Firn oder nur trügerisch aufliegendem Schnee zu thun haben. Um 11 Uhr 30 Min. ist auch dieses Bollwerk gewonnen, der Kamm biegt fast im rechten Winkel nach Westen um, und nun sehen wir uns dem letzten Grate gegenüber, der uns an den Fuss der ersehnten Gipfelfelsen bringen soll. Aber fast fünf Viertelstunden hielt uns das kurze Gratstück in seinen Krallen und ich könnte, um Wiederholungen zu vermeiden, den verehrlichen Leser, der sich bis hierher durchgerungen hat, bitten, Herrn Dr. Guido Lammer's Aufsatz über die Ersteigung des Grossvenedigers über den Nordwestgrat im Jahrgange 1893 dieser Zeitschrift nachzulesen. Das ärgerliche an der Sache war, dass weder Herr Purtscheller noch ich an die Mitnahme des Seiles gedacht hatten, als wir unser Gepäck ablegten. Diese Vergesslichkeit hatte ihren Grund in unserer Gewohnheit, uns nur auf grossen Gletschern

anzuseilen, da ja sonst bei unserer — ich kann es gerade heraussagen - - grossen Übung das Seil fast immer nur hinderlich sein konnte. Ausserdem hatte uns Herr Professor Bioche, mit dem wir am Vortage die Aiguille de la Grande Motte erstiegen hatten, versichert, dass die Ersteigung der Sassière zwar lange und ermüdend, aber durchaus nicht schwierig sei; dabei wurde nur insoferne an der Decoration etwas geändert, als er vom Westgrate sprach, wir aber auf dem Ostgrate standen. Auf unsere Alpen angewendet hiesse das, man erkundigt sich nach dem Wege auf den Ortler bei Jemand, der ihn von der Payerhütte erstieg, und geht dann über das Hochjoch hinauf. Es war ein Wächtengrat schlimmster Sorte, das Unangenehme der Sachlage würzte besonders der Umstand, dass die Richtung des Überhängens der Wächten zweimal wechselte, und dass nun sogenannte Überschneidungen vorkamen, welche ein ganz besonders zartfühlendes Benehmen nothwendig machten; die geringste rasche Bewegung, ein einziges festes Auftreten konnte eine solche Wächte zu Fall bringen. Herr Purtscheller schritt voraus, ich genau in seinen Fussstapfen, etwa fünf bis sechs Meter Distanz zwischen uns lassend, damit nicht einem zu kurzen Wächtenstücke zugemuthet werden musste, unser beider Gewicht zu tragen. Ich steckte auch meinen Pickelstock genau in die von Herrn Purtscheller gemachten Löcher hinein, um jede neue Zerstörung der Schneemasse zu vermeiden. Wir drückten unsere Pickel immer bis zur Klinge in den Schnee, um dadurch unserem Stande grössere Sicherheit zu geben. So nähern wir uns sehr allmälig, aber entschlossen und unaufhaltsam unserem Ziele, dem vor uns aufragenden Felskopfe, welcher leider von Nebelfetzen umzogen wird und dadurch noch wilder und steiler aussieht. Um 12 Uhr 40 Min. ist dieser erreicht, und mit einem Gefühle der Erleichterung setzen wir unseren Fuss auf die Felsen; wir nehmen uns nicht einmal Zeit, die Steigeisen abzuschnallen, sondern erklettern sofort die bei näherer Betrachtung sich als ganz leicht erweisende, etwa 25 *m* hohe Felswand. Um 12 Uhr 45 Min., genau 4 Stunden nach unserem Aufbruche von der Tsanteleina, standen wir auf dem Gipfel der Aiguille de la Grande Sassière, 3756 *m* (3759 *m* ital.). Wir schüttelten uns froh bewegt die Hände und wandten uns - wir sehen vom Nebel umwogt kaum die allernächste Umgebung — der Vertilgung des spärlichen Proviants zu. Das Bewusstsein, unser Vorhaben in gewaltigem Marsche in so kurzer Zeit ausgeführt zu haben, lässt uns — für den Augenblick wenigstens — über die fehlende Aussicht hinweggleiten. Wir musterten die Gipfelflasche, fanden aber ausser der Copie einer von Coolidge hinterlassenen Karte keine bekannteren Namen.

Nach einem Aufenthalte von nur fünf Minuten waren wir wieder fertig und wandten uns dem Abstiege zu. Das Wetter wurde nämlich immer schlechter statt besser, ein abscheulicher Südwest fieng an zu blasen, aus derselben Himmelsrichtung ertönte ferngrollender Donner und wir mussten trachten, das schlimmste Stück des Grates unter allen Umständen vor Ausbruch des drohenden Gewitters hinter uns zu haben. Der Abstieg gestaltete sich jedoch um vieles angenehmer, als ich zu hoffen wagte: erstens ist es ein grosser Unterschied, ob man etwas zum ersten- oder zum zweitenmale thut, und zweitens war die körperliche Anstrengung im Abstiege eine verschwindende; nun waren wir von der Tragfähigkeit der Wächten überzeugt, es galt nicht mehr ängstlich mit dem Pickel zu sondieren, wir brauchten uns nicht mehr von Stufe zu Stufe mühsam zu heben. Wir balancierten allerdings noch immer mit aller Vorsicht über alle Hindernisse hinweg, und so sehr achteten wir auf die alte Trace, dass man bei Betrachtung unserer Spur hätte meinen können, nur eine Person habe den Weg einmal gemacht. Um 1 Uhr 20 Min., also eine halbe Stunde nach unserem Abmarsche von der Spitze, war die letzte Wächte hinter uns, und mit einem hohen Wonnegefühle fuhr ich die ersten Schneekehlen hinab,

welche wir im Aufstiege schwer athmend hinangeklommen waren. Schon um 1 Uhr 40 Min. langten wir bei unserem Gepäcke an, wo wir trotz eines inzwischen eingetretenen Sprühregens eine halbe Stunde rasteten. Wie es ja manchmal vorkommt, wenn zwei Windrichtungen wahrgenommen werden, war die Aussicht mit Beginn des Regens entschieden eine bessere geworden. Aus der Tiefe grüssten aus weiter Thalmulde die Alphütten und weiter östlich der prächtig grüne Lac de la Sassière herauf, vom Col de la Goletta wälzte der Glacier de Rhêmes seine Eiswogen zu Thal, und als würdiger Thalschluss erhob die Tsanteleina ihre schöne, firnbedeckte Spitze. Gegen 2 Uhr hörte es auf zu regnen, der Gipfel der Sassière blickte, von der Sonne hell beleuchtet, ab und zu aus den ihn umwogenden Nebelschleiern; wir



La Tsanteleina mit dem Vallon de la Sassière.

schwangen unsere Rucksäcke auf und traten um 2 Uhr 5 Min. den weiteren Abstieg an. Dieser ist sehr einfach: Wir haben zuerst den Glacier de la Sassière zu überschreiten, was theilweise in lustigem Abfahren bewerkstelligt wird; dann müssen wir ein ziemlich ermüdendes Schutt- und Moränenterrain überwinden, welche Arbeit unseren seit 4 Uhr morgens in fast ununterbrochener Thätigkeit befindlichen Knieen gar nicht behagen will; endlich gilt es, über die gegen das Vallon de la Sassière abstürzende Felsstufe, welche sich thalaufwärts bis zur Pointe de la Traversière erstreckt, an einer günstigen Stelle hinabzugelangen. Das war das vergleichsweise heikelste Stück des Abstieges und glückte uns erst nach mannigfachen Umwegen. Wir sahen uns durch hohe Wände mehr als einmal abgeschnitten, mussten etlichemale ein Dutzend Meter wieder zurück hinaufsteigen, gelangten aber schliesslich mit Benützung einiger nicht ganz leicht zu begehender Fels- und Rasenbänder und eines

engen Risses in die Thalsohle; in dem Risse gab es eine ganz hübsche Kletterstelle, welche uns zwang, die Pickel abzulegen und nachzureichen. Ein viertelstündiger Marsch führte uns über Schutt und später über Alpenwiesen nach den Chalets de la Sassière, 2338 *m*, hinaus, welche wir um 3 Uhr 25 Min. erreichten. Wir flüchteten uns vor der sengenden Hitze in eine Hütte; ein herbeigerufener Hirtenjunge brachte uns statt der geforderten Milch einen Topf mit Rahm, über den jede Hausfrau in Entzücken gerathen wäre. Herr Purtscheller, wie immer so auch hier mässig im Genusse, nahm nur wenig davon, während ich, meinem grossen Durste, nicht aber seinen wohlgemeinten Rathschlägen folgend, ungezählte Schalen hinabgoss; die Folgen blieben denn auch in Gestalt eines entsetzlichen Magenkrampfes nicht aus. Um 3 Uhr 50 Min. waren wir wieder auf dem Wege und folgten von den genannten Hütten bis le Saut, 2296 *m*, einem gutgehaltenen Alpwege. Le Saut ist eine aus mehreren Hütten bestehende Alpe, doch wird sie dadurch zu einer Art Sommerdorf gestempelt, dass auch alte, gebrechliche Personen und Kinder hier den Sommer verbringen. Die Hütten liegen, wie der Name (zu deutsch »Sprung«) besagt, an einer scharfabgesetzten Terrainstufe; auf den Thonschieferplatten, über welche sich der Weg hinzieht, sind eine Reihe Stufen, welche auch von Tragthieren benützt werden, angebracht. Die im Hintergrunde hoch aufragende Sassière, die Reihe kleiner, vom Ruisseau de la Sassière gebildeten Wasserfälle, die nach Süden zu mächtig aufstrebenden Felsberge, besonders aber der im Westen über dem Isèrethale sich erhebende Mont Pourri mit seinen gewaltigen Eisströmen machen die Lage des Ortes zu einer überaus grossartigen. Da es gerade Sonntag war, so kamen uns eine Menge Leute — alle zu Pferde oder auf Eseln — entgegen; die Frauen sassen nach landesüblicher Art wie Männer zu Pferde, beziehungsweise »zu Esel«. Es war ja gewiss manch' jugendfrisches Gesichtchen darunter, aber — sei es, dass auch die unvortheilhafte Haartracht und Kopfbedeckung viel Eintrag that — mit dem Schlage der Mädchen aus den deutschen und österreichischen Alpen durften sie sich — man zeihe mich immerhin des Localpatriotismus — nicht messen! Der Hauptweg würde uns nun nach Tignes, dem grössten Orte der obersten Tarentaise geführt haben. Der Güte des Herrn Professor Bioche verdankte ich aber die Mittheilung, dass man von le Saut nach 15 Minuten links abbiegend über Franchet die Strasse nach Val d' Isère, unserem Standquartier, erreiche, womit eine bedeutende Abkürzung verbunden sei. Wir verfuhren demgemäss und langten über Wiesen und kleine Waldpartien zuletzt auf einem steilen Zickzackweg um 4 Uhr 45 Min. auf der Hauptstrasse im Isèrethale an. Um 5 Uhr 35 Min. betraten wir nach 13½ stündiger Abwesenheit das Hotel Morris in Val d'Isère, von den freundlichen Wirthsleuten auf das Herzlichste bewillkommt und beglückwünscht. Ich habe nachträglich erfahren, dass Rev. W. A. B. Coolidge und nach ihm Herr Lieutenant Godefroy vor uns die Spitze der Aiguille de la Grande Sassière über den Ostgrat erreicht haben. Wenn die Genannten denselben auch mit so niedlichen Wächten geziert fanden als wir, dann ist den Herren aufrichtigst zu ihrer schönen Leistung zu gratulieren.

Dôme de la Sache, 3611 *m*, und Mont Pourri, 3788 *m*.

(K. B.) Nach der glücklich vollzogenen Besteigung der Grande Casse stand nur noch der Mont Pourri auf unserem Programme. Der Mont Pourri, zu deutsch Faulberg, bildet mit 3788 *m* die zweithöchste Erhebung der westlichen Grajischen Alpen. Sein steiler Aufbau, seine isolierte Stellung, die Tiefe der ihn umgebenden Thäler, besonders aber der gewaltige Kranz von Hängegletschern, die ihn flankieren, machen ihn vielleicht zum bedeutendsten Berge der genannten Gruppe. Ich muss bemerken,

dass der Ausdruck Berg geeignet ist, von dem Massiv des Pourri einen falschen Begriff zu geben. Der Pourri ist mehr als ein Berg, er ist ein Gebirge für sich und machte auf uns von allen Seiten den gleichen erhabenen Eindruck. Im Osten und Norden scheidet ihn die Isère, im Westen der zum genannten Gewässer strömende Ponturin, von seinen Nachbarn. Im Süden bezeichnet der etwa 2600 *m* hohe Col de la Tourire die Grenze gegen das Massiv der Grande Casse und Grande Motte. Dieser Col führt von dem, dem Isèregebiete angehörenden Lac de Tignes, 2088 *m*, nach dem den obengenannten Ruisseau de Ponturin speisenden Lac de la Plagne, 2155 *m*. Im Wesentlichen ist die Richtung des Gebirgszuges eine nord-südliche; eine Reihe secundärer Kämme gehen von dem Hauptkamme nach Osten und Westen ab, zwischen sich einer grösseren Anzahl durchwegs wilder Gletscher Raum bietend. In herrlichen Séracs stürzen die Glaciers de la Savine, de la Gurra und de Thuria — Mont Thuria ist der uralte Name des Mont Pourri — in nahezu paralleler Richtung gegen das Isèrethal ab. Auf dem Westabhange ist die Gletscherentwicklung bedeutend geringer: der Glacier des Platières und noch mehrere, auf der Karte namenlose Gletscher ziehen zu Thale, doch erreicht keiner dieser Eisströme auch nur annähernd die Mächtigkeit des am Ostabhange befindlichen Glacier de la Gurra. Es ist für den Pourri bezeichnend, dass keiner der zahlreichen Gletscher einen empfehlenswerthen Zugang zum Gipfel bietet, indem alle mehr minder mächtige Firnbrüche aufweisen. Über den Glacier de la Gurra soll einmal der Abstieg vollführt worden sein, doch drangen darüber nur unbestimmte Gerüchte von grossen, dabei überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren in die Öffentlichkeit. Es blieben also nur die Felskämme übrig und der Pourri wurde thatsächlich von Norden, von Süden und Westen über die Grate erreicht. Aber jedem Besteiger blieb die geradezu endlose Zahl von Gratthürmen und Buckeln, die er überschreiten musste, in lebhafter Erinnerung.

Den ersten Versuch zur Ersteigung des Mont Pourri machte W. Mathews am 15. August 1861; er bediente sich bei diesem Unternehmen der Brüder Jean Baptiste und des noch berühmteren Michel Croz aus Chamonix als Führer (letzterer verunglückte vier Jahre darauf als Opfer seines Berufes bei der ersten Besteigung des Matterhorns). Doch erreichten die kühnen Steiger nur den Dôme de la Sache, 3611 *m*, einen im Süden der Haupterhebung befindlichen Firngipfel. Es schien nicht thunlich, am selben Tage den zum Hauptgipfel führenden, in der Luftlinie 2 *km* langen Grat in Angriff zu nehmen, und man begnügte sich mit dem Erreichten. Michel Croz aber liess diese vielleicht erste Niederlage in seiner bergsteigerischen Laufbahn keine Ruhe, und schon am 4. October desselben Jahres, diesmal ganz allein, setzte er seinen Fuss als erster auf die jungfräuliche Spitze. Doch hatte er für diese Tour die im Nordwesten gelegenen Hütten von Entre deux Nantes zum Ausgange gewählt und den Aufstieg über einen der nach Westen abzweigenden Grate und ein benachbartes Couloir ausgeführt. »Sehr schwierige Felsen und eine endlose Eishackerei!« Das war der kurze aber treffende Bericht, den der kühne Mann in Chamonix und Moutiers gab. Ein volles Dutzend Jahre verstrich, bis wieder Jemand sich an den übelbeleumundeten Berg wagte. Es war Joseph Poccard, der 1873 von der Südwestseite — genauere Nachrichten konnte ich nicht erhalten — die Spitze erreichte. Im folgenden Jahre, am 2. Juli 1874, erstieg Rev. W. A. B. Coolidge den Berg mit den beiden Christian Almer, Vater und Sohn, als Führern; diesmal wurde der Pourri über den Nordgrat erreicht. Poccards Weg scheint am 8. August 1878 von Coolidge wiederholt worden zu sein. Am 13. August 1880 endlich dürfte der von uns benutzte Weg über den Südgrat zum ersten Male begangen worden sein: Mr. Edouard Rochat vom Club Alpin Français erreichte nämlich mit Joseph Blanc von Bonneval und Victor

Mangard von Val d'Isère die Spitze über den Dôme de la Sache und den langen Südgrat. Doch muss ich bemerken, dass nach von mir mündlich bei Mangard eingezogenen Erkundigungen der Tag der Ersteigung sehr nebelig war, und man nie einen ordentlichen Überblick über die Verhältnisse gewann. Am 13. August 1891 endlich bestieg Coolidge den Berg zum dritten Male, diesmal über den Südgrat, und wir folgten im Wesentlichen seiner Route. Von einem etwa 2500 *m* hochgelegenen Bivouak aus benöthigte man sieben Stunden auf die Spitze. Diese Ziffer giebt den besten Maassstab für die Länge des Weges, da sich dem dieser Route folgenden Besteiger auf keiner Stelle aussergewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Wir schickten uns nun am 16. August, nachmittags $^1/_2 3$ Uhr, an, diesem Riesen auf den Leib zu rücken. Weniger seine Höhe, als die zahlreichen Vorwerke, die seinen Scheitel umgaben, bestimmten uns, diesmal ein Nachtquartier in der Höhe aufzusuchen. Rev. W. A. B. Coolidge hatte mit beredter Kürze geschrieben: The Pourri is a very long thing. Dann folgten Unterweisungen behufs Wahl des Bivouakplatzes und die zu nehmende Anstiegsrichtung. Da nun weder Herr Purtscheller noch ich besondere Freunde des Bivouakierens sind, so zogen wir es vor, die Hütten von Marais, welche an dem uns von Coolidge empfohlenen Wege lagen, zur Nachtstation zu bestimmen. Nach Begleichung unserer Rechnung, welche nach den mit Zustimmung des Club Alpin Français angesetzten Preisen verfasst war, nahmen wir von der vortrefflichen Familie Morris Abschied, mit dem innigsten Wunsche im Herzen, recht bald wieder das prächtige Touristenheim betreten zu können. Unser Hauptgepäck hatten wir auf Tragthieren nach Tignes schaffen lassen und leichten Fusses schritten wir thalaus, anfänglich neben der Isère, welche nach etwa einer halben Wegstunde in einer engen Schlucht dahinbraust, während der vortrefflich gehaltene Fahrweg an ihrem rechten Ufer meistentheils in den Fels gehauen, hoch oben den einzelnen Coulissen der Thalwand folgt. Bei P. 1714 wird das Thal so enge, dass man sich besorgt fragt, ob es da wohl noch einen Ausweg gebe; gerade unter Franchet, welches wir, von der Aiguille de la Sassière kommend, berührt hatten, windet sich die Strasse um einen Felssporn, und nun erscheint wie mit einem Zauberschlage, unter einer Doppelschleife der Strasse, die Thalweitung von Tignes, mit den Dörfern Tignes, Ronnaz, Villard Strassiaz, la Chaudanne und dem darüber sich in die Wolken erhebenden Mont Pourri plötzlich den Augen des überraschten Wanderers. Einen Abkürzungsweg benutzend, stiegen wir in das Thal hinab, liessen Tignes halb rechts liegen und giengen nach Villard Strassiaz, wo wir um 3 Uhr 40 Min. anlangten. Gleich hinter dem Dorfe gieng eine grosse Anzahl von Wegen auseinander; da die Karte sich denselben gegenüber wie gewöhnlich in edles Schweigen hüllte, erkundigten wir uns über den weiteren Weg bei einigen Burschen, welche mit dem Herabtragen von Alpenheu beschäftigt waren; einer trug eine Masse Heu, von der Grösse einer mittleren Sennhütte, und der wandelnde Bündel, da man kaum die Füsse des Mannes wahrnehmen konnte, sah recht abenteuerlich aus.

Westlich von Tignes erheben sich zwei mit Gras bewachsene Terrassen übereinander: auf der höheren befinden sich die Hütten von Marais, zu deutsch Sumpf. Ein sehr steiler, in elendem Zustande befindlicher Steig führt zu ihnen hinan. Während wir die Rasenhänge hinanstiegen, wahre »Kniebeisser«, erschien südlich die Aiguille de la Grande Motte. Mit jedem Schritt, den wir thaten, gewann ihre Gestalt an Schönheit, entfalteten sich ihre Massen gewaltiger. Wir erreichten endlich um 4 Uhr 45 Min. den Rand des Plateaus von Marais und nun überflog unser Blick den ganzen franco-italienischen Grenzkamm vom Kleinen St. Bernhard bis gegen die Levanna! Die Aiguille de la Grande Sassière und die scharfe Firnspitze

der Tsanteleina beherrschen den Osten, beide Gipfel aber müssen vor der im Süden in fleckenlosem Weiss über dunklen Forsten und grünen Matten aufsteigenden Grande Motte die Flagge streichen! Wie in gewissen Gesangspartien die elementare Kraft des Organes entzückt und den Ausschlag giebt, so überwältigt hier die Masse des Berges, dem ich keinen anderen in den Alpen an die Seite zu stellen wüsste. Die Gipfel der Anden dürften, nach Photogrammen zu urtheilen, ähnliche Bilder bieten.

Nachdem wir das prächtige Panorama genügend bewundert hatten, zog ich mein Fernglas hervor, um die einzelnen Hütten, die auf dem Plateau weit auseinander gestreut dalagen, bezüglich Grösse und wohnlichen Aussehens zu mustern. Nur aus einer anscheinend am nördlichen Rande der Hochfläche liegenden, grossen Hütte stiegen kräftige Rauchwolken auf; ungesäumt wandten wir uns derselben zu und erreichten sie um 5 Uhr, sie befindet sich dicht am P. 2172; der an der Thüre stehende Mann, endlich einmal eine wirkliche Sennengestalt, beantwortete meine Anwort behufs Nachtlager und Verabreichung von Milch auf das zufriedenstellendste. Die Alpe unterschied sich von den von uns angetroffenen dadurch auf das vortheilhafteste, dass unter Leitung eines Wallisers eine regelrechte Sennerei ins Leben gerufen war. Der Mann war im ersten Frühjahre zur Besichtigung der Alpe und des Gebäudes gekommen, hatte die nöthigen Vorbereitungen getroffen und dem Besitzer klar gemacht, dass mit gedörrtem Kuhmiste an ein ordentliches Sennen nicht gedacht werden kann. So wurde denn, sobald die Wege gangbar waren, das nöthige Holz von Eseln stundenweit herzugetragen! Wir hatten es uns an dem lodernden Feuer — langentbehrter Genuss — bald bequem gemacht, erfreuten des Senners Herz durch unsere Kenntniss seiner heimathlichen Berge und liessen es uns bei Milch und Butter wohl sein. Ein riesiger Heustock im Hintergrunde der Hütte — wiederum ein ganz ungewohnter Anblick — liess für die Nacht das Beste hoffen, und nachdem unser Hunger und Durst gestillt waren, stiegen wir einige hundert Meter nördlich auf einen kleinen Rasenhügel, der als höchster Punkt des Hochplateaus gelten darf. Hier genossen wir bei klarstem Wetter einen Sonnenuntergang, wie die kühnste Phantasie ihn sich nicht prächtiger ausmalen könnte. Über der Furche des Isèrethales erhob sich in röthlichem Glanze der Montblanc, dem wir seit Beginn unserer Reise immer näher gerückt waren: von den Grandes Rousses aus hatten wir ihn im äussersten Norden als weisse Masse erblickt, von hier konnten wir schon die Einzelheiten in seinem Aufbau ausnehmen. Westlich vom Montblanc begrenzte die Pointe d'Archeboc, die Aiguille du Glacier und endlich gerade uns gegenüber nach Osten die Aiguille de la Grande Sassière mit ihrem hornartig übergebogenen Gipfel den Horizont. Südlich von dieser kommt der Nordabsturz der Tsanteleina trefflich zur Geltung. An diese schliessen sich südlich die Gruppen der Aiguille Pers, der Pointe de la Sana, der Pointe de Méan Martin u. s. w. an. Alle Tinten vom Purpur bis zum Violett waren vertreten, und als die ersten bläulichen Schatten sich auf die Firne und Felshäupter lagerten, als schon die Thäler sich in unbestimmte Töne hüllten, da leuchtete die Spitze des erhabenen Montblanc noch immer in feurigem Roth. Die zunehmende Abendkühle trieb uns leider bald in die Hütte, nochmals wurde uns eine erkleckliche Menge Milch mit sanfter Überredung aufgenöthigt, und nachdem uns der überaus aufmerksame Senn noch mit warmen Decken versehen hatte, erkletterten wir den Heustock und lagen bald in tiefem Schlafe. Um 3 Uhr morgens des 17. August stand ich zugleich mit dem sich zum Melken rüstenden Senner auf, um nach dem Wetter zu sehen und genoss dabei ein Schauspiel, wie es zwar nach Herrn Purtscheller's Angaben auf hohen Bergen nicht allzu selten vorkommen soll, wie ich es aber derart noch nie zu sehen bekam. Am sternhellen Himmel, der sonst auch keine Wolkenbildung zeigte, be-

fand sich im Süden am Horizonte eine einige Bogengrade breite, lichte Wolke, aus der alle 10—15 Secunden ein sehr heller, langer Blitz fuhr. Die Erscheinung darf mit gewöhnlichem Wetterleuchten nicht verwechselt werden; das Seltene des Vorganges beruhte darauf, dass die Lichterscheinung scharf begrenzt war, das Zickzack des Blitzes nicht fehlte, und doch von einem Donner nicht das Geringste vernommen werden konnte. Um 3 Uhr 15 Min. verliessen wir die Hütte, nachdem ich dem sich lebhaft sträubenden Senner eine kleine Entschädigung aufgedrungen hatte; die Begründung seiner Weigerung, Geld anzunehmen, war sehr originell: das Bischen Milch zähle auf einer Alpe nichts und von dem Heu, auf welchem wir schliefen, hätten wir erst recht nichts gegessen!

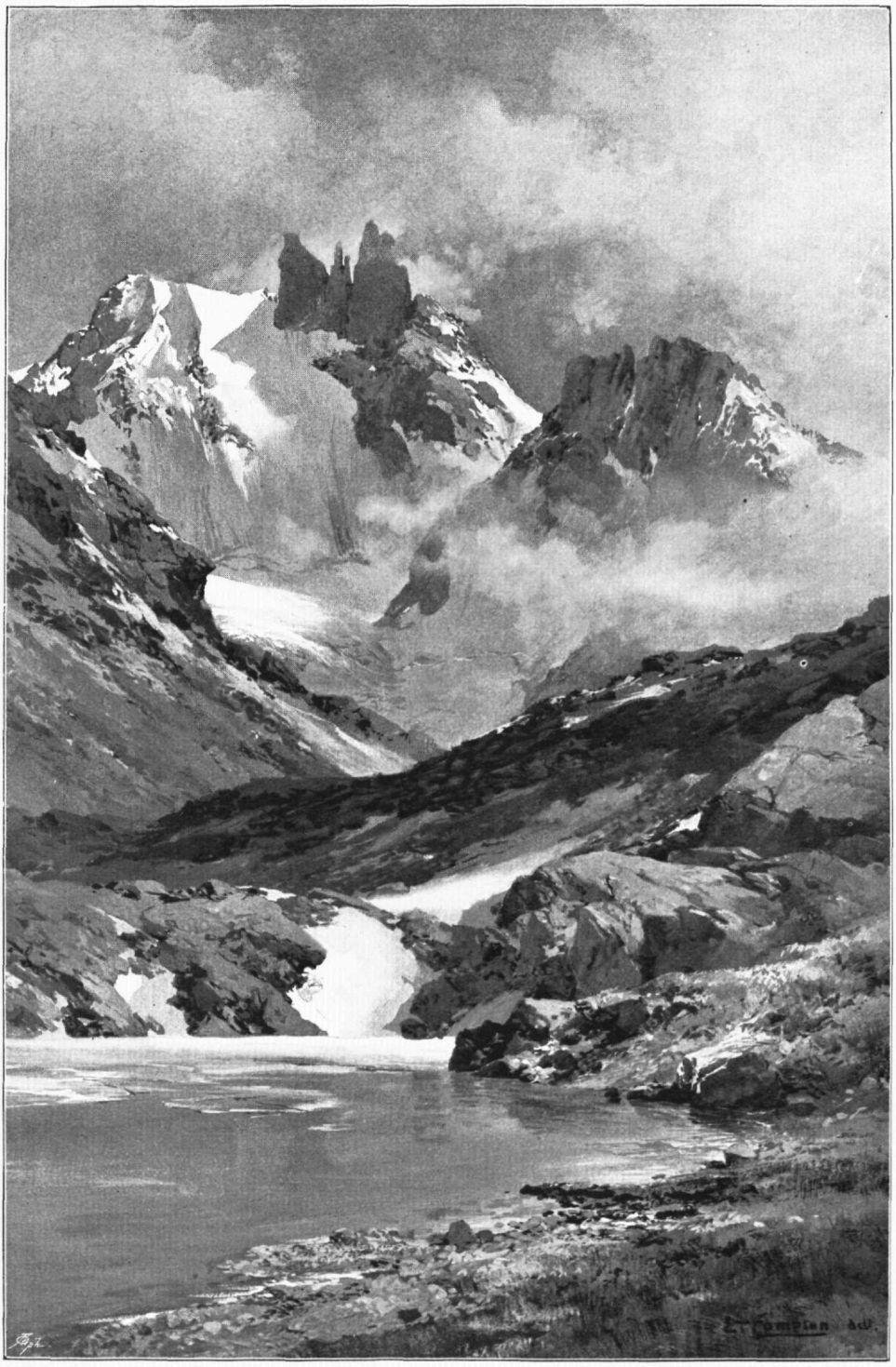
Das Massiv des Pourri lag durch die Schlucht des Ruisseau de la Sachette von uns getrennt im Nordwesten. Möglichst einer Isohypse folgend, umgiengen wir den vom P. 2550 nach Norden abfallenden Felsgrat und kamen bald auf einen Viehweg, der uns in das Vallon de la Sachette geleitete; hier mündete der schmale Steig in einen Saumweg, welcher von les Brevières im Isèrethale über den Col de la Sachette, 2729 *m*, nach Peisey am Ruisseau de Ponturin führt. Wir folgten dem Wege etwa eine Viertelstunde, dann nahm er aber eine südwestliche Richtung gegen den Col an, während wir nach Westen strebten. Wir befanden uns nun in einem nur nach Osten offenen, sonst allseits von hohen Felswänden eingeschlossenen Kessel. Derselbe wird gegen Süden von der Kette der Aiguille Percèe, 2769 *m*, den Rochers Rouges, 3010 *m*, gegen Norden von dem Massiv des Dôme de la Sache, 3611 *m*, begrenzt; dieser letztere Berg heisst auf der Karte des französischen Generalstabs la Grande Parei; Parei ist ein Dialectwort und mit Parete, Wand, gleichbedeutend. Zwischen ihnen zieht sich ein mit mächtigen Zacken besetzter Grat fast 4 *km* lang von Süd nach Nord, die westliche Begrenzung des obgenannten Kessels bildend.

Wir wandten uns, wie oben bemerkt, rein westlich gegen einen 2838 *m* côtierten Punkt, der mit einer Signalstange versehen war; derselbe wurde um 5 Uhr 40 Min. über steile Rasenhänge und leichte Felspartien erreicht. Hier wurden wir durch einen wunderhübschen Blick auf den im Westen zu unseren Füssen liegenden Lac de la Plagne, 2155 *m*, überrascht. Auch die gegenüberliegende Gruppe der Aiguille du Midi, 3421 *m*, auch Montblanc de Peisey genannt, präsentierte sich in der Morgenbeleuchtung sehr günstig. Nach Osten war der Blick bereits hier vollkommen frei, und wir würdigten nun erst recht die gewaltige Aiguille de la Grande Sassière. Auch über unseren Weg von der Tsanteleina zum obengenannten Gipfel bot sich eine gute Übersicht dar. Wir verfolgten nun durch eine Stunde im Grossen und Ganzen den Grat selbst, nur gelegentlich wenige Meter in seine Flanken absteigend, bis ein von Osten an ihn herantretendes, in der Karte des französischen Generalstabes nicht eingezeichnetes Firnfeld uns ein rascheres Fortkommen versprach; wir betraten dasselbe um 6 Uhr 40 Min. Das Plateau, auf welchem das Firnfeld sich befindet, bricht gegen das Vallon de la Sachette in gewaltiger Felswand ab und dürfte kaum direct aus dem Thale zu erreichen sein. Da der Firn glashart war, so bedienten wir uns der Steigeisen; wir nahmen nun eine ziemlich nördliche Richtung und überschritten das Firnfeld, welches keinerlei Spaltenbildung aufwies, in einer halben Stunde. Um 7 Uhr 15 Min. langten wir an der Randkluft an. Vor uns erhob sich das Felsgerüste des Dôme de la Sache und wir befanden uns fast südlich von dessen Spitze. Die Überschreitung der Randkluft kostete uns einige Mühe. Die Felswand setzte nämlich wenigstens 2 *m* hoch senkrecht an den Firn an, mächtige Eiszapfen hiengen in den schwarzen Schlund hinein und der mit Felsstücken jeglichen Kalibers besäte Firn liess erkennen, dass diese Felswand auch activen Widerstand leisten könne. Mit thunlichster Beschleunigung und ohne jedwedes stolzes

Zurückweisen gegenseitiger Unterstützung, wie es bei Neulingen so oft vorkommt, suchten wir von dieser etwas unheimlichen Stelle möglichst rasch wegzukommen und die Wand wurde, gleich nachdem die Rucksäcke aufgeseilt worden waren, in Angriff genommen. Es war dies ein ziemlich heikles Stück Arbeit, da von dem Grate, welcher von dem Gipfel des Dôme de la Sache nach Südwesten zieht, eine Reihe gewaltiger Wächten in unsere Wand hereinragten. Fortwährend gab es eine Art Sprühregen von feinem und auch gröberem Sande, von Schneekrümmeln und Eisstückchen; in einem grösseren Couloir trat sogar ein ganz tüchtiger Steinhagel auf, doch gelang es uns, dieses an seiner schmalsten Stelle rasch zu übersetzen, so dass wir durch die Geschosse weiter nicht belästigt wurden. Wir traversierten die Wand schief nach aufwärts und erreichten den Grat etwas nördlich von der Stelle, wo er in die Crête des Platières und den zu den Rochers Rouges ziehenden Kamm gabelt. Von dem allgemein üblichen Wege wichen wir insofern ab, als man sich sonst nördlich vom P. 2838 nach Westen gegen la Plagne wendet, das zum Gebiete des Lac de la Plagne gehörige Firnfeld zum Aufstiege benützt, zur Crête des Platières geht und über diese zu unserem Standpunkte südlich vom Dôme de la Sache gelangt. Ich halte unseren Weg für etwas kürzer und gewiss nicht schwieriger als die bislang benützte Route. Wir langten um 7 Uhr 45 Min. auf dem Grate an und jetzt endlich erblickten wir unser Ziel, den firngepanzerten Mont Pourri. Nach allen Seiten stürzt er steil wie ein Kirchendach ab, und am steilsten nach Süden, von welcher Seite wir ihm zu nahen gezwungen sind. Jetzt begriffen wir auch, warum von den von Süden kommenden Ersteigern des Pourri immer zuerst der Dôme de la Sache erstiegen wurde: die Flanken unseres Grates zeigen nämlich einen so starken Neigungswinkel, dass es eine überaus zeitraubende Arbeit wäre, von hier zum eigentlichen Pourri-Grate zu traversieren. Wo dieselben Eis bedeckt — und das ist fast durchgehends der Fall — müssten durchwegs Stufen geschlagen werden und auf den spärlichen Felsrippen gäbe es ein nicht minder beschwerliches Klettern. Unter diesen Verhältnissen empfiehlt es sich weit besser, den sanft geneigten Grat zum Dôme de la Sache hinanzusteigen und, oben angelangt, den gleichfalls mässig steilen Hang zur ersten Scharte gegen den Pourri zu benützen.

Auch wir folgten diesem von der Natur selbst gebotenen Wege und erreichten die schöne Firnkuppe des Dôme de la Sache um 8 Uhr nach vierstündigem, ununterbrochenem Marsche von den Hütten von Marais. Leider bildete den Gipfel eine wohl 8 bis 10 *m* hohe Wächte, so dass wir uns etwas unter dem eigentlichen Culminationspunkte gegen Norden zu niederlassen mussten und den gegen Süden gelegenen Theil der Rundschau nicht geniessen konnten. Doch entschädigten uns die anderen drei Viertel derselben hinreichend: die Gruppen des Montblanc, des Grand Combin, des Monte Rosa und des Gran Paradiso erglänzten schöner als je, die Atmosphäre war von einer ganz beispiellosen Durchsichtigkeit, und fast eine halbe Stunde lang — eine Rast von noch nie dagewesener Dauer, wenn wir den Hauptgipfel noch nicht erreicht hatten — hielt uns das einzig schöne Panorama umstrickt. Um 8 Uhr 25 Min. brachen wir auf und waren sehr verwundert, nach wenigen Minuten auf Fussstapfen im Schnee zu stossen. Dieselben waren anscheinend zwei bis drei Tage alt, und wir konnten in der Folge die Spur bis zur Spitze des Pourri verfolgen. Leider waren dort, wo es Eis gab, die hergestellten Stufen völlig ausgeschmolzen, so dass wir aus der Arbeit unserer Vorgänger keinen Nutzen ziehen konnten. Die nun folgende Gratwanderung gestaltete sich infolge des unaufhörlich wechselnden Terrains zu einer sehr interessanten; schmale Firnschneiden, Mulden mit knietiefem, pulverigen Schnee, steil aufstrebende Gratthürme, enge Felskamine, vereiste Platten, mit Wächten besetzte Schneiden, mehr oder minder lange, sehr schmale,

fast ebene Grate, öfter mit grossen, wackeligen Blöcken besetzt, kleinere und grössere Eiscouloir und Felsrinnen, das sind die einzelnen Bollwerke, welche auch den geübtesten Wanderer tüchtig in Athem erhalten. Das erste Stück Weges vom Dôme de la Sache zum Pourri führt über den obersten Theil des gegen Osten absinkenden Glacier de la Savine; einige kleinere Spalten wurden auf fest gefrorenen Brücken schnell überschritten, während unsere Vorgänger, wie ihre Spur zeigte, zu einem sehr weiten Umwege genöthigt gewesen waren. Einen nun folgenden Firnhügel zogen wir vor zu überschreiten, da an der Südseite der Schnee noch gut trug und auf der Nordseite die Möglichkeit des Abfahrens nahelag. Wir hatten gut calculiert und trafen drüben wieder auf die Fussstapfen der vorangegangenen Partie; wie ihre halbmetertiefen Spuren zeigten, hatten sie — vermuthlich in später Nachmittagsstunde — mit dem erweichten Schnee hart zu kämpfen gehabt. Nach Überwindung dieser Firnkuppe kamen wir bald auf den Felsgrat, der uns in zwei Stunden zur Spitze führte. Da wir bisher mit der Möglichkeit eines Abstieges über den Glacier de la Gutre gerechnet hatten, führten wir unsere Rucksäcke noch mit uns. An einer Stelle des Grates, ungefähr in der Mitte desselben, zwischen Dôme de la Sache und Pourri, schien ein Felsgrat den Abstieg zum genannten Gletscher gut zu vermitteln; hier versorgten wir auf einem gut markierten Felskopfe unser Gepäck, und da der Tag völlig windstill war, ich sogar meinen Rock. Gleich darauf passierte Herrn Purtscheller das Unglück, auf einer vereisten Platte auszugleiten. Bei dem Versuche, den übrigens an und für sich völlig harmlosen Fall zu hemmen, rieb er sich die Haut von Fingerbeinen und Knöcheln derart ab, dass noch nach vier Stunden die Blutung nicht gänzlich gestillt war. Zu meinem grössten Bedauern gab ich die allerdings unschuldige Ursache zu diesem Unfall ab; nach Durchkletterung eines kleinen Kamines sprang ich nämlich auf die erwähnte, leicht geneigte Platte und that noch einige rasche Schritte auf derselben. Freund Purtscheller wollte mir nun recht schnell Platz verschaffen, und in dieser opferwilligen Bemühung nahm er sich nicht Zeit, die Stelle genau anzusehen, so dass ihm die Vereisung der Platte entgieng. Die an und für sich leichten Verletzungen wurden durch den Ort, an dem sie sich befanden, zu sehr schmerzhaften und in Bezug auf die Fortsetzung der Tour geradezu bedenklichen. Ich befürchtete, dass Herr Purtscheller nicht fähig sein würde, die stellenweise sehr brüchigen und auch schwierigen Felsen des Pourrigrats zu überwinden, und allein den Gipfel zu erreichen, hätte mir kaum das halbe Vergnügen bereitet. Wir bedeckten die grössten Wunden so gut es gehen wollte, mit Schnee, und Freund Purtscheller erklärte zu meiner grossen Freude, unter allen Umständen weitergehen zu wollen. Und warum ich das ganze Missgeschick so ausführlich erzähle? Damit die geneigten Leser aus der Geschichte die Lehre ziehen sollen, dass man im Gebirge sich vor Beunruhigung des Mitreisenden durch Springen u. dergl. thunlichst hüten soll; mindestens hat man vor einer solchen Action seinen Genossen ein diesbezügliches Wort zuzurufen. Um 10 Uhr langten wir an der Stelle des Grates an, wo sich derselbe zum eigentlichen Gipfelbau aufschwingt. Wohl ein Dutzend Firn- und Felsberge secundärer Art mussten von uns überklettert werden — das Umgehen wäre fast immer mit mehr Schwierigkeit verbunden gewesen —, bevor wir am letzten Thurme standen. Die stellenweise senkrecht aufstrebenden Felsen gestatteten nicht, dieses letzte Gratstück auf der Schneide zu begehen; wir stiegen in die Ostflanke ein, mussten sogar einige Meter an gewonnener Höhe aufgeben, wanden uns unter einer überhängenden Platte durch, und gelangten schliesslich durch einen engen Kamin mittelst einiger Rückstemmen wieder auf den Grat oberhalb der senkrechten Partien. Und nun lag die ersehnte Spitze hinter einer kurzen, aber sehr steilen Firnschneide vor uns.



Gezeichnet von E. T. Compton. C. Angerer & Göschl.

Dents d'Ambin

(*vom Lac Giaset*).

Noch einige dutzend Pickelhiebe und um 10 Uhr 35 Min. standen wir neben dem kleinen Steinmanne, der auf einer den Gipfel bildenden Firnhaube erbaut war. Das letzte Stück des Aufstieges vollzieht sich auf der Südseite des Berges, der gegen Norden gelegene Theil der Rundsicht war es daher, welchen wir zuerst erschauten; aber es wäre ein vergebliches Beginnen, den ersten Eindruck schildern zu wollen, den dieser Blick hervorbringt! Meiner Erinnerung nach entrang sich unseren Lippen nur ein bewunderndes »Ah!«, als wir von dieser unvergleichlichen Hochwarte plötzlich den Montblanc, umgeben von seinen Trabanten, erblickten. Das Thal der Isère, welches uns von seinen Vorbergen trennte, hat im Fusspunkte der Verbindungslinie zwischen Pourri und Montblanc circa 850 *m* absoluter Höhe. Die Entfernung beider Gipfel beträgt 30 *km*. Der Leser möge sich aus diesen Zahlen einen annähernden Begriff von der ganz aussergewöhnlichen Grossartigkeit des Eindruckes machen, welchen eine 4000 *m* hoch über die Thalsohle aufsteigende Bergkette von der Masse, der Eisbedeckung und dem Formenreichthum des Montblanc in dieser geringen Entfernung und von einem fast 3800 *m* hohen Gipfel betrachtet, ausübt. Der zauberhaft schöne Anblick dieser Gruppe wird noch durch prächtig grüne und weiter oben theilweise bewaldete Vorberge vermehrt. Dazu hatten wir die Sonne im Rücken; jede Schlucht bot eine andere, vom Hellblau bis Ultraviolett wechselnde Nuance, jeder Grat hob sich in verschiedenen, meist gelblichen und röthlichen Tinten von seiner Umgebung ab, die dunklen Felsgerüste der Grandes Jorasses, der Aiguille du Géant, des Mont Dolent, der Aiguille Verte stachen prächtig von den blitzenden Eisströmen ab. Die Erinnerung an solche Bilder ist es, welche unser Blut bei der blossen Erwähnung der Berge schneller durch die Adern jagt, welche uns mit Beginn des Frühlings sehnsuchtsvoll nach den schimmernden Häuptern der Alpen blicken lässt, und welche uns die mannigfachen Mühseligkeiten und selbst Gefahren, welche mit dem Wandern im Hochgebirge verknüpft sind, leichten Herzens ertragen lehrt. Die Aussicht, die wir vom Mont Pourri genossen, erschien mir wenigstens als eine der prächtigsten in den Alpen. Doch mag mein Urtheil dadurch einigermaassen befangen sein, dass ich von jenem Gipfel noch einmal alle seit drei unvergesslich schönen Wochen bestiegenen Berge überschauen konnte. Von den Grandes Rousses gesehen, waren es eben nur Berge gewesen, heute waren es liebe, traute Freundesgestalten, die da um uns ihre Kronen und Firndiademe in den azurnen Himmel erhoben! Die ganzen Westalpen und alle Hauptspitzen des Wallis, das wäre in einem Athem genannt, der Inbegriff des Sichtbaren, aber welche Summe von Licht und Farbe, von Form und Leben liegt in diesen Worten. Unser Blick schweift von der Aiguille du Dru zum »schönsten Berge der Alpen«, dem Weisshorn, vom Wildstrubel — es ist das erste Mal, dass wir von Frankreichs Bergen einen Punkt der innern Schweiz nördlich der Rhône erblicken — zum Monte Viso — aber, um mit Rosegger zu sprechen, nur der Pedant könnte es versuchen, alle Berge zu nennen. Heute geniessen wir auch das langentbehrte, reizvolle Schaustück einer ausgedehnten Thalaussicht, eines Thales mit Ortschaften, Feldern, Kirchen, Schlössern. Die Gegend von Bourg St. Maurice mit einer Unmasse grösserer und kleinerer Forts, Stücke der auf den Kleinen St. Bernhard führenden Strasse, Theile des vom Ponturin durchströmten Val de Peisey liegen wie eine Landkarte vor uns. Aber was ist das? Hören wir recht? Es scheint ein grosses Manöver in der Gegend abgehalten zu werden, denn unaufhörlich vernehmen wir das dumpfe Donnern der Kanonenschläge, das lebhafte Knattern des Kleingewehrfeuers der Infanterie von den Bourg St. Maurice beherrschenden Höhen.

Das warf einen düstern Schatten auf unsere gehobene Stimmung und wir liehen unserem Unmuthe auch Worte darüber, dass man selbst in der stillen Majestät des Hochgebirges an das Bestehen der steten Mordbereitschaft erinnert wird. Um 11 Uhr

rüsteten wir uns zum Abschiede von der erhabenen Spitze, der mir diesmal um so schwerer wurde, da er ja zugleich den Abschied von der ganzen Gegend bedeutete, die uns so viele entzückende Bilder, so viel reine Freude geboten hatte. Noch einen letzten Blick nach dem Weisshorn und der Dent Blanche, ein Schwenken des Hutes nach der Grande Casse und den Aiguilles d'Arves, einen letzten Scheidegruss nach dem Montblanc und dann setzten wir unseren Fuss vorsichtig in die Stufen des Firnhangs, der uns bald zu den ersten Gratthürmen brachte. Hier sollte ich die Berechtigung des Namens Pourri mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit an mir selbst erfahren, indem ein Block, auf dessen Wackeligkeit mich Herr Purtscheller zu allem Überflusse noch aufmerksam gemacht hatte, bei einer leichten Berührung mit dem Ellenbogen ins Fallen kam; ich versuchte noch rasch vorbei zu kommen, indem ich ihn umfasste und von mir wegdrückte; doch war es schon zu spät, er riss mich mit und ich kann mich nur noch erinnern, dass ich alle meine Kraft dazu verwendete, nicht unter ihn zu kommen; so rollten wir in inniger Umarmung einige Meter abwärts, bis ich in eine Art Rinne zu liegen kam, mit einer Hand einen Griff erwischte und der Block sich über mich hinweg wälzte. Im selben Augenblicke fühlte ich einen heftigen Schmerz im Knie, dieses war etwas ausserhalb der Felshöhle geblieben und hatte eine tüchtige Quetschung abbekommen. Ich konnte vor Schmerz nicht aufstehen und mein erster Gedanke war: Wie lange braucht es, bis Herr Purtscheller eine Hilfe finden kann? Mein zweiter war: Massieren bis zur Bewusstlosigkeit! Das that ich denn auch mit zusammengeballtem Schnee und schon nach etwa fünf Minuten konnte ich, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen und unter Aufbietung meines Gesammtvorrathes an Willenskraft, den weiteren Abstieg antreten. Dieser wurde für mich infolge des erlittenen Unfalles zu einem wahren Kreuzwege. Ich konnte das linke Bein im Kniegelenke nicht beugen, musste, abwärts gehend, immer mit dem steifgehaltenen Bein voraustreten, und dann das rechte danebenstellen, was bei den zahlreichen, zu überschreitenden Firnhängen öfters mit grosser Mühe verbunden war. Bei dem Zustande, in dem Herrn Purtscheller's Hände und mein Bein sich befanden, konnten wir leider — und das war uns das Schmerzlichste — nicht an den Abstieg über den Glacier de la Gurre denken! Wir überschritten daher den schier unendlichen Grat mit allen seinen Thürmen und Buckeln zweiter und dritter Ordnung und langten um 1 Uhr 45 Min. unter dem Dôme de la Sache an. Da ich von einer auch noch so kurzen Rast eine vermehrte Steifheit meines Kniegelenkes befürchten musste, so setzten wir den Abstieg ohne Aufenthalt fort. Unserer Spur im Firn folgend, langten wir um 2 Uhr 5 Min. an jener Stelle des Grates an, wo wir in die gegen das Vallon de la Sachette abstürzende Wand einsteigen mussten. Noch einen langen Blick widmete ich dem Mont Pourri, dann packten wir die Wand an und langten um 2 Uhr 30 Min. am Rande des Firnfeldes an. Dieses überquerten wir, theilweise abfahrend, und betraten um 2 Uhr 45 Min. den gegen den P. 2838 ziehenden Grat.

Im weiteren Verlaufe verfehlten wir infolge eifrigen Meinungsaustausches über eine neue »vernünftigere« Route auf den Pourri, eines der an der Ostflanke des Grates hinführenden Bänder, mussten gegen Westen ziemlich tief absteigen, überschritten nördlich von P. 2838 den Grat und gelangten schliesslich über gewaltige Lawinenreste und jähe Grashalden um 4 Uhr in den Thalboden des Vallon de la Sachette. Hier machten wir am Rande eines Bächleins eine viertelstündige Rast, während welcher ich fleissig massierte. Um 5 Uhr 15 Min. langten wir bei den Hütten von Marais an, nahmen etwas von der freundlichst angebotenen Milch und setzten um 5 Uhr 30 Min. unseren Marsch fort. Nochmals bezauberte uns die Riesenpyramide der Grande Motte und um 6 Uhr 15 Min. langten wir in Tignes

an. Ich gieng auf die Suche nach dem Courier, zu dem unser Gepäck gesandt worden war, und fand, vor dem Gasthofe in Tignes gewarnt, bei demselben zu meiner grössten Freude ein zwar einfaches, aber nettes Zimmer mit guten Betten. Ich holte Herrn Purtscheller, der für alle Fälle in der Nähe des zünftigen Gasthauses geblieben war, ab, und wir waren in der Folge mit Verpflegung, Unterkunft und den bescheidenen Preisen sehr zufrieden. Hotel Morris war es allerdings keines, aber rein war es und der Hausherr sehr zuvorkommend. Der Mann heisst Cyrill Reymond und kann bestens empfohlen werden. Da die Strecke von Tignes nach Bourg St. Maurice mir als eine der schönsten Frankreichs geschildert wurde, so blieben wir in Tignes über Nacht und fuhren am nächsten Morgen nach Moutiers. Man hatte mir nicht zu viel versprochen: Über Schlünde und Tobel, über Brücken und durch Tunnels und Galerien führt die Strasse hoch über der brausenden Isère thalaus, während die blau und grün schillernden Seracs der Glaciers de la Savine und de la Gurre aus gewaltiger Höhe zwischen unnahbaren Felswänden herniederblicken. Nur zu schnell kamen wir über St. Foy, einem entzückend gelegenen Dörfchen, nach Bourg St. Maurice, wo der über den Kleinen St. Bernhard verkehrende Eilwagen uns aufnahm. Nach einer ermüdenden Fahrt, während der wir von Staub und Hitze viel zu leiden hatten, kamen wir in dem schön gelegenen, allseitig von mannigfach geformten Bergen umgebenen Moutiers an.

Am nächsten Tage reiste Herr Purtscheller nach der Heimat, während ich bei Herrn Jorioz, Notar in Moutiers, für die seinerzeitige Übersendung eines sehr nützlichen Empfehlungsbriefes meinen persönlichen Dank abstattete. Und noch einmal war es mir vergönnt, von dem bei Chambéry gelegenen, 1523 *m* hohen Dent de Nivolet einen Theil unseres Excursionsgebietes bewundern zu können. Die Grandes Rousses, die herrliche Gruppe der Vanoise, die Grande Casse und der Pourri winkten mir einen Abschiedsgruss zu. Hoffentlich war es der französische Gruss: Au revoir! Auf Wiedersehen!

Die Höfats im Algäu.

Von

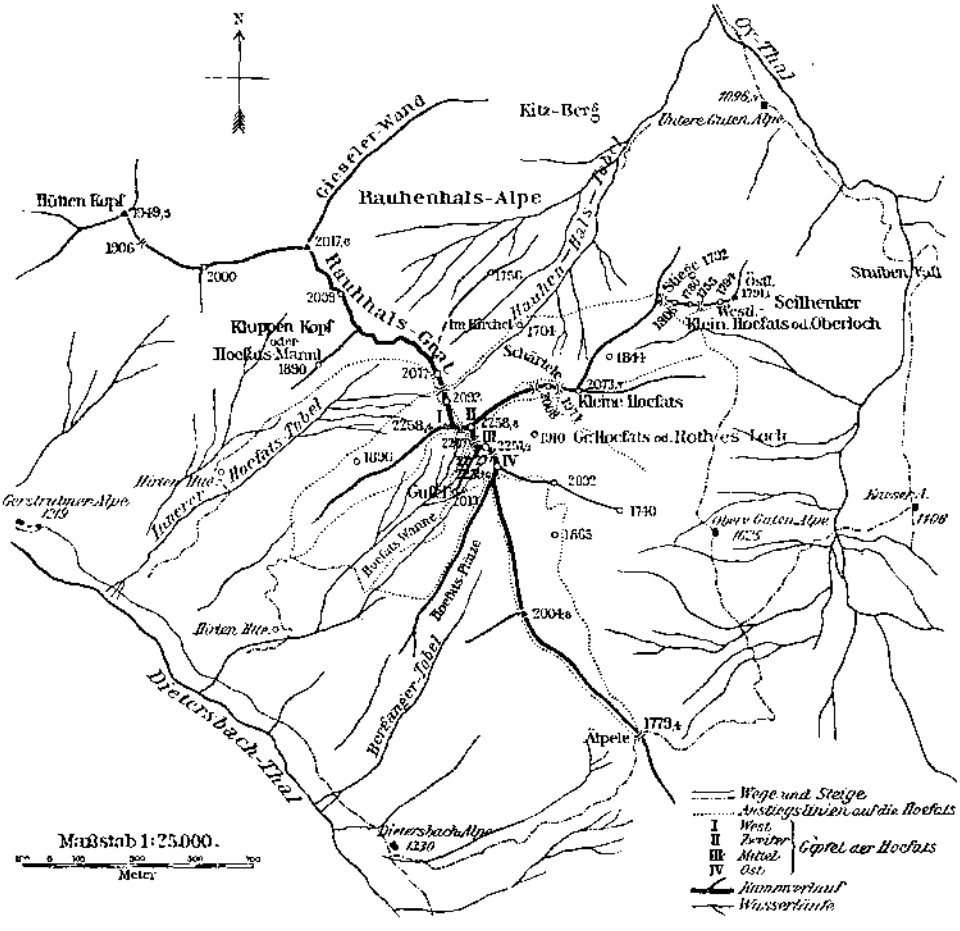
Joseph Enzensperger.

Unter den weiter bekannten Bergen der Ostalpen giebt es nicht gar viele, die sich an Eigenart des Aufbaues und Eleganz der Erscheinung mit der Höfats messen können. Hält man mit dieser hervorstechenden äusseren Eigenschaft noch zusammen, dass sie in einer vielbesuchten Gebirgsgruppe gelegen ist, dass sie sogar schon seit 40 Jahren etwas von einem »Modeberg« an sich hat, so muss man sich um so mehr wundern, dass über ihre Formation und Zugänglichkeit in der alpinen Literatur ein fast vollständiges Dunkel lagert. Eine stattliche Anzahl von Bergfreunden aus Nah und Fern hat zwar unseren Berg betreten und manche Beschreibung desselben liegt vor, sogar solche aus sehr frühen Perioden des Alpinismus[1]); aber sie alle beschäftigen sich ausschliesslich mit dem gewöhnlichen Anstiege über die Südwestflanke und tragen infolgedessen, wie es bei der eigenthümlichen und verwickelten Bauart der Höfats leicht erklärlich ist, fast nichts zu ihrer genaueren Kenntniss bei. So war denn auch der Bearbeiter des einschlägigen Gebietes in der »Erschliessung der Ostalpen«, Anton Spiehler, trotz seiner unübertrefflichen Genauigkeit und der liebevollen Aufmerksamkeit, mit der er auch die entlegensten Daten heranzuziehen suchte, nicht im Stande, zuverlässige Nachrichten zu liefern, sowie die Darstellung über die Schilderung der normalen Route hinausgriff; und selbst hier begegnet der Kenner noch mancher Ungenauigkeit, wie ja auch Spiehler »eine exakte Schilderung selbst des gewöhnlichen Anstieges noch als ausstehend erachtet«. Erst in den letzten vier Jahren ist in unsere Kenntnisse von der Höfats vollständige Klarheit gekommen durch die Unternehmungen einiger weniger Bergsteiger, die kühnen Muthes in ihre unheimlichen Schluchten und wilden Abgründe eindrangen, ihre stolzen Grate nach allen Richtungen überstiegen und so den Schleier von ihren innersten Geheimnissen nahmen. Es mag daher vielleicht jetzt, nachdem der Berg vollständig durchforscht ist, eine genaue Beschreibung seines Aufbaues und eine kritische Würdigung der verschiedenen Routen am Platze erscheinen.

Die Hauptkette der Algäuer Alpen entsendet in ihrer zweiten, im allgemeinen nordöstlich streichenden Hälfte eine Reihe von Seitenkämmen nach Nordwesten in das Illerthal. Als eine dieser Abzweigungen stellt sich der Zug der Höfats dar;

[1]) Sendtner, Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«, 1853, Nr. 244; Gross, »Die Algäuer Berge bei Oberstdorf und Sonthofen«, 1856; von Barth, Wegweiser in den Voralpen«, S. 182 ff.; Emil Boese, »Alpenfreund« Nr. 18; J. Enzensperger, »Alpenfreund« Nr. 44. Die geologischen Verhältnisse sind behandelt in Gümbel, »Geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebietes« und Waltenberger, »Orographie der Algäuer Alpen«. Botanische Notizen finden sich in Thürling's »Oberstdorf«. Siehe ferner »Erschliessung der Ostalpen«, Band I, Heft 2, S. 78—84, und Nachtrag zu Band I, S. 417.

sie schiebt sich zwischen Oythal und Dietersbachthal ein und hängt durch eine schmale und tiefe Depression, das Älpele, 1779·4 *m*, mit dem Rauheck, 2385 *m*, das dem Hauptkamme angehört, zusammen. H. von Barth hat ihre äussere Erscheinung treffend mit folgenden Worten geschildert: »Die Höfats ist eine isoliert und äusserst steil sich erhebende, in ihren Linien fast ununterbrochene, an ihrem Körper von tiefen Einschnitten gefurchte Säule, welche ihrer Bauart nach dazu angelegt scheint, thurmartig zu einer nadelscharfen Spitze zu verlaufen. Statt dessen ist die obere Hälfte dieses idealen Dreiecks abgekappt und statt der einen



haben sich vier Spitzen gebildet«. Ihr Charakteristicum ist weniger die sonst immer betonte ungewöhnliche Steilheit ihrer grossentheils grasbewachsenen Flanken — Grashänge von ähnlicher Neigung trifft man auch anderswo, beispielsweise im Kaisergebirge — als vielmehr die ununterbrochene, gewaltige Ausdehnung der Grasplanken, die constante Schärfe ihrer Grate und die eigenthümlich berührende, unheimliche Wildheit ihrer bis ins innerste Herz des Berges einschneidenden Tobel. Von diesem Berge kann man mit Fug und Recht sagen, man finde seinesgleichen nicht wieder in den Alpen; wer das Glück gehabt, von einem günstigen Punkte, etwa einer südlich gelegenen Spitze oder von Nordosten, vom Passe des Himmel-

ecks aus, den Anblick ihrer in düstere Farben getauchten, gleich vier Fingern emporragenden Gipfel zu geniessen, der wird dieses Bild nicht bald vergessen.

Wie oben erwähnt, hat die Höfats vier Gipfel, von denen Sendtner im Jahre 1848 den westlichsten mit 2260 *m* gemessen und als den höchsten bezeichnet hat.

Nach seinem Vorgange nahm auch Barth an, dass »die Höhe der Spitzen mit grosser Regelmässigkeit von Osten nach Westen zunehme und daher die westlichste als eigentlicher Höfatsgipfel anzusehen sei«. Eine oberflächliche Beobachtung schon lehrt jedoch, dass der O.-Gipfel den ihm zunächst folgenden überragt, und die durch den königlichen bayerischen Hauptmann Otto Jäger im Sommer 1895 vorgenommene Neuaufnahme der Höfats hat auch den Rest der ganzen Sendtner'schen Annahme umgestossen; ihre Resultate veranlassen mich auch, die Nomenclatur zwar nicht zu ändern, aber doch einzelne bisher wahlweise, ja vorzugsweise gebrauchte Bezeichnungen nicht mehr anzuwenden. Die Jäger'sche Messung hat für die einzelnen Gipfel, von Westen nach Osten gezählt, folgende Resultate ergeben: 2258·4 *m*; 2258·8 *m*; 2257·9 *m*; 2259·6 *m*. Darnach wähle ich unter den zahlreichen verschiedenen Namen, mit denen die vier Spitzen schon getauft worden sind, die passenden aus; alle bisher gebrauchten Benennungen, deren Beseitigung ich vorschlage, füge ich in Klammern bei. Ich bezeichne den ersten als Westgipfel (vorderer, erster, Signal- oder Hauptgipfel); dass ich einem Gipfel, der der Höhe nach erst als der dritte unter seinen Brüdern figuriert, nicht mehr das letztere Prädicat zuerkennen will, bedarf wohl keiner Begründung. Der folgende, durch eine 25 *m* tiefe Scharte von dem vorigen getrennt, ist der zweite Gipfel (Nebengipfel); ihm die öfters angewandte Bezeichnung »Nebengipfel« zu lassen, wäre widersinnig, da er den, dessen Trabant er sein soll, überhöht und ihn als Ablösungsstelle des mächtigsten Höfatsgrates auch an orographischer Bedeutung übertrifft. Dies war das nordwestliche Spitzenpaar; es folgt der circa 60 *m* tiefe Einschnitt der Höfatsscharte, 2207 *m*, dem sich das südöstliche Paar, nämlich der Mittelgipfel (dritter oder S.-Gipfel) und nach einer weiteren, 33 *m* tiefen Scharte als Culminationspunkt der Ostgipfel (vierter oder hinterer Gipfel) anschliesst. Die gegenseitige Lage der Spitzen — der Verbindungsgrat ist sehr oft und sehr scharf geknickt — wird durch die beigefügte Karte[1]) erläutert, die auch zum besseren Verständniss der kommenden Ausführungen dienen wird; ein Blick auf sie lehrt auch, dass der Mittelgipfel auf den Namen »Südgipfel« keinen Anspruch hat.

Die Gipfelgrate steigen durchwegs jäh aus den zugehörigen Scharten auf, um dann, meist unter Änderung ihrer Richtung, längere und fast horizontale Schneiden zu bilden, die sich stellenweise zu vollkommener Schärfe zusammenschnüren. So ist der W.-Gipfel eine 30 *m* lange und durchschnittlich 2 *m* breite Grasfläche, von deren westlichem Ende der lange, bis in die Sohle des Dietersbachthales reichende Südwestgrat, von deren östlichem der steilste der grossen Höfatsgrate, der Nordnordwestgrat (gewöhnlich Nordgrat genannt) abzweigt. In circa 120 *m* Tiefe bricht dieser letztere mit einer 50 *m* hohen, überhängenden Stufe ab; der Hauptkamm des Zuges, von dem der Nordgrat einen Theil bildet, zieht nach dem grossen Abbruche, von zahlreichen Einschartungen und Köpfen unterbrochen, zunächst horizontal, sodann, allmälig an Höhe verlierend, in nordwestlicher Richtung weiter. Dieser urplötzliche Übergang von ausserordentlicher Steilheit zu einer der Horizon-

[1]) Zu ganz besonderem Danke ist der Verfasser Herrn Hptm. Jäger, der im Sommer 1895 gelegentlich seiner Vermessungsarbeiten das Gebiet der Höfats kreuz und quer durchstreifte, für seine werthvolle Beihilfe bei der Anfertigung der Kartenskizze und die Mittheilung sämmtlicher Cöten verpflichtet.

talen sich nähernden Kammform, giebt dem Berge, von Westen gesehen, seine ideale, mächtig aus dem Gebirgsstock aufstrebende Gestalt. Der Kamm zieht zuerst über die kleinen Erhebungen des Rauhenhalsgrates zum Hüttenkopf, 1949·5 *m*, Hahnenkopf, 1736 *m*, und schliesslich zu den Riefenköpfen, um dann in einem spitzen, jähen Dreieck in das Thalbecken von Oberstdorf abzufallen; wie die Höfats im Osten, so bildet dieser Kamm im Westen die Wasserscheide zwischen Oy- und Dietersbachthal. Seine beiderseitigen Flanken sind noch immer ungewöhnlich steil, wie ja auch das ganze Terrain noch etwas Höfatsartiges an sich hat. — Vom zweiten Gipfel der Höfats zieht nach Nordosten ein weiterer, gewaltiger Grat zu einer durch einen niederen Thurm gedoppelten Einsattlung, dem Schärtele, 1974 *m*, hinab, steigt wieder zur Kleinen Höfats, 2073·3 *m* an, um sodann zur Scharte oberhalb der »Stiege« (kurzweg selbst Stiege genannt), 1792 *m*, zu sinken, über zwei kleine Köpfe zu einer tieferen Scharte, 1755 *m*, zu streichen, schliesslich sich nochmals zum kühnen Doppelgipfel des Seilhenkers[1]) (westlicher 1794 *m*, östlicher 1791·1 *m*) emporzuschwingen und dann endgiltig bei den Stuibenfällen ins Oythal abzusetzen. Zwischen dem obersten Theile dieses Grates und dem N.-Grate sind die berühmten Nordwände der Höfats eingelagert; sie sind von der Scharte zwischen W.- und zweitem Gipfel aus unter stets zunehmenden Schwierigkeiten bis in eine Tiefe von 120 *m* gangbar; dann geht, correspondierend mit dem Abbruche des N.-Grates, eine Zone überhängender Steilwände durch die ganze Breite der Wand und verwehrt das weitere Vordringen. Hier wie im Rothen Loch hat schon mancher Einheimische beim Edelweisssuchen seinen Tod gefunden; die Eigenart der Höfats zeigt sich — in weniger angenehmer Weise — eben auch darin, dass in ihren Abgründen schon so viele Menschen, wie mit Ausnahme des Montblanc, des Matterhorns und der Raxalpe vielleicht an keinem Alpenberge, ihr Ende fanden. Im weiteren Verlaufe stürzt die Nordwand zum Rauhenhalstobel ab; derselbe ist seinem Wesen nach eine gewaltige, mit Lawinenresten erfüllte Schlucht, die ihren Ursprung am unteren Ende der Abbruchstelle des N.-Grates, in einer Höhe von 2093 *m* nimmt und bei der unteren Gutenalm, 1097 *m*, in das Oythal verläuft. Rechts oben ist diese Schlucht überragt von der Nordwand, links mündet von den Köpfen des Rauhenhalsgrates eine grosse Anzahl wilder Gräben und Rinnen in sie ein. — Ein weiterer tiefer Tobel von höchst merkwürdiger Gestalt — er gleicht einem aus dem Massiv des Berges herausgesprengten Riesenwürfel —, das Grosse Höfats- oder Rothe Loch, schneidet auf der Ostseite bis in den Mittelpunkt der Höfats ein, auf der rechten Seite eingefasst von den senkrechten, ja oft überhängenden Nordwänden des O.- und Mittelgipfels, auf der linken von der ebenfalls senkrechten Südwand der Kleinen Höfats; die hintere Begrenzungsfläche bildet die Ostwand des zweiten Gipfels, eine theils grasbewachsene, theils aus rothen Felsplatten bestehende, schiefe Ebene von abnormer Steilheit. Wo diese schiefe Ebene die südlichen und nördlichen Flankierungswände des Rothen Loches schneidet, haben sich zwei auffallend roth gefärbte Felsrinnen gebildet, von denen die (orographisch) rechte zur Höfatsscharte, die linke, weit kürzere, zum Schärtele führt; ein Chaos von abgestürzten Felsblöcken bedeckt die Sohle des Rothen Loches, das sich gegen den vielbesuchten Hochkessel der Käseralm, 1405·6 *m*, öffnet; in seiner unheimlichen Wildheit ist dieses das Paradestück der vielgerühmten Aussicht, die man von derselben geniesst. Ein ziemlich unbedeutender Tobel, das Kleine Höfats- oder Oberloch, befindet sich noch zwischen der Kleinen Höfats und dem Seilhenker; die westliche, höhere Scharte zwischen diesen ist vom Rauhenhalstobel über die »Stiege«, vom Ober-

[1]) So, und nicht Salenker oder Sallhenker lautet der Name.

loch über mässig geneigte Grashalden erreichbar. Das Schärtele dagegen ist noch nicht überschritten; der weithin bekannte Adlerjäger Leo Dorn in Hindelang, dem ich eine Anzahl werthvoller, historischer Aufschlüsse über die Höfats verdanke, und von dessen vor vier Jahrzehnten ausgeführten Streifzügen später die Rede sein wird, hat mir mitgetheilt, dass vom Schärtele aus ein Gemswechsel über furchtbar steiles Terrain fast horizontal in den Rauhenhalstobel führe. Die Gemsen, die von den Köpfen des Rauhenhalsgrates in den Tobel gesprengt werden, gehen hier durch; die Möglichkeit einer Überschreitung des Schärteles dürfte demnach feststehen.

Vom O.-Gipfel lösen sich zwei grosse Grate ab: Der Ostsüdostgrat (der Einfachheit halber Ostgrat genannt) zieht zur oberen Gutenalm, 1625 *m*, die auf einer Terrasse westlich über dem Kessel der Käseralm liegt; der lange Südsüdostgrat (kurz Südostgrat) streicht über eine zwischen O.-Gipfel und Älpele stehende, mit Signalstange versehene, kleine Erhebung (Signalvorgipfel 2004·8 *m*) zum Älpele, 1779·4 *m*. Zwischen ihnen ist der imponierende, spärlich mit Gras gesprenkelte Plattenpanzer der Südostwand eingelagert. Nicht weit vom Gipfel entfernt, trennt sich vom SO.-Grat in Südsüdwestrichtung eine scharf ausgeprägte Rippe, welche die Südwestwand des Berges in zwei ungleiche Hälften theilt. Östlich liegt der Bergangertobel, der etwas westlich von der in der Thalsohle liegenden Dietersbachalm, 1330·3 *m*, ausmündet; die grosse, von mehreren Wasserrinnen tief durchfurchte und an ihrem unteren Ende in hohe Abstürze übergehende, westliche Mulde führt den bezeichnenden Namen Höfatswanne; an ihrem oberen Ende, da wo sich die jäheren Flanken der Gipfelwände erheben und der kurze, aber abschreckend steile Südwestgrat des Mittelgipfels sich in der Wanne verliert, liegt der weithin sichtbare Gufel, 2013 *m*, eine Höhle in einem Riesenblocke aus chocoladefarbenem Hornstein. Der Gufel spielt in allen Beschreibungen eine grosse Rolle; in seinem Hintergrunde fliesst stets ausgezeichnetes Wasser. Die Höfatswanne hat eine merkwürdige Eigenschaft, die auch zu den Originalitäten der Höfats gehört! Bei ihrer gleichmässigen Neigung von circa 40 Grad und der glatten, stufenlosen Beschaffenheit ihres langen Grases erlaubt sie, wenn man die richtigen Stellen, östlich vom Gufel, aufsucht, auf eine Höhe von fast 300 *m* ein äusserst flottes Stehendabfahren — freilich ein bedenkliches Unternehmen, vor dem nicht völlig sichere Leute nicht genug gewarnt werden können; denn ein Überschlagen oder der Verlust des Pickels oder Stockes wäre fast gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit, den rasend schnellen Lauf zu hemmen und würde wahrscheinlich eine Katastrophe in den Wänden herbeiführen, in die das untere Ende der Wanne übergeht. Mir sind persönlich drei Fälle bekannt, wo eine solche nur durch glücklichen Zufall verhindert wurde. — Eine weitere, in ihrem unteren Theile tiefeingerissene, oben sich verflachende Schlucht, der Innere Höfatstobel, zieht sich vom Dietersbachthale aus unterhalb der Nordwestwand des W.-Gipfels zu jener Stelle hinauf, auf welche der N.-Grat niederbricht, und an die jenseits der Rauhenhalstobel ansetzt; fünf Minuten westlich von seiner Ausmündung liegt im Dietersbachthale die Gerstrubener Alm, 1219·4 *m*. — Nach diesen, zu einem wirklichen Verständniss der nachfolgenden Routenbeschreibungen unerlässlichen, topographischen Details gehe ich zu dem bergsteigerisch Wichtigen über.

\- - - - - -

Der Westgipfel hat dem Umstande, dass er bisher allgemein als Culminationspunkt galt, seinen verhältnissmässig häufigen Besuch zu verdanken; verschwindend klein ist dagegen die Zahl derer, die sich um die anderen, an sich wichtigeren Spitzen bekümmerten. Der normale, fast ausschliesslich benützte Weg — leider

ist auch den Algäuer Führern nur dieser bekannt; alle aussergewöhnlichen Unternehmungen an der Höfats wurden mit zwei glänzenden, später zu erwähnenden Ausnahmen von auswärtigen, führerlosen Touristen ausgeführt — führt über die Südwestflanke des Berges; auf ihm erfolgen seit einem Decennium jährlich 10—20 Ersteigungen. Er gliedert sich in drei scharf getrennte Abtheilungen. Folgt man vom Dietersbachthale weg jenem Bache, der sämmtliche Gewässer der Höfatswanne vereinigt, so trifft man an seinem linken Ufer, ganz kurz vor den unteren Abschlusswänden der Wanne, einen gut ausgeprägten Heuersteig; bis hieher sind von Oberstdorf über Gerstruben zwei Stunden zu rechnen. Der Pfad übersetzt gleich darauf den Bach und führt nach links den steilen, aber unten breiten Rücken des SW.-Grates empor, indem er auf diese Weise die grosse untere Wand der Wanne umgeht. Sobald sich unser Grat verengert, leitet er — zweite Abtheilung —, indem er mehrere Wasserrinnen überschreitet, scharf nach rechts in die Wanne, in deren Mitte er sich verliert. Man steigt sodann gerade aufwärts zu dem gut sichtbaren Gufel, der das Directionsobject bildet. Als dritter Theil folgt nunmehr die Ersteigung des eigentlichen Gipfelbaues. Aus dem Gufel nach links heraustraversierend, stösst man nach wenigen Metern auf eine schwarze Felsrippe, auf deren Höhe man circa 20 *m* emporsteigt, um sodann links aufwärts einen kurzen, sehr steilen, aber gut gestuften Grashang zu überqueren und in eine kleine, rothe Felsrinne zu gelangen, die man am besten an ihrem (orographisch) rechten Rande begeht. Es folgen weniger (circa 45 Grad) geneigte Rasenpartien, in denen infolge der häufigen Besteigungen eine förmliche Strasse ausgetreten ist. Schliesslich erblickt man eine Grasrinne, die in der Scharte zwischen W.-Gipfel und zweitem Gipfel mündet. In dieser selbst — rechts und links davon gestaltet sich der Aufstieg wesentlich steiler und schwieriger, jedoch wächst hier schönes Edelweiss — gelangt man ohne Schwierigkeit zur Scharte und erreicht von da in der südlichen Flanke des Grates bei sehr bedeutend anwachsendem Neigungswinkel, aber auf wie überall gut gestuftem und zuverlässigem Terrain, den Gipfel. Die normale Zeitdauer des Aufstieges vom Thale aus beträgt 2½—3 Stunden, welche Zeit sich ziemlich gleichmässig auf die drei Abtheilungen vertheilt.

Das ist der allgemeine Touristenpfad, dessen Schwierigkeiten ebenso wie der Neigungswinkel unsinnig übertrieben worden sind. Es mag hiezu der schlechte Ruf viel beigetragen haben, den der Berg wegen der zahlreichen Opfer, die er schon unter den Einheimischen gefordert hat, in der Umgebung geniesst; bedeutend hat wohl auch der Umstand mitgewirkt, dass erfahrungsgemäss constante Steilheit auf die meisten Bergsteiger einen stärkeren Eindruck macht und mehr zu Übertreibungen lockt, als dies selbst weit grössere technische Schwierigkeiten bei geringerer Exponiertheit thun würden. Dann kommt noch ein weiterer Punkt in Betracht, dem vielleicht die Hauptschuld zuzuschreiben ist: die ungewohnte Situation, die mangelnde Vertrautheit fast aller Besucher mit jener eigenthümlichen Art und Weise des Gehens, die ich als »Grastechnik« bezeichnen möchte, wie sie in höchster Potenz namentlich bei einigen aussergewöhnlichen Höfatsrouten verlangt wird. Auf dem normalen Wege kleben die Rasenpolster bei trockenem Wetter alle eisenfest an ihrem Untergrunde, so dass sie namentlich beim Gebrauche von Steigeisen überall grosse, sichere und bequeme Tritte und Griffe bieten; aber dem Touristen, dem die Urtheilsfähigkeit über ihre Festigkeit mangelt, ist dieses weiche, elastische Terrain, das eine so ganz andere Behandlung als Fels und Schnee oder Eis erfordert, unheimlich.

Als ich vor fünf Jahren das erste Mal den Berg erstieg, stand ich im Anfange meiner alpinen Thätigkeit, und ich gestehe offen, dass auch ich damals den übertriebenen Angaben über Neigungswinkel etc. vollen Glauben schenkte. Je höher

derselbe in den Beschreibungen, die mir unter die Hände kamen, beziffert wurde, desto mehr freute ich mich über die Besteigung, und als ich gar bei Barth von einer Steilheit von 82 Grad las, war der Gipfelpunkt des Entzückens erreicht — Kritik zu üben fiel mir nicht ein. Sollte vielleicht die liebe Eitelkeit bei manchen Winkelangaben (und zwar nicht nur an der Höfats) eine Rolle spielen? Später habe ich die Sache mit etwas kritischerem Auge betrachten gelernt und infolgedessen meine Anschauungen über diese Route bedeutend modificiert. Jene Behauptung, die man so oft liest, «dass vom Gufel ab der Neigungswinkel im Durchschnitt auf 70 Grad sich halte, dass längere Strecken vorkommen mit 82 und noch mehr Grad«, gehört ins Reich der Fabel. Die schwarze Felsrippe beispielsweise, von der H. von Barth schreibt, sie hätte 80 Grad und die Hand habe noch dazu fast keine Anhaltspunkte, hat gewiss nicht mehr als 45 Grad und lässt sich von jedem fusssicheren Alpinisten begehen, ohne dass er nöthig hat, die Hand anzulegen. Ich habe, ohne eine Klinometermessung vorgenommen zu haben, den durchschnittlichen Neigungswinkel des Gehänges vom Gufel zum W.-Gipfel auf 55 Grad geschätzt, eine Schätzung, die neuerdings durch Messungen bestätigt wurde. Die ganze Frage, über die schon so viel gestritten wurde, ist jetzt endgiltig entschieden durch Herrn Jäger, der als Durchschnittsböschung für diese Strecke 57 Grad berechnet hat; einige Stellen haben nach ihm 70 Grad. Während längere Partien unter 50 Grad zurückbleiben, gilt letztere Angabe meiner Ansicht nach nur für das letzte Stück unterhalb der Spitze; der kurze Grashang ferner zwischen schwarzer Rippe und rother Runse dürfte hierin nicht viel zurückstehen; gerade an diesen Stellen aber ist die Stufung eine so ausgeprägte, dass sie am meisten Ähnlichkeit mit einer Treppe haben.

Ich kenne Jemand, der einmal vom W.-Gipfel zum Gufel abgestiegen ist, ohne seine Hände anders als zur Führung des Stockes zu benützen. Das ist zwar gewiss ein kleines Kunststück, aber es wäre für den Besten unmöglich, wenn bedeutende Schwierigkeiten vorkämen. Anders steht es mit der Gefahr. Die Begriffe »schwierig« und »gefährlich« decken sich ja im Gebirge sehr oft nicht, wie die Laien dies immer meinen. Einen Weg deshalb für gefahrlos zu halten, weil er keine bedeutenden Schwierigkeiten bereitet, ist ein verhängnissvoller Irrthum, dem die meisten Unglücksfälle der letzten Jahre zur Last zu legen sind. Die gewöhnliche Höfatsroute ist dafür ein glänzendes Beispiel: nicht schwer, aber Schritt für Schritt grosse Aufmerksamkeit verlangend, wird sie bei einem etwaigen Ausgleiten leicht den Tod bringen; sie wird, wenn ihre Begehung ohne jedes Risico erfolgen soll, einen sicheren und völlig schwindelfreien Geher erfordern und daher auch nie für den grösseren Touristenstrom passend erscheinen. Meine Ausführungen gelten ausserdem auch nur bei genauester Einhaltung des beschriebenen Weges; wenn man z. B., um Edelweiss zu suchen, rechts oder links ausweicht, gewinnt die Sache leicht ein ganz anderes Aussehen. Vielleicht ist auch dies ein Grund für die auffällige Erscheinung, dass die Klinometermessungen, welche verschiedene Beobachter vornahmen, in ihren Resultaten so bedeutend von einander abweichen.

Über die Geschichte des normalen Weges kann ich mich sehr kurz fassen, da dieselbe, soweit die Gewinnung von sicheren Nachrichten überhaupt möglich war, in der »Erschliessung der Ostalpen« erschöpfend behandelt wurde. Von der ersten touristischen Ersteigung wissen wir nichts, noch viel weniger natürlich von der ersten Ersteigung überhaupt; wir können höchstens Sendtner (1848) als den ersten Touristen bezeichnen, von dessen Höfatsersteigung Kunde in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Die wichtigste aller Höfatsfahrten auf dieser Route war dann die aus-

nahmsweise mit einem Führer ausgeführte H. von Barth's im Jahre 1869, denn durch seine von bedeutenden Übertreibungen nicht freizusprechende Schilderung wurde dem Berge auch in breiteren Kreisen ein besonderer Nimbus verliehen.

Zu den selteneren Routen übergehend, bemerke ich, dass ich zuerst die zu wenig kritischen Bemerkungen Anlass gebenden Wege der Dietersbacher Flanke, sodann die vielumstrittenen, jäheren Oythalrouten besprechen werde.

Über die östliche Flanke des Südwestgrates, ohne die Abschweifung zum Gufel, scheint der West-Gipfel touristisch bisher nur einmal erreicht worden zu sein, von J. Zametzer und Dr. Alois Zott am 6. Juli 1884.[1]) Dieser Weg führt über steilere Partien als der normale, er ist jedoch der Distanz und dem Zeitaufwande nach der kürzeste. Von Edelweisssuchern wird er öfters begangen.

Weit seltener schon wird der zweite Gipfel eines Besuches gewürdigt.[2]) Man erreicht ihn ohne grössere Schwierigkeiten über seinen kurzen SO.-Grat von der Höfatsscharte her, in die man vom Gufel durch eine lange, auffällige Rinne gelangt. Schwieriger gestaltet sich die Überkletterung des zerzackten und brüchigen Grates, der zum W.-Gipfel führt; beim Übergang zu diesem ist es gerathener, den Grat zu vermeiden und unterhalb desselben durchzutraversieren. Auch der Anstieg direct durch die südliche Flanke, ohne die Ausbiegung zur Höfatsscharte, ist bedeutend steiler; hier dürfte für die letzten 80 *m* die Schätzung auf 65, stellenweise 70 Grad nicht zu hoch gegriffen sein; jedoch ist das Terrain gut gestuft.



Ost- u. Mittelgipfel vom zweiten Gipfel gesehen. *Seilhenker u. kleine Höfats vom zweiten Gipfel gesehen.*

Der Mittelgipfel galt lange als unzugänglich, Barth nennt ihn »eine absolut kahle, noch unerstiegene Felsnadel, die es auch noch lange bleiben wird, soferne sie nicht mit ganz aussergewöhnlichen Mitteln bezwungen wird«. Von Süden gesehen,

[1]) Erschliess. d. Ostalpen Bd. I, S. 82.

[2]) Siehe Mittheil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 153 und 1893, S. 187.

macht er in seiner dünnen, scharfen Form in der That keinen recht vertrauenerweckenden Eindruck, besonders unangenehm präsentiert er sich vom zweiten Gipfel aus, da sich sein NW.-Grat auf die Thurmwand projiciert und auf diese Weise das Aussehen eines Strebepfeilers erhält.[1]) In Verfolgung dieses Grates erreichten, nachdem von anderer Seite mehrere erfolglose Versuche vorausgegangen waren, H. Kranzfelder und L. Stritzl die jungfräuliche Spitze am 14. Juli 1891;[2]) die Erkletterung war infolge der ganz enormen Brüchigkeit schwierig und erheischte die grösste Vorsicht.

Der Ostgipfel kann auf nicht weniger als fünf Wegen, nämlich sowohl vom Gufel über die Südwestflanke, als auch über den S.-Grat, ferner über den langen, zum Älpele ziehenden SO.-Grat, wie auch vom Mittelgipfel über den die beiden Spitzen verbindenden Grat erstiegen werden; eine weitere Route führt direct über die grosse Südostwand, die steilste und höchste sämmtlicher überhaupt gangbaren Höfatswände. Die drei ersteren Wege vereinigen sich am obersten Gipfelbau, da wo der S.- und SO.-Grat zusammentreffen, gehen dann, da der Grat sich nunmehr in scharfen Zacken erhebt, horizontal zur Ostkante und in deren Nähe zum Gipfel; von den zwei letzteren kann genauer erst später die Rede sein. Der O.-Gipfel »soll« schon früher öfters erstiegen worden sein, aber auch mein Gewährsmann Dorn wusste mir keine Namen anzugeben. Die erste beglaubigte Ersteigung erfolgte durch Premierlieutenant Ludwig Stritzl (allein) am 28. Juli 1891.[3]) Er stieg vom Gufel über Grashänge, die theilweise wesentlich steiler sind, als die des W.-Gipfels, zum SO.-Grate und mit der oben beschriebenen Ausbiegung zur Ostkante zur Spitze empor, wo er keine Spuren menschlicher Anwesenheit fand; den Abstieg nahm er über die Südkante und gelangte durch horizontales Traversieren am unteren Ende der Höfatswanne zu der »Normalroute« zurück. In umgekehrter Richtung begieng letzteren Weg über die Südkante Hptm. Otto Jäger mit zwei Soldaten (gelegentlich seiner topographischen Thätigkeit) am 10. August 1895.[4]) Vom Älpele aus erreichten als erste Touristen den O.-Gipfel H. Kranzfelder, L. Stritzl und Jordan am 23. Juli 1892.[5]) Diese Route führt über die sanftest geneigten Hänge und ist meiner Ansicht nach die leichteste sämmtlicher Höfatsrouten; einige Schwierigkeiten kann höchstens das oberste Stück am Gipfelbau bereiten.

Die plattengepanzerte grosse Südostwand bezwangen im Abstiege am 7. October 1895 J. Bachschmid, Ernst Enzensperger, E. Christa, A. Weixler und der Verfasser, nachdem einige Wochen vorher ein Aufstiegsversuch von Bachschmid und Christa ohne Resultat verlaufen war.[6])

Die erste Überkletterung sämmtlicher vier Gipfel längs des ungemein luftigen und eigenartigen Verbindungsgrates und zwar von Osten nach Westen, gelang am 28. Juli 1892 Kranzfelder, Ernst Platz und L. Stritzl. Vom O.-Gipfel, den sie vom Gufel aus erreicht hatten, kletterten sie über den bisher unbetretenen NW.-Grat, seinen grossen Abbruch in die Scharte durch Abseilen in der nördlichen Flanke überwindend, hinab und stiegen sodann über den brüchigen und expo-

[1]) Siehe Abbildung.
[2]) Erschl. d. Ostalpen Bd. I, S. 417.
[3]) Privatmittheilung.
[4]) Briefliche Mittheilung.
[5]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 196.
[6]) Die Punkte 1865, 1910, 1844, 1704, 1896 der beigegebenen Karte sind Fusspunkte der betreffenden Wände (Punkt 1865 der SO.-Wand des O.-Gipfels, Punkt 1910 der O.-Wand des zweiten Gipfels etc.).

nierten NO.-Grat zum Mittelgipfel empor. Der NW.-Grat, über welchen der Abstieg erfolgte, erwies sich diesmal als leichter wie im Vorjahre, da nach Stritzl's Vermuthung grosse Gesteinsmassen ausgebrochen waren. Damit war das südöstliche Spitzenpaar zum erstenmale traversiert worden. Auf bekannten Pfaden wurden noch die übrigen Gipfel besucht und zum Dietersbachthale abgestiegen.

In entgegengesetzter Richtung überschritten am 13. September 1893[1]) der Verfasser und sein Bruder Ernst Enzensperger den Verbindungsgrat. Die dritte Überschreitung und zwar wiederum vom W.- zum O.-Gipfel führten am 5. Juni 1895[2]) E. Platz, S. Freiherr von Reuss und Oscar Schuster aus, eine Tour, die im Jahre 1895 noch dreimal wiederholt wurde.

»Über die Gangbarkeit der jähen Oythaler Seite lagert Dunkel«, schreibt Anton Spiehler.[3]) Eigene Kenntniss dieses wilden und verworrenen Gebietes und seiner gewaltigen Abgründe war ihm versagt und so musste er sich vollständig auf Mittheilungen von fremder Seite und zwar über Begebenheiten, die zeitlich mehr als drei Jahrzehnte zurücklagen, verlassen. Er hat diese Mittheilungen mit aller Reserve, unter ausdrücklichem Vorbehalte des Missverständnisses, veröffentlicht, nichtsdestoweniger aber Resultate zu Tage gefördert, die wohl unvollständig, im Wesentlichen aber richtig sind.

H. von Barth schreibt,[4]) der berühmteste Bergsteiger der Gegend sei einmal über den Grat, mit dem der Gipfel auf die westliche Fortsetzung des Hauptgrates abfalle (er meint den Nordgrat des Westgipfels) abgestiegen. Barth meint den jetzt 74jährigen, ehemaligen Jagdgehilfen Thaddäus Blattner aus Oberstdorf, einen jener wenigen Söhne des Gebirges, die ohne den geringsten Ansporn von aussen, nur dem Impulse ihrer eigenen Verwegenheit folgend, ihre heimathlichen Berge nach allen Richtungen durchstreiften — glänzende Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Spiehler berichtet nach persönlichen Gesprächen mit Blattner, derselbe habe in den fünfziger Jahren 20—30 mal mit Gewehr, Rucksack und Bergstock den Nordgrat im Auf- und Abstieg begangen. Ein Gerstrubener »Höfatskenner« hinwieder, allerdings nach den Erfahrungen Stritzl's ein Kenner äusserst zweifelhafter Natur, behauptet, Blattner habe den Grat nur im Aufstieg begangen, in der umgekehrten Richtung sei er unmöglich — eine Behauptung, deren Unwahrscheinlichkeit von selbst in die Augen springt. Ich selbst hielt, ohne an der Thatsache zu zweifeln, dass Blattner diesen schönsten Höfatsgrat als Erster begangen habe, unter dem Eindrucke der schlimmen Erfahrungen, die ich bei meiner erstmaligen Begehung desselben (bei Vereisung und gefrorenem Erdreich) gemacht hatte, mindestens den Abstieg mit dem obengeschilderten Gepäck für ausgeschlossen und gab dieser Ansicht auch den entsprechenden Ausdruck. Vor zwei Jahren suchte ich Blattner auf, um aus seinem Munde Genaueres zu erfahren, aber meine Bemühungen blieben fruchtlos, da durch sein hohes Alter seine körperlichen und geistigen Kräfte schon sehr geschwächt waren. Eine zweite Begehung des N.-Grates bei günstigeren Verhältnissen brachte mir zwar die Überzeugung, dass er auch mit einem Gepäcke, wie es Blattner trug, zu machen sei; aber ein anderer Umstand gab mir doch zu weiteren Zweifeln Anlass. Der von Spiehler angegebene Grund, diese Route sei für Blattner die kürzeste gewesen, wenn er zum »Vorstehen« auf den Gipfel musste, ist nicht recht stichhaltig, denn einmal ist der N.-Grat für

[1]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59, und Alpenfreund Nr. 85.
[2]) Persönliche Mittheilung.
[3]) Erschl. d. Ostalpen, Bd. I., S. 83.
[4]) Wegweiser in den Voralpen (Manuscript), S. 191.

Gemsen wegen seines grossen unteren Überhanges ein noli me tangere, dann lässt aber auch der von Spiehler erwähnte und sonst von den Jägern benützte »hohe Gang«, der vom Gufel um den SW.-Grat (ungefähr in seiner Mitte) herum und unter der Nordwestwand durch zur Abbruchstelle des N.-Grates führt, dem Blattner'schen Wege gegenüber bedeutend an Zeit gewinnen. So schwankte ich hin und her und glaubte zu keinem unanfechtbaren Ergebniss kommen zu können; es war mir daher, als ich gerade mit den Vorbereitungen zu dieser Arbeit beschäftigt war, eine freudige Überraschung, aus dem Munde Leo Dorn's in Hindelang detaillierte und neue Aufschlüsse über die strittigen Punkte, und zwar sowohl über den N.-Grat als auch über die Route, welche aus dem Rothen Loche auf den zweiten Gipfel führt, zu erhalten. Ich wiederhole dieselben, wie sie mir von Dorn gemacht wurden.

An einem Sommertage des Jahres 1856 befand sich Dorn, zu jener Zeit ein zwanzigjähriger Bursche, aber schon damals bekannt als verwegener Steiger, im Rothen Loch, während Blattner auf dem zweiten Gipfel sass. Er beschloss zu Blattner hinaufzuklettern. Statt aber den Einstieg rechts in der Nähe des Schärteles zu nehmen, liess er sich verleiten, die grosse Wand zu weit links anzugreifen, wo sie in bösartigen, rothen Platten endigt. Er verkletterte sich dabei in den unteren Partien so, dass er sich verloren gab, es gelang ihm aber schliesslich doch, die ungemein steilen Graslahnen, aus denen die Wand im mittleren und oberen Theile besteht, zu gewinnen. Über diese (hier kann man auch gut nach links zur Höfatsscharte traversieren) gelangte er zu Blattner, der den Auf- und Abstieg auf diesem Wege — mit dem Unterschiede natürlich, dass er sich unten bessere Stellen aufsuchte — schon öfters passiert hatte. Sie giengen darauf beide auf den Westgipfel, wo Blattner Dorn eine neue Probe aufgab, indem er ihn aufforderte, über den Nordgrat abzusteigen. Dorn liess sich dies nicht zweimal sagen und gelangte auch glücklich auf den Rauhenhalsgrat hinab, wo er dann seinerseits zusah, wie Blattner, der eine halbe Stunde nach ihm aufgebrochen war, ebenfalls über den N.-Grat herunterkam. Vom Rauhenhalsgrat gieng Dorn zur Lugenalm westlich des Rauhenhalstobels und in's Oythal. Blattner hatte den N.-Grat bereits früher mehreremale passiert und begieng ihn auch in der Folgezeit noch öfters. Den ersten Theil der geschilderten Tour, die eine der kühnsten ist, die je an der Höfats ausgeführt wurden, wiederholte Dorn noch zweimal, einmal aufwärts, das andere Mal abwärts. Im gleichen Jahre — alle diese Gänge Dorn's fallen in das Jahr 1856 — erkletterte Dorn die Kleine Höfats, und zwar von Osten über den jähen, gerundeten Plattenrücken, welchen sie zwischen das Rothe Loch und das Oberloch einschiebt. Blattner, der diesmal im Oberloche sich befand, war wiederum Zeuge der Ersteigung.

Dorn beschrieb mir die ganze Örtlichkeit im allgemeinen und ausserdem einzelne prägnante Stellen, deren zutreffende Schilderung ohne persönliche Kenntniss derselben nicht möglich wäre, in so detaillierter und mit der Wirklichkeit übereinstimmender Weise, dass ich den Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben für voll erbracht halte. Die Beobachtungsgabe und das Ortsgedächtniss dieses Mannes, der doch seit mehr als dreissig Jahren den Schauplatz seiner damaligen kühnen Thaten nicht mehr betreten hat, hat mich bei dieser Gelegenheit wirklich in Staunen und Bewunderung versetzt.

Es dauerte sehr lange, bis Blattner und Dorn bei den erwähnten Touren, die doch zu den eigenartigsten und instruktivsten im Höfatsstocke gehören, Nachfolger fanden. Wie die Kunde von ihren Thaten, so scheint auch der Geist dieser Männer unter der einheimischen Bevölkerung verloren gegangen zu sein. Wieder waren es Kranzfelder und Stritzl (die man überhaupt als die Neuerschliesser

der Höfats bezeichnen muss), welche ihren Spuren folgten. Am 23. Juli 1892[1]) erreichten sie, wie bereits erwähnt, den Ostgipfel vom Älpele; während Jordan dorthin zurückkehrte, stiegen sie zum Gufel ab und zum zweiten Gipfel wieder empor. Anfänglich dem Nordostgrate folgend, dann in die Ostwand[2]) übergehend, erreichten sie den innersten Winkel des Rothen Lochs unterhalb des Schärteles und kehrten über das Älpele in das Dietersbachthal zurück, nachdem sie auf diese Weise die überhaupt erste touristische Traversierung der Höfats ausgeführt hatten. Der Abstieg in das Rothe Loch nahm wegen des dichten Nebels, der während der Tour herrschte, nicht weniger als sechs Stunden in Anspruch und wurde infolge der aussergewöhnlichen Steilheit als sehr schwierig bezeichnet.

Der Aufstieg aus dem Rothen Loch zum zweiten Gipfel wurde touristisch zum ersten Male und zwar mit einer vortheilhaften Variante, durch J. Bachschmid und A. Weixler am 28. Juli 1895[3]) bewerkstelligt. Sie verfolgten die gut gangbare Rinne, welche zum Schärtele führt. Ein starker Nebel hinderte die Orientierung, so dass sie sich in der Höfatsscharte wähnten. Sie liessen die Rucksäcke zurück, um nach ihrer Meinung nach links den Mittelgipfel in Angriff zu nehmen. Den niederen Thurm, welcher das Schärtele theilt, und die zunächst folgenden Gratpartien, umgiengen sie auf Rasenhängen, welche zum Rauhenhalstobel abfallen. Später kann man nach Belieben den NO.-Grat verfolgen oder in die jähen Graslahnen der Ostflanke ausweichen. Im Mittelstücke des Grates, das steil und scharf ist, empfiehlt sich das letztere, während derselbe im unteren und oberen Theil eine breitere und ziemlich bequeme Form zeigt. Erst auf dem zweiten Gipfel erhielten die beiden Touristen durch die aufgefundenen Visitenkarten Aufschluss über ihren Standpunkt. Sie hatten vom Schärtele zum Gipfel fünf Stunden benöthigt, eine Zeit, die sich bei raschem Gehen und gutem Wetter auf den fünften Theil kürzen lässt. Der Abstieg wurde auf der normalen Route in's Dietersbachthal genommen.

Der Nordgrat des Westgipfels wurde am 25. October 1893[4]) von Frau Luise von Chelminski und dem Verfasser touristisch zum ersten Male begangen. Von Spielmannsau ausgehend, verfolgten wir über Gerstruben den gewöhnlichen Weg bis zu dem Punkte, wo er sich nach rechts in die Höfatswanne wendet; hier bogen wir scharf links ab und traversierten unter der senkrechten Nordwestwand unschwer, aber höchst mühsam sämmtliche von ihrem Fusse zum Inneren Höfatstobel ausstrahlenden Rinnen und Schluchten bis zur Abbruchstelle des N.-Grates, den wir sodann in seiner westlichen Flanke über eine 50 *m* hohe Steilwand erkletterten. Bis kurz unter dem Gipfel blieben wir auf der Schneide des Grates und bogen schliesslich in der Nordwand zur Scharte zwischen West- und zweitem Gipfel ab; in den letzten Metern fällt dieser Abstieg mit der gewöhnlichen Route zusammen. Auf dieser kehrten wir nach Spielmannsau zurück.

Der Verfasser und sein Bruder Ernst Enzensperger wiederholten die Tour am 13. September 1894,[5]) schlossen daran die Traversierung der vier Gipfel und stiegen über den SO.-Grat zum Älpele ab, wobei im obersten Theile nicht wie sonst üblich zur Ostkante abgewichen, sondern der Grat durchwegs verfolgt wurde. Im Jahre 1895 wurde der N.-Grat viermal begangen (darunter zweimal von Alleingehern, im September von Fr. Steinbach und am 7. November von J. Richter), ein Beweis, dass die Freunde des Berges sich mehren.

---

[1]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 196, u. Privatmittheilung.
[2]) Mitth. 1893, S. 196 steht unrichtig »Westflanke«.
[3]) Persönliche Mittheilung u. Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 87.
[4]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 35 und Ö. A.-Z. 1894, S. 50.
[5]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59 und Alpenfreund Nr. 85.

Von touristischen Ersteigungen des Seilhenkers ist mir nur eine solche durch Hauptmann Otto Jäger am 15. Juli 1895[1]) vom Oberloch über mässig geneigte Grashänge bekannt; der Genannte machte ferner am 11. Juli 1895 eine Gratwanderung vom Hahnenkopf über den Hüttenkopf und die Köpfe des Rauhhalsgrates bis zu den Nordwestwänden der Höfats.

Es erübrigt mir noch, einige Wanderungen zu erwähnen, die zwar keine Gipfelbesteigungen in sich schliessen, aber doch zur Vervollständigung der touristischen Geschichte der Höfats kurz behandelt werden müssen. Am 12. Juli 1895 gieng Hauptmann Otto Jäger von der unteren Lugenalm nach Osten zur »Gieselerwand«, welche den Rauhenhalstobel im Westen und Norden einschliesst, sodann über deren Nordostkante in den Tobel selbst und nahm denselben bis in die südlichsten Winkel auf. Am 16. Juli 1895 gieng er von der unteren Gutenalm durch den Rauhenhalstobel bis unter die Stiege, querte den Tobel nach Westen zur ehemaligen Rauhenhalsalm und stieg über den »Kitzberg« unmittelbar westlich vom Tobel zum Oythale ab.

Am 4. August 1895[2]) durchwanderte A. Weixler im Abstiege den Rauhenhalstobel und überschritt als erster Tourist die Stiege. Nachdem er von Gerstruben an den Fuss des N.-Grates des W.-Gipfels, wo ja der Tobel seinen Ursprung nimmt, gelangt war, stieg er etwa 30 *m* ab und erblickte sodann 2—300 *m* tiefer an der rechten Seite des Tobels ein breites Geröllband. Es empfiehlt sich, die lawinenbedeckte Hauptschlucht selbst zu benützen, da die weniger geneigten Grasflächen, welche zwischen den links einmündenden Schluchten liegen, unten mit Steilwänden gegen die Hauptrinne abbrechen. Von dem Geröllfleck führt ein schwach ausgeprägter Gemssteig ziemlich horizontal gegen den Seilhenker. Eine von der Stiege ausgehende Rippe durchzieht hier die östliche Flanke des Tobels. Der Seilhenker verbietet von selbst ein Weitergehen, in der Grashalde zwischen der Rippe und den Wänden des Seilhenkers steigt man unschwierig empor. Über ein 8 *m* hohes, senkrechtes Wändchen mit guten Griffen gelangte Weixler zur Einsattlung. Die Stelle ist seiner Aussage nach weder schwer noch exponiert; von einer Gangbarmachung, wie sie in der »Erschl. der Ostalpen« erwähnt wird, konnte er nichts bemerken. Über leichte Grashalden stieg er in's Oberloch ab, durch das Rothe Loch wieder zum Schärtele empor, um die sechs Tage früher bei Gelegenheit der Ersteigung des zweiten Gipfels ober dem Rothen Loche zurückgelassenen Rucksäcke zu holen, und kehrte durch das Rothe Loch zur Käseralpe zurück.

Eine ganz neue Anstiegslinie wird sich nunmehr an der Höfats schwerlich ausfindig machen lassen. Der Versuch einer directen Durchkletterung der Nord- und Nordwestwand ist wohl aussichtslos, obwohl man heutzutage allen Grund hat, im Gebrauche dieses Wortes vorsichtig zu sein. Noch nicht begangen ist die lange Rinne, welche vom Gufel zur Scharte zwischen Mittel- und O.-Gipfel zieht; ferner ist die Kleine Höfats von der Stiege und dem Schärtele aus offenbar ersteigbar; eine Gratwanderung vom Seilhenker über die Kleine Höfats zum zweiten Gipfel wäre eine aussergewöhnlich grossartige Gratwanderung, die stets über riesigen Wänden, mit vollem Einblick in die eigenthümlichsten und wildesten Tobel, die man sich denken kann, hinführen würde. Auch das Schärtele ist, wie schon erwähnt, wohl vom Rauhenhalstobel zum Rothen Loch überschreitbar.

---

[1]) Briefliche Mittheilungen.

[2]) Briefliche Mittheilung und Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 87.

Mit vollem Rechte hat einst ein berühmter Alpinist die Behauptung aufgestellt, nur Derjenige kenne einen Berg, der ihn traversiert hat. Wenn von irgend einem Gipfel, so gilt dies von der Höfats, denn dem Touristen, der sich mit dem gewöhnlichen Wege begnügt, bleiben ihre charakteristischen Eigenschaften, die gewaltigen Schluchten der Nord- und Ostseite und die scharfen Gipfelgrate selbst, verschlossen. Dazu ist nothwendig, dass man entweder den N.-Grat begehe, oder den Aufstieg aus dem Rothen Loch wähle und ausserdem noch die Überschreitung der vier Gipfel durchführe. Einen dasselbe Thema behandelnden Vortrag, den ich vor einigen Jahren in einem alpinen Vereine hielt, hatte ich mit den Worten geschlossen: »Vielleicht die schönste Tour, die im Gebiete der Höfats existiert, die jedoch noch der Ausführung harrt, wird die Ersteigung des W.-Gipfels über den N.-Grat und daran anschliessend der Gratübergang zum O.-Gipfel mit Abstieg zum Älpele sein. Sie lässt sich von Oberstdorf hin und zurück bei raschem Gehen in acht Stunden Marschzeit durchführen, erfordert allerdings einen ruhigen und sicheren Alpinisten, giebt aber wie keine andere Route einen genauen Einblick in die Formation und das innerste Wesen dieses aussergewöhnlich interessanten Berges. In unserer, dem Alpinismus so günstigen Zeit wird die Ausführung nicht allzulange auf sich warten lassen«. Mir selbst war es ein Jahr später gegönnt, die empfohlene Combination von drei Wegen zu erproben. Aus den oben berührten Gründen, da sie wohl die interessanteste aller Combinationen ist, die sich in so reicher Auswahl an der Höfats bieten, möchte ich sie noch etwas näher schildern; es leitet mich ausserdem noch die sichere Hoffnung, dass es nur einer solchen Schilderung bedarf, um manchen tüchtigen Touristen von der Benützung des normalen, gänzlich uninstructiven und fast einförmigen Weges abzuhalten und ihn so die Höfats in ihrer ganzen Eigenart kennen lernen zu lassen.

Es war am 13. September 1894, kurz vor 6 Uhr morgens, als mein Bruder Ernst, dessen erste Höfatstour es war, und ich die im Dietersbachthale, eine Viertelstunde hinter Gerstruben gelegene Gerstrubener Alm verliessen. Unser nächstes Ziel war das untere Ende des N.-Grates. Der Weg, den ich zu diesem Zwecke im vorhergehenden Jahre mit Frau Luise von Chelminski gewählt hatte, war mir noch in allzu lebhafter Erinnerung, als dass ich freiwillig die damit verbundene Mühsal nochmals auf mich genommen hätte. Wir folgten dem freundlichen Rathe der Sennen, die uns die relativ bequemste Route angaben. Wenige Minuten hinter der Alm bricht mit mächtigem Geröllstrom der innere Höfatstobel in das offene Thal hinaus, dessen weite, flache Sohle in seltsamem Contraste zu den beiderseits in unvermittelter Jähe daraus emporsteigenden Lahnen steht. In dem Grashange an seiner östlichen Seite fällt, 100 *m* über dem Thalboden, ein einzeln stehender grosser Ahornbaum ins Auge; bei ihm beginnt ein Steiglein, das im Zickzack ungemein rasch in die Höhe führt, später den Tobel quer übersetzt und uns bis auf eine halbe Stunde unter den Hauptkamm emporbringt. Es ist ein typisches Beispiel jener specifischen Algäuer Heuerpfade, die man kaum anderswo trifft: oft nur handbreit ziehen sie sich an den schroffen Lahnen hin, auf schmalen, vereinzelten Tritten durch Felswände und Tobel hindurch, und wirklich bewundernswerth ist die Sicherheit, mit der auf ihnen mancher Eingeborene seine schwere Heulast, die bis zwei Centner Gewicht erreicht, auf Kopf und Schultern zu Thale trägt. Der Weg selbst gewährt stets einen schönen Rückblick auf die gegenüber in steilen Fluchten niederschiessenden, begrünten Flanken der Kegelköpfe; allmälig strecken darüber die wilden Dolomitzacken der Krottenköpfe ihre Häupter empor und winken die stolzen Gipfel der Mädelegabelgruppe, voran der überkühne Zahn der Trettachspitze; jenseits des Tobels gleitet der Blick scheu zur Nordwestwand der Höfats,

deren pralle Platten trotz ihres senkrechten Abfalles an mancher Stelle mit Grasschöpfen gesprenkelt sind. Das Steiglein endigt kurz unter dem Kluppenkopfe, einem kleinen Seitengrate, der den Tobel in seinem obersten, flachen Theile auf der westlichen Seite begrenzt. Vom Thale gesehen ein Felszacken von verwegenster Gestalt, bewahrheitet er das Sprichwort: »Es ist nicht alles Gold, was glänzt«. Man ist geradezu enttäuscht, wenn man sieht, dass auf seiner Rückseite ein ganz unschuldiger Graskamm zum Hauptkamme zieht. Wir sind so sündhaft bequem, schon hier die Steigeisen anzulegen. Es zählt eben nicht zu den grössten irdischen Freuden, auf glatter, stufenloser Rasenfläche sich krampfhaft mit dem Geradehalten des Fussgelenkes abzumühen, und wer dieses Vergnügen einmal ein paar Stunden lang durchgekostet hat, der bequemt sich, auch wenn er die Eisen sonst — und meist mit Recht — verabscheut, sehr gerne dazu, die Missachteten zu benützen. Viel mehr noch als bei den sogenannten gefährlichen Stellen, die wegen ihrer Steilheit bedenklich sind, aber eben deshalb keine Möglichkeit zur Bildung vollkommen zusammenhängenden Rasens, sondern nur einzelner Polster geben und daher meistens Stufung zeigen, empfiehlt sich in diesem leichten Terrain für den, der seine Füsse schonen will, das Anlegen der Eisen. Man glaubt nicht, wie viel Zeit und vor allem wie viel Mühe man sich dadurch erspart. Ohne Anstrengung werden wir durch sie auch auf den Rauhenhalsgrat emporgetragen, wo wir ($1^3/_4$ Stunden nach unserem Aufbruch von der Alm) gerade zur rechten Zeit ankommen, um ein Rudel von 50 Gemsen in greifbarer Nähe über die Felsmauern in's Oythal jagen zu sehen. Wie die stahlhufigen Thiere sprangen, stürzten, mitten im Sturze wieder in die Höhe schnellten und so fort, bis die sausende Jagd im Tobel verschwand und nur das noch lange nachhallende Dröhnen und Poltern der Steine Kunde von ihrer Flucht gab! Mit einem gewissen Neidgefühle sahen wir ihren tollen Sätzen zu. Nun, wir haben eigentlich keinen Grund zum Neide; so schnell geht es bei uns freilich nicht, aber wir trösten uns mit dem Gedanken, dass es dafür eine Unzahl Gipfel giebt, die wohl von kühnen Männern bezwungen, der Gemse aber unzugänglich sind. Der Gratabbruch, auf den wir jetzt zusteuern, ist gleich ein Beispiel dafür! Die vorhergehende Woche, die den grössten Theil der Ostalpen mit erklecklichen Neuschneemassen bedacht hatte, war auch hier nicht spurlos vorübergegangen; noch hiengen mächtige, absturzdrohende Wächten über den Rauhenhalstobel herein, dessen dunkle Schlünde schaurig heraufgähnen. Von der überzuckerten Nordwand der Höfats pfiffen die Steine in die Schlucht hinab; heute hätte ich nicht durch sie heraufsteigen mögen. Auch der N.-Grat war, soweit man über seinen grossen Überhang in die Höhe zu blicken vermochte, weiss bestäubt. Die Schneeschicht, die bei seiner Schärfe und der Steilheit seiner Flanken nicht tief sein konnte, genierte uns wenig; aber mit Bangen frug ich mich, ob wohl der Boden darunter gefroren sei, weiss ich doch nur zu gut, welche Gefahr und Arbeit das bedeuten würde. Glücklicherweise war das nicht der Fall; auch war die 50 *m* hohe Wand, über welche der Grat in seiner westlichen Flanke erklettert werden muss, da der Abbruch selbst völlig glatt ist, schon aper. Die grosse Wand besteht zu zwei Dritteln aus einer zwischen 65 und 70 Grad geneigten Gras- und Erdwand, der jedoch die günstige Stufung fehlt; immerhin lässt sie sich mit Hilfe des eingeschlagenen Pickels gut erklimmen. Weniger kann man das von der anschliessenden Felswand behaupten, die ganz links in der Nähe des Abbruchs nach einem horizontalen Quergang auf nur handbreitem Grasbande in einer sehr seichten Spalte bezwungen wird. Sie ist von jener Neigung, die man im Gebirge als senkrecht zu bezeichnen pflegt, also circa 80 Grad, und von wesentlicher technischer Schwierigkeit; sie ist überhaupt die schwierigste Stelle auf allen Höfatsrouten. Eingeklemmte winzige Graspäckchen

spielen die Rolle der Tritte, die Griffe sind ungünstig gelegen, klein und öfters unzuverlässig. Wie hatten wir uns da im Vorjahre geplagt! Damals war das Erdreich hart gefroren, an den Grashalmen hatten sich Eisröhrchen gebildet und in der Felswand oben boten die übereisten Graspäckchen so wenig Angriffspunkte, dass ich mir schliesslich an einer Stelle nicht anders zu helfen wusste, als indem ich den Pickel hoch über mir mit Gewalt in ein Päckchen trieb und mich daran hinaufzog. Zu allem Überfluss bot sich uns dann vollauf Gelegenheit, die traurige Richtigkeit der Lehre Vischer's von der »Tücke des Objectes« zu bestätigen. Der Rucksack verhängte sich beim Aufseilen gerade oberhalb der schwierigsten Stelle und alle Bemühungen, in precärer Stellung denselben loszubringen, hatten nur den einen Erfolg, dass ein grosses Loch in seinem Boden noch mehr erweitert wurde und ein vom Akademischen Alpenverein München für die Höfats gestiftetes Gipfelbuch plötzlich das hartnäckige Bestreben zeigte, auf diesem Wege das Weite zu suchen. Das waren dann böse Minuten gewesen, bis meine Gefährtin, die ohne jede Sicherung durch das Seil mit gewohntem Muthe über das Band nachkletterte und mein gewagtes Manöver wiederholte, wieder alles in Ordnung gebracht hatte und wir endlich vereint auf dem Grate standen. Heute, unter besseren Verhältnissen, war das eine ganz andere Sache. In einer Viertelstunde waren wir oben, während wir im Vorjahre mehr als $1^1/_2$ Stunden benöthigt hatten — das langsamste Vordringen, dessen ich mich, Eisarbeit nicht ausgeschlossen, auf meinen Touren überhaupt erinnern kann.

Sowie man den Grat betritt, erschliesst sich mit einem Schlage ein grossartiger Blick in die Abstürze der Nordwand, die hart neben dem Grate von unheimlichen, weiten Kaminen durchrissen wird. Wir stehen an ihrem Rande, unvermittelt dringt das Auge in verschwimmende Tiefen, in ein Gewirre grausig wilder Schluchten, dann in die sonnenbeschienene Sohle des Oythales. Jenseits desselben aber grüsst freundlich das Nebelhornhaus herüber, mit freiem Auge sieht man den Touristenschwarm vor demselben umherwimmeln. Freunde sind unter ihnen, wir wissen es, die jetzt wohl besorgten Herzens zu uns herüberblicken, zu uns, die wir in heller Freude über unser Beginnen gern die Genüsse dort drüben missen und uns in unserer schwindligen Höhe ebenso sicher und zehnmal glücklicher fühlen, als die Menschlein drüben. Als Zeichen dessen schallt ein gellender Jauchzer hinüber — ob er wohl ungehört verhallt?

Nicht sattsehen konnte ich mich an dem Abgrunde zu unseren Füssen, dem sich nicht sehr viele vergleichen können an Steilheit und wilder Grossartigkeit; aber die Zeit drängte. Der constant steile und exponierte, aber eigentlich nirgends recht schwierige Grat gestattete ein schnelles Vorwärtskommen. Wo Schnee auf den schmalen Rasenpolstern lag, hatten der Fuss oder die Pickelschaufel ihn rasch entfernt. Denjenigen, der die Algäuer »Grastechnik« zum erstenmale kennen lernt und daher der Zuverlässigkeit der Schöpfe misstraut, mag bei diesem luftigen Gange wohl ein Gefühl der Unsicherheit beschleichen, und dieser Eindruck wird ihm den Grat schwieriger erscheinen lassen als er ist. In Wahrheit haften die meisten Polster fest an den Felsen und gewähren guten Griff und Tritt. Selbstverständlich ist dennoch grosse Vorsicht am Platze, wenn ihnen auch der Wohlgeübte den Grad der Festigkeit durchwegs schon ansieht. Alles in Allem genommen, treten erhebliche Schwierigkeiten mit Ausnahme der Felswand nur dann auf, wenn das Erdreich gefroren ist; auch die Gefahr ist in diesem Falle sehr bedeutend; weniger gross, aber durchaus nicht zu unterschätzen dann, wenn infolge starker Durchfeuchtung die Grasbüschel ihres Haltes beraubt sind. 50 *m* unter dem Gipfel machten wir eine Schwenkung nach links und betraten die hier schon gut gangbare Nordwand; auf ihren steilen Hängen gelangten wir in die Scharte zwischen zweitem und W.-Gipfel und schliesslich

von der Südseite auf letzteren; der ganze Aufstieg über den N.-Grat hatte nur eine Stunde in Anspruch genommen.

Nachdem wir die erste Hälfte unseres Tagewerks in wesentlich kürzerer Zeit hinter uns gebracht hatten, als wir ursprünglich hofften, konnten wir uns schon einen ausgedehnteren Gipfelaufenthalt gestatten. Die Aussicht ist überaus eigenartig, besonders der Anblick der anderen Gipfel originell — aber man verlange keine nähere Beschreibung und Aufzählung dessen, was man sieht, von mir. Es giebt meinem Geschmacke nach nichts Schöneres als auf einer hübsch luftigen, von der übrigen Welt möglichst abgeschnittenen Zinne im dolce far niente zu liegen, sich von der Sonne bescheinen zu lassen — und niemand Rechenschaft darüber geben zu müssen, was man dabei gedacht und gesehen habe.

Die liebe Sonne hatte die Güte, es zur Stunde noch recht gnädig mit uns zu meinen, wenn auch im Westen schon drohendes Gewölk aufstieg. Zum Schlusse erhielten wir noch touristischen Besuch, nach dessen Erscheinen wir uns alsbald empfahlen. Die Gratwanderung Hügel auf, Hügel ab konnte beginnen. Mir ist im allgemeinen Gratkletterei nicht sehr sympathisch — man muss dabei noch vielmehr als auf die Felsen, sein Augenmerk auf seinen äusseren Menschen richten, um durch diese natürlichen Stacheldrahtzäune nicht in einen ganz uncivilisierten Zustand versetzt zu werden; aber die heutige macht wirklich eine Ausnahme, so interessant, unterhaltend und last not least instructiv ist sie für Denjenigen, der auf die Berge steigt, nicht nur um sie mit seiner Anwesenheit beehrt zu haben, sondern auch um sie wirklich kennen zu lernen. Kein Besucher des W.-Gipfels sollte den Gang zum zweiten Gipfel versäumen, der nur zehn Minuten in Anspruch nimmt; ein reicher Edelweisssegen wird die geringe Mühe belohnen, ausserdem erschliesst sich hier schon ein lehrreicher Blick in die gewaltige Tiefe des Rothen Lochs und auf den eleganten NO.-Grat. In noch höherem Maasse muss das von dem in nächster Nähe winkenden Mittelgipfel der Fall sein; wir eilen also hinab zur Höfatsscharte, um uns seinen NW.-Grat näher anzusehen. Von der eben verlassenen Spitze aus scheint er einen geradezu imposanten Neigungswinkel zu besitzen, der jedoch immer mehr zusammenschrumpft, je näher man ihm auf den Leib rückt. »Nil admirari« ist eine besonders für den Alpinisten nützliche Regel. Immerhin machte der dünnwandige und offenbar äusserst brüchige, von zwei mannshohen, senkrechten Stufen unterbrochene Aufbau, der einsturzdrohenden Ruinen aufs Haar gleicht, auf uns einen ziemlichen Eindruck, so dass wir beschlossen, es solle stets nur einer in Bewegung sein. Rechts und links fallen senkrechte, aber dennoch grasgesprenkelte Wände zur Tiefe. Die technischen Schwierigkeiten waren nicht sehr bedeutend, aber die Unzuverlässigkeit des Gesteins spottete wirklich jeder Beschreibung. Ganz oben setzt der Grat rechtwinklig mit einer mässig hohen, glatten Platte an das südliche Ende der wohl 30 *m* langen und fast horizontalen Gipfelschneide an, die von Südwesten nach Nordosten orientiert ist und an ihrem nördlichen Ende ein winziges Steinmännchen, das Wahrzeichen der ersten Ersteiger, trägt. Die aussergewöhnliche Schärfe der Schneide — die berühmte Phrase »messerscharf« ist leider in jüngster Zeit etwas in Misscredit gekommen, sonst würde ich sie hier sicher anwenden — lädt zu einem lustigen und luftigen Ritt förmlich ein. Nun stehen wir, oder besser gesagt, reiten wir im Mittelpunkte des ganzen Stockes auf der Warte, die den besten Überblick über die topographische Gestaltung des Berges giebt und auch in ihrem eigenen Aufbau den eigenartigen Charakter desselben am vollendetsten an sich trägt. Wie schade, dass sie so gar keine Höflichkeit gegen ihre Besucher kennt und dieselben zwingt, mit Rücksicht auf den mehr als unbequemen Sitz nach kurzem Aufenthalt ihr Adieu zu sagen. Nun musste das grosse Fragezeichen der

Tour an die Reihe kommen: wir wussten, dass unsere Vorgänger, die den Gratübergang in umgekehrter Richtung machten, sich über das untere Stück des NW.-Grates des O.-Gipfels abgeseilt hatten, und es war sehr fraglich, ob die Be-



Nordwestgrat des Ostgipfels.

zwingung des Grates aufwärts ein einfaches Stück Arbeit wäre. Bösartig genug sieht der vor uns aufragende, über 30 *m* hohe Thurm aus, und wir nähern uns ihm in begreiflicher Spannung. Ein bei der Exponiertheit des Terrains mit peinlicher Vorsicht bewerkstelligter Abstieg brachte uns in die Scharte, auf der mein Bruder sich im Reitsitz niederliess und das Seil versicherte. Von dieser Scharte fällt die Nordwand direct in einem ganz kolossalen, ununterbrochenen Überhang viele hundert Meter tief ins Rothe Loch; der Grat selbst erhebt sich mit einigen senkrechten Stufen, die zwar zu überklettern sind; ich zog es jedoch als interessanter und technisch wesentlich leichter, wenn auch gefährlicher, vor, die senkrechten Absätze in der Nordwand zu umgehen. Freund Platz hatte mir viel von dieser in ihrer Eigenart etwas ungemüthlichen Stelle erzählt und ich sah nun seine Schilderung bestätigt. In die Wand hinaus führt, einige Meter oberhalb der Scharte, ein kaum handbreites, anfänglich ein wenig absteigendes Grasband, das ich mit dem Pickel vom Schnee befreite und dann bis an sein Ende beschritt. Die Stelle ist exponiert, wie wenige, die ich kenne; ein Felsstück, das ich in der Mitte des Bandes aus der brüchigen Felswand riss, mit ausgestrecktem Arme hinter mich hielt und dann fallen

liess, fiel, ohne aufzuschlagen, bis ins Rothe Loch, so dass der erste Laut erst nach vielen Secunden zu uns drang. Eine nicht lange, aber nahezu senkrechte Graswand, die mit Hilfe des eingehackten Eisbeiles in aller Vorsicht erklommen wurde, führte mich dann weiter auf den Grat empor, den ich schon oberhalb der Abbrüche erreichte. Mein Bruder umgieng dieselben in der südlichen Flanke, nahe der Gratkante, was auch technisch die leichteste Art der Überwindung sein dürfte. Rasch klommen wir über das letzte, unschwierige Stück hinan und betraten den in seiner Form dem W.-Gipfel auffallend ähnlichen O.-Gipfel.

Es dürfte aus meiner Schilderung hervorgehen, dass der Gratübergang über die vier Spitzen, zu dem wir ohne die Gipfelaufenthalte 1 Std. 5 Min. benöthigt hatten, nicht gerade sehr schwierig zu nennen ist. Er eignet sich aber durchaus nicht für ängstliche Gemüther und noch weniger für Anfänger; denn was er zur gefahrlosen Durchführung der Tour fordert, ist etwas, was ich höher schätze als leicht zu erwerbende Kletterfertigkeit, nämlich völlige Sicherheit des Fusses und Vertrautheit mit der Behandlung lockeren und nachgiebigen Terrains, Eigenschaften, die man bei bekannten und unbekannten Touristen nicht allzu oft findet.

Den Abstieg nahmen wir, statt zuerst zur Ostkante abzuweichen, aus Versehen von Anfang an direct über den SO.-Grat, der sich unvermuthet zu einer scharf abfallenden, plattengepanzerten Schneide zusammenschnürt. Nochmals zum Gipfel zurückzukehren, waren wir zu bequem; indem wir die Schneide unter den Arm nahmen und auf den glatten Platten hinunterrutschten — eine ungemein praktische, wenn auch durchaus nicht elegante Methode — hatten wir die schlechten Stellen bald überwunden. Dank einem lustigen Galopp über die zum Laufen wie geschaffenen, weichen und elastischen Rasenpolster der mittleren und unteren Partien des edelweissbesäten Grates erreichten wir schon nach 40 Minuten das Älpele. Wir hatten ursprünglich vor, zum Rothen Loch hinüberzutraversieren und durch dasselbe wieder zum zweiten Gipfel anzusteigen; den heftigen Streit zwischen »Pflicht« und Bequemlichkeit entschied ein plötzlich einfallender Gewitterregen, der einen willkommenen Anlass bot, diesen Vorsatz ohne nachfolgende Gewissensbisse aufzugeben. Über Gerstruben wanderte ich hinaus nach Oberstdorf, mit dem befriedigenden Bewusstsein, eine schon lange unangenehm empfundene Lücke in meiner Kenntniss der Höfats ausgefüllt zu haben.

Die Höfats ist der einzige Berg, den ich alljährlich besucht haben muss, wenn ich am Schlusse des Jahres beim Durchlesen meines Tourenbuches ganz befriedigt sein soll. Sie ist eben, was ich eine Individualität, einen Charakter nennen möchte und das Eigenartige, Charaktervolle zieht uns ja immer wieder von neuem an. Als mir daher in der letzten Septemberwoche des Jahres 1895 beträchtlicher Neuschnee ad oculos demonstrierte, dass die Saison eigentlich schon zu Ende sei, fand ich, dass es höchste Zeit sei, der Höfats meinen Pflichtbesuch abzustatten. Die Wünsche der Herren J. Bachschmid, E. Christa, A. Weixler, die gleich mir eifrige Höfatsanhänger sind, die meines Bruders Ernst und die meinigen trafen sich darum in rührender Einigkeit, als der Name Höfats fiel. Meine Freude und auch mein Erstaunen wurde noch viel grösser, als mir die beiden ersten Herren im Vertrauen verriethen, dass sie einen sehr eleganten neuen Weg auf die Höfats ausgeheckt und vor einigen Wochen auch probiert hätten; in der Mitte sei derselbe freilich sehr unangenehm geworden. Mein Gesicht muss allerdings etwas länger geworden sein, als ich hörte, dass sie die Südostwand des Ostgipfels meinten; ich musste gestehen, dass mir nie der Gedanke an einen Aufstieg von dieser Seite gekommen war, und wer diese scheinbar nur äusserst spärlich mit Gras durchsetzte, wie eine Riesenschiefertafel aufgerichtete Plattenwand in ihrer imponierenden Höhe und Steil-

heit gesehen hat, wird das begreiflich finden. »Nil admirari — — —«; meinen wackeren Gefährten fällt das Verdienst zu, frisch und muthig wenigstens »probiert« zu haben, und auch jetzt wussten sie die Schleusen ihrer Beredsamkeit so sehr zu öffnen, dass ich nach einigem Zögern mich einverstanden erklärte, bei einem erneuten Versuche mitzuwirken.

Unsere Bequemlichkeit und ich fürchte fast, speciell die meinige, war wieder einmal so gross, dass ich nach dem Aufbruch von Oberstdorf vorschlug, als Nachtquartier die nur $1^1/_2$ Stunden entfernte Gerstrubener Alm zu wählen und, da meinen Gefährten auch der ihnen unbekannte N.-Grat am Herzen lag, vorerst eine Wiederholung meiner Wanderung vom letzten Jahre vorzunehmen; vom O.-Gipfel wollten wir dann versuchen, die Südostwand im Abstiege zu bezwingen.

Da sämmtliche Theilnehmer tüchtige und wohlerfahrene »Grassteiger« waren — wie bei diesem Worte so mancher Dolomitenkletterer lächeln wird, der in seiner Unkenntniss mit souveräner Verachtung auf die nördlichen Kalkalpen und gar auf einen »Grasberg« sehen zu müssen glaubt! — so kamen wir am nächsten Tage (7. October 1895) ungemein rasch vorwärts. Nach wenig über drei Stunden hatten wir den W.-Gipfel erreicht, der Gratübergang zum O.-Gipfel nahm nur 50 Minuten Gehzeit in Anspruch. Diesmal wurde der Thurm des O.-Gipfels auf der Gratschneide erklettert und nicht in die Nordwand ausgebogen.

Es war 12 Uhr als wir, in zwei Partien aneinander geseilt, den O.-Gipfel verliessen. Über plattiges Terrain mit spärlichen Grasschöpfen kletterten wir hinab, indem wir uns dabei stets in der Nähe der Ostkante hielten. Die Sache liess sich vorderhand recht gut an, und wir kamen rasch tiefer. Aber schon von weitem sahen wir, dass die schiefe Fläche, auf der wir uns bewegten, weiter unten eigenthümlich abschnitt und in der Luft endete — für den Kundigen ein deutliches Zeichen, dass ein gewaltiger Abfall die bisherige, gleichmässige Neigung unterbrach. Die Ostkante bildete ganz in der Nähe des Abfalls einen balkonartigen Kopf, auf den wir hinaustraten. Was wir hier sahen, war wohl geeignet, uns alle gleichzeitig zum Schütteln der Köpfe zu veranlassen. In theils senkrecht, theils überhängend gewölbten Platten bricht die Südostwand in ihrer vollen Breite ab, um über 100 *m* tiefer wieder in gangbares Terrain überzugehen. Bis in die Nähe dieses Plattengürtels, in gleicher Höhe mit dem markanten, überhängenden Zahn in der Ostkante, waren Christa und Bachschmid bei ihrem ersten Versuche von unten gekommen. Dass hier nichts zu machen sei, sagte der erste Blick. Es blieb ein Ausweg, aber ich scheute mich einige Zeit, ihn meinen Gefährten gegenüber zu befürworten. Was uns auf der Nordseite, in den gewaltigen Wänden über dem Rothen Loch, entgegengähnte, war ein Anblick, der verlockend und abschreckend zu gleicher Zeit wirkte.

Ein bekannter Tourist schrieb mir einst: »Die Höfats ist der eleganteste Berg, den ich kenne, aber sie ist eben doch nur ein fader Grasmugel, freilich bester Sorte«. Jeder genaue Kenner der Höfats wird den ersten Theil dieser Behauptung mit Vergnügen unterschreiben, gegen den zweiten wird er energisch protestieren, den dritten, und zwar allerbeste Sorte, hatten wir vor uns. Keinem von uns, die wir doch alle bereits manchen Strauss mit Graslahnen hinter uns hatten, war Derartiges schon zu Gesicht gekommen: eine von oben gesehen zusammenhängende Graswand, eine Wand in des Wortes verwegenster Bedeutung, 100 *m* hoch, im Durchschnitt sicher 75 Grad geneigt, mit den letzten Resten wässerigen Neuschnees bedeckt, wo ein Schopf eine ebene Oberfläche bot; an ihrem Ende die ominöse, abbrechende Linie, darunter Luft, viel Luft — ein 300 *m* hoher Überhang in

das Rothe Loch. Rechts von ihrem Ende leitete ein weniger geneigter Hang zur Ostkante zurück und gestattete den erneuten Übertritt auf die Südostwand.

Technisch sehr schwer war die Wand ersichtlich nicht, aber ungewöhnlich gefährlich. Sie war offenbar der denkbarste Gegensatz zum Dolomitklettern; die Arme hatten auf diesem trügerischen Terrain wenig zu thun, kaltes Blut und eisenfeste Kniee waren die Hauptsache. Ein unbetheiligter Zuschauer hätte bei unserem Anblicke wohl herzlich gelacht. Mit sorgenden Mienen musterten wir uns gegenseitig; der eine fasste bedenklich seine Nase an, der andere kraute sich hinter den Ohren, ein dritter zupfte an seinem imaginären Schnurrbart. »Da unten geht es weiter«, meinte ich. Die Bemerkung war wenig geistreich, denn das sah jeder selbst. Keiner wollte recht daran, keiner auch zurück. Meine Gefährten überliessen mir schliesslich die Entscheidung. Ich explicierte unserer kleinen Armee einen Schlachtenplan, an dessen Ausführung wir sofort schritten. Wir seilten uns alle fünf an die zwei zusammengeknüpften Seile; auf diese Weise hatte jeder einen Spielraum von über 8 *m*. Der erste, dritte und letzte sollten stets gleichzeitig in Bewegung sein, während die anderen stehen bleiben, das Seil straff gespannt halten, und durch Einschlagen des Eisbeiles sich verankern sollten; ebenso umgekehrt. So war ein Unglücksfall auch bei einem Gleiten von ein oder zwei Theilnehmern ausgeschlossen, wenn nur der letzte nicht fiel; in diesem Falle wäre allerdings eine gemeinschaftliche Katastrophe fast unvermeidlich gewesen. Langsam, sehr langsam waren natürlich die Fortschritte, die wir bei dieser umständlichen Methode machten. Das Gras war hie und da, was man von oben nicht bemerken konnte, von senkrechten, brüchigen Felsen durchbrochen, die uns zu manchen Zickzackbewegungen nöthigten. Das Bild von Freund Platz versinnlicht in grösster Naturtreue den Charakter der Wand und unser Verfahren. Ergreifend war der Blick nach links auf die Riesenwände, welche der Ost-, Mittel- und zweite Gipfel in das Rothe Loch entsenden, so dass unsere Augen trotz der ersichtlich gefährlichen Situation immer wieder wie gebannt zu dem grossartigen Bilde sich wandten. 1¼ Stunden waren verflossen, seit wir die Graslehne betreten hatten, da setzte Christa als erster den Fuss auf den relativ sicheren Boden des Hanges, der uns zur Südostwand zurückleiten sollte. Bald waren auch die Anderen nachgekommen, Jeder freute sich bass und sah mit geheimem Schmunzeln empor zu der in unglaublicher Steilheit sich aufbäumenden Wand, die hinter uns lag. Da — ein Schrei meines Bruders: »Herrgott, mein Rucksack ist noch oben!« Der Unglückselige hatte ihn bei den verschiedenen Seilmanipulationen auf dem vorspringenden Kopfe des O.-Grates abgelegt und war dann frisch, fröhlich und frei von jeder Last über die Wand herabspaziert. Das Wetter sah nicht gut aus, wenn Regen eintrat, dann verschwand der Rucksack von seiner exponierten Ruhestätte sicher auf Nimmerwiedersehen. Es war noch dazu der meinige, der infolge der vielen Dolomitfahrten, die er erlebt, für mich einen sehr grossen Werth hatte. Leicht erklärlich, dass ich meinem Herzen durch entsprechende, sehr deutliche Reden Luft machte; selbst die mit grossem Ernste von einem der Theilnehmer aufgeworfene Frage, deren Beantwortung ich übrigens alpinen Kritikern überlasse, »ob das Verhalten des Schuldigen auf Leichtsinn oder Unerfahrenheit oder gar auf beides zurückzuführen sei«, vermochte mich vorderhand nicht zu besänftigen. Schliesslich blieb doch nichts übrig, als das gefährliche Stückchen nochmals zu unternehmen. Der Aufstieg gieng noch leidlich von statten, mit einem freudigen Juchzer warf ich den geliebten Ausrüstungsgegenstand auf den Rücken und dann wieder schleunigst hinab! Durch die grosse Gesellschaft waren die feuchten Schöpfe vielfach in den Wurzeln gelöst und ihres Haltes beraubt, so dass der Abstieg eine recht heikle Sache wurde; hätte ich meinen kurzen Pickel



Gezeichnet von Ernst Platz. *C. Angerer & Göschl.*

In den Wänden über dem Rothen Loch

(Abstieg über die Südost-Wand der Höfats).

nicht in Vorausahnung des Kommenden mit Bachschmid's riesenlanger Hellebarde vertauscht, als ich meine Rucksackexpedition antrat, so wäre diese jedenfalls sehr unangenehm geworden. Meine Gefährten, die ich nach einer halben Stunde wieder einholte, warteten unterdessen am Fusse des überhängenden Zahnes in der Ostkante auf mich. Nunmehr übernahmen Bachschmid und Christa als Kenner des Weges die Führung. Auf schmalen Rasenbändern über die glatten Platten hinweggaukelnd, wandten wir uns in einer grossen Schleife abwärts gegen die Mitte der Wand; das Terrain ist noch immer nicht leicht und erfordert viel Achtsamkeit. Als wir auf tiefe, glatte Rinnen stiessen, änderten wir wiederum die Richtung und gelangten schliesslich in der innersten nördlichen Ecke der Wand, in der Nähe der Ostkante auf den sicheren Geröllboden. Der Abstieg über die 400 *m* hohe Wand hatte 3 Stunden in Anspruch genommen.



Südostwand der Höfats vom Älpele aus gesehen.

Wenn ich die hier beschriebene Route Jenen empfehle, die auf Gras vollste Sicherheit besitzen, — aber auch nur diesen, — so geschieht es, weil sie die Elitetour unter allen ganz reinen Grastouren ist und in dieser Art in den Alpen schwerlich ihresgleichen findet.

Wir stehen heute, wie dies oft genug betont wird, in der Ära der alpinen Detailforschung, und ich möchte vorstehende Monographie als einen kleinen Beitrag zu derselben betrachtet wissen. Der noch vor einem Lustrum in mythisches Dunkel gehüllte Berg gehört nunmehr zu den erschlossensten der ganzen Alpen; die wenigen Touristen, die sich früher wirklich um die Höfats kümmerten, haben schon im vergangenen Sommer eine Reihe von Nachfolgern bekommen, und im Interesse des Berges, der es redlich verdient, möchte ich wünschen, dass deren immer mehr würden. Wenn recht viele unserer Vereinsgenossen durch diese Zeilen bewogen werden, die ausgetretene Heerstrasse zu verlassen und auf den hier gewiesenen schöneren und interessanteren Pfaden zu wandeln, dann ist ihr Zweck vollauf erfüllt.

Der Gurgler Kamm.

Von

Gustav Becker.

Vorwort.

Über die Frage, ob das Alpengebiet touristisch vollkommen erforscht ist oder nicht, besteht kein Zweifel. Sie wird von allen Seiten verneint. Nicht nur in weniger bekannten und begangenen Gebieten, sondern auch in den allerbesuchtesten Gegenden findet der Alpenfreund, wenn er nur gründlich sich umsieht, Neues und Interessantes. Verkündete doch vor nicht zu langer Zeit Rev. W. A. B. Coolidge im »Alpine Journal« (Bd. XVII, S. 55), dass er beim Sammeln des Materials für seinen »Bergsteigerführer zum Berner Oberland« viele Lücken in den gedruckten Berichten entdeckt habe, und derselbe verdienstvolle Alpenerforscher konnte unlängst (Alp. Jour., Bd. XVII, S. 404) die Thatsache verzeichnen, dass auf einen der berühmtesten und schönsten Gipfel der Alpen, die Jungfrau, noch zwei interessante, allerdings äusserst schwierige Anstiegsrouten ihrer Begehung harren. Was von der Schweiz gilt, trifft in erhöhtem Maasse von dem erst später bekannt gewordenen Tirol zu. Ja, wir begegnen hier der merkwürdigen Thatsache, dass in einem der am meisten besuchten Thäler eine ganze Reihe stolzer Gipfel auffallend vernachlässigt wird und in vielfacher Hinsicht ein sozusagen noch unbekanntes Land bildet — der Gurgler Kamm! Mögen die nachfolgenden Darstellungen etwas dazu beitragen, dass dieses Gebiet der unverdienten Vernachlässigung entrissen wird!

Einleitung.

Wenn man die aussichtsreiche Strasse emporsteigt, welche von Neumarkt nach Fassa führt, treten im Gegensatze zu dem lieblichen Landschaftsbilde des sonnigen, grünen Etschthales im fernen Nordwesten Schneeberge hervor, stolz und mächtig, breit und massig im Aufbaue. Es sind Gipfel des Gurgler Kammes, der südöstlichen Umrandung des gewaltigen Ötzthaler Gebirgsstockes, die da herüber grüssen, als wollten sie den nach den Dolomiten strebenden Wanderer daran erinnern, dass auch an ihren Wänden, Graten und Zacken manch interessantes Problem zu finden ist, würdig des Schweisses der Besten. Und zum Lohne bieten sie den entzückenden Blick auf das Heer all der Felszacken, Thürme und Klippen, die im Osten empor-

starren als Reste alter Meeresfluth, — das Lieblingsgebiet der heutigen Kletterfreunde! Selbst vom Etschlande aus erkennt man die Königin des Gebietes, die prächtige Hochwilde, den Centralhebungspunkt des Gurgler Kammes![1]) Doch wie so ganz verschieden von dem Berggebilde, welches wir von unserer Wanderung nach dem Ramoljoche in der Erinnerung haben, stellt sie sich dar! — Dort ein wild zerzackter Felskamm, der aus den Schnee- und Eisfeldern des Gurgler und Langthaler Ferners 3—400 *m* hoch emporsteigt; hier, von der Flanke gesehen, eine massig aufgebaute Pyramide mit nur kleineren Schneeflecken bedeckt, das umliegende Gelände wie eine Riesenbastion um etwa 600 *m* überragend. Und diese Verschiedenheit des Mittelpunktes unseres Kammes, je nachdem man ihm von Süden und Osten her oder von Norden und Westen aus entgegentritt, bildet das charakteristische Zeichen für den Aufbau des gesammten Gurgler Kammes von der Karlesspitze bis zum Timbler Joche. Auf dieser ganzen, fast 23 *km* langen Strecke finden wir an der Aussenseite des Ötzthales, also im Süden und Südosten, steilen Absturz ohne wesentliche Gletscherentwicklung, an der Innenseite, gegen Norden und Nordwesten zu, aber sanfteres Gehänge mit grossen Schnee- und Eisfeldern. — Der Kamm selbst nimmt in seinem obersten Theile meist einen scharfkantigen Charakter an; er besteht aus einem schneideähnlichen, zerhackten Grate, dessen höchste Zacken meist nur einige hundert Meter über die Sattelhöhen sich erheben und die Gipfel darstellen. Als eine Folge der geringen Unterschiede zwischen Scharten und Gipfel erscheint die verhältnissmässig bedeutende Gesammthöhe des Gurgler Kammes, welche als Mittelwerth zwischen Gipfeln und Scharten Sonklar auf 3047 *m* berechnet hat.[2]) Und als weitere Folge dieser die ganze Ötzthalergruppe auszeichnenden Erscheinung ergiebt sich für den Bergfreund die Möglichkeit zu ausgedehnten Grat- und Kammwanderungen. Das vorherrschende Gestein ist der Glimmerschiefer; seine rasche Verwitterung und geringe Festigkeit erheischen von dem Bergwanderer Gewandtheit und besondere Vorsicht.

Der charakteristische Unterschied zwischen der Innen- und Aussenseite des Gurgler Kammes findet sein Seitenstück in der Entwicklung der Querkämme. An der Aussenseite suchen wir sie vergeblich, nur wenige, kurze, steil abfallende Felsgrate unterbrechen die jähen, 1100—1400 *m* hohen Gehänge des Pfossen- und Pfeldersthales, welche im Süden und Osten den Kamm umrahmen. Anders sieht es auf der Innenseite aus; sechs ausgebildete Querkämme strahlen vom Hauptkamme in nordwestlicher Richtung nach dem Gurgler Thale zu, nämlich: der Mitter-, Schwärzen-, Seelenkogel-, Kirchenkogel-, Granaten- und Königskogelkamm.

Das Nähere über den Grundriss des ganzen Gurgler Kammes in seinen Haupttheilen von der Karlesspitze bis zum Königsjoch, die Querkämme und fünf Thäler zeigt die nachfolgende Kartenskizze.[3]) Wer im übrigen Genaueres über die Orographie des Kammes und seine Gletscher erfahren will, den verweise ich auf Sonklar's Werk und seinen im Jahrgang 1877 der Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz über den Gurgler Ferner.

---

[1]) Sonklar, Die Ötzthaler Gebirgsgruppe, S. 292.

[2]) Wenn man die Karlesspitze in den Kamm einrechnet und die Höhen der neuen Specialkarte zu Grunde legt, gewinnt man aus den acht Hauptgipfeln und sechs Jochhöhen nach der Sonklar'schen Formel die Ziffer 3116 m.

[3]) Den touristisch weniger interessanten, nördlichen Theil des Kammes »Vom Königs- bis zum Timblerjoch« lassen wir ausser Betracht.

Die Karten und Bergnamen.

Als vor 135 Jahren (1760) Peter Anich das mühevolle Werk der Mappierung Tirols begann, harrten seiner ausserordentliche Schwierigkeiten, wohl nicht zum geringsten im Gurgler Gebiete, das damals ein völlig unbekanntes Land war. Trotzdem ist es ihm auch hier gelungen, in vieler Beziehung Grundlegendes, für alle Zeit Giltiges zu schaffen. Den jetzt unter dem Namen Karlesspitze bekannten Gipfel nennt er Gruebspitze; dieser beherrscht das von dem Gruebbach durchzogene Gruebthal, auf Reymann's Specialkarte noch Fossenthal, heutzutage Pfossenthal, genannt. Die Ableitung dieses Namens von dem Worte fossa = Graben, kann hiernach keinem Zweifel unterliegen. Als Reste der früheren Benennung finden wir noch jetzt den Gruben-Ferner im hintersten Pfossenthale am Fusse der Hoch-Weiss-Spitze, dem der Thalbach entspringt, sowie die Alpen »Auf der Gruben« unterhalb des Kesselferners und »In der Gruben« unterhalb der Karlesspitze.

Der jetzt Falschungspitze benannte, der Karlesspitze sich anreihende Gipfel heisst bei Anich Rimspitze und das kleine, von ihm herabkommende Bächlein »Rimbach«. Der Übergang über das Gurgler Eisjoch findet sich ebensowenig angegeben, als das Eisjöchl am Bild; auch die Bezeichnung der Hochwilden fehlt; der Name Hochwild-Ferner steht an der Stelle des heutigen Kesselferners. Völlig zutreffend erscheint am richtigen Platze das »Langthaler Jöchl« eingetragen; die nun folgende »Wilde Spitze« ist mit dem hinteren Seelenkogel identisch;[1]) der Planerbach kommt als Ausfluss des gleichnamigen kleinen Gletschers unterhalb dieses Gipfels herab; es entspricht daher nur der Consequenz, diesen direct oberhalb Plan gelegenen Gletscher Plan-Ferner — nicht Sandfeld-Ferner, wie dies neuerdings geschieht[2]) — zu benennen.

Den Hochfirst (von Anich »Hoher Fürst« benannt) verlegt er an die Stelle der heutigen Seeberspitze, also an den Vereinigungspunkt des Seeberkammes mit dem Hauptkamme, und giebt ihm das Sternchen, d. h. das Zeichen des grossen Berges. Wer das Gelände näher angesehen hat, wird begreifen, dass hier leicht ein Irrthum unterlaufen konnte.

Ganz an der richtigen Stelle verzeichnet Anich den Hangerer (von ihm Hängererkogel genannt), den Kirchen-, Granaten- und Königskogel; letzteres ist um so mehr hervorzuheben, als die erste Ausgabe der Specialkarte es hundert Jahre später fertig gebracht hat, dem Königskogel seinen Platz im Hauptkamme statt im Querkamme (Königskogelkamm) anzuweisen; auch die 1874 erschienene Alpenvereinskarte enthält dieselbe Ungenauigkeit, erst die verbesserte Specialkarte — das geradezu entsetzliche Fremdwort »reambulierte« Specialkarte wollen wir bei Seite lassen — setzte ihn an seinen richtigen Fleck.

Panker und Timbler Joch finden sich gleichfalls an der rechten Stelle; den Weg über das Timbler Joch, sowie jenen zum Steinernen Tisch — und zwar auf der rechten Thalseite über die Gurgler Alm — hat Anich ganz richtig gezeichnet; am Steinernen Tisch-Bilde vermerkt er ein Häuschen. Den Ferner nennt er den Grossen Ötzthaler Ferner, eine Bezeichnung, die trotz der Anfechtung Sonklar's ihre volle Berechtigung hat.[3])

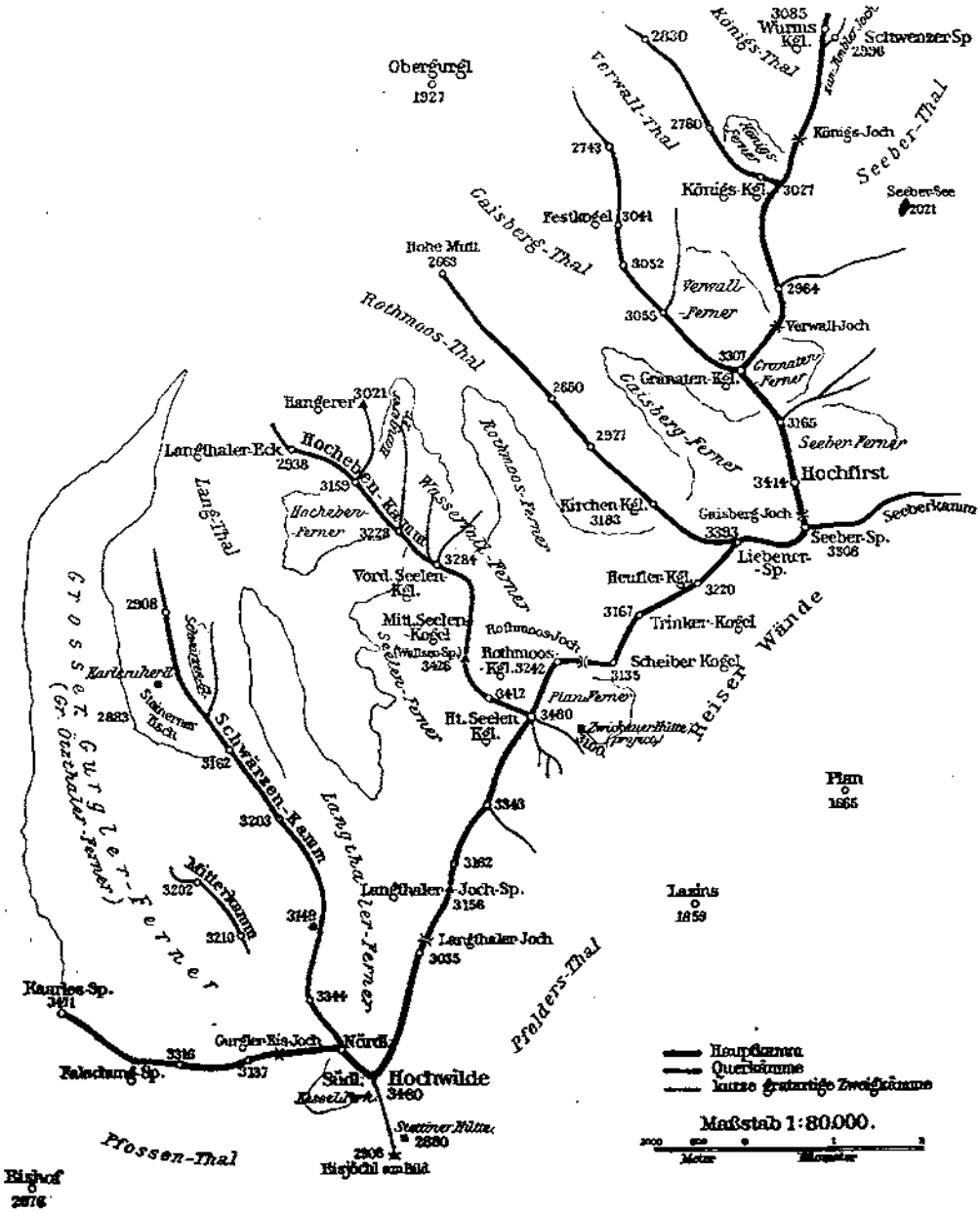
In den Jahren 1815—20 entstand eine neue Karte unseres Gebietes, die Hauslab'sche; leider gelang es mir nicht, einen Einblick in dieses Werk zu erhalten. Es

[1]) Vgl. auch Ruthner, Aus Tirol, S. 355 und 356.

[2]) Siehe die verbesserte Specialkarte.

[3]) Siehe Sonklar, a. a. O., § 91; dagegen Ruthner, Aus Tirol, S. 372, Trientl. M. Ö. A.-V. 1864, Bd. II, S. 29—34.

verflossen 40 Jahre, ehe eine weitere Ötzthaler Karte herausgegeben wurde. In den fünfziger Jahren widmete sich der damalige Oberstlieutenant Herr Karl Sonklar, Edler von Innstädten, der Erforschung der Ötzthaler Gebirgsgruppe; als Frucht dieser äusserst gründlichen und umfassenden Studien erschien im Jahre 1860 sein



ausgezeichnetes Werk: Die Ötzthaler Gebirgsgruppe, mit besonderer Rücksicht auf Orographie und Gletscherkunde dargestellt. Der diesem Werke beigegebene Atlas liefert auf Tafel II eine brauchbare, gute Karte des ganzen Gebietes. Sonklar hat besonders im Gurgler Kamme eine Anzahl bisher noch nicht benannter oder in der

Benennung zweifelhafter Punkte näher bestimmt und ihnen theilweise erst Namen gegeben. Wer also in der Gipfelbenennung sicher gehen will, muss Sonklar's Werk zu Rathe ziehen. Leider ist dies bei Herstellung der »Specialkarte für die österreichisch-ungarische Monarchie« nicht geschehen und selbst die verbesserte Specialkarte weist noch recht grobe Versehen auf. Man scheint sich eben an die im Volksdialecte meist verunstalteten Namen gehalten und nicht einmal die 1874 erschienene Alpenvereinskarte, welche im wesentlichen die richtigen Bezeichnungen enthält, ausreichend benützt zu haben; ob und inwieweit Druck- und Schreibversehen mit unterlaufen sind, mag unentschieden bleiben.

Im einzelnen ist Folgendes zu bemerken: 1. Sonklar nannte das schlanke, scharf zugespitzte Horn (es ist ein Doppelgipfel), südwestlich der Seeberspitze, noch im Hintergrunde des Gaisbergthales gelegen, zu Ehren des k. k. Baudirectors von Tirol und Vorarlberg, Herrn von Liebener, »welchem die Geognosie dieses Landes viel verdankt«, Liebenerspitze.[1])

Die erste Ausgabe der Specialkarte nahm diesen Namen an, verunstaltete ihn aber in Siebenerspitze. Doch damit noch nicht genug; die verbesserte Specialkarte unterschlägt den Namen Liebenerspitze gänzlich und setzt dafür: Hinterer Kirchenkogel; die nothwendige Folge davon war, dass man als Vorderen Kirchenkogel den Berg bezeichnete, welcher bisher als Hinterer Kirchenkogel oder »Kirchenkogel« schlechtweg galt. Sonklar charakterisiert ihn mit den Worten: ein nadelartiger, hoher Felsgipfel, zwischen dem Gaisberg- und Rothmoosthale.[2]) Er hat zwei niedrigere Vorgipfel, die man den Vorderen und Mittleren Kirchenkogel nennen kann. Letzterer wird als leicht zu erreichender, lohnender Aussichtsberg[3]) von Sonklar hervorgehoben; beide sind keine selbstständigen Gipfel, sondern nur vorspringende Punkte des Kirchenkogelkammes zwischen der Hohen Mutt und der eigentlichen Spitze des Kirchenkogels. Die Alpenvereinskarte (1874) enthält daher auch ganz zutreffend und an der richtigen Stelle nur den Namen: Kirchenkogel; desgleichen die erste Ausgabe der Specialkarte; die verbesserte Specialkarte erweist sich sonach in dieser Hinsicht als eine Verschlechterung.

2. Östlich vom Rothmoosjoche erhebt sich eine 3135 *m* hohe Schneekuppe, von Fels unterbrochen; Sonklar nennt sie zu Ehren seines wackeren Führers Benedikt Scheiber von Gurgl, den Scheiberkogel.[4]) Auf der verbesserten Specialkarte fehlt der Name für diesen Punkt, die erste Ausgabe verpfuschte den Namen wahrscheinlich infolge Druckfehlers in Scheiterkogel, eine Bezeichnung, die absolut keinen Sinn hat.

3. Ebenso ergieng es mit dem weiter nordöstlich sich anreihenden Kogel, einer schneebedeckten, etwas abgestumpften Felskuppe. Sonklar taufte sie auf den Namen des um die Tiroler Höhenmessung hochverdienten Bergraths J. Trinker[5]) den Trinkerkogel. In der ersten Ausgabe der Specialkarte ist daraus Flinkerkogel geworden; die verbesserte Karte näherte sich wieder der richtigen Benennung, das i verwandelt sich aber diesmal in e und so heisst jetzt der unglückliche Berg auf den Specialkarten Trenkerkogel.

4. Im Seelenkogelkamm finden wir bei der ersten Ausgabe statt des Namens »Mittlerer Seelenkogel« die Bezeichnung »Wallseespitze«, welche dem Kataster entnommen ist. Schon Sonklar versichert, dass dieser Name im Thale unbekannt sei.

[1]) Sonklar a. a. O., S. 43, Nr. 7.
[2]) A. a. O., S. 43, Nr. 8.
[3]) Sonklar in J. Ö. A.-V. 1867, Bd. III, S. 14.
[4]) A. a. O., S. 44. Nr. 11.
[5]) A. a. O., S. 44, Nr. 10.

In die verbesserte Specialkarte wurde der Name Mittlerer Seelenkogel aufgenommen, aber der Katastername in Klammern beigesetzt. Über den Ursprung und die Bedeutung des Wortes »Wallseespitze« fehlt jeder sichere Anhalt. Ich vermuthe, dass es verdorben und aus »Wasserfallspitze« entstanden ist, denn der Mittlere Seelenkogel bildet den Mittelpunkt des Wasserfallferners.

5. Die erste Ausgabe der Specialkarte gebraucht statt des Namens »Rothmooskogel« das Wort »Rothmoosfernerkogel«; auch die Alpenvereinskarte enthält diese Bezeichnung; die verbesserte Specialkarte geht auf den einfacheren, von Sonklar eingeführten richtigen Namen »Rothmooskogel« zurück.

In Beziehung auf die Höhenangaben zeigt die verbesserte Specialkarte im Vergleich zur ersten Ausgabe erhebliche Abweichungen. Von den 16 Gipfeln unseres Gebietes, die in den beiden Karten verschiedene Höhenbezeichnungen haben, führe ich folgende drei Fälle an: Vorderer Seelenkogel: alte Specialkarte 3390 *m*, verbesserte Specialkarte 3284 *m*, also Differenz 106 *m*; Rothmooskogel: alte Specialkarte 3332 *m*, verbesserte Specialkarte 3242 *m*, also Differenz 90 *m*; Kirchenkogel: alte Specialkarte 3290 *m*, verbesserte Specialkarte 3183 *m*, also Differenz 107 *m*. Wir wollen hoffen, dass die Höhenangaben der verbesserten Specialkarte sich als zuverlässiger erproben! — Die im Verlag von Lechner 1895 erschienene Specialkarte im Maassstabe von 1:50000 erweist sich lediglich als eine farbige Ausgabe der verbesserten Specialkarte, in welche nur noch die markierten Wege eingezeichnet sind.

Die Unterkunftsverhältnisse und Jochübergänge.[1])

Von den Thälern, welche dem Gurgler Kamme angehören, sind nur das Gurgler-, das Pfossen- und das Pfeldersthal ständig bewohnt. In Obergurgl hat der Tourist die Wahl zwischen dem allbekannten, gemüthlichen Gasthause des Curaten, und dem neuen, gut geführten Wirthshause des Führer-Obmanns Martin Scheiber. Beide eignen sich auch zu längerem Aufenthalte. In Pfelders findet man ein einfaches Wirthshaus, das für bescheidene Ansprüche genügt, im Pfossenthale dagegen muss man mit der Gastlichkeit des Bauern auf dem Eishofe vorlieb nehmen. Die Schilderungen des Professors L. Bahr[2]) über seine ungastliche Aufnahme im Eishofe legen den Gedanken nahe, wie es wohl dem unglücklichen Peter Anich seiner Zeit ergangen sein mag, als er in dieser Wildniss seine kartographischen Aufnahmen machte, von den argwöhnischen Bauern überall angefeindet und verdächtigt. Noch heutzutage findet der Wanderer im Eishofe nur kümmerliches Obdach und die Aussicht, dass es da einmal besser werden könnte, erscheint in weite Ferne gerückt!

Unterkunftshütten suchte man bis jetzt im Gurgler Kamme vergebens, doch wird in ein paar Jahren diesem Mangel abgeholfen sein. Die Section Stettin baut 1896, da man ihr im Pfossenthale keinen Platz gab, ihre Hütte auf der jenseitigen Seite des Eisjöchls im Pfeldersthale, unter den Abhängen der Hochwilden. Die Besteigung dieses Berges, die des Seelenkogels, sowie der Übergang über das Langthaler Joch sind hiermit von Pfelders aus bedeutend erleichtert.

Auf der Gurgler Seite werden durch Erbauung der Karlsruher Hütte »Fidelitas« am Steinernen Tische der Schwärzen- und Mitterkamm, die Karles-, die Falschungspitze, die Hochwilde, der Übergang über das Gurgler Eisjoch und das Langthaler Joch, ja selbst die Seelenkögel und der Hochebenkamm bequemer zugänglich gemacht werden.

---

[1]) Vgl. Erschliessung der Ostalpen, Bd. II, S. 375.
[2]) J. Ö. A.-V., III. Band, 1867. — Jetzt besteht dort ein Fremdenstübchen.

Die Section Zwickau erbaut voraussichtlich im Jahre 1897 auf dem schneefreien Felskopfe, welcher im Planferner liegt, eine Hütte und erschliesst dadurch von Plan aus den Seelenkogel, den Kirchenkogelkamm und die Gipfelreihe des Hauptkammes zwischen beiden Querkämmen; sie erleichtert auch den Übergang über das Rothmoosjoch.

Höchst wünschenswerth wäre eine Hütte im Seeberthale beim Seeber-See; nicht nur eine Reihe hochinteressanter Hochtouren wäre dort auszuführen, sondern die Hütte würde zugleich das bis jetzt fehlende Verbindungsglied zwischen Obergurgl und dem Becherhause in der Stubaier Gruppe bilden, das viel zu selten begangene Königsjoch der unverdienten Vergessenheit entreissen, und den Weg über das langweilige Timblerjoch ersparen.

Über das Verwall-, Rothmoos-, Langthalerjoch, Gurgler Eisjoch und Eisjöchl am Bild findet sich im Ostalpenwerke alles Erwähnenswerthe zusammengestellt; den schwierigsten Übergang bildet jedenfalls das Gaisbergjoch; von einer Begehung ist bisher noch nichts bekannt geworden; man muss, um von der Gaisbergthalseite hinab auf den Seeberfirn zu gelangen, die Schneewächte durchschlagen; der nächste Abstieg ist steil und erfordert wegen der starken Zerklüftung entsprechende Vorsicht.

Wenden wir uns nunmehr den einzelnen Gipfeln unseres Gebietes zu!

Der Mitterkamm.

Vom Steinernen Tische aus erblicken wir schwarze, zackige Felsklippen, von der Hochwilden gleichsam wie ein Vorposten in den Gurgler Gletscher hinein vorgeschoben. Sie theilen den Ferner in zwei Ströme und erzeugen dadurch zum Theile die eigenthümlichen, von Sonklar in der Zeitschrift des A.-V., Bd. VIII (1877), S. 1—14 geschilderten Verhältnisse im Baue des Gurgler Gletschers. Es ist der Mitterkamm, früher Mitterkamp genannt. Wir unterscheiden an ihm einen niedrigeren Vorgipfel, sodann drei nahe bei einander stehende Felszacken, von denen einer mit 3202 *m* bezeichnet ist. Eine weitere, 3210 *m* hohe Spitze steht als Endpunkt des Kammes der Hochwilden zunächst; ein Firnfeld, nicht allzu steil, führt bis zum Gipfel und erleichtert damit wesentlich die Besteigung. Anders ist es mit den drei vorderen Felsspitzen. Sie streben jäh aus der Firnumhüllung empor und scheinen in ihrem obersten Theile nach Nordosten zu sogar überzuhängen. Die wenigen steil nach oben führenden Firnstreifen weisen zahlreiche senkrechte, hellbraun gefärbte Streifen auf, das sichere Zeichen des Steinfalles, und wenn wir näher zusehen, finden wir am Fusse des Kammes Steine in verschiedener Grösse, deren Herkunft von der Höhe ausser Zweifel steht. Ich entschloss mich daher, die Besteigung des Mitterkammes von der entgegengesetzten Seite zu versuchen, als ich mich am 31. August 1894 mit dem Führer Siegfried Gstrein in Hüttenbauangelegenheiten auf dem Steinernen Tische befand.

Über touristische Ersteigungen dieses Berges war bis dahin nichts veröffentlicht worden; Führer Blasius Grüner soll, wie ich später erfuhr, vor Jahren mit einem Touristen oben gewesen sein; Näheres liess sich nicht erkunden. Vielleicht handelte es sich nicht um eine Ersteigung der höchsten Spitzen, sondern um eine botanische Durchforschung des interessanten Kammes, auf welchem Professor Kerner ausser verschiedenen Moosen und Flechten nicht weniger als zehn alpine Pflanzenarten gefunden hat. Die Südwestseite, welche ich zum Anstieg gewählt hatte, bietet einen doppelten Vortheil. Sie ist, weil der Sonne zugewandt, von steingefährlichen Schneerinnen ziemlich frei; überall steht der blanke Fels zu Tage; sodann erscheint die relative Höhe zwischen ihr und dem Firnfelde des Gurgler



Nach einer Photographie von W. Paulcke, Freiburg i. B.

Lichtdruck der Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Gurglerkamm von der Hohen Mutt.

Gletschers geringer, als jene auf der Nordostseite. Ich hatte die Absicht, die drei vorderen Felsgipfel des Mitterkammes zu überqueren, stieg daher vom Gletscher nahe dem nordwestlichen Ende des Kammes in die Felsen ein; mühsam war das Beginnen, denn grosse Platten und Blöcke, wirr aufeinander lagernd, mussten überklettert werden; bald war der Grat gewonnen und nun strebten wir dem Vorgipfel zu, der schon vom Ramolhause zu erkennen ist. Nach nicht allzulanger Zeit war er erreicht, und wir standen vor den drei Hauptgipfeln, deren erster durch eine Einschartung von uns getrennt war.

Jetzt begann der zweite, schwierigere Theil der Besteigung. Vorsichtig kletterten wir zur Scharte hinab und noch behutsamer in die Höhe. Der Fels bietet viele Griffe und Tritte; aber wehe dem, der diesen Griffen allzu viel vertraut, oder sie zu scharf anfasst! Er läuft zum mindesten Gefahr, dass ihm eine centnerschwere Steinlast die Füsse zerschmettert, denn nicht bloss Steine, sondern ganze Platten lösen sich bei unvorsichtiger Berührung ab. Für das Wohl späterer Besteiger besorgt, reinigten wir den Weg thunlichst und schickten manch' namhaften Felsbrocken die Abhänge hinab. Der erste Gipfel war in etwa 45 Minuten erreicht; man kann bei ihm noch von einer Gipfelfläche sprechen im Gegensatze zu den nächstfolgenden zwei Spitzen, die lediglich aus steil aufgerichteten Platten bestehen. In etwa fünf Minuten vorsichtigen Kletterns waren wir drüben auf dem Mittelgipfel, vor uns erhob sich der dritte, die höchste Spitze. Der Mittelgipfel hängt nach Nordosten über; der Blick gleitet unmittelbar hinab zu dem 200 *m* unter uns liegenden Firnfelde; nach der Südwestseite zu sieht es nicht viel besser aus; wenn auch nicht überhängend, so fällt der Fels doch immerhin ziemlich senkrecht nach dieser Bergseite ab; nur über den Gipfelgrat geht es weiter, vor oder zurück. Wir dachten nur an das Vorwärts; es galt, die Scharte vor dem letzten Gipfelzacken zu erreichen. Doch den Weg dahin verlegte uns ein senkrecht abfallender Fels; eine Umgehung dieser Sperre erschien nur nach links, also nach der Nordostseite zu, möglich. Ich kletterte voraus; zwischen zwei eng nebeneinander stehenden Felsblöcken wand ich mich durch; unten festen Stand zu fassen war schwierig, denn der Felsboden unterhalb des Gipfels ist fast zu Sand verwittert und setzt sich bei jedem Tritte in Bewegung. Ich stellte mich links, so gut es gieng, unter den überhängenden Gipfelfelsen fest, Gstrein kletterte nach. Hierauf drückte ich mich seitwärts an die Felsen, um ihm einen Durchschlupf nach rechts zu lassen; Gstrein stand jetzt neben mir und machte den Weg, d. h. er klopfte von dem zu umgehenden Felsblocke die am meisten vorspringenden Ecken, deren Losbrechen zu befürchten war, ab, stampfte in den Schotter ein paar leidliche Tritte und schlängelte sich dann möglichst sachte um den Fels herum, hinüber zur Scharte. Ich folgte ihm auf die gleiche Weise. Nun wurde der letzte Gipfelzacken in Angriff genommen; bald war die Spitze erreicht, ein steil aufgerichteter Felsblock, auf dessen etwa einen halben Quadratmeter grosser, schräger Oberfläche eine Platte lag. Unter dieser Platte barg ich den Zettel mit den Angaben über meine Besteigung; sie hatte vom Steinernen Tische bis zum Fusse des Berges eine Stunde und eine weitere Stunde bis zum dritten Gipfelzacken erfordert.

Der Ausblick bot hauptsächlich für die Nähe Interessantes; man thront auf schmaler Kante hoch oben, mitten im Eisfelde des Gurgler Ferners, dessen beide Hauptströme uns umfluthen; die Gipfel des Seelenkogelkammes im Nordosten und jene des Schalfkammes im Westen, begrenzen das Bild; die Spitze der südlichen Hochwilden ist deutlich erkennbar, den Grat zwischen beiden Gipfeln erblickt man in der Verkürzung; Gstrein nannte ihn messerscharf und unüberschreitbar; seine Schwierigkeiten konnte man von hier aus nicht schätzen. Mitten aus der Eis- und Felseinsamkeit blinkt das klare Seelein des Steinernen Tisches herauf.

Nach einem Aufenthalte von etwa einer halben Stunde traten wir den Abstieg an. Ziemlich direct kletterten wir von dem dritten Felszacken nach Südwesten zu ab und wandten uns allmälig etwas nach rechts zu einer plattigen, steilen Rinne, nach deren langsamen Durchkletterung auf ein kleines Schneefeld abgestiegen wurde. Gstrein schlug mit grosser Gewandtheit in den vereisten Schnee bequeme Stufen; nun noch ein kurzes aber mühsames Steigen über plattige Felstrümmer und wir standen auf dem Firnfelde des Gurgler Gletschers, 40 Minuten nach Verlassen der Spitze. Fünf Stunden später waren wir wieder glücklich in Obergurgl angelangt mit dem freudigen Glauben, eine Erstlingstour ausgeführt zu haben; ob aber die Thatsachen unserem Glauben entsprechen, erscheint als zweifelhaft, und so muss diese Frage vorerst unentschieden bleiben. Am 1. September brach ein starkes Gewitter los; ich eilte in die Heimath, meine Zeit war abgelaufen, doch ich schied vom Ötzthale in der Hoffnung, im kommenden Jahre die Gurgler Berge wieder zu besuchen; namentlich jener Grat zwischen den zwei Hochwildspitzen wollte mir nicht aus dem Sinne. Sollte er wirklich ungangbar sein und des Wortes: "Where is a will, there is a way" spotten?

Anfang August 1895 war ich wieder unterwegs ins Ötzthal. Am 9. August strahlte heller Himmel; Siegfried Gstrein, den ich gern als Führer gehabt hätte, hatte sich für acht Tage versagt; aber Josef Anton Klotz war da und mit diesem trefflichen Mann und Führer, den, während ich dies schreibe, leider schon der kühle Rasen deckt, unternahm ich fast alle die folgenden Touren. Heute galt es dem

Granatenkogel, 3307 *m.*

Wenn unsere Philologen recht haben mit der Behauptung, das Wort »Kogel« stamme von dem mittellateinischen Worte cucullus, die Kapuze, so trägt der Granaten-»kogel«[1]) diesen Titel mit Unrecht, denn seine Gestalt erinnert auch nicht entfernt an die Form einer solchen Kopfbedeckung. Nach dem Gaisbergthale zu fällt er in schroffen Wänden ab und bildet von der Liebenerspitze aus gesehen eine Gratwand ohne hervorspringenden Gipfelpunkt; nach der Verwallthalseite umgiebt ihn der Gletschermantel; eine scharf ausgeprägte Gipfelform suchen wir auch hier vergebens. Die Touristen erkennen dies durch die Thatsache an, dass auf dem gewöhnlichen Wege die Wenigsten zum höchsten Punkte vordringen; man begnügt sich meist mit Erreichung der mit einer Stange gekennzeichneten, um mehrere Meter niedrigeren, nordwestlich von der eigentlichen Spitze gelegenen Graterhebung. Vom Festkogel[2]) bis zum Granatenkogel besteht der ganze Querkamm nur aus einem ziemlich scharf ausgeprägten Grate, dessen letzter und höchster Höcker Granatenkogel heisst. Es ist also ein ähnliches Verhältniss, wie wir es z. B. in den Westalpen am Ofenhorn, Monte Rosa (Dufourspitze und Ostspitze) etc. finden.[3])

Über die erste touristische Ersteigung unseres Berges ist Sicheres nicht zu ermitteln. Die Besteigungen reichen wohl weit zurück.[4])

Im Gurgler Fremdenbuche finden wir eine Notiz aus dem Jahre 1871 über eine von A. Heilmayer aus Salzburg ausgeführte Granatenkogeltour. Gewiss wissen

[1]) Die Bezeichnung Kogel für Bergkuppe ist eine alte; schon im Teuerdank (1517) wird von des perges kogel gesprochen.

[2]) Der Festkogel gehört zu den bequem zu erreichenden, schönen Aussichtspunkten; als (erster) Ersteiger des Berges hat sich Dr. Weigel aus Prag im Gurgler Fremdenbuch eingetragen. Er war am 23. Juli 1870 oben, bezeichnet die Tour als lohnend, wenn auch etwas mühsam.

[3]) Vgl. den Aufsatz des Rev. W. A. B. Coolidge. Ö. A.-Z. 1893, No. 375, S. 127.

[4]) Erschl. der Ostalpen, Bd. II, S. 369—370.

wir aber, dass der höchste, jetzt mit 3307 *m* bezeichnete Punkt, erst am 5. August 1878 von Alexander Ritter v. Worafka aus Graz in Begleitung von Peter Paul Gstrein betreten wurde. Herr v. Worafka hat daher, so lange nicht das Gegentheil bewiesen wird, als wirklicher Erstersteiger zu gelten, mögen auch noch so viele Touristen vor ihm auf dem niedrigeren Vorgipfel gewesen sein.[1]) Auf- und Abstieg vollzog sich auf der Verwallseite über den Verwallgletscher. Den Abstieg nach dem Gaisbergthale führte als Erster Baptist Hämmerle am 21. September 1881 mit Alois Gstrein von Gurgl und Bernhard Kuhn von Huben aus.[2])

Eine neue Route eröffnete H. Meynow[3]) insofern, als er am 16. Juli 1891 mit J. Unterwurzacher aus Neukirchen den kleinen Gletscher betrat, welcher sich zwischen dem Granatenkamm und einem Seitenarme desselben auf der Verwallseite eingebettet hat, und indem er von dort aus eine Anzahl Grathöcker überkletterte, ehe er die Einsattlung erreichte, von welcher aus der Gipfel auf dem gewöhnlichen Wege über ein Schneefeld, zuletzt über Fels erreicht wird.

Es dauerte etwas lange, bis ich am 9. August früh mit Josef Klotz das gemüthliche »Edelweiss« verliess, um zum Verwallthale aufzusteigen. In einer Stunde war der erste Abhang überwunden; wir befanden uns um 8 Uhr auf den Wiesen am Eingange des Verwallthales. Der Thalboden wird allmälig rauher und steiniger. Lose Trümmer, die von dem Abhange zur Rechten heruntergekommen sind, liegen in Masse umher. Wir blieben auf der (orographisch) linken Thalseite. Bald erscheint im Hintergrunde ein sanft aufsteigender Schneerücken, dessen oberster Theil in Fels übergeht. Er ist unser heutiges Ziel: der Granatenkogel. Je näher wir kamen, desto deutlicher entwickelten sich die Einzelheiten. Von der höchsten Spitze zieht in steilem Abfalle der Felsgrat herab zum Verwalljoche; er gehört zum Gurgler Hauptkamm. Mein Vorschlag, die Besteigung über diesen Grat zu unternehmen, fand den Beifall des wackeren Klotz, der für etwas Neues stets zu haben war. Wir verliessen also die linke Thalseite, überschritten, es war inzwischen 8 Uhr 35 Min. geworden, den Bach und betraten die rechte Seitenmoräne. In einer Stunde bequemen Steigens, meist über Firn, zum Schlusse über Fels, gewannen wir die Höhe des Verwalljoches. Der Blick auf die Stubaier Gruppe vor uns und nach der entgegengesetzten Seite zum Zirm- und Nöderkogel bereitete auf die Schönheit des Panoramas vor, das unser auf dem Gipfel harrte. Den anfänglichen Plan, den direct vom Joche herabkommenden Hauptkamm zum Aufstiege zu benutzen, gaben wir auf, denn erstens sieht dieser Grat äusserst steingefährlich aus, zweitens winkte uns ein zweifellos interessanterer, gleichfalls neuer Weg über den vom Hochfirst herziehenden SO.-Grat, gleichfalls ein Stück des Gurgler Hauptkammes.

Von unserem Standpunkte aus konnten wir den ganzen, ungefähr 1500 *m* langen, äusserst wild zerzackten Grat nicht übersehen; ein Seitengrat, der 500 *m* von der Hauptspitze des Granatenkogels entfernt vom Hauptkamme gegen das Seeberthal zu abzweigt, behindert den Blick. Zwischen ihm und dem von der Granatenspitze abstürzenden Hauptkamme lagert der eine Theil des in das Seeberthal fliessenden Granatenkogelferners. Über ihn führte unser Weg. Als Zielpunkt hatten wir eine Scharte im Hauptkamme ausersehen, welche sowohl von der Verwallseite wie vom Gaisbergthale aus leicht zu ermitteln ist; sie befindet sich an dem Punkte, von welchem ab der Grat stetig ansteigend zur Spitze des Granatenkogels sich erhebt. Das Firn-

[1]) Siehe den citierten Aufsatz von Rev. W. A. B. Coolidge: »Was ist eine Erstersteigung?« Ö. A.-Z., No. 375, S. 130.

[2]) Gurgler Fremdenbuch. Denselben Abstieg schlug W. Lamping aus Bielefeld am 18. Aug. 1895 mit Führer Anton Fender aus Sölden ein. M. A.-V. 1895, S. 276.

[3]) Z. A.-V. 1892, S. 324—325.

feld des Granatenkogelferners reicht beinahe bis zur Scharte hinauf. Der untere Theil des Gletschers ist, wie alle nach dem Seeberthale zuströmenden Ferner, stark zerklüftet. Die Neigung des Gehänges steigert sich im letzten Drittel auf 45—50°. Massenhaft umherliegende Eis- und Schneebrocken zeugten davon, dass in früher Jahreszeit hier Schneelawinen abgehen. Doch heute war so etwas nicht mehr zu besorgen, obwohl das schlechte Wetter der letzten Tage hier oben einen recht ansehnlichen Neuschnee zurückgelassen hatte. Wir stiegen langsam aufwärts; die immer eisiger werdende Unterlage der Schneedecke nöthigte uns alsbald zum Stufenschlagen; Klotz verstand es, mit wenigen Hieben eine gute Stufe herzustellen. Die obersten fünf bis sechs Meter erforderten besondere Vorsicht; die Schneedecke wurde dünner, die Platten waren mit Eis überzogen und theilweise locker. Klotz hatte zu thun, ehe es ihm gelang, leidlich feste Stufen für Hände und Füsse herzustellen. Als er oben war, stellte er sich fest, ich kletterte behutsam nach.

Welche Freude empfanden wir, als wir um 10 Uhr 20 Min. die schmale Gratscharte erreicht hatten! Die Aussicht nach dem Gaisbergthale zu war mit einem Schlage enthüllt. Gerade gegenüber der Schneehang der Liebenerspitze, der seine wunderbar zart geformten Eisgebilde zum Gaisbergferner hinab sendet. Links davon der schneegekrönte Hochfirst, der wildzerrissene Nord-Grat zwischen ihm und uns schwingt sich mit einem Male jäh in die Höhe, dann folgt eine Anzahl recht schroffer Felszacken, und der Firnmantel des Firstes steigt sanft an zur höchsten Spitze. Während wir so auf der engen Scharte sassen, die knapp für zwei Personen Raum bietet, uns körperlich mit Eiern, Pain, Brod und Rothwein stärkten und all' das Schöne und Interessante vor uns mit freudigen Blicken studierten, sprangen unsere Gedanken von dem Grate des Firsts, zu jenem der Hochwilden über und wir ergiengen uns in Vermuthungen über die Möglichkeit, ihn zu bezwingen. In unseren Betrachtungen wurden wir plötzlich durch ein donnerähnliches Geräusch gestört; vom Firnabsturze der Liebenerspitze hatte sich eine Anzahl gewaltiger Eisbrocken (Seracs) losgelöst und polterte hinab auf den Gaisbergferner; wir konnten noch den aufgewirbelten Schneestaub und einzelne Eiswürfel im Abrollen beobachten. — 40 Minuten dauerte unsere Rast, dann begann die eigentliche Kletterpartie. Zwei kleinere Gratthürme überwanden wir gleichzeitig kletternd und verhältnissmässig leicht. Nicht so den dritten; er erhebt sich mit einer Neigung von ungefähr 70° schroff aus dem Grate; seine charakteristische Form, ein abgestumpfter Kegel, kennzeichnet ihn schon von Weitem. Wir wendeten uns nach der Gaisbergthalseite zu, um ihn nach links zu umgehen. Erst stiegen wir ein wenig ab, dann bewegten wir uns in wagerechter Richtung weiter; der bröcklige Fels des Grates erscheint hier zu Erdreich verwittert; das ist für die Entwicklung von Pflanzen recht vortheilhaft, dem Bergsteiger aber bietet solch' lose Decke an steilem Abhange Schwierigkeiten. Wir suchten daher sobald als möglich die Grathöhe wieder zu gewinnen und benutzten den nächsten, ziemlich senkrechten Kamin, der an der entgegengesetzten, also nordwestlichen Seite des Gratthurmes ausmündet, zum Aufstiege. Trotz grösster Vorsicht war es Klotz unmöglich, das Abfallen von kleinen Steinen zu vermeiden; ich hielt mich daher so dicht als thunlich hinter, richtiger unter ihm, so dass die Steinchen mir nicht viel anhaben konnten. Es war die schwierigste Stelle der *ganzen* Besteigung. Auf dem Kamme kletterten wir meist gleichzeitig weiter, von Schwierigkeiten konnte man zwar nicht mehr reden, ganz leicht möchte ich die Kletterei aber auch nicht nennen; um 11 Uhr 50 Min. standen wir auf dem höchsten mit 3307 *m* bezeichneten Punkte. Eine herrliche Rundsicht belohnte unsere Mühe. Den Glanzpunkt bildet der Stubaier Gebirgsstock, der in unmittelbarer Nähe sich vor uns ausbreitet. Ein mir befreundeter Bergsteiger aus Karlsruhe

wanderte heute dort herum, und richtig konnte ich durch das Fernrohr eine aus zwei Personen bestehende Partie beobachten, die zum Wilden Pfaffen aufstieg; es war, wie ich durch nachträgliche Erkundigung feststellte, mein Sectionsgenosse.

Den Hauptreiz der Granatenkogelaussicht bietet der Einblick in das Verwall-, Gaisberg- und Seeberthal, aus denen abwechselnd grüne Matten, ein klares Seelein und wild zerklüftete Gletscher heraufblinken; selbst bis ins Rothmoosthal reicht der Blick; in der Einschartung zwischen Kirchenkogel und Liebenerspitze gewahren wir den prachtvollen, die linke Thalseite von Rothmoos zierenden Wasserfallferner. Gegen Westen zu entwickeln sich die Gipfel des Schalf- und Weisskammes, über denen der stolze, glänzend weisse Doppelgipfel der Venter Wildspitze thront. Die Gurgler Hochwilde ist von unserem Standpunkte aus nicht sichtbar.

Nach Osten zu erscheinen neben der Zillerthaler-, Venediger- und Glocknergruppe eine Anzahl Dolomitgipfel, allein der Ausblick zu ihnen wird uns theilweise durch Nebel gehemmt, welche trotz des sonst herrlichen Wetters aus dem Pfeldersthale zu dem Gurgler Kamme aufsteigen, bei ihrem weiteren Zuge zwar vergehen, sich aber immer wieder von neuem bilden. Es ist, als ob ein Wettergeist da unten sässe und gewaltige Nebelwolken aus einer Riesenpfeife emporpaffte. Auch von früheren Besuchern des Gurgler Kammes, V. Hecht, Meynow, Oster, wird diese Thatsache bestätigt. Es scheinen hier ähnliche Verhältnisse vorzuliegen, wie wir sie an der Süd- und Südostseite des Matterhorns[1]) finden. Der Süd- und Südostabfall des Gurgler Kammes besteht ebenso wie jener des Matterhorns hauptsächlich aus nacktem Fels, er erwärmt sich also intensiver als die vergletscherte Nordwestseite. Die an den Abhängen des Pfeldersthales warm werdende Luft steigt nothwendig in die Höhe; sobald sie die Kammlinie erreicht hat, trifft sie mit dem Luftstrome zusammen, der von der Gurgler Seite über die Gletscher und Firnfelder weht, daher erheblich kühlere Temperatur hat. Bei der Vermischung beider Luftströme wird die wärmere Pfelderser Luft abgekühlt und als nothwendige Folge tritt Verdichtung des in ihr enthaltenen Wasserdampfes zu Nebeln ein. Die Nebel verschwinden regelmässig nach Sonnenuntergang, d. h. sobald die Erwärmung der Pfelderser (Südost-) Seite aufhört.

Nach einem Aufenthalte von 20 Minuten setzten wir unsere Gratwanderung fort zu dem mit einer Stange bezeichneten, niedrigeren Gipfelpunkte, der gewöhnlich das Ziel der Granatenkogelbesteiger bildet. Diese Strecke bietet absolut keine Schwierigkeiten mehr; ohne Aufenthalt giengen wir das sanft geneigte Schneefeld hinab zur Scharte. Dort theilt sich der Weg nach dem Gaisberg- und Verwallthale. Wir entschieden uns für das letztere, zogen die Steigeisen an und schritten den steilen Firnhang, uns stets links haltend, hinab. Um 1 Uhr 40 Min. hatten wir das Firnfeld hinter uns; Eisen und Seil wurden abgelegt; gemüthlich, in froher Stimmung, pilgerten wir unserem Standquartiere zu, dessen gastliche Pforte wir um 3 Uhr 6 Min. überschritten.

Hochfirst, 3414 *m.*

Manche nennen ihn den »Hohen Fürst«, ein Name, der schon bei Anich vorkommt und von Kyselack[2]) wiederholt wird. Und es ist leicht begreiflich, wie man zu dieser Benennung gelangte; ragt doch die vornehme Gestalt des Berges, von wo immer man ihn auch erblickt, stolz über seine Umgebung empor. Er ist mehr als ein Grathöcker, er verdient den Namen eines selbstständigen Gipfels wie kein

[1]) Vgl. Whymper, Berg- und Gletscherfahrten, S. 211—212.
[2]) Skizzen einer Fussreise.

zweiter Berg mehr im Gurgler Kamme. Dass der richtige Name Hochfirst lautet, gilt heute als feststehende Thatsache. Sein felsiges Haupt, von glänzendem Firnmantel umwallt, steht wie ein Rieseneckpfeiler zwischen dem Seeber- und Gaisbergthale.

Dass sich ihm vom Seeberthale aus Jemand genaht hat, erscheint höchst unwahrscheinlich; das Seeberthal wird zu selten besucht und der zerklüftete Seeberferner sieht so wenig einladend für den Besteiger aus, dass wohl schwerlich Jemand von dieser Seite aus den Versuch unternommen haben wird; wenn aber einmal eine Hütte im Seeberthale steht, dürfte der Hochfirst die Glanznummer der Touren von dort aus bilden.

Günstiger lagen die Verhältnisse auf der Gurgler Seite. Curat Ingenuin Gärber, der nicht nur ein freundlicher Wirth, sondern auch ein tüchtiger Bergsteiger war, unternahm am 15. Juli 1870 mit Professor Dr. J. Scholz aus Berlin und den Führern Peter Paul Gstrein und Blasius Grüner die Bezwingung des stolzen Gipfels. Man gelangte zum Gaisbergjoche,[1]) vermochte aber nicht von hier aus den steilen S.-Grat zu gewinnen; man stieg daher eine Strecke abwärts zu einer Felsrinne, die, auch vom Gaisbergjoche aus deutlich erkennbar, parallel mit dem beschriebenen S.-Grate etwa 50 *m* unterhalb desselben zur Höhe führt und sich aufwärts kaminartig verengt. Sie mündet oben in eine Einschartung des S.-Grates, etwa 30 *m* unterhalb des Gipfels, in das nördlich vom Gipfel herabziehende Firnfeld.[2]) Über dieses gelangten die ersten Besteiger zum Gipfel. Denselben Weg dürfte auch im Wesentlichen beim Abstiege zum Gaisbergjoche H. Meynow eingeschlagen haben, welcher am 22. Juli 1891 eine neue, schwierige Anstiegsroute in Begleitung des Führers Unterwurzacher eröffnete. Meynow stieg an den unteren Hängen des Granatenkogels zu dem die Nordwestseite des Hochfirsts bedeckenden Eisfelde und gewann nach Überwindung einer gewaltigen Randkluft den Aufstieg über die ausserordentlich steile, 65—70° geneigte, bis zur Spitze reichende Firnwand. Meynow verband mit der Ersteigung des Hochfirsts auch jene der Seeber- und Liebenerspitze. Schon vor ihm haben dieselbe Doppeltour ausgeführt: Ernst Pühn aus München am 9. August 1884 und Dr. Otto Zimmermann aus Eisenach am 18. Juli 1887.[3])

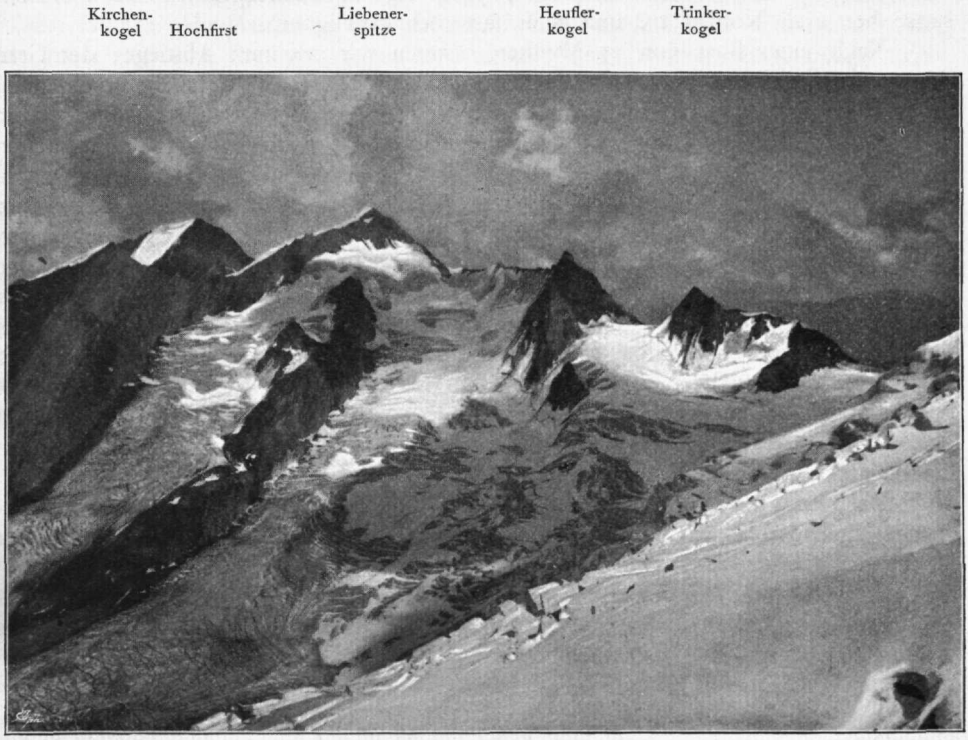
Der Morgen des 10. August sah mich unterwegs nach dem Gaisbergthale; um 5 Uhr waren wir aufgebrochen, nach anderthalb Stunden standen wir an der Zunge des Gaisbergferners; seine heute ziemlich glatte Oberfläche veranlasste uns, alsbald die Eisen anzulegen. Nach einer weiteren Stunde hatten wir die obere Plattform des Ferners erreicht, die bisherige sanfte Steigung desselben hört auf, der eigentliche, wild zerklüftete Gletschersturz beginnt. Eine Viertelstunde wurde der Rast und körperlichen Erquickung gewidmet. Während dieser betrachteten wir den Meynow'schen Aufstieg und freuten uns über die herrlichen Eisstürze, welche die Gehänge der Liebenerspitze herabsenden; die Eistrümmer, die wir gestern poltern hörten, lagen jetzt nicht weit von uns, doch führte unser Weg nicht mitten durch diese Blöcke, sondern wir stiegen in einer Entfernung von 5—6 *m* an ihnen vorbei in das Spaltengewirre des Gletscherabsturzes hinauf. An zwei Stellen musste besonders Acht gegeben werden; auf schmaler Kante war zu einer verdächtig aussehenden, steilen Schneebrücke überzusteigen; da sich an solchen Stellen immer nur einer von uns bewegte, während der andere feststand, gelang die Überschreitung ohne besondere Fährlichkeit. Um 9 Uhr 5 Min. lag der Gletscherabsturz unter uns, wir hatten das Gaisbergjoch gewonnen, einen Punkt von erhabener Bergpracht.

[1]) Erschliessung der Ostalpen, Bd. VI, S. 368—369.

[2]) Siehe das Bild: Der Gurgler Kamm von der Hohen Mutt.

[3]) Auch bei der Mappierung wurde der Hochfirst besucht und zwar zuerst in der Zeit vom 17.—20. September 1870. Siehe Erschl. der Ostalpen, Bd. II, S. 369.

Rechts von uns gegen Südosten glitzert die weisse Seeberspitze, deren theilweise überwächteter Schneegrat in weitem Bogen hinüberführt zu dem Doppelgipfel der Liebenerspitze. Gerade vor uns starren gewaltige Schneewächten über das Joch hinaus nach dem Seebergletscher zu. Und zur Linken thront der Firstkamp, der oberste Aufbau des Hochfirsts. Es liegt etwas Überwältigendes in dieser Berggestalt; ihre schwarzen, steilen Felsflanken tragen nur ganz vereinzelte Schneeflecken; jäh zieht vom Joche der S.-Grat zur felsigen, scharfen Spitze. Wenn man den Berg, so wie er sich hier darstellt, mit Zaubergewalt auf das Theodulhorn setzen könnte, so wäre ihm der Name Mittleres Matterhorn, zwischen Grossem und Kleinem Matterhorn gelegen, gewiss. — So aber wollen wir uns freuen, dass auch im heiligen Land Tirol Gipfel existieren, die, wenigstens in der Form, den Vergleich mit stolzen



Gurgler Kamm von der Seelenkogelscharte.

Schweizer Bergen nicht zu scheuen haben. Ohne Aufenthalt — wir legten nur rasch die Steigeisen ab — wurde der S.-Grat in Angriff genommen. Eine kleine Schneezunge führte uns hinüber, und nun begann ein vergnügliches Klettern bald rechts, bald links vom Grate, meistens aber auf der Gratkante selbst; die äusserst brüchigen Felsen, die zahlreichen Neuschneeflecken und der oft zu Staub verwitterte Untergrund erheischen grosse Vorsicht. Interessant war die Überwindung eines Gratthurms nicht weit vom Gipfel; Klotz umgieng ihn trotz meines Widerspruchs nach links mittelst eines senkrechten, engen Kamins, in dessen obersten Theil ein Steinblock eingezwängt ist; es war die anstrengendste Stelle, doch hatten wir damit den grössten Theil der Kletterarbeit bewältigt; in einer kleinen Viertelstunde war der Gipfel unter unseren Füssen, und zwar 55 Minuten nach Verlassen des Gaisbergjoches.

Der Blick vom Hochfirst übertrifft die Aussicht vom Granatenkogel. Der ganze Gurgler Kamm bis hinüber zur zackigen Hochwilden entfaltet sich. Seeber- und Gaisbergthal liegen vor uns ausgebreitet, den Blick nach Süden beeinträchtigt auch heute aufsteigender Nebel; völlig klar erscheint dagegen die gesammte Ötzthaler und Stubaier Bergwelt, die Zillerthaler-, Venediger-, Glocknergruppe und ein Theil der Dolomiten. Das grösste Interesse bot für mich die Betrachtung des zunächst Liegenden. Die Seeberspitze hebt sich, vom Hochfirst aus gesehen, fast gar nicht von ihrer Umgebung ab, sie erscheint als das Ende des ziemlich horizontal von der Liebenerspitze herziehenden Schneekammes. Dass die Specialkarte die Kammzeichnung hier falsch wiedergiebt, konnten wir von unserem Standpunkte aus genau sehen; nicht an der Seeberspitze, sondern ein beträchtliches Stück vorher, etwa in der Mitte zwischen Liebener- und Seeberspitze biegt der Schneegrat von der Liebenerspitze her nach Norden zu, und zwar fast rechtwinklig um.

Nach einer Rast von 25 Minuten rüsteten wir uns zum Abstiege; der Gratthurm wurde diesmal von mir, der vorausgieng, in gerader Richtung überklettert; die Griffe waren gut, wenn auch etwas weit auseinander; für den braven Klotz, dessen Statur bedeutend kleiner ist, gestaltete sich die Überkletterung etwas misslicher, doch er kam sicher nach. Wie gewöhnlich, mussten wir noch mehr als beim Aufstiege uns in Acht nehmen; die von dem Regenwetter der letzten Tage hier oben zurückgebliebenen Schneeflecken waren weich und geriethen auf dem losen Untergrunde oft ins Rutschen. Es erschien daher zweckmässig, so viel als möglich den Schnee den Abhang hinunterzuschaffen und die Bahn freizumachen, ehe man sich feststellte. Zum Herunterklettern brauchten wir genau 44 Minuten, also nur 11 Minuten weniger als beim Aufstiege. Der weitere Weg vom Gaisbergjoche über den Gletschersturz hinab gieng glatt von statten; eine schon verdächtig aussehende Schneebrücke vermieden wir und überquerten die Spalte auf einer zwar nicht dickeren, aber breiteren Schneebrücke, indem wir uns, einer nach dem andern, flach niederlegten und behutsam hinüberkrochen und rutschten.

Nach einer gemüthlichen Wanderung über die langgestreckte Zunge des Gaisbergferners schlenderten wir auf der rechten Thalseite hinaus. Um 2 Uhr rückten wir in Scheiber's »Edelweiss« wieder ein.

Wenn ich die Tour auf den Hochfirst mit der tags zuvor vollführten Granatenkogelpartie vergleiche, muss ich letztere als die schwierigere, den Hochfirst als die grossartigere bezeichnen. Demjenigen aber, der den Hochfirst über den Granatenkogelgrat (N.-Grat) zum erstenmal bezwingen, also eine ausserordentlich schwierige und zugleich grossartige Tour vollführen wird, rufe ich ein kräftiges »Berg Heil« zu.

Der 11. August fiel auf einen Sonntag. Hell und klar strahlte die Sonne, aber mit einer Tour war es heute nichts — es war Kirchentag. Welch' ein Gott und Menschen wohlgefälliges Werk hat doch die Section Frankfurt a. M. vollbracht, als sie eine Kapelle beim Gepatschhause baute! Da können die Führer eine Frühmesse hören und dann Gottes Lob noch von den Bergen herab verkünden. Aber in Obergurgl fand heute feierliches Amt mit Predigt statt und das war nicht so früh zu Ende. Das schöne Wetter hatte zahlreiche Touristen beiderlei Geschlechts nach Obergurgl gelockt, die das Ramoljoch überschreiten wollten. Auch ich entschloss mich, zum Ramolhause zu gehen, weil ich für den nächsten Tag die Karlesspitze, oder falls das Wetter sich verschlechtern sollte, wenigstens den Schwärzenkamm auf das Programm gesetzt hatte. Gegen Abend brachen wir auf, in 2 Std. 20 Min. legten wir den hübsch angelegten Weg zurück.

Im Ramolhause drängten sich Touristen und Führer, im Ganzen etwa 50 Personen; eine Folge der Sonntagsruhe machte sich selbst in dieser Höhe

bemerkbar; an betrunkenen Führern fehlte es nicht. Doch es sollte noch besser kommen. Um 10 Uhr hatte sich Alles zur Ruhe gelegt; ich schlief meiner Gewohnheit gemäss sofort ein. Nach einiger Zeit wurde ich geweckt, und zwar durch übermässig lautes Sprechen im unteren Stocke. Sollten vielleicht noch neue Gäste gekommen sein oder war es schon Zeit zum Aufbruche? — Ich zündete Licht an, es war 12 Uhr 30 Min.; ich legte mich wieder auf's Ohr und versuchte weiter zu schlafen; das unangenehme, überlaute »Dischkurieren« dauerte fort und ich merkte, wie rechts und links von mir die Leute wach und Äusserungen des Unwillens laut wurden. Da machte ich abermals Licht, es war mittlerweile 1 Uhr geworden, und gieng in die Küche, aus der mir die Stimmen entgegenschallten. Da sassen drei Führer am Tische; sie hatten in dem überfüllten Führerraume nicht schlafen können und unterhielten sich dafür so laut, dass niemand im ganzen Hause schlafen konnte. Ihr Aussehen liess auf reichlichen Alkoholgenuss schliessen. [1]) Ich hielt ihnen nun eine Predigt, die an Deutlichkeit und Derbheit allen billigen Anforderungen reichlich entsprach, darum auch ihre Wirkung nicht verfehlte, denn von nun an herrschte Ruhe im Hause.

Der Morgen des 12. August bot ein wenig erfreuliches Bild; die Nebel hiengen tief herunter, schlechtes Wetter war im Anzuge. Das Einzige, was ich heute noch vollbringen wollte und konnte, war eine Besteigung des Schwärzenkammes.

Der Schwärzenkamm

besteht bekanntlich aus einer fortlaufenden Reihe mehr oder minder scharf ausgeprägter, wilder Zacken. Als Schwärzenspitze wird nach Sonklar's Vorgang jener aus dem Kamme etwas hervorragende Punkt angesehen, welcher am nördlichen Ende des Kammes gelegen und mit 2908 *m* bezeichnet ist; seiner Lage nach muss er eine instructive und zugleich grossartige Aussicht bieten; [2]) Sonklar rechnet ihn zu den leicht zu besteigenden, lohnenden Aussichtspunkten. [3]) Der Aussicht halber stieg ich am 12. August 1895 nun nicht hinauf; meine Absicht gieng vielmehr dahin, wenn thunlich sämmtliche Zacken des Schwärzenkammes zu überklettern, eine Aufgabe, die nicht uninteressant gewesen wäre. Wir verliessen das Ramolhaus um 6 Uhr früh, stiegen ziemlich senkrecht zum Gurgler Gletscher ab und überquerten ihn in schräger Richtung gegen den Schwärzenkamm zu. Klotz hatte trotz des Nebels die Orientierung nicht verloren; er führte mich direct an der rechten Seitenmoräne des Gurgler Gletschers in die Höhe zur Hütte, die einst Sonklar am Schwärzenkamme errichten liess. Die vier Umfassungsmauern sind noch wohl erhalten, vom Dache aber liegen nur noch ein paar angebrannte, kümmerliche Balkenreste im Innern der Hütte; ziemlich direct oberhalb dieser Hütte befindet sich »der Schwärzenspitz«; seine Besteigung kostet zwar etwas Mühe wegen der zu übersteigenden, vielen, losen Steinplatten, erscheint aber als durchaus unschwierig. Um 7 Uhr 40 Min. standen wir oben und kletterten im Nebel unverdrossen weiter; auf Augenblicke löste sich der Schleier und der prächtige Schalfkogel erschien. Schon hofften wir auf leidliches Wetter, gaben aber bald alle Hoffnung auf. Die Nebel wurden immer dichter. Die Felskletterei bot Ab-

[1]) Ich will mit dieser Erzählung der Gesammtheit der dortigen Führer nicht zu nahe treten. Es waren viele darunter, die das Verhalten ihrer Kameraden auf das ernsteste missbilligten.

[2]) Ausser Sonklar, welcher am 27. August 1886 den Aussichtspunkt bestiegen hat, waren nach dem Gurgler Fremdenbuche am 19. September 1870 Lieutenant Hans Rollinger und am 5. Oktober 1870 Lieutenant Menzel Cemus aus Anlass trigonometrischer Messungen oben.

[3]) J. Ö. A.-V., Bd. III, S. 14; Sonklar, Ötzthaler Gruppe, § 62, Seite 48 u. S. 80.

wechslung; bald direct über den Grat, bald rechts, bald links von ihm wurde weitergekraxelt; aber unsere ganze Aufgabe zu lösen, schien denn doch zu bedenklich. So stieg ich wenigstens bis zu dem Gratzacken, der oberhalb des Steinernen Tisches sich befindet, suchte und fand einen Abstieg zum Steinernen Tisch, der sich leicht verbessern und für Jedermann herrichten lässt, und gab, es war 9 Uhr geworden, das Zeichen zum Rückzuge. Schleunigst stiegen wir zum Gurgler Gletscher hinab; dieser war heute so glatt, dass wir die Steigeisen hervorholten. In raschem Tempo gieng es auf das linke Gletscherufer hinüber und über die Abhänge des Küppelen-Berges, unter theilweiser Benützung des Ramolweges, nach Gurgl. Um 12 Uhr 30 Min. langten wir an; es war aber auch die höchste Zeit, ein sanfter Regen hatte begonnen, und da ich noch am selben Tage bis Längenfeld zum Besuche der Meinigen zu marschieren gedachte, so durfte ich nicht allzu lange warten. Um 7½ Uhr abends kam ich glücklich, wenn auch triefend nass, in Längenfeld an.

Scheiberkogel, Trinkerkogel, Heuflerkogel.

Der 16. August brachte noch kein freundliches Wetter; dennoch eilte ich wieder nach Obergurgl zurück. Herr Wilhelm Paulcke aus Freiburg i. Br. hatte mir freundlichst zugesagt, mich bei meinen Gurgler Bergfahrten mit seinem photographischen Apparat zu begleiten; ich freute mich ausserordentlich auf unsere gemeinsamen Wanderungen; Mitte des Monats wollte Herr Paulcke in Gurgl eintreffen; ich säumte daher nicht, rechtzeitig zur Stelle zu sein. — Der Himmel sah am Abend des 16. noch recht zweifelhaft aus; dennoch vereinbarte ich mit Klotz für den folgenden Tag eine Bergfahrt; Herr Paulcke war noch nicht angekommen; zufällig traf ich an jenem Abende einen alten Universitätsfreund; wir sassen ziemlich lange bei einander und es wurde spät, ehe ich zur Ruhe kam.

»Am Abend vor der Tour, ein bischen kneipen nur,
War oftmals schon gar sehr fatal und folgenschwer.
Um halber acht, oh weh! anstatt im ew'gen Schnee,
Liegst du im warmen Nest und schnarchst ganz fest!«

singt Fritz Brehm, unser trefflicher Karlsruher Dichter, und er hat recht. Ich lag zwar um ½8 Uhr nicht mehr im Bette, aber es wurde 7 Uhr 50 Min., ehe wir fortkamen, und den ganzen Tag fast litt ich unter den Folgen des Kneipens.

Dem Hintergrunde des Rothmoosthales sollte der heutige Tag gewidmet sein, dem Scheiber-, Trinker- und Heuflerkogel. [1])

Dicht beim Rothmoosjoche erhebt sich eine kleine Felskuppe, 3135 *m*, welche nur wenig aus der Schneeumhüllung hervorragt, der Scheiberkogel. In 15 Minuten erreicht man vom Joche aus ihren höchsten Punkt; von Besteigungen ist nur jene des Herrn K. A. Meyer[2]) aus Meerane bekannt geworden, welcher am 27. Juli 1890 mit Führer J. Pittner von Plan oben gewesen ist.

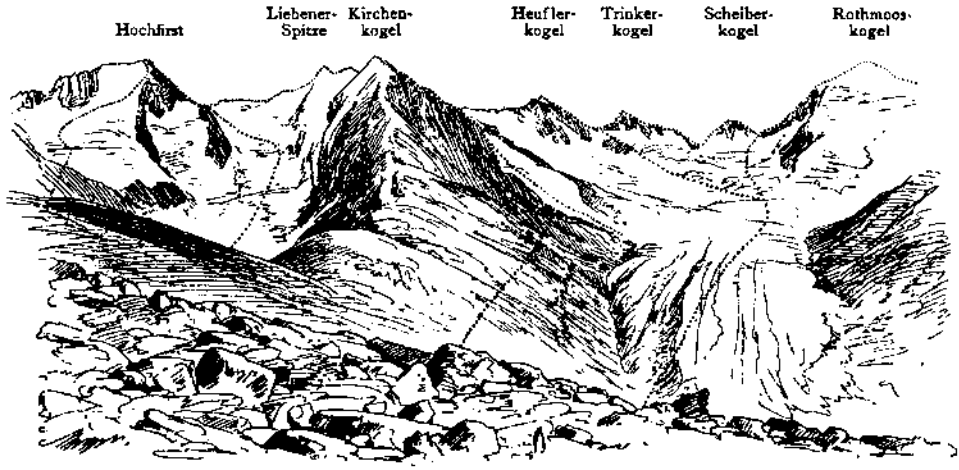
Der nächstfolgende, 3167 *m* hohe Trinkerkogel hat eine unregelmässige Form; von der Scharte zwischen ihm und dem Scheiberkogel steigt er in zwei Absätzen auf; gegen den Heuflerkogel führt der Abfall mässig geneigt ununterbrochen zur Scharte, die bedeutend höher ist, als jene zwischen Scheiber- und Trinkerkogel. Von hier aus hat am 14. August 1893 Herr Dr. Oster die Besteigung des bis dahin noch

[1]) Siehe den Lichtdruck S. 241 und das Bild S. 247.
[2]) M. A.-V. 1892, S. 183.

jungfräulichen Gipfels in Begleitung von Vincenz Santer ausgeführt. Herr Oster verliess Obergurgl um 5 Uhr 22 Min., langte an der Scharte zwischen Heufler- und Trinkerkogel um 10 Uhr 22 Min. an, und nach einem Aufenthalte von 5 Minuten wurde in 18 Minuten über den Grat zur Spitze aufgestiegen; der Rückweg fand auf demselben Wege statt und beanspruchte 32 Minuten.[1])

Auch der dem Trinkerkogel sich anreihende Heuflerkogel,[2]) 3220 *m*, wurde von Herrn Dr. Oster zum ersten Male bestiegen, und zwar von derselben Einsattlung zwischen Trinker- und Heuflerkogel[3]) aus, welche bei der Ersteigung des Trinkerkogels den Ausgangspunkt bildete.

Trotz meines etwas flauen Zustandes hatte ich mir in den Kopf gesetzt, diese drei Gipfel zu nehmen. Gemächlich giengen wir den bekannten Weg zum Rothmoosthale hinan. In anderthalb Stunden, also genau in der gewöhnlichen Zeit, hatten wir die Strecke bis zum Rothmoosferner zurückgelegt; der Neuschnee der



Gurgler Kamm von der Hohen Mutt.

letzten Tage war gefroren, das Begehen des Gletschers angenehm. Steigeisen brauchten wir auf der ganzen Tour keinen Augenblick.

Der Rothmoosgletscher spielt unter den Gletschern des Gurgler Kammes etwa dieselbe Rolle, wie die sogenannten Musterschüler in einer Classe. Seine Gestalt ist normal und zierlich,[4]) die Zunge zeigt eine so schöne Entwicklung, wie man sie nur von einem Mustergletscher verlangen kann, seine Zuflussgletscher und die Mittelmoräne sind tadellos schön. Aber er hat als Mustergletscher mit den Musterschülern auch das gemein, dass manche verborgene Tücke in und bei ihm lauert. Sein Absturz zwingt den Wanderer, der dem Rothmoosjoche zustrebt, sich möglichst an der linken Gletscherseite zu halten; dort kommt der Wasserfallferner herab; man bewundert seine entzückend schönen Eisstürze und kann sich an all der Pracht kaum satt sehen. Etwas weiter oben indess pflegt man mit der Betrachtung dieses Naturschauspiels sich nicht allzulange aufzuhalten, denn die zierlichen Eisgebilde hängen

[1]) M. A.-V. 1894, S. 7, u. freundl. Privatmittheilung.

[2]) Die Schreibweise Häuflerkogel ist unrichtig; da Sonklar den Berg nach Herrn Ritter von Heufler benannt hat, darf die Schreibweise »e u« nicht in »ä u« geändert werden.

[3]) Siehe das Nähere in Erschl. d. Ostalpen, Bd. II, S. 366.

[4]) Vgl. Sonklar a. a. O., § 82.

am Ende einer Steilwand über uns und die Eisblöcke, die bereits unten auf dem Gletscher liegen, sprechen eine ziemlich deutliche Sprache. An solchen Orten verhält man sich möglichst still und geht stetig weiter. Von Zeit zu Zeit warfen wir einen verstohlenen Blick hinauf zu den verdächtigen Eisnadeln, die allerdings gewöhnlich erst in den späteren Nachmittagsstunden sich zum Herabfallen anschicken; doch dass es davon Ausnahmen giebt, hatte ich 8 Tage vorher am Gaisberggletscher selbst beobachtet; heute blieb Alles ruhig. Die versteckten Tücken des Rothmoosferners machen sich übrigens noch weiter oben fühlbar. Zahlreiche, meist überschneite Spalten durchziehen den Firn bis hinauf zum Bergschrunde unterhalb des Rothmoosjoches. [1])

Trotz meines langsamen Steigens hatten wir um 11 Uhr 15 Min. die Jochhöhe erreicht; das letzte Stück oberhalb der Randkluft ist etwa 37° geneigt; es erforderte Stufenschlagen und in seinem obersten Theil, da wo man über nicht ganz feste Platten aufwärts klimmen muss, eine gewisse Vorsicht, zumal heute die Platten mit schlüpfrigem Neuschnee bedeckt waren. — Nach kurzem Aufenthalte am Joche giengen wir an die Besteigung des Scheiberkogels; über loses Gestein und Schneeflecken gelangten wir rasch hinauf; um 11 Uhr 30 Min. standen wir an den senkrecht aufgerichteten Platten, welche den Gipfel bilden, und begannen alsbald den Abstieg. Der Grat gestaltet sich an dieser Stelle ziemlich schmal; der Neuschnee mahnte zu besonderer Vorsicht, und so brauchten wir bis 12 Uhr 35 Min., um die verhältnissmässig kurze Strecke bis zur Einsattlung zwischen Scheiber- und Trinkerkogel zurückzulegen. Es war das erste Stück der Gratwanderung nach der Liebenerspitze zu, die seiner Zeit Herr K. A. Meyer als unausführbar angesehen hat.[2])

Und nun hinauf zum Trinkerkogel! Zuerst direct auf den Grat, dann hinausgeklettert auf die Pfelderser Seite! Auf brüchigem Fels und über Rasenflecken gieng es ziemlich steil aufwärts zur ersten Terrasse, die wir, nachdem wir eine kleine Schneewächte weggehauen hatten, leicht bezwingen konnten. Wieder gab es eine kleine Felskletterei, diesmal aber weniger steil; bald hatten wir ein zweites Schneeplateau erreicht, nur noch ein bequemer Anstieg über den sanft zur Spitze ansteigenden Grat war zurückzulegen und der Trinkerkogel hatte seine zweite Besteigung, und zwar auf neuem Wege, gefunden. Unter einer Platte lag auf dem Gipfel die Karte des ersten Besteigers, der ich bescheiden meine Ersteigungsdaten beisetzte; ich hatte drei Viertelstunden von der Einsattlung aus nöthig gehabt; der Abstieg zur Scharte zwischen Trinker- und Heuflerkogel erwies sich als leicht; treppenartig gestufter Fels begünstigte das Fortkommen. Nach einem Aufenthalte von 5 Minuten, der uns Gelegenheit gab, die schöne Aussicht ins Pfelders- und Rothmoosthal zu bewundern, gieng es wieder abwärts; um 1 Uhr 48 Min., nach 23 Minuten, hatten wir den Grat hinter uns, vor uns lag der Anstieg zum Heuflerkogel. Ich besann mich eine kurze Weile; eigentlich hatte ich für heute genug und durch meinen Weg vom Scheiber- zum Trinkerkogel sogar etwas Neues geleistet. Doch wenn man so vor dem Berge steht, kann man selbst bei ungünstiger Disposition nicht umhin, dem Drange des ursprünglichen Entschlusses zu folgen. Und so betrat ich denn das lose, meist zu kleinen Steinchen verwitterte Geschiebe des Heuflerkogels; mehr als einmal blieb ich stehen, um auszuschnaufen und es dauerte ganze 47 Minuten, bis wir den Fuss auf die Spitze setzten. Wäre ich besser disponiert gewesen, so hätte ich versucht, den zur Liebener Spitze hinüberführenden Grat zu überschreiten; er sieht gar nicht so schreckhaft aus, und der bis zur Grathöhe

[1]) Bei einer Überschreitung des Rothmoosjoches im Jahre 1863, von Plan her, wären einer solchen Spalte beinahe zwei Menschenleben zum Opfer gefallen. M. Ö. A.-V. 1864, S. 29, und Gurgler Chronik.

[2]) M. A.-V. 1892, S. 183.

reichende Firn ermöglicht es, ungangbare Stellen nach links zu umgehen; doch für heute war ich für ein solches Unternehmen zu flau. Nachdem ich bis 2 Uhr 55 Min. Rast gemacht, das hübsche Panorama betrachtet und mich etwas gestärkt hatte, traten wir den Rückweg an; in 25 Minuten waren wir unten bei der Einsattlung, nun gieng es in flottem Tempo quer über das oberste Firnfeld unterhalb der Abhänge des Trinkerkogels vorbei dem linken Gletscherufer zu, bis wir unsere Spuren vom Aufstiege zum Rothmoosjoche erreicht hatten; wir folgten ihnen getreulich hinab; die Schneebrücken trugen gut, der Eisfall verhielt sich passiv und so gelangten wir sonder Gefährdung hinaus.

Unterhalb der Hohen Mutt vernahm ich fröhliche Juchzer; die Stimme schien nicht die eines Eingeborenen zu sein; bald darauf wurde mein Name gerufen und ich sah in schnellen Schritten Herrn Wilhelm Paulcke den Abhang herunter eilen, den schweren photographischen Apparat auf dem Rücken. Er war mittags angekommen und hatte sofort mit seinen photographischen Aufnahmen begonnen. Ich freute mich herzlich des lieben Gefährten, der an meinen weiteren Bergfahrten sich betheiligen sollte als Bergsteiger und Photograph. In lebhaftem Gespräche legten wir die letzte Strecke zurück; Herr Paulcke kam aus der Schweiz; er hatte führerlos den Gross-Litzner von Süden aus und das Tinzenhorn über die Nordwand erklommen; beides neue Touren! Das war ein günstiges Vorzeichen; und so beschlossen wir, falls das Wetter schön bleibe, am 19. August die Besteigung der beiden

Hochwilde-Spitzen mit Übergang über den Grat

in Angriff zu nehmen.

Über die Charakteristik unseres Berges kann ich mich kurz fassen; man betrachte das Bild und man wird sogleich erkennen, dass das, was man nördliche und südliche Hochwilde-Spitze nennt, nur die höchsten Punkte des Hochwilde-Grates sind, aus dem man wieder eine Anzahl von Spitzen leicht herausfinden kann.

Die Geschichte der Hochwilde-Ersteigungen ist so ausführlich in dem Ostalpenwerke behandelt, dass ich lediglich auf Seite 360—363, Bd. II a. a. O. verweise. Nur das sei bemerkt, dass von einer Besteigung beider Gipfel der Hochwilden durch dieselbe Partie nirgends die Rede ist. Es beruht meines Erachtens lediglich auf Combination, wenn man im Trautwein, Waltenberger und im »Hochtourist« schreibt: »Schwierig über Fels zur nördlichen Spitze (Grat nicht gangbar), hinab auf den Kesselferner und aus diesem über schwarze, brüchige Felsen auf den südlichen Gipfel.« Ich vermuthe, dass diese Notiz der Monographie des Herrn Dr. Petersen entnommen ist, welcher eine solche Route andeutet.[1])

Den Weg von Gurgl aus zur südlichen Spitze nahm man stets über den Langthaler Ferner und den Nord-Grat, wogegen die natürliche Route zum nördlichen Gipfel über den Gurgler Ferner führt. Wer vom Ramolhause oder vom Steinernen Tische kommt, wird zuerst über den Gurgler Ferner bis zum Ende des Schwärzenkammes gehen, sodann auf den Langthaler Ferner hinabsteigen und zum Schlusse nothwendig in den gewöhnlichen Weg über den Nord-Grat einmünden, wie z. B.

[1]) Aus den Ötzthaler Alpen, S. 126. Vielleicht ist dieser Weg als Abstieg von der südlichen Spitze von der Partie A. E. Craven und W. O. Moseley eingeschlagen worden, denn S. 161, Bd. VIII des »Alpine Journal« (1877) heisst es: Abstieg »über steile Felsen zu dem Eisjoch (ein Abstieg, der bis jetzt noch nicht verzeichnet ist) und hinab ins Pfossenthal«. — Man weiss nicht, ist damit das Eisjöchl am Bild oder das Gurgler Eisjoch gemeint; ich möchte mich für letztere Annahme entscheiden, weil im Jahre 1877 doch schon Weilenmann's Abstieg zum Eisjöchl veröffentlicht war. Siehe Weilenmann, Aus der Firnenwelt, Bd. III, S. 159—164.

Dr. Berreiter. [1]) Vom Pfossen- oder Pfeldersthal her diente zum Aufstieg beinahe immer der S.-Grat, welcher zum Eisjöchl abfällt, sei es, dass direct über ihn gestiegen, oder theilweise nach rechts oder links abgewichen wurde. [2]) Eine Ausnahme von diesen Anstiegslinien machte die Partie Meynow's, welche die gewöhnliche Route über den N.-Grat in seinem untersten Theile kreuzte, auf die Pfeldersthalseite hinüberstieg und, wie es scheint, ziemlich nahe links (in der Richtung des Aufsteigenden) vom N.-Grate über die steilen brüchigen Felsen emporstrebte.

Auf diese Weise wurde bisher immer nur ein Gipfel der Hochwilden betreten, zu einer Besteigung des ganzen Berges kam es nicht. Ob eine solche möglich oder, wie fast alle Führer behaupteten, unmöglich sei, das wollten wir erproben.

Josef Klotz zeigte sich unserem Vorhaben nicht abgeneigt; er war immer gern dabei, wenn es galt, etwas Neues, Schneidiges zu unternehmen. Als Träger für den 30 Pfund schweren photographischen Apparat engagierten wir den Führer Josef Scheiber, den Bruder unseres Wirthes. Zwei Seile wollten wir mitnehmen, meines und das des Herrn Paulcke und uns je zu Zweien bewegen. Als wir am Montag den 19. früh 3 Uhr 10 Min. aufgebrochen und eine Zeit lang marschiert waren, entdeckte Herr Paulcke, dass er sein Seil zurückgelassen hatte. Nochmals umzukehren und es zu holen, das hätte zu viel Aufenthalt gegeben, zudem war im Gasthause schon Alles wieder zur Ruhe gegangen; stören wollten wir die Schläfer nicht und so setzten wir unseren Marsch gemüthlich fort. Klotz gieng mit einer gewöhnlichen Laterne voraus, Herr Paulcke hatte seine bewährte Excelsior angezündet; wir fanden leicht und sicher den wohlbekannten Weg zum Langthaler Eck. An der Gurgler Alm war es bereits so hell, dass Klotz seine Laterne dort zurücklassen konnte. Um 5 Uhr 15 Min. machten wir am Langthaler Eck die erste Rast; wir frühstückten vergnügt und Herr Paulcke setzte eine treffliche Citronenlimonade an. Fast eine halbe Stunde dauerte dieser erste Aufenthalt; dann gieng es in das ernste, einsame Langthal hinein. Die Grashänge machen bald wüsten Steinhalden und Rissen (sog. Rüfen) Platz; wir hielten uns immer auf der rechten Thalseite.

Um 6 Uhr 10 Min. betraten wir das rechte Gletscherufer. Das Eis war heute so glatt, dass wir alsbald Steigeisen anlegten. Während wir nun gemächlich über den Gletscher dahinschritten, richteten sich unsere Blicke meist auf das im Thalhintergrunde sich immer mehr entwickelnde Felsgerüste unseres Gipfels. Es war allmälig ganz hell geworden; nur eine kurze Strecke noch und Herr Paulcke gieng daran, die jetzt in vollem Glanze vor uns sich hinbreitende Berggestalt auf eine orthochromatische Platte zu bannen. Eine Stunde nach Erreichung der Gletscherzunge machten wir auf dem unteren Plateau des Langthalerferners Halt. Vor uns thronte die Hochwilde in all ihrer Pracht; ein schwarzgezackter Grat, dessen einzelne Zacken und Höcker noch zu weit von uns entfernt waren, um ein auch nur annähernd sicheres Urtheil über ihre Begehbarkeit zu gewinnen; nur an wenigen Stellen reicht die Schneehülle bis zur Höhe. Zwischen uns und dem Berge lagert der gewaltige obere Firnhang, seine Eismauern starren wie eine Schreckprobe dem Wanderer entgegen; dem menschlichen Fusse scheint es versagt, die gähnenden Eisschründe zu überschreiten.

Josef Scheiber war froh, wenigstens 20 Minuten — so viel braucht man gewöhnlich zu einer Aufnahme — seine drückende Last los zu sein. Er schien offenbar

[1]) M. A.-V. 1885, S. 221, u. Ersch. d. Ostalp., Bd. II, S. 363.

[2]) Der auf Seite 329, Bd. VII des »Alpine Journ.« veröffentlichte Bericht enthält die unrichtige Behauptung, Dr. Petersen habe bei seiner Hochwilde-Ersteigung den Kesselferner passiert. Petersen gieng vom Eisjöchl aus über ein kleines, von ihm Hochwildferner genanntes Eisfeld an der Südostseite; der Kesselferner liegt auf der Südwestseite. Siehe Petersen a. a. O., S. 124.

wenig erfreut von dem Trägeramt, das er heute übernommen hatte, und sprach, als Herr Paulcke den Apparat zurechtmachte, zu ihm die geistreichen Worte: »San Sie a so a Pfuscher?« Prompt erwiderte ihm mein Reisegenosse: »Natürlich, deswegen lasse ich ja so einen schweren Apparat mitschleppen!« und setzte seine Vorbereitungen fort, während ich über die Naivetät des biederen Tirolers herzlich lachen musste. — Genau nach 20 Minuten konnten wir unseren Marsch fortsetzen. Wir hielten uns möglichst in der Richtung gegen das Langthaler Joch zu, denn nach dorthin war ein Durchkommen zu erwarten. Ehe wir den eigentlichen Aufstieg begannen, machten wir von 7 Uhr 55 Min. bis 8 Uhr 15 Min. eine zweite Frühstückspause, dann stiegen wir, alle vier durch das Seil verbunden, den immer steiler werdenden Firnhang hinauf. Den Weg zum Langthaler Joch, den wir bis dahin verfolgt hatten, liessen wir links und suchten zwischen dem Hauptabsturze des Gletschers und dem Langthalerjoch Grate in die Höhe zu kommen. Ein paar sehr grosse Spalten setzten unserem weiteren Vordringen eine Grenze; es erschien nicht möglich, an den senkrechten Eiswänden hinunter und auf der anderen Seite hinaufzusteigen; wir standen auf einer Eismauer, rings von Schründen und Eiswällen umschlossen. Das ganze obere Firnfeld des Langthaler Ferners scheint in lebhafter Bewegung zu sein; so zerklüftet, wie in diesem Jahre, hatten weder Klotz noch



Gipfelgrat der Hochwilden.

Scheiber es je gesehen. Man wird hieraus schliessen dürfen, dass die vorschreitende Bewegung, welche man an der Gletscherzunge im Sommer 1895 beobachtet hat, noch längere Zeit andauern wird.

Aus dem Labyrinth der Spalten bot sich nur ein einziger Ausweg; wir mussten nach links einen etwa 60° geneigten Firnhang zu erreichen suchen, zu welchem eine schmale und dünn aussehende Schneebrücke die Verbindung herstellt. Klotz stieg voran, die Schneebrücke wurde mit einem weiten Schritte übersetzt. Etwa 50 Stufen musste der wackere Klotz herstellen, bis der völlig vereiste Abhang nach rechts zu, also in der Richtung gegen die Hochwilde, überquert war; wir hatten damit die grosse Spalte umgangen, stiegen wieder etwas abwärts und standen oberhalb der Eismauer, die wir direct von unten nicht hatten bezwingen können. Von jetzt an stellte sich bis zum oberen Plateau kein weiteres Hinderniss unserem Vordringen entgegen; um 9 Uhr 10 Min. banden wir uns vom Seile los, die zweite photographische Aufnahme fand statt; um einen besseren Standpunkt zu gewinnen, giengen wir hinaus bis auf den Grat.

Welch' herrliches Bild lag da mit einem Male vor uns erschlossen! Zu unseren Füssen das grüne Pfeldersthal mit den Häuschen von Lazins und Plan; darüber in der Ferne in langgestreckten Reihen hintereinander die ganzen Dolomiten, wie eine Armee zum Parademarsche aufgestellt. Wer zählt die Berge, nennt die Namen?

Ich versenkte mich so recht in diesen hochinteressanten, in seiner Art vielleicht einzigen Anblick, suchte diesen und jenen bekannten Gipfel, diese und jene imposante Gruppe heraus und freute mich des prächtigen Bildes. Aussichten müssen geschaut werden, eine Beschreibung giebt immer nur eine unklare Vorstellung; ich verzichte daher auf eine Aufzählung all der Spitzen und Gruppen, die ich bestimmen konnte. Es gefiel uns allen die Aussicht so, dass wir nach der photographischen Aufnahme noch eine dritte Frühstückspause einflochten. Doch über der schönen Ferne vergassen wir die grossartige Umgebung und unser heutiges Ziel keineswegs. Der Hochwildegrat sah eigentlich nicht so ungangbar aus, als man in Gurgl glaubte; nur eine recht spitze, steile Felsnase, etwa in der Mitte zwischen beiden Gipfeln, schien ein wirkliches Hinderniss zu werden, wenn man sie nicht umgehen konnte. Darum frisch ans Werk; in einer Stunde hofften wir den südlichen Gipfel zu erreichen. Der mit Firn bedeckte Nord-Grat bot unseren Steigeisen guten Halt, immer stärker wurde die Neigung; in halber Höhe trat der Fels stufenartig geschichtet zu Tage, aber bröckelig wie überall im Gurgler Kamme; seine Behandlung erheischte Behutsamkeit; auf der Pfeldersthalseite erwies sich die Flanke des Berges schneefrei, wir traten hinüber, hielten uns aber immer dicht am Grate. Eine niedliche Blüthe von Gentiana brachyphylla lugte auf dieser Höhe von etwa 3260 *m* bescheiden zwischen den Felsen heraus. Da die Wand zur Linken einen bequemeren Aufstieg versprach, so entfernten wir uns eine Strecke weit vom Grate, kletterten aber dann wieder rechts hinüber und betraten den obersten Theil des Schneefeldes, welches direct bis zum Bergschrund hinabführt.[1]) Hier war der Schnee ziemlich weich; die Neigung betrug etwa 55—60°; vorsichtig, feste Tritte stampfend, überwanden wir diese Stelle; sie führte rasch in die Höhe; auf der Planer Seite des Grates, theils über Fels, theils über Schneeflecken, gieng es leicht zum Gipfel, 10 Uhr 50 Min. Genau, wie vorausberechnet, hatten wir eine Stunde gebraucht, um die mit trigonometrischem Signal und Steinmanndl versehene südliche Spitze zu erreichen, d. h. den höchsten Punkt des Hochwildegrates. — Und nun die Aussicht!

Den Lobeserhebungen des Herrn Dr. Petersen[2]) und des Mr. R. Starr[3]) über das Panorama steht die etwas reservierter gehaltene Beschreibung J. J. Weilenmann's[4]) gegenüber. Wer hat Recht? Ich antworte: Beide. Petersen und Starr schwärmen hauptsächlich über die ausgedehnte Fernsicht, und diese ist in der That grossartig. Weilenmann sucht das Schöne mehr in der Nähe; er freut sich über die wundervollen Thalblicke (Pfelders- und Pfossenthal), das reizende Seelein am Fusse der Hochweissspitze und den Blick in das sonnige Etschthal; aber er findet weder die Aussicht auf den Gurgler Kamm noch auf den Weiss-Kamm lohnend; und »eintönig zieht sich das Gelände dahin, welches die Sarnthaler Berge und ihre Fortsetzung jenseits des Eisack bis zu den Absenkern der Zillerthaler- und Tauernkette einnimmt; nirgends eine dominierende Spitze!« — Man kann ihm nur beistimmen. — Ich bin, während ich dies schreibe, in der glücklichen Lage, nicht nur in meiner Erinnerung das Panorama Revue passieren zu lassen, sondern um mich herum stehen die fünf prächtigen Bilder, welche Freund Paulcke während unseres Aufenthaltes von 1 Std. 10 Min. auf dem Gipfel gewonnen hat. Es ist wahr, das Ötzthaler Gebiet nimmt sich von anderen Punkten besser aus; hier schiebt sich Alles hintereinander, nur Wildspitze und Ramolkogel vermögen einigermaassen hervorzutreten, das Übrige, ein erstarrtes Meer, dessen Wellenköpfe von einem nur mässig

[1]) Auf dem Bilde ist diese Stelle zu erkennen.
[2]) Z. A.-V., Bd. VII, S. 186.
[3]) Alpine Journal, Bd. IX., S. 194.
[4]) Aus der Firnenwelt, Bd. III, S. 162—163.

bewegten Winde gehoben scheinen. Das gewaltige Firnbecken des Gurgler Ferners übersieht man fast ganz bis hinab zum Steinernen Tisch, dessen Seelein noch zu erkennen ist, aber diese weite Fläche macht einen etwas monotonen Eindruck; schöner dagegen präsentiert sich der Langthaler Ferner und die zu ihm hinabfliessenden, zerborstenen Seelenkogelferner. Die Perle der Rundschau aber bleibt neben dem Blick nach Südwesten die wie zum Greifen vor uns liegende Texelgruppe. Klein, aber fein! Berge, wie Hochweisse und Lodner[1]) gehören, was Schönheit der Formen anlangt, in die erste Linie, und die hübschen Gletschergebilde des Rotheckstockes möchte ich Cabinetstücke nennen. Dazu der Contrast des grünen Pfossenthales, und wenn wir uns umwenden, — das tiefe, breitere Thalbecken von Plan! Alles in allem ein Panorama, das schon dieserwegen einen Besuch des Berges vollauf lohnt.

Doch »des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zutheil«, und wenn er auch in noch so schöner Aussicht schwelgt. Unseren Aufenthalt auf dem Gipfel trübten die Debatten mit den Führern; diese wollten nun von dem Grate nichts wissen; wieder war es der biedere Scheiber, der für unseren Plan durchaus nicht schwärmte. Vor allem wärmte man uns die Mär von dem Touristen auf, der vor Jahren mit zwei Führern den Übergang versucht, den Grat aber als ungangbar befunden habe. Ob dieser Tourist mit dem berühmten Unbekannten identisch ist, von dem die Diebe immer Alles bekommen haben wollen, mag dahingestellt bleiben. Da wir, ebenso wie dies bei den Richtern der Fall zu sein pflegt, auf den Unbekannten keinen Werth legten, führte man das fehlende zweite Seil ins Treffen. Vier Mann könnten unmöglich gleichzeitig an einem Seile von 20 *m* Länge sein, da habe der Einzelne beim Klettern zu wenig Bewegung, das gehe nicht. Damit hatten die Führer recht; Freund Paulcke löste aber diesen Knoten mit der Erklärung, er verzichte für seine Person auf das Seil, er gehe viel lieber unangeseilt. Doch damit kam er schön an. Jetzt wurden die wackeren Führer salbungsvoll, sprachen von den Gefahren der Alpen, dass ihnen als Führern die Pflicht obliege, Touristen vor einer Tour, der sie (d. h. die Touristen) nicht gewachsen seien, abzurathen, dass sie im gegentheiligen Falle sich strafbar machten u. dergl. Herr Paulcke antwortete darauf ganz ruhig: »Dann gehe ich allein!«, und ich erklärte, dass ich auf meinem Vorhaben bestehe. Das half. Und als Herr Paulcke, um das Gewissen der Führer auf alle Fälle zu beschwichtigen, eine schriftliche Erklärung in Klotz's Führerbuch eingetragen, dass er trotz Warnung auf das Anseilen verzichtet habe, ward die Durchführung unseres Planes zum allgemeinen Beschlusse erhoben. Ich bin leider im Besitze eines ziemlich feinen Gehörs und vernahm deutlich, wie Scheiber dem Klotz Vorwürfe machte, dass sie sich nicht einen möglichst hohen Preis für unser abenteuerliches Unternehmen ausbedungen hätten.

Es war die Mittagsstunde, als wir aufbrachen. Paulcke gieng lustig voran. Ich folgte am Seile zwischen Klotz und dem seine 30 Pfund schleppenden Scheiber. Er hat sich — und das sei zu seinem Lobe gesagt — trotz dieser Last recht wacker gehalten. Der Anfang war leicht; oben am Grate wanderten wir über Schnee und plattiges, ebenes Gestein; das hörte aber bald auf. Eine schräg stehende Platte, mit Neuschnee bedeckt, musste auf unsicherem Gesteine, das gleichfalls mit Neuschnee überzogen war, nach rechts umgangen werden. Nur einer durfte sich jeweils bewegen, während die anderen das Seil festhielten und langsam einnahmen. Dieser etwas schwierigen Stelle folgte wieder ein gut gangbares Stück Schnee. Nun stellten sich uns drei Felsköpfe in den Weg, die wir theils überkletterten, theils nach links umgiengen. Herr Paulcke liess auch hier nicht vom Photographieren ab; Klotz und

[1]) Siehe das Bild bei S. 376 des Ostalpen-Werkes, Bd. II.

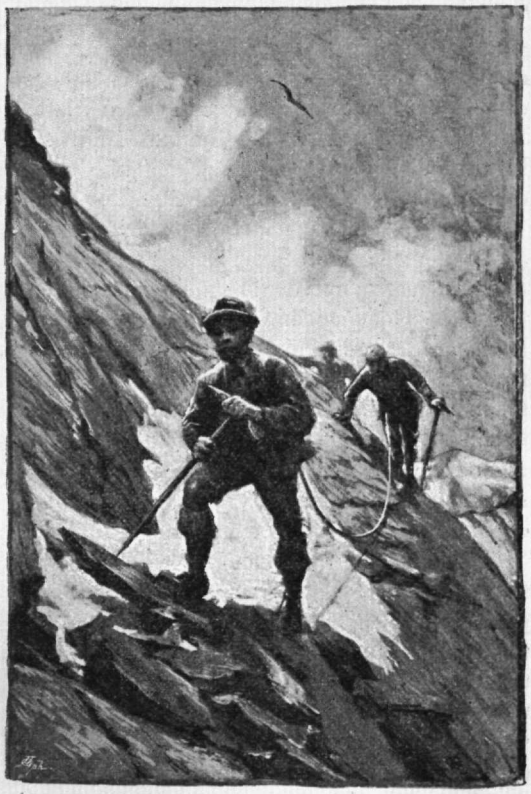
ich wurden von ihm mit dem kleinen Handapparat aufgenommen, während wir einen Zacken überkletterten.

Wir näherten uns jetzt der von unten so verdächtig aussehenden Nase. Überhängend ragte sie uns entgegen. Da hiess es ausweichen; nach links arbeiteten wir uns vorsichtig hinab über steile Wände und glatt gewaschene, um 45° geneigte Platten; sie boten herzlich wenig Haltepunkte; doch konnte man sie bei einiger Vorsicht sicher überschreiten. Wir waren unterhalb der fraglichen Nase angelangt. Ihre frech in die Höhe gestreckte Spitze imponierte uns nicht, wir konnten sie auf unserer, der südwestlichen Gratseite, gefahrlos umgehen und die Grathöhe wieder gewinnen, die nunmehr immer scharfkantiger wurde. Paulcke hatte inzwischen die Kletterschuhe angezogen und war als Pionier uns immer voran; zahlreiche Rufe wurden gewechselt; oft verschwand er unseren Augen, tauchte dann plötzlich wieder auf: »Wie geht's?« — Antwort: »Etwas schwierig, aber es geht!« Manchmal bewegten wir uns rittlings auf der schmalen Kante vorwärts, dann wurde wieder die Grathöhe auf steilen, nach dem Kesselferner zu jäh abfallenden Platten umgangen. Die Scenerie wurde grossartiger; die kleinen, scharfen Grathöcker hörten auf, der Grat nahm gigantischere Formen an. Wir standen auf seiner tiefsten Einsattlung, vor dem letzten aber gewaltigsten Gratzacken, den man für den nördlichen Gipfel halten könnte. Nach rechts, also auf der nordöstlichen Seite, schien ein Durchkommen möglich; wenn man etwas abwärts kletterte, konnte man das nächste, überhängende, scharfkantige Gratstück umgehen; es kam dann eine äusserst abschüssige und, wie es schien, fast griff- und trittlose Stelle, weiterhin aber standen besondere Schwierigkeiten vermuthlich nicht mehr im Wege. Paulcke entschied sich nach einigem Recognoscieren für die südwestliche Gratseite. Ein kleiner Kamin gestattete sicheres Hinabsteigen. Paulcke kletterte voraus, um die Ecke herum; »wie sieht's aus?« — »Recht schwierig, aber es wird gehen!« Wir waren an der schlimmsten Stelle des ganzen Grates angelangt; unterhalb des Kamins führte ein schmales Rasenband zu einem überhängenden Felsen. Die Stelle hat Ähnlichkeit mit dem Mauvais Pas an der Aiguille Méridionale d'Arves; man betrachte das Titelbild der vorjährigen Zeitschrift, denke sich jedoch den unteren Theil der Felswand bis zum Überhange etwa um 1 *m* niedriger und man wird eine annähernd richtige Vorstellung von der Situation bekommen. Da wir unmöglich Rucksäcke und Eispickel beim Klettern mitnehmen konnten, so legten wir das Seil ab und Herr Paulcke band es um. Ohne Hilfe gieng er nun dem Felsen zu Leibe. Von rechts nach links konnte er auf einem kleinen Vorsprung sich gegen den Überhang zu bewegen; mit einem grossen Schritte fasste er mit dem linken Fusse einen Tritt unterhalb des Felsens, schmiegte sich möglichst fest an, fasste mit der linken Hand über den Überhang hinauf und fand dort einen festen Griff. Nun langsames Emporziehen; schlangengleich wand er sich nach oben und der Fels war überwunden. Das Seil band Herr Paulcke sofort ab, er hatte es nur umgelegt, um Pickel, Rucksäcke und den photographischen Apparat emporhissen zu können. Während das bewerkstelligt wurde, sah der brave Scheiber zu; er war hinter mir den Kamin hinabgeklettert und stand jetzt auf dem schmalen Rasenbande. Das Aufziehen der Pickel und Rucksäcke gefiel ihm vermuthlich sehr wenig; Klotz war eben am Seile und Herr Paulcke half ihm hinauf. Das passte unserem Scheiber offenbar noch viel weniger; die Schale seines Grolles floss über und dem Gehege seiner Zähne entschlüpfte der klassische, zugleich von rührender Selbsterkenntniss zeugende Ausspruch: »Mir san do rechte Esel g'wes'n, dass ma mit Leana ganga san; z'letzt könna ma auf'm Grat übernachten müassen!« »Abwarten« lautete meine kurze Antwort auf dies Geständniss einer schönen Seele. — Auch dem wackern Klotz sank momentan der Muth, als er oben war, denn er

meinte: »Hier kann ich vielleicht nicht vor und auch nicht wieder zurück«, stimmte mir aber bei, als ich ihm erwiderte, dass das Abseilen immer noch möglich sei.

Ich versuchte nun, es Herrn Paulcke nachzumachen; indessen das Herumschlängeln um den Felsen gelang mir nicht vollkommen und ich stellte, wenn auch nur auf einen kurzen Moment, Studien über das Pendelgesetz an, wie vor mir Klotz und nach mir Scheiber. Letzterer liess erst seine 15 *kg* schwere Last emporziehen, dann folgte er selbst.

Freund Paulcke war inzwischen recognoscierend weitergeklettert; seine kurzen Meldungen lauteten erfreulich. Die Hauptschwierigkeit schien besiegt. — Immerhin gehört das nun folgende Stück zu den interessantesten des ganzen Grates. Über gestuften Fels mit festen Griffen gieng es ziemlich exponiert aufwärts; wir schwenkten vor der höchsten Spitze des Gratzackens links ab, schlängelten uns auf dem oberen Rande eines jäh nach dem Kesselferner abfallenden Schneefeldes an den Felsen entlang und gewannen so die Scharte vor dem nördlichen Gipfel. Paulcke hatte den luftigen Grat nicht verlassen und die Scharte schon vor uns passiert.[1])



Plattenüberquerung an dem Grat der Hochwilden

In dem frohen Gefühle, dass nunmehr der letzte Act der Gratüberschreitung begonnen habe, kletterten wir weiter. Auf der Langthaler Seite bot sich eine Traversierstelle, horizontal kamen wir eine kleine Strecke vorwärts. Plötzlich ertönte ein kräftiges »Hurrah, das Steinmanndl!« Unser Pfadfinder Paulcke stand auf dem nördlichen Gipfel; es war 2 Uhr. Wir turnten fröhlichen Herzens nach, links in die Höhe zum Grat; schmale Bänder leiteten zum Gipfel und eine Viertelstunde später schüttelte ich Freund Paulcke die Hand. Die Überschreitung des etwa 400 *m* langen Grates bleibt sein alleiniges Verdienst; er war der Führer und wir anderen die Touristen. Man kann sich unsere Freude denken; Klotz schmunzelte mit dem ganzen Gesicht und selbst der schwer belastete Scheiber schien jetzt gar nicht mehr böse zu sein. Paulcke rastete nicht eher, als bis er das prächtige Bild aufgenommen hatte, welches uns den etwa 400 *m* langen Grat, aufs stärkste verkürzt, in seiner stolzen Schroffheit zeigt und in Verbindung mit der Totalansicht unseres Berges eine klare Vorstellung von den orographischen Verhältnissen der Hochwilden giebt. Sie trägt ihren Namen nicht unverdient.

[1]) Auf dem Bilde S. 255 tritt diese Scharte deutlich hervor, eine mit Schnee bedeckte Felsrinne zieht sich von ihr hinab zum Langthaler Ferner.

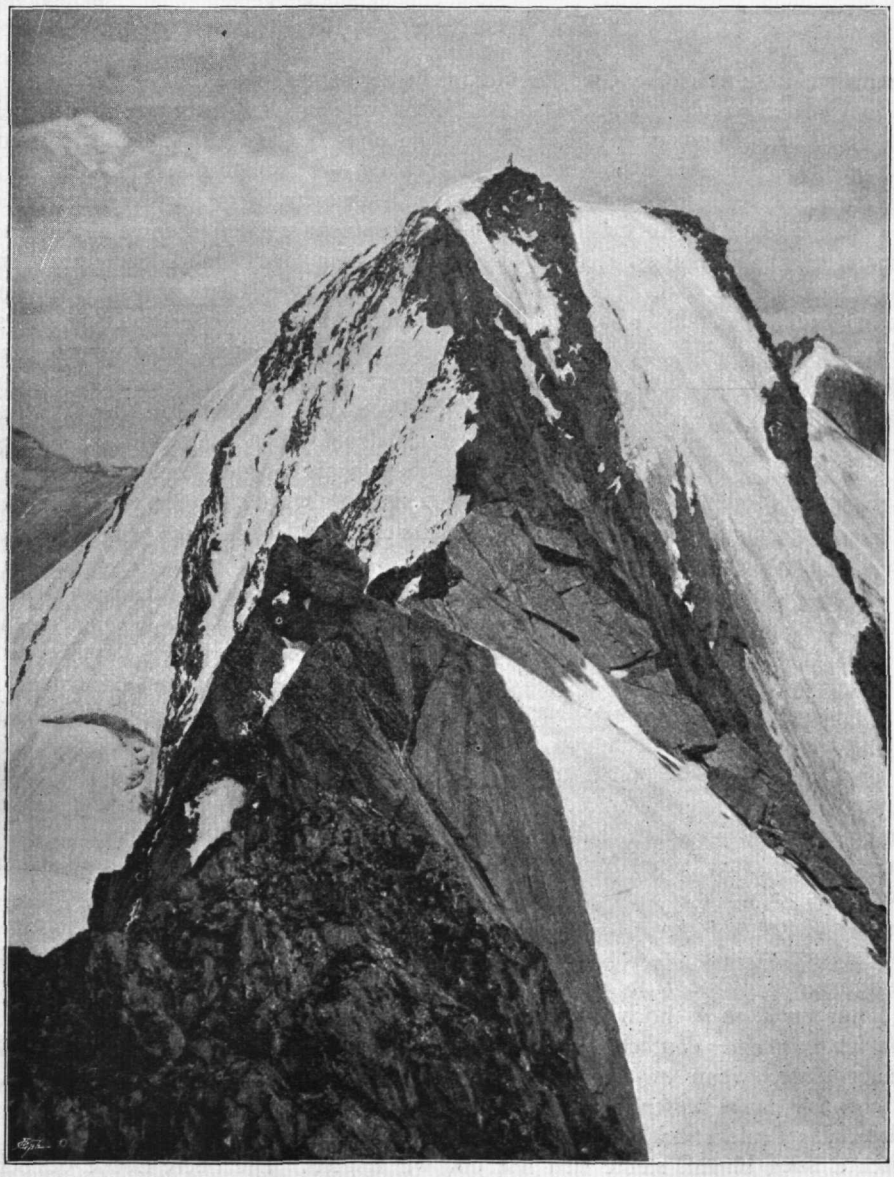
Um 3 Uhr banden wir uns alle an das Seil. Wir kannten den Abstieg von dem nördlichen Gipfel nicht und meinten schon, der Rest sei Kinderspiel. Darin irrten wir uns. Der nächste Gratzacken liess sich bei einiger Vorsicht sicher umgehen, doch gleich darauf standen wir oberhalb einer steil geneigten, nach Südwesten zu abfallenden, schneebedeckten Platte. Eine Umgehung war nicht denkbar, nach rechts überhängendes Gestein und senkrechter Absturz, nach links die schneeige Platte. Klotz behauptete, es sei alter Schnee, und so schien es auch zu sein; aber seiner Festigkeit war nicht zu trauen, man brauchte nur mit den Füssen dagegen zu stossen, so lösten sich namhafte Brocken ab. Hätten wir alle gleichzeitig die Platte betreten, so wäre mit höchster Wahrscheinlichkeit der Schnee mit uns zur Tiefe abgefahren. Wir stellten uns daher oberhalb der Platte fest und liessen Klotz voraus; er schlug Stufen in den Schnee, soweit das Seil reichte und suchte dann dadurch genügenden Halt zu gewinnen, dass er sich mit den Händen an dem nach der Langthaler Seite zu überragenden Plattenrande festhielt. Ich folgte ihm in den Stufen bis zu seinem Standpunkte und versicherte mich in gleicher Weise; Klotz konnte nun weiterklettern, er hielt sich stets an dem Plattenrande und erreichte bald die Scharte unterhalb der Platte, wo er vollkommen festen Stand hatte. Ich wartete, bis Paulcke näher gekommen war und ich mich Klotz anschliessen konnte; als Letzter folgte Scheiber, der mit seinem schweren Apparate auf dem Rücken sich ziemlich rasch mit den Händen nach abwärts hangelte. Von da gieng es weiter über den Grat, sodann rechts über Platten; während ich mich mit der rechten Hand an dem Plattenrande halte, und vorwärts kraxele, reisst die Eispickelschlinge an meinem rechten Handgelenk und der Pickel fällt abwärts — auf Nimmerwiedersehen? — So sollte man glauben, wenn man die Steile des Grates bedenkt; allein so ein Pickel hat gewissermaassen auch Verstand und Gefühl. Warum sollte er mich treulos verlassen; ich war ja unschuldig an seinem Falle? — Er fiel, ohne sich zu überschlagen, etwa 10 *m* tief und bohrte sich in einer Felsrinne so fest in den Schnee, dass er stecken blieb und Klotz ihn heraufholen konnte.

Nach diesem kleinen Zwischenfalle wendeten wir uns an den Felsen entlang nach links (Südwesten) zu einem Schneehange; er erwies sich als vereist; doch das genierte uns nicht, denn wir hatten auf dem nördlichen Gipfel Steigeisen angelegt und stiegen nun zuerst etwas steil, dann in mässiger Neigung über das Firnfeld unschwer hinab zum Gurgler Ferner. Ein Rinnsal von Schmelzwasser hatte sich unter der Eisdecke gebildet und trat unten zu Tage; wir tranken reichlich und setzten dann unseren Marsch gemüthlich fort. Wir überschritten den Gletscher in der Einsenkung zwischen Mitterkamm und Hochwilde und giengen geradewegs auf den Steinernen Tisch zu; um 5¼ Uhr, 1¼ Std. nach Betreten des Gurgler Ferners, hatten wir diesen, in seiner Art vielleicht einzigen Platz erreicht. Ein kleiner Rudel Gemsen floh bei unserer Ankunft vom See weg den Schwärzenkamm hinauf; wahrscheinlich hatten die Thiere der Quelle des kleinen Sees einen Besuch abgestattet. Wir lösten die Gemslein ab und liessen uns das frische Quellwasser trefflich schmecken. Der Rest des Proviants, es war nur noch eine Fainbüchse und etwas Brod vorhanden, wurde damit hinuntergespült. Dann schlenderten wir weiter den Gletscher hinab bis zu dem ebenen Platze direct unterhalb des Ramolhauses; Scheiber trollte sich nach Gurgl und wir suchten auf dem Köpfle unsere Nachtherberge.

Genau um 7½ Uhr, zwei Stunden nach Verlassen des Steinernen Tisches, langten wir auf dem Ramolhause an; zahlreiche Touristen verschiedenen Alters, Geschlechtes und Stammes hatten sich vor dem Hause versammelt, um die Abendaussicht zu bewundern. Ich hätte mir den Griffel eines Oberländer gewünscht, um für die »Fliegenden Blätter« eine Skizze zu entwerfen, etwa unter dem Titel:

»Blick vom Ramolhause«. Wenn man sich das Publikum, welches heutzutage im Ötzthale Gletschertouren unternimmt, genauer ansieht, so wundert man sich nur, dass nicht mehr Unfälle vorkommen.

Wir hatten den Plan gefasst, am nächsten Tage die Karlesspitze, vielleicht auch



Südgipfel der Hochwilden vom Nordgipfel aus.

noch die Falschungspitze zu besteigen. Das Wetter schien Bestand zu haben und den langen Weg nach Obergurgl wollten wir nicht zweimal zurücklegen. Es war 6 Uhr, als wir in den Speiseraum kamen; das Frühstück gestaltete sich sehr einfach, Alles war aufgebraucht. Wie stand es da mit unserem Proviant? — Doch eine Sorge

war überflüssig; ich kannte meinen wackeren Klotz, er hatte bei Zeiten für seine Herren gesorgt, am Proviante fehlte nichts von dem was wir brauchten. Um 6 Uhr 15 Min. eilten wir die obersten Serpentinen hinunter, dann den Rasenhang hinab zum Gletscher, der schon nach 20 Minuten erreicht war. Unser Ziel, die

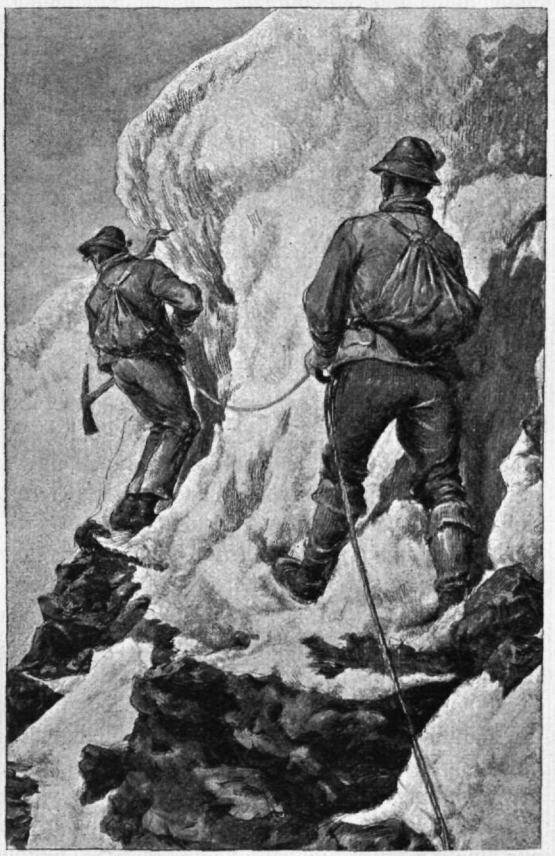
Karlesspitze, 3471 *m*,

veranlasste uns, das linke Gletscherufer nicht zu verlassen. Der Gurgler Ferner ist auf beiden Seiten gut passierbar, doch hielten wir es, der theilweise überschneiten Spalten halber, für gerathen, nicht allzu lange ohne Seil zu gehen; um 7 Uhr wurde es angelegt. Anderthalb Stunden später setzten wir uns zur ersten Rast nieder, u. z. unterhalb des Querkogeljoches. Wir waren unserem Berge jetzt so nahe gerückt, dass der eigentliche Aufstieg in Angriff genommen werden konnte. Als letztes Glied des Schalf-Kammes steht die Karlesspitze mit dem Querkogel durch einen langgestreckten Grat in Verbindung; gegen die Gurgler Gletscherseite, also nach Osten, fallen ihre Wände steil ab; gegen Westen umlagert sie plateauartig das südliche, oberste Firnbecken des Schalfferners; in das Pfossenthal hinab, nach Süden, entsendet sie einen nicht allzu steilen Felsgrat; nach Südosten zu steht sie durch einen gut gangbaren, nur theilweise schneebedeckten Felsgrat mit der Falschungspitze in Verbindung und documentiert sich damit als Anfangspunkt des Gurgler Kammes. Mit Ausnahme des directen Aufstiegs vom Gurglergletscher aus über die Ostwand, der meines Wissens noch nicht ausgeführt wurde, ist ihr von allen Seiten gut beizukommen; das Nähere über ihre Ersteigungen kann Seite 358—359, Bd. II des Ostalpenwerkes nachgelesen werden.

Wir wählten die Anstiegsroute über das Querkogeljoch; 8 Uhr 45 Min. begann die Besteigung. Als nächstes Ziel strebten wir einer vom Joche herunterragenden Felszunge zu; die Randkluft erwies sich als vorzüglich überbrückt, das Steigen im Firn als angenehm; doch dies änderte sich, als wir die Felszunge erreichten. Sie führte uns rasch nach oben, aber das Steigen auf dem bröckeligen Fels ermüdete, und müde waren wir noch von unserer gestrigen, 17stündigen Tour.

»Der Mensch soll nicht stolz sein«, sang ehemals der tiefe Bass der Ludwig Rainer'schen Sängergesellschaft. Gestern waren wir über unseren Erfolg vielleicht ein bisschen stolz gewesen, heute aber vergieng uns das; langsam arbeiteten wir uns über die morschen Felsen in die Höhe, querten ein kleines Schneefeld und steuerten nach links aufwärts; die weit überhängende Wächte des Joches sah so jungfräulich aus, als sei noch nie ein Pickel an sie gekommen. An ihr hiengen zahllose Eis- und Schneekrystalle in den verschiedensten Formen, ein Schneeballchen, vielleicht haselnussgross, löste sich ab und traf mich ins Gesicht. Obwohl das Ding klein und nur etwa 30 *m* hoch herabgefallen war, schmerzte der Wurf mich doch so, dass ich mir eine deutliche Vorstellung davon machen konnte, welche Folgen es gehabt hätte, wenn es ein kleiner Stein gewesen wäre. Als wir unterhalb der Wächte angelangt waren, mussten Klotz und ich noch zu einem kleinen Bilde still halten, das Paulcke mit dem Handapparat aufnahm. Dann durchschlug Klotz die Wächte, stieg hinauf, stellte sich fest und wir folgten. Die obere Ebene des Schalfferners lag vor uns ausgebreitet und der Blick reichte über den Einschnitt des Niederthales hinüber zu den Venter Bergen; nach Norden der Querkogelgrat, nach Süden der N.-Grat der Karlesspitze. Freund Paulcke benützte den Aufenthalt von 20 Minuten zu einer Aufnahme unseres Gipfels. Zum Aufstiege wählten wir in Anbetracht unserer Müdigkeit den bequemen W.-Grat; das ebene Firnfeld wurde nach Südwesten zu überschritten, dann gieng es über vereisten Schnee und einige

Felsplatten zur Spitze, die ebenso wie bei der südlichen Hochwilden aus einem einige Meter breiten Felsgrate besteht. 40 Minuten hatte der Weg vom Querkogeljoche her beansprucht; um 11 Uhr war das Aufwärtssteigen zu Ende. Wir lagerten uns auf dem Gipfel und freuten uns der ausserordentlich schönen Rundschau. Vor Allem fesselte uns der Anblick unseres gestrigen Thätigkeitsfeldes; mit dem Fernrohr wurde der ganze Hochwildegrat betrachtet, diese und jene Stelle unserer Expedition festgestellt und besprochen; die steile schneebedeckte Platte vor dem nördlichen Gipfel grüsste herüber, unvermittelt bricht unter ihr die Felswand senkrecht zum Kesselferner ab. Unsere Gratüberquerung hätte man von hier aus genau verfolgen können. Aber Niemand war da gewesen, nur äusserst selten wird dieser Aussichtsberg ersten Ranges betreten. Sein Panorama übertrifft bei weitem jenes von der Hochwilden; wir stehen mehr im Mittelpunkte der Gruppe, und wenn wir auch nicht den schönen Thalblick wie bei der Hochwilden haben, so entschädigt uns dafür das stolze Bild der Hochwilden selbst mit dem tief unter ihr liegenden Kesselferner. Ich stimme Herrn Dr. Petersen vollkommen bei, wenn er nur mit Entzücken von dem Aussichtsbilde spricht, das sich hier oben entrollt. Und weil ich nicht Bekanntes wiederholen will, verweise ich auf Petersen's Schilderungen.[1])



Durchschlagen der Wächte an dem Querkogeljoche.

Eine Stunde lang genossen wir bei warmem, klarem, ruhigem Wetter die hehre Hochgebirgslandschaft. Den Rückweg nahmen wir über den bequem gangbaren S.-Grat, wichen jedoch nach einiger Zeit von ihm nach Osten zu ab und benützten, um abzukürzen, eine zum Ferner hinunterziehende Felsrippe; auf die Erklimmung der Falschungspitze, die uns nach der herrlichen Karlesspitze nichts mehr bieten konnte, verzichteten wir. Ihre Besteigung am Schlusse der grossen Gratwanderung des Dr. Christomannos ist bekannt;[2]) wer über das Gurgler Eisjoch geht, kann sie mit einem Zeitaufwande von einer Stunde bequem einschalten. — Unsere Felsrippe endete oberhalb eines ziemlich steilen Eisfeldes; mit Steigeisen überwanden wir es in verhältnissmässig kurzer Zeit. Um 1 Uhr hatten wir wieder den Bergschrund überschritten und marschierten am Seile gemüthlich über das Firnfeld dem Steinernen Tische zu. Unser Wohlbehagen wurde einigermaassen gestört durch die erweichte

[1]) Z. A.-V. 1872, S. 141 ff.
[2]) M. A.-V. 1892, S. 272.

Oberfläche des Firnes. Ein Theil des Gepatschgletschers führt bekanntlich den bezeichnenden Namen »Im Sumpf«. Auch das Gebiet des Gurgler Ferners zwischen Mitterkamm und Steinernem Tisch verdiente eine ähnliche Benennung. Fast bei jedem Schritte brachen wir durch die dünne Eisdecke in die darunter befindliche, von unzähligen Rinnsalen durchzogene Eisschicht ein, das reinste Waten in einem Sumpfe. Erst gegen den Steinernen Tisch zu hörte das nach und nach auf. Manch' heiteres Scherzwort wurde gewechselt, wenn der Eine eingebrochen war, der Andere aber vorsichtig über die heikle Stelle hinwegkam, um jedoch im nächsten Momente desto tiefer seine Füsse in dem Eiswasser zu baden. Solche kleine Vorkommnisse stören zwar das gemüthliche Dahinschlendern, verderben aber keineswegs die Laune, im Gegentheil, sie bringen etwas Abwechslung in das monotone Marschtempo. Um 4½ Uhr hatten wir Scheiber's Edelweiss wieder erreicht. Unterwegs waren wir auf der Ramolroute vielen hinaufkeuchenden Touristen begegnet. Für uns lag die Versuchung zu einer Hochtour für Mittwoch fern. Er war der Ruhe gewidmet; Paulcke entwickelte in dem Laboratorium, das er sich in Scheiber's Waschküche eingerichtet hatte, seine Platten und — stopfte in der Veranda seine Strümpfe so kunstfertig, dass eine junge, vermuthlich auf der Hochzeitsreise befindliche Frau ihre Bewunderung darüber nicht zurückhalten konnte.

Der Kirchenkogelkamm,

so lautete die Aufgabe, welche wir am 22. August mit Josef Anton Klotz bewältigen wollten. Den Apparat sollte wieder Josef Scheiber auf seine Schultern nehmen, allein »Herr Paulcke winkt, der Josef schweigt und zeigt sich gänzlich abgeneigt«. Aber wir brauchten ja nur einen Träger und den kundete Klotz aus in der Person des Hirten Johann Holzknecht aus Passeier. Seine Beschäftigung gestattete ihm, sich uns zur Verfügung zu stellen.

Über die richtige, durch Sonklar festgestellte Benennung der Gipfel unseres Kammes habe ich mich bereits ausgesprochen. Der Besteigungsgeschichte, wie sie Seite 366—368, Bd. II. des Ostalpenwerkes dargestellt ist, habe ich wenig beizufügen. H. Meynow scheint seiner Schilderung nach nur die der Seeberspitze zunächst liegende, höhere Liebenerspitze erreicht zu haben.[1]) In Gurgl wird diesem Gipfel oft der Name Seeberspitze beigelegt, denn die wirkliche Seeberspitze erscheint im Hintergrunde des Gaisbergthales lediglich als ein Schneegrat, dem der Name eines Gipfels kaum zugesprochen werden kann. Sonklar bezeichnet ihn als »weissen, etwas stumpfen Schneegipfel im fernsten Hintergrunde des Gaisbergthales«.[2])

Unser Plan war derselbe, wie der Meynow's. Wir wollten vom Gaisbergthale aus den Doppelgipfel der Liebenerspitze besteigen und von ihm über den scharfen Grat zum Kirchenkogel klettern, der über die Südwand bezwungen werden sollte; von dort konnten wir die beiden Vorgipfel, den von Sonklar sogenannten Mittleren, und den Vorderen Kirchenkogel[3]) leicht erreichen.

Der Gaisbergglетscher zeigte heute ein wesentlich anderes Aussehen als am 10. August; die Ausaperung erstreckte sich, als wir ihn um 6 Uhr früh nach anderthalbstündigem Marsche betraten, bis hoch hinauf. Unterwegs hatten wir uns mit dem Pflücken von Edelraute aufgehalten. Im Allgemeinen bin ich ein Feind des übermässigen Sammelns von Edelweiss und Edelraute. Beide gedeihen auf dem

[1]) Z. A.-V. 1892, S. 330.
[2]) A. a. O., S. 43.
[3]) Im Volksmunde kennt man jetzt die Bezeichnung Vorderer und Mittlerer Kirchenkogel nicht mehr, man spricht nur vom Kirchenkogel und der Liebenerspitze.

kalkhaltigen Schieferbande, welches das Gaisbergthal auf der Granatenkammseite durchzieht, vortrefflich und werden garbenweise von Fremden und Einheimischen gepflückt. Heute hatte ich gegen meine Grundsätze gehandelt und mich gleichfalls der Räuberei an der Edelraute, die vor der Gletscherzunge wächst, schuldig gemacht. Die Schuld daran trifft aber nicht mich, sondern den Gletscher. Nach den neueren Beobachtungen [1]) befindet sich nämlich der Gaisberggletscher seit 1893 im entschiedenen Vorrücken; besonders in dem Jahre 1895 ergab die Messung eine erhebliche Zunahme des Wachsthumes der Gletscherzunge. Ich durfte sonach ohne Gewissensbisse mich der Blümelein bemächtigen, deren Standort so wie so in den nächsten Jahren das vorschreitende Eis vernichten wird. Eine halbe Stunde nach Betreten des Gletschers hielten wir eine kurze Rast, dann gieng es weiter denselben Weg hinauf wie bei der Besteigung des Hochfirsts. Um 9 Uhr hatten wir die Höhe des Gaisbergjoches gewonnen. Wir freuten uns diesmal nicht nur des grossartigen Hochgebirgsbildes, sondern Freund Paulcke sicherte die Erinnerung an diesen Anblick durch drei vorzüglich gelungene Bilder, Hochfirst, Seeberspitze mit Schneegrat und dessen Fortsetzung mit Liebenerspitze. Die Ähnlichkeit der Letzteren mit



Seeberspitze und Liebenerspitze (vom Gaisbergjoch aus).

dem Grossglockner von der Pasterze aus, die schon Dr. Hecht hervorhebt [2]), kommt auf dem Bilde voll zur Geltung.

Die Seeberspitze dicht vor uns hatte als Besteigungsobject heute keinen Werth. Die hässlichen Passeirer Nebel erschienen in Masse; wir steuerten daher möglichst direct auf die Liebenerspitze los. Der zu ihr im Bogen hinüberziehende Schneegrat schien trotz des ihn umgürtenden Bergschrundes an einer Stelle erklimmbar zu sein; um 10 Uhr setzten wir uns in Bewegung; je näher wir aber kamen, desto steiler trat die Schneewand uns entgegen. Klotz versuchte, an ihr emporzukommen, nachdem er in das blanke, spröde Eis einige möglichst grosse Stufen eingehauen hatte, aber eine etwa 2 *m* hohe Ausbauchung der Eiswand setzte seinem Vordringen Widerstand entgegen; wir konnten ein Abgleiten des Führers nicht riskieren, das wäre trotz des Seiles zu folgenschwer geworden; wir kehrten daher um, nachdem Freund Paulcke rasch mit dem Handapparat den braven Klotz in seiner Stellung an der Eiswand bildlich fixiert hatte.

Wie wir uns umkehrten und gegen das Gaisbergjoch zurückgiengen, überraschte uns ein entzückendes Bild. Über den Schneegrat der Seeberspitze galoppierte

[1]) M. A.-V. 1893, S. 288.
[2]) Z. A.-V., Bd. V, S. 325.

in zierlichen Sprüngen eine Gemse, und als ob sie uns den richtigen Weg zeigen wollte, sprang sie über den zum Joche abfallenden Eisgrat hinab; vom Gaisbergjoche wendete sie sich gegen den Hohen First und entschwand bald unseren Blicken.

Wir kehrten indessen nicht ganz zum Joche zurück, sondern schlugen nach rechts zu an der weniger steilen Böschung der Seeberspitze Stufen, die uns eine kurze Strecke unterhalb des Gipfels der Seeberspitze auf den zum Gaisbergjoche abfallenden Grat führten. Von Aussicht war auf der Seeberspitze keine Rede, die Nebel umwallten uns immer dichter. — Der Schneegrat konnte bequem bald nach rechts, bald nach links überschritten werden. Er geht nach seiner Umbiegung gegen Westen allmälig in einen Felsgrat über, dessen Erklimmung ohne Beschwerde sich vollzieht. Um 11 Uhr 15 Min. standen wir auf dem höheren Gipfel. Die Nebel verfolgten uns bis hierher; wir warteten einige Augenblicke auf einen klaren Blick, aber vergeblich. Das gleiche Schicksal widerfuhr uns auf der zweiten Spitze, die wir 11 Uhr 30 Min. betraten. Über eine Stunde harrten wir auf bessere Aussicht; die Nebel blieben sich gleich, nicht einmal so lange zogen sie sich auseinander, dass Paulcke eine Aufnahme machen konnte; in seiner Verzweiflung photographierte er, da er nichts Besseres hatte, uns drei auf dem Gipfel gruppiert.

Auf Fortsetzung unserer Tour zu bestehen, hatte bei diesem dichten Nebel keinen Sinn. Klotz meinte, »Alles muss man nicht machen, man muss auch für das nächste Jahr etwas übrig lassen«. Darum traten wir 12 Uhr 40 Min. den Heimweg an. In nordwestlicher Richtung gelangten wir über Fels und lose Platten, die leicht ins Rutschen kommen, zu einem steilen Eishange und über diesen zum Firnfeld des Gletschers, welcher als nördlichster Zufluss des Rothmoosferners von den Wänden der Liebenerspitze und des Kirchenkogels einerseits, andererseits von einer zwischen Liebenerspitze und Heuflerkogel herabziehenden Felsrippe begrenzt wird. Von nun an bot sich uns ein bequemes Gehen. Wir hatten die unterste Nebelgruppe hinter uns und wanderten wieder im Sonnenscheine. Um 1 Uhr 30 Min. wurde der photographische Apparat aufgestellt; der Wasserfallferner mit dem mittleren Seelenkogel präsentierte sich zu schön. Dann gieng es nahe an den Wänden des Kirchenkogels entlang über recht schmutzig aussehende Eistrümmer hinab und links hinüber zu dem untersten Theil der erwähnten, zwischen Liebener und Heufler herabziehenden Felsrippe. Wir entledigten uns des Seiles und der Eisen und bummelten gemüthlich zum Rothmoosthale hinaus. Unser Träger Hans Holzknecht hatte sich vorzüglich bewährt, er stieg ruhig und sicher überall nach, war bescheiden und schweigsam. Ich habe ihn auf der ganzen Tour keine zehn Worte reden gehört. Als wir aber unterhalb der Hänge der Hohen Mutt dahinwanderten, öffneten sich seine Lippen und ein fortgesetztes: »Bäh, Bäbblebäh!« ertönte. Die Rufe fanden Wiederhall, am Abhange wurde es lebendig, Schafe und Ziegen antworteten; in lustigen Sätzen kamen sie herab und trollten hinter uns her bis zur Schäferhütte, welche Holzknecht in der Nähe des Gaisbergbaches bewohnt. Dort trennte er sich mit unserer Zustimmung von uns, barg seine Zöglinge erst unter Dach und brachte um 4 Uhr, eine Viertelstunde nach unserem Eintreffen, den Apparat uns nach; wir dangen ihn sofort für den nächsten Tag, für welchen wir den

Seelenkogel und Rothmooskogel

aufs Programm gesetzt hatten, also die massig sich ausbreitende, südöstliche Hälfte des Seelenkogelkammes, dessen nordöstlichen Eckpfeiler der Rothmooskogel bildet, während das Südende im Hinteren Seelenkogel seinen Höhepunkt erreicht. Plateauartig erstreckt sich der Kamm von hier aus nordwestlich zu einer zweiten Schnee-

kuppe, 3412 *m* hoch, welche in der Geschichte der Seelenkogel-Besteigungen, wie wir sehen werden, eine fast tragikomische Rolle spielt. Das Plateau fällt von ihr aus gegen Nordwesten zu ab und es erhebt sich aus ihm der Mittlere Seelenkogel. Von seinem Gipfel an geht der Seelenkogelkamm allmälig in die scharfkantige Gratform über, wie wir sie als Regel im Gurgler Gebiete, ja überhaupt im Ötzthale, finden. Die Besteigungsgeschichte des Rothmooskogels, sowie der drei Seelenkögel zeigt noch manche Lücken.

Vor Allem entsteht die Frage: »Wer war der erste Besteiger des Hinteren Seelenkogels?« Dass es nicht Hans Lutze von Wurmb gewesen ist, wie Dr. Petersen annimmt, wird bereits im Ostalpenwerke treffend hervorgehoben. Nach einer im Gurgler Fremdenbuch enthaltenen Aufzeichnung soll Herr A. Landré am 8. September 1871 die Erstbesteigung ausgeführt haben. Herr A. Landré, Weissbierbrauereibesitzer aus Berlin, schreibt wörtlich: »Unter Führung des Peter Paul Gstrein unternahm ich die Besteigung des Sellenkogels, eines Berges, der bisher noch nie erstiegen war; die Aussicht vom Sellenkogel, der durchaus nicht schwer zu erreichen ist, kann unbedingt derjenigen von der Kreuzspitze an die Seite gestellt werden, da sie in Betreff der Aussicht auf die zunächst liegenden Spitzen dasselbe bietet, zugleich aber einen Einblick in das Etschthal von Meran bis Bozen und in das Passeier Thal gestattet, so dass der Genuss, welchen man auf der Spitze empfindet, ein bedeutend mannigfaltigerer als auf der Kreuzspitze ist. Auch der Weg bis zur Spitze bietet durch seine prachtvollen Gletscherbildungen, welche man in nächster Nähe sehen kann, einen grösseren Reiz, als der zur Kreuzspitze, so dass ich jedem Reisenden die Besteigung des Gipfels empfehlen kann«.

So Herr Landré, und aus seiner Schilderung wird im Ostalpenwerke der Schluss gezogen, dass er nur auf dem Hintern Seelenkogel gewesen sein könne. Trotzdem kam mir die Landré'sche Schilderung etwas verdächtig vor; der Hintere Seelenkogel ist von Gurgl aus nicht schwer zu besteigen, aber kurz vor dem Gipfel befindet sich links eine Wächte und rechts geht es in einem Winkel von etwa 35—40 Grad hinab; der Vergleich mit der Kreuzspitze machte mich stutzig. Wenn man nun im Gurgler Fremdenbuche eine Seite weiter blättert, so findet man folgenden Eintrag: »Professor Dr. Karl Edel aus Würzburg dankt dem Herrn Curaten für freundliche Aufnahme und Gestattung der Theilnahme an der ersten, bekannten Besteigung des Hinteren Seelenkogels, ausgeführt am 11. September 1871. Freiherr von Bibra, Major aus Nürnberg, Klaus, Hauptmann aus Nürnberg, Gareis, Rechtspraktikant aus Amberg, Rödiger, Dr. phil. aus Leipzig, schliessen sich dem Danke des Herrn Professors an und bemerken, dass die erstiegene Spitze den Herrn Professor Edel als Gevatter gewann und von nun an Edelspitze heissen soll«.

Da ich das Glück hatte, Herrn Professor Edel persönlich zu kennen, und von ihm weiss, dass er ein ebenso gut orientierter, wie äusserst gewissenhafter Tourist war, so erschien für mich von vornherein die Annahme ausgeschlossen, dass er sich einer Erstersteigung rühmen würde, die drei Tage vor ihm ein Anderer ausgeführt hatte. Es gelang mir des Weiteren, die jetzige Adresse eines der obengenannten Theilnehmer, des Herrn H. Gareis, jetzt Bankdirector in München, zu erkunden und von ihm folgende dankenswerthe Aufklärung zu erhalten:

Herr Gareis schreibt mir unterm 15. October 1895: »Am 9. September 1871 kam Major von Bibra (gestorben als Oberst a. D. im vorigen [1894] Jahre), Hauptmann Klaus (jetzt Generalmajor und Brigadecommandeur in Regensburg) und ich nach Gurgl; uns hatte sich ein Herr Dr. Rödiger (später Universitätsbibliothekar in Breslau) angeschlossen; wir waren am 10. September mit Gärber am Gurgler Eissee, unterwegs erzählte er, dass der Hintere Seelenkogel vor einigen Tagen bestiegen

worden sei und man beschloss, diese interessante Tour gleichfalls am folgenden Tage auszuführen. Als Führer wurden Blasius Grüner und Methodus Scheiber gedungen; Professor Dr. Edel kam am Abende des 10. September ganz unerwartet über das Timbler Joch ziemlich spät an, er hörte von der geplanten Tour, meinte aber, er könne sie nicht mitmachen, denn er sei zu müde. Edel war damals schon 66 Jahre alt. Als am anderen Morgen aufgebrochen wurde, erschien trotzdem zu Aller Freude Professor Edel und schloss sich der Expedition an. Man marschierte ins Rothmoosthal, überquerte die Zunge des Rothmoosferners und stieg dann auf der (orographisch) linken Thalseite in die Höhe, wobei man sich unmittelbar oberhalb des Absturzes des Wasserfallferners hielt und die Fussspuren des Landré'schen Aufstieges verfolgte. Ungefähr zwei Drittel des Weges über das Firnfeld waren zurückgelegt, als Blasius Grüner, der vorausgieng, meldete, dass die Landré'schen Spuren von der Richtung auf den Hinteren Seelenkogel nach rechts abwichen. Ob dieser Kunde kam grosse Aufregung in die Gesellschaft, besonders die Führer zeigten lebhaftes Interesse; Scheiber lief längere Zeit neben den Fussspuren her und constatierte, dass sie in einem Bogen rechtsherum führten; wohin sie giengen, konnte man nicht genau sehen, denn auch diesmal hatten sich Nebel gebildet. Die Partie setzte ihren Marsch in der Richtung nach dem vor ihr befindlichen, trotz des Nebels sichtbaren Hinteren Seelenkogel fort und erreichte die felsige Spitze. Auch nicht die geringste Spur einer Besteigung war zu finden; voll Freude baute man ein Steinmanndl, wobei selbst Professor Edel mithalf, und bei dieser Gelegenheit kam Gärber auf den Gedanken, die Spitze in Edelspitze umzutaufen; Peter Paul Gstrein, den Curat Gärber als einen wenig glaubwürdigen Menschen bezeichnete, soll hiernach wegen seiner Flunkerei mit der Erstbesteigung des Hinteren Seelenkogels viel aufgezogen worden sein‹. — Wo war aber Landré gewesen? — Für Einen, der die Örtlichkeiten kennt und Landré's Schilderung gelesen hat, kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass er nur auf die mit 3412 *m* bezeichnete Schneekuppe gekommen ist. Von dort aus konnte er ins Passeier- und ins Etschthal sehen (freilich nicht hinab nach Plan, was Landré auch gar nicht behauptet, und auch nicht ins Etschthal zwischen Meran und Bozen, denn das liegt vom Gurgler Kamm aus immer im todten Winkel, sondern in die Gegend südlich von Bozen); und dieser Berg ist so gemächlich zu erreichen, dass ein Vergleich mit der Kreuzspitze angeht. Bei späteren Touren hatte dieselbe Schneekuppe die unverdiente Ehre, für den Mittleren Seelenkogel gehalten zu werden, so von K. A. Meyer und H. Meynow,[1]) welche dann Beide den wirklichen Mittleren Seelenkogel für den Vorderen ansahen.

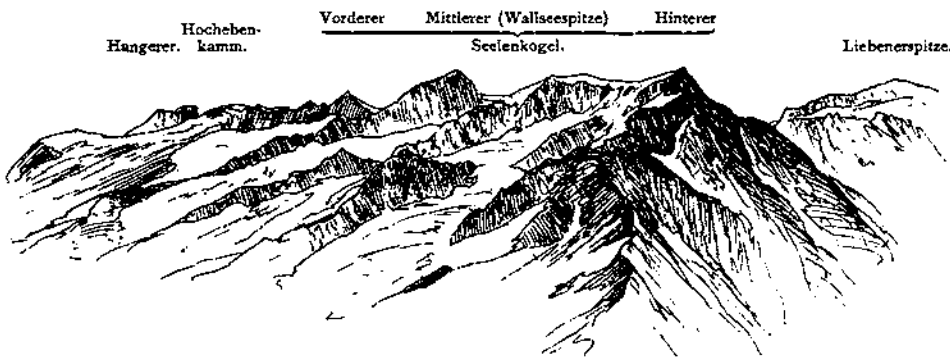
Über den ersten Besteiger des Rothmooskogels konnte ich nichts Sicheres ermitteln. Drei Wege führen zu seinem Gipfel. Der einfachste und bequemste von Gurgl aus dürfte der von H. Meynow am 15. Juli 1891 verfolgte sein; er stieg vom Rothmoosferner etwa auf demselben Wege empor, den man bei der Ersteisteigung des Hinteren Seelenkogels einschlug; auf der Höhe des Firnplateaus wendete er sich zuerst rechts (westlich) und sodann nach links (östlich), um die im Norden der Firnkuppe vorgelagerte Randkluft zu umgehen; den Vorgipfel, von welchem aus ein Felsgrat zum Rothmoosjoche zieht, scheint Meynow nicht betreten zu haben. Eine andere, nicht schwierige Route — und diese dürfte sich von Plan aus empfehlen — bietet der Aufstieg zur Einsattlung zwischen Hinterem Seelenkogel und Rothmooskogel; als Abstieg ist dieser Weg meines Wissens am 22. August 1895 von zwei Mitgliedern der Section Dresden benützt worden.

Den dritten und zweifellos interessantesten Weg findet man vom Rothmoosjoche über den felsigen Ost-Grat. Schwierig kann man die Kletterei kaum nennen;

[1]) M. A.-V. 1892, S. 183. Z. A.-V. 1892, S. 322. Ostalpen, Bd. II, S. 365.

nur eine einzige Stelle, leicht erkennbar durch die helle Färbung des Gesteins, erfordert Achtsamkeit, horizontale Risse in den Felsen erleichtern indessen das Einsetzen der Hände und Fussspitzen.

Als wir am 23. August 1895 nach einem Marsche von 3¾ Stunden (in welche ein Aufenthalt von 20 Minuten einzurechnen ist) um 8 Uhr 20 Min. früh das heute ziemlich ausgeaperte Rothmoosjoch betraten, stach uns dieser Weg alsbald so verführerisch in die Augen, dass wir für keinen anderen uns entschliessen konnten. Klotz rieth zwar davon ab, aber er sah bald ein, dass die Felskletterei doch abwechslungsreicher sich gestalte, als das vermuthliche Stufenschlagen zur Einsattlung zwischen Rothmoos- und Hinterem Seelenkogel. Nach einem Aufenthalte von 1 Std. 10 Min., der einem ausgiebigen Frühstücke und der Aufnahme von zwei hübschen Bildern gewidmet war, brachen wir auf; Paulcke gieng voran, Klotz mit mir durch das Seil verbunden nach. Als Letzter kletterte unser trefflicher Holzknecht, er hatte auf das Seil verzichtet und erwies sich als sicher und gewandt im Gesteine; seine Beschäftigung als Ziegen- und Schafhirt giebt ihm ausreichende



Die Seelenkögel von der Hochwilden aus.

Gelegenheit zur Übung. Auch auf dem Rothmoosgrate ist der Fels brüchig, und wir mussten Acht geben, um nicht durch Steine uns gegenseitig zu gefährden. Die erwähnte, etwas schwierige Stelle war bald hinter uns, und nun gieng es ganz gemächlich zum Vorgipfel hinauf, 10 Uhr 20 Min. Von diesem wanderten wir wieder über Geröll und lose Platten, links von dem 4 *m* höheren Schneehang zum eigentlichen, durch einen Steinmann gekrönten Gipfel. Dort fanden wir die Karte von Demeter Diamantidi, welcher am 10. Juli 1892 mit den Führern Peter Kotter aus Ridnaun und Vinzenz Schweigel den Kogel auf demselben Wege wie wir erklommen und in der Vermuthung, der Berg sei noch unerstiegen, das Steinmandl erbaut hat. Dass diese Annahme irrig war, ergiebt sich aus dem bereits Gesagten, doch muss Diamantidi die Priorität für die Begehung des Ost-Grates gewahrt bleiben. In Obergurgl behauptete zwar der Führer Alois Scheiber, er habe zusammen mit Dr. Oster den Rothmooskogel über den vom Rothmoosjoche aufsteigenden Grat schon vor mehreren Jahren erklettert; meinem Wunsche, das betreffende Führerbuch mir zur Einsicht vorzulegen, kam er aber nicht nach, und Herr Dr. Oster versicherte mir auf wiederholtes mündliches Befragen, dass er den Rothmooskogel überhaupt noch nicht bestiegen habe; auch überzeugte ich mich durch die mir gestattete Einsicht in das sehr sorgfältig geführte Reisetagebuch des Herrn Dr. Oster, dass er im Jahre 1893 keine Ersteigung des Rothmooskogels verzeichnet hat.[1])

[1]) Vgl. Erschliessung der Ostalpen, Bd. II, S. 501.

Unser Aufenthalt auf dem Gipfel dauerte nur sieben Minuten, während welchem wir eine über den Planferner zum Rothmoosjoche wandernde Partie (ein Herr mit zwei Führern) beobachteten; mit der Aussicht gegen Osten war es auch heute nicht viel, die bekannten Passeirer Nebel wogten und wallten über dem Pfeldersthale. Um 10 Uhr 40 Min. wandten wir uns dem Hinteren Seelenkogel zu; von der Spitze des Rothmooskogels gelangt man bequem über plattigen Fels nach Süden hinab zur Einsattlung zwischen Rothmoos- und Hinteren Seelenkogel. Ein kleiner See hat sich dort durch Aufstauung von Schmelzwasser am Grate gebildet. Wir verliessen den Grat und bogen etwas nach Südwesten aus. Das Firnfeld erhebt sich zuerst ein wenig, dann zieht es mit kaum merklicher Steigung zur felsigen Spitze des Hinteren Seelenkogels hin; die letzte Strecke vor dem Gipfel führt über den obersten Abhang des Seelenferners; man vermeidet es, dicht am Rande des Grates zu gehen, weil gegen den Planferner zu Wächten überhängen.

Die Nebel lichteten sich zeitweise, als wir um 11 Uhr 20 Min. den höchsten Punkt betraten, und zeigten uns das liebliche Bild der Alpe Lazins, 1500 *m* unter uns. Dass der Hintere Seelenkogel ein Prachtaussichtsberg ist, muss Jeder anerkennen; aber man wird die herrliche Rundschau erst dann voll und ganz geniessen können, wenn man vor den Nebeln die Spitze erreicht. Das dürfte möglich werden, sobald die Hütte am Planferner oder am Steinernen Tische steht; dann wird man oben sein, noch ehe die felsigen Wände des Pfeldersthales sich erwärmt haben und das Aufsteigen der erwärmten Luft beginnt. Nach fünf Minuten verliessen wir die Spitze, verfolgten eine kurze Strecke den bisherigen Weg und steuerten dann nordwestlich dem Pseudo-Seelenkogel zu, den wir ebenso wie Meier und Meynow in knapp 15 Minuten erreichten. Ohne Aufenthalt wanderten wir weiter; das Firnfeld fällt nunmehr eine Strecke weit nach Norden zu ab, ein Bergschrund wurde überschritten, sodann eine kurze Strecke noch über den hier vielfach zerklüfteten Firn zum S.-Grate des Mittleren Seelenkogels zurückgelegt, dessen schwärzlicher Fels der Schneehülle entragt. Über die vielfach losen Blöcke kletterten wir unschwer zu dem rundlichen Gipfel, der sogenannten Wallseespitze, dem Mittleren Seelenkogel, empor; um 12 Uhr 5 Min., also 40 Min. nach Verlassen des Hinteren Seelenkogels, war sie überwunden.

Den freien Ausblick hemmten zwar nach Osten und Südosten zu die Passeirer Nebel, aber selbst dieses Nebelbild entfaltete ein grossartiges Schauspiel. Da stand er vor uns, in der Luftlinie etwas über 4 *km* entfernt, der prächtige Hochwildegrat, nebelumwogt, bald gänzlich verschleiert, bald theilweise sichtbar; der Gletschersturz des Langthaler Ferners gewinnt an Bedeutung; da wo ihn der Nebel verdeckt, ergänzt die Phantasie das Fehlende und der Gesammteindruck gestaltet sich mächtiger.

Die schwarze, gezackte Felsmauer des Schwärzenkammes bildet den Abschluss des Vordergrundes im Westen. Hinter ihr kommen Theile des Gurgler Ferners zum Vorschein; wild zerborsten lagern die Eismassen übereinander; das Felsriff des Mitterkammes starrt aus dem Eismeere empor, die Schneewogen reichen fast bis zu seinem Scheitel. Wir sehen den Gletscher in seiner Flanke, nicht wie auf der Hochwilden von seinem obersten Ende aus. Dort macht das gewaltige Firnfeld einen eintönigen Eindruck, weil Alles sich ineinander schiebt und keine Einzelheit zur Geltung kommen kann. Hier bietet sich nur ein kleiner Theil des Firnfeldes unseren Blicken; aber aufgerollt mit seinen Eisabbrüchen, Wänden und Schründen. Und um uns eine richtige Vorstellung von der Riesenausdehnung des Gurgler Gletschers zu geben, erscheint dessen Zunge unterhalb des Nordendes des Schwärzenkammes. Die Gipfel des Schalfkammes mit ihren hübschen Gletscherstürzen liegen in langgestreckter Reihe wie greifbar vor uns. Die zahlreichen kleinen Bächlein, welche in wildem Fall

von den Eisfeldern des Schalf-, Firmisan-, Spiegel- und Ramolkogels über den Küppelenberg herunterrauschen, verleihen dem Landschaftsbilde einen besonderen Reiz. Zwei Berggestalten aber ziehen im Westen die Blicke auf sich, der mächtige Doppelgipfel der Venter Wildspitze und die Hintere Schwärze, auch Rossbergspitze genannt. Ihre Form erinnert, von unserm Standpunkte aus gesehen, an die Prachtgestalten des Berner Oberlandes, Finsteraarhorn und Genossen. Die Weisskugel liegt zu entfernt, um einen ihrer Grösse entsprechenden Eindruck hervorzubringen, doch erkennen wir sie ganz genau an den zwei nebeneinanderliegenden dunklen Felsen, die unterhalb ihres Hauptes den Schnee durchbrechen. Ich habe mir dieses Wahrzeichen genau gemerkt; es erinnert mich an die zwei schwarzen, weiss eingefassten Bäffchen, welche wir am Halse unserer hochwürdigen Herren Curaten herabhängen sehen. Nach Norden dringt der Blick ins untere Gurglerthal und bis hinaus in die Söldener- und Längenfelder Ebene.

Die ganze Stubaier Gruppe breitet sich aus; Zillerthaler-, Venediger- und Glocknergruppe fehlen nicht in dem entzückenden Rundbilde. Ich erfreute mich an all' den zahllosen Gipfeln und Gipfelreihen, betrachtete auch genau die Zinnen des Gurgler Kammes, die ich nunmehr zum grössten Theile bezwungen. Und nachdem ich so recht in der Natur geschwelgt hatte, verlangte dieselbe auch ihre Rechte. Ich fühlte Hunger und namentlich Durst, denn der Tag war windstill, warm und fast heiss. In meiner Gummiflasche hatte ich zwei Liter Rothwein mitgenommen. Davon war bei der einzigen Rast, die wir am Rothmoosjoche gemacht hatten, nicht allzuviel getrunken worden; das meiste musste noch vorhanden sein. Als aber der brave Josef Klotz den Gummischlauch aus den Tiefen des Rucksackes hervorbrachte, verzogen sich unsere Gesichter zu beträchtlicher Länge. Die Flasche war ausgelaufen und nur noch wenig Wein darin; es handelte sich hier nicht um jenes Phänomen, das schon manche Bergsteiger zu ihrem Leidwesen kennen gelernt haben, die angebliche Verdunstung des Weines in einer gewissen Höhe — eine Erscheinung, die man nur dadurch verhindern kann, dass man die Flasche im eigenen Rucksacke trägt, — sondern die Flasche war in der That ausgelaufen, nicht weil sie leck war, wie Klotz behauptete, sondern weil er sie nicht vollständig zugeschraubt hatte. Das Restchen Wein hatten wir im Umsehen verbraucht. Durstig traten wir um 1 Uhr den Abstieg an, nachdem Paulcke vier Aussichtsbilder aufgenommen hatte. Wir benützten zunächst eine kurze Strecke den nach der Langthaler Seite führenden Felsgrat, umgiengen dann im Bogen den steilen Firnhang nach rechts (nordöstlich) und gewannen schliesslich den zur Einsenkung zwischen Mittlerem und Vorderem Seelenkogel ziehenden, etwas steilen, schmalen Firngrat, den Klotz rasch mit gewohnter Meisterschaft durch etwa 60 Stufen gangbar machte. Dann gab es eine unschwierige Gratkletterei, zum Theil über Platten, die jedoch wegen der Brüchigkeit des Gesteins Vorsicht erforderten. Um 2 Uhr 25 Min. standen wir an der Grateinsenkung; die Besteigung des Vorderen Seelenkogels war von hier aus leicht zu bewerkstelligen, dennoch beschlossen wir für heute davon abzusehen. Das Getränke war uns ausgegangen, auch wollte ich möglichst bald in Gurgl sein, weil ich Besuch erwartete. Nachdem die prächtig vor uns sich aufbauenden Kirchenkogel, Liebenerspitze, Hochfirst, Heufler und Trinkerkogel in die unersättliche Camera unseres Freundes Paulcke gebannt waren, traten wir den Rückweg an der (orographisch) linken Thalwand an. Über Rasenhänge und Felsen kletterten wir hinunter zum Gletscher, doch an jedem Rinnsale wurde Halt gemacht und in langen Zügen das frische Wasser eingesogen. Kurz vor $^1/_4 5$ Uhr verliessen wir den Ferner und eilten nach Gurgl zurück, nicht ohne uns unterwegs an den lustigen Sprüngen und Neckereien der Maulthiere zu ergötzen, welche im Vordergrund des Rothmoosthales sich auf

der Weide tummelten. Wenn man gesehen hat, welche Lasten die biederen Thalbewohner dem geduldigen Rücken dieser Thiere aufbürden, — ja es kommt vor, dass der Maulthiertreiber sich an den Schweif des armen Thieres hält und bergauf lotsen lässt —, so gelangt man zu dem Schlusse, dass auch im Thierreiche Optimismus und Lebensmuth allen Widerwärtigkeiten zum Trotze siegen.

Um 5 Uhr 30 Min. rückten wir im »Edelweiss« ein; es war meine letzte Partie mit Josef Anton Klotz. Wer hätte gedacht, als ich dem braven Manne zum Abschiede die Hand schüttelte, — er hatte auf einige Tage ein Engagement für Venter Touren übernommen, — dass dies ein Abschied für ewig sein würde! Ende September raffte ihn eine tückische Krankheit hinweg.

Auch meine Touren mit Herrn Paulcke waren für dieses Jahr vorüber; es zog ihn nach den Dolomiten; ich blieb, um noch einige Touren im Gurgler Kamme kennen zu lernen, nämlich den

Vorderen Seelenkogel, 3284 *m* u. Hochebenkamm, 3228 *m* u. 3159 *m*.

Der plateauartige Charakter des Seelenkogelkammes hört, wie bereits erwähnt, von der Scharte zwischen Mittlerem und dem 200 *m* niedrigeren Vorderen Seelenkogel an auf und der scharfe Felsgrat tritt wieder als Regel in seine Rechte. Bestimmte Daten über die Besteigungen des Vorderen Seelenkogels sind nicht zu erlangen, dass er schon öfters bestiegen worden ist, steht wohl ausser Zweifel. Desgleichen dürfte seine Fortsetzung, der mit 3228 *m* angegebene Gipfel des Hochebenkammes, wiederholt betreten worden sein. Anders verhält es sich mit der zweiten, niedrigeren Hälfte des Hochebenkammes, welcher zum Langthaler Eck nordwestlich sich erstreckt und gegen Norden zu durch einen steilen Felsgrat mit dem kegelförmigen, als Aussichtsberg bekannten Hangerer[1]) (3021 *m*) in Verbindung steht.

Den höchsten Punkt (3159 *m*) erreichte vermuthlich als Erster Otto Frank aus Leipzig mit dem Führer Siegfried Gstrein am 22. August 1892[2]).

Man gieng rechts um den Hangerer herum zu dem Grate, welcher die Verbindung zwischen Hangerer und Hochebenkamm bildet. Zuerst hielt man sich am Rande des Hangerer Ferners, betrat hierauf den Felsgrat und kletterte steil zur Spitze empor; das Gestein erwies sich als brüchig; in dem unteren Theil der Wände machte sich starker Steinfall bemerkbar. Beim Abstiege verfolgte man den Grat bis zur Einsattlung und wanderte in der Richtung gegen das »Langthaler Eck« zu Thal. Der Aufstieg hatte zwei Stunden beansprucht.

Als ich am 26. August mit meinem trefflichen Wirthe Martin Scheiber den Weg zum Rothmoosthale antrat, war es schon spät geworden; wir konnten erst 7 Uhr 52 Min. aufbrechen. 58 Min. später betraten wir die unteren, berasten Abhänge der Nordostseite des Hangerer, in einer Stunde hatten wir den Hangerer Ferner erreicht. Er stellt die nördliche Fortsetzung des Wasserfallferners dar; oberhalb des Absturzes seiner Zunge setzten wir uns zu viertelstündiger Rast nieder; um 10 Uhr 5 Min. wurde das Seil angelegt, das Firnfeld in südlicher Richtung überquert und dem Firngrate zugestrebt, welcher nördlich von der Spitze herabkommt. Über lose Platten kletterten wir auf dem unteren Theile des Grates ziemlich steil empor, bis wir den Schneegrat selbst erreicht hatten. Der weiche Schnee ersparte uns das Stufenschlagen, die Neigung betrug nur 30 Grad; kurz vor der Spitze trat wieder der Fels zu Tage; um 11 Uhr 45 Min. war der Gipfel überwunden, wir hatten ausschliesslich der Rast 3 Std. 38 Min. vom »Edelweiss« aus gebraucht. Die Aus-

[1]) Näheres über diesen Berg und seine Aussicht Z. A.-V. 1892, S. 321.
[2]) Gurgler Fremdenbuch u. freundliche Privatmittheilung.

sicht verdient die Bezeichnung »sehr schön«, sie ist fast dieselbe wie vom Mittleren Seelenkogel. Um 12 Uhr 40 Min. wanderten wir weiter; zuerst über Fels und Platten, es folgte ein Schneegrat, dann wieder Fels, von welchem wir in eine Schneemulde abstiegen; ein Felskopf wurde nach links umgangen, schliesslich führte ein kurzer, 35—40 Grad geneigter Schneehang zu dem aperen, ebenen Grat, welcher fast horizontal zu dem Punkte 3228 *m* sich erhebt. M. Scheiber behauptet, das sei der eigentliche Gipfel des Hochebenkammes, und seinem Aussehen nach passt auch für ihn dieser Name. Man hat sonach, wie auch oben bereits angedeutet, zwei Theile des Hochebenkammes zu unterscheiden, den höheren, bequem zu erreichenden, wirklich ebenen Kamm und den von ihm durch eine Scharte getrennten, wild zerzackten, schmalen Felsgrat, dessen höchster Punkt mit 3159 *m* bezeichnet ist und in der Regel als der eigentliche Gipfel des Hochebenkammes angesehen wird. Es war 1 Uhr 20 Min., als ich den ebenen Gipfel betrat. Wieder ein Aussichtspunkt ersten Ranges!

Wir geniessen eine ähnliche Aussicht wie vom Hangerer,[1]) nur mit dem Unterschiede, dass der Blick eigentlich nach keiner Seite eine Behinderung erfährt, auch befinden wir uns mehr in der Gletscherwelt, auf der einen Seite der Hocheben — auf der anderen der Hangerer Ferner; tief unten Langthaler- und Rothmoosgletscher, kurz, das Rundbild steht jenem vom Mittleren Seelenkogel nur wenig, und dem Panorama vom Vorderen Seelenkogel gar nicht nach.

Etwas zu lange blieb ich auf der Spitze und studierte die Aussicht; das war ein Fehler. Erst um 1 Uhr 50 Min. traten wir den Weitermarsch zur Scharte hinab an, welche den flacheren Theil des Hochebenkammes von dem wildzerzackten vorderen Theile scheidet. Seine zunächst zu überwindenden Felszacken sahen recht schroff aus, Scheiber meinte, dazu sei es für heute zu spät, man wisse nicht, ob man bis zum eigentlichen Gipfel vordringen könne, ein Rückzug sei misslich, und so liess ich mich bereden, das Unternehmen eines directen Aufstiegs von der Scharte aus aufzugeben. Dafür wollte ich sehen, ob von der Westseite aus dem Kamme beizukommen sei. Wir giengen daher hinab auf den Hochebenferner und wanderten dem Kamm entlang. Seine Wände erscheinen überall jäh und theilweise überhängend. Ein Aufstieg erschien wenig erfolgreich, zudem merkte ich, dass mein guter Scheiber gar keine Passion für Felskletterei hat. Schon seit Jahren ist er als Führer nicht mehr thätig; er gieng nur heute aus besonderer Gefälligkeit für mich mit; er gehört noch zu dem alten Führerstamme, die lieber auf Eis und Schnee, als in den Felsen herum hantieren.[2]) Doch so ganz ohne Kletterei sollte er heute nicht heimkehren. Nach längerem Suchen fand ich eine Stelle, die ein Hinaufkommen ermöglichte, aber sie war so weit westlich von dem höchsten Punkte entfernt, dass an eine Gratkletterei bis dorthin heute nicht mehr gedacht werden konnte. Daran war unser langer Aufenthalt auf den beiden Gipfeln schuld. Wenn ich nun auch heute den Grat bis zur Spitze nicht mehr überschreiten konnte, so wollte ich ihn doch wenigstens überqueren und kletterte daher munter auf Händen und Füssen über steile Rasenbänder empor. Scheiber folgte, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Bald zeigte sich der Rasen von Fels unterbrochen; ich band mich an das Seil, kletterte voraus und liess Scheiber nachkommen. In verhältnissmässig kurzer Zeit war die Gratscharte, die ich als Zielpunkt ausersehen hatte, erreicht. Auf der anderen Seite fanden wir leidlich guten Fels, doch er war ziemlich plattig und die Platten etwas glatt. Ich stieg als Erster, suchte den Weg, glaubte auch, einen ganz ordentlichen Abstieg gefunden zu haben; denn über gestuften,

[1]) Siehe Z. A.-V. 1892, S. 321.
[2]) Vgl. Payer, Ortler-Alpen, Suldengebiet, S. 13, und Trafoier-Gebiet, S. 21.

allerdings etwas glatten Fels konnte man sich hinunterarbeiten. Doch mein lieber Scheiber hielt diese Passage für zu bedenklich; da ich aber eigensinnig war und auf meinem Abstiege bestand, hielt er so lange das Seil von oben fest, als es reichte, dann rief ich ihm zu, es loszulassen und kletterte allein weiter. Scheiber suchte sich selbst einen bequemeren Abstieg; unten fanden wir uns durch Zurufe wieder.

Nach der Arbeit geziemte sich eine kurze Pause. Von 4 Uhr 10 Min. bis 4 Uhr 20 Min. hielten wir Imbiss und pilgerten dann in den vorschriftsmässigen drei Stunden über die Gurgler Alm nach Hause. Die Tour war in ihrem zweiten Theile nur halb gelungen, doch ich hoffe, das Versäumte später nachzuholen.

Das Wetter blieb unverändert schön, und Denjenigen, welche den Grund dieser angenehmen Erscheinung wissen möchten, will ich ganz im Vertrauen mittheilen, dass wir das vielleicht einem biederen Sachsen verdanken. Ich stand eines Abends vor Scheiber's Gasthaus, betrachtete den Himmel und beobachtete den Wolkenzug. Ich sprach die Hoffnung aus, dass das Wetter wenigstens sich morgen noch halten werde; da äusserte ein Herr, dessen Dialect jeden Reisepass überflüssig machte: »Nee härren Se, vierzehn Tage bleibt's noch ganz gewiss scheene, so lange ich auf Reisen bin, regnets nich!« Als ich erstaunt ob solcher Zuversicht den Kopf schüttelte, meinte der Herr: »Sähn Se, wenn man so selten rausgommt wie ich, gann mer och en scheenes Wedder verlangen!« Sicherlich hat St. Petrus Mitgefühl mit diesem braven Manne gehabt und uns gutes Wetter beschert, denn in der That, noch über 14 Tage hinaus strahlte täglich klar und blau der Himmel.

Und so war es auch am 27. August, am Tage nach der eben beschriebenen Partie.

Der Königskogel, 3027 *m*,

ein leicht und bequem zugänglicher Gipfel, der höchste Punkt im Königskogelkamme, sollte das Ende meiner Gurgler Bergfahrten bilden. Ein Führer war zu dieser, auf dem gewöhnlichen Wege absolut harmlosen Tour nicht nothwendig; ich begnügte mich daher mit dem Führeraspiranten Josef Gstrein, einem stämmigen, kräftigen Burschen, der auf den ersten Blick auf Jeden einen günstigen Eindruck hervorbringen muss. Er gehört zu dem besten Nachwuchse der Gurgler Führer und besitzt eine Eigenschaft, die besonders im Ötzthale selten zu finden ist. Er verschmäht jeglichen Wein, trinkt nur Wasser, das heisst ungebranntes, und Limonade. Schon wegen dieses Vorzugs möchte ich ihn einen Mann der Zukunft nennen. Je länger ich in die Berge gehe, desto mehr gelange ich zu der Erfahrung, dass Wein beim Bergsteigen geringen Werth hat und auf der Tour Limonade, die man sich aus concentrierter flüssiger Citronensäure und Zucker leicht und trefflich bereiten kann, allen anderen Getränken vorzuziehen ist. Ich zweifle nicht, dass sich diese Erkenntniss immer mehr bei den Bergsteigern Bahn brechen und man es schliesslich ganz selbstverständlich finden wird, wenn der Führer keinen Wein verlangt.

Zum Königskogel[1]) braucht man nicht so früh aufzubrechen, auch Herr Dr. Oster verliess, als er am 16. August 1885 diesem Gipfel seinen Besuch abstattete, erst um 6 Uhr 30 Min. Obergurgl; er wanderte durch das vordere Verwallthal, erreichte aber schliesslich vom Königsthale aus, in das er überstieg, den Gipfel und war schon gegen 9 Uhr auf der Spitze. Der Königskogel ist der hinterste und der höchste, durch eine Stange bezeichnete Punkt im Königskogelkamme. Nach der Specialkarte lagert zu seinen Füssen, sowohl auf der Verwall- wie auf der Königsthalseite, ein kleines Eisfeld, dem man auf der Königsthalseite die Bezeichnung Gletscher beilegen

[1]) M. A.-V. 1885, S. 248, u. 1886, S. 9, u. freundliche Privatmittheilung.

kann; das Schneefeld aber, welches sich im Verwallthale befindet, verdient diesen Namen schwerlich. Josef Gstrein, mein heutiger Führer, gestand ganz offen, als wir nach einstündigem Marsche um 8 Uhr 50 Min. den Eingang des Verwallthales erreicht hatten, dass er eigentlich nicht wisse, welcher unter den verschiedenen Kammhöckern der rechten Thalseite von Verwall der wirkliche Königskogel sei. Doch das schadete nichts, ich hatte ja eine Karte bei mir. Nach dieser musste der Königskogel ziemlich nahe an der Vereinigung des Königskogelkammes mit dem Hauptkamme, jedoch noch im Querkamme, zu finden sein. Wir stiegen auf der rechten Thalseite vorwärts und allmälig aufwärts; ich hielt einen Felskegel, den wir ziemlich im Thalhintergrunde links erblickten, für unseren Gipfel und wir steuerten darauf los, in der Annahme, dass die eigentliche Spitze verdeckt sei und erst später hervortrete. Dass dies ein Irrthum, ward mir klar, als ich um 10 Uhr 30 Min. das auf der Karte verzeichnete Schneefeld gefunden hatte; die Spitze des Königskogels lag schon hinter uns, man konnte genau die weisse Stange auf dem Gipfel sehen. Nach viertelstündiger Rast zog ich jedoch vor, zunächst bis zu dem Pseudo-Königskogel zu gehen und mich dort möglichst zu orientieren. In zehn Minuten standen wir oben und blickten hinab in das Seeberthal; unsere Kuppe bildete einen Theil des Hauptkammes, der vom Verwalljoche her nördlich zieht. Unser Berg lag vor uns mit seinem SO.-Grate. Der sah ganz respectabel gezackt aus, und gefiel mir so gut, dass ich mich entschloss, ihn zum Aufstiege zu wählen, war er doch auch für uns der nächste Weg. Zudem bestand kein Zweifel, dass auf dieser Route noch Niemand dem Königskogel sich genaht hat. Über die einzuschlagende Richtung hatten wir uns bald geeinigt: den untersten, fast senkrechten Zacken, konnten wir östlich, d. h. nach der Seeberthalseite zu, umgehen; dort war ein Weiterkommen sicher. Wir stiegen zur Scharte ab, kletterten hinaus auf die Ostseite, gewannen ein steiles Rasenband und wendeten uns links dem Grate zu; die Linie des Königsjoches unter uns war bald überschritten und wir sahen nun hinab in das einsame, ernste Königsthal. Doch mit Umblicken hielten wir uns nicht lange auf. Es galt, die Höhe des SO.-Grates zu gewinnen; bald waren wir oben und jetzt begann ein vergnügliches Klettern über den meist sehr schmalen oder ganz scharfen Grat. Prächtige Gratzacken stellten sich uns in den Weg, theilweise sogar senkrecht, aber sie wurden ohne besondere Schwierigkeiten überklettert. Das Gestein zeigt für Gurgler Verhältnisse eine ganz ungewöhnliche Festigkeit, die Schichten sind nach Südost geneigt und so bieten die Schichtköpfe für Hand und Fuss sicheren Halt. Um 12 Uhr 40 Min. standen wir vor dem höchsten Gratzacken, die erwähnte Stange zeigte uns das Ziel, in wenigen Minuten hatten wir es erreicht.

Mit Behagen weidete sich mein Blick an der überaus schönen Rundsicht. Zu Füssen liegen zwei Thäler, das vergletscherte Verwall- und das ernste Königsthal, im Norden umrahmt von den kahlen Wänden der Schwenzerspitze und des Wurmskogels. Es ist das einsamste von allen Seitenthälern des Gurgler Kammes und wohl gerade wegen seiner Einsamkeit hat es die Volksphantasie mit sagenhaften Gestalten bevölkert. In der Mitte des Thales, so meldet uns die Chronik, welche der ehrwürdige, um Gurgl hochverdiente Curat Trientl hinterlassen hat, da wo noch ein kleiner Hügel von grossen Steinen zu sehen ist, sei eine Höhle gewesen mit guter Kücheneinrichtung. Dort haben wilde Fräulein gehaust. Man sah sie im Sommer öfters herausgehen auf die Heide und wie weiland Loreley auf dem Rheinfelsen, so sassen die wilden Fräulein auf dem Kostbödele unterhalb des Königskogels und kämmten ihr goldiges Haar. Ob sie aber auch gesungen, und dadurch schwärmerische Jünglinge ins Verderben gestürzt haben, darüber schweigt die Sage.

Auch ins Seeberthal reicht der Blick; wir sehen den prächtigen, vergletscherten

Thalschluss und die ganze östliche Thalseite. Ihr schliesst sich der nördlichste Theil des Gurgler Kammes mit seinen felsigen Spitzen an, hinter ihm baut sich die Stubaier Eiswelt auf. Die grünen Matten des Hauptthales bis weit hinaus gegen Längenfeld grüssen herauf. Der Schalfkamm und Weisskamm und die sämmtlichen Gurgler Berge, Hochfirst und Granatenkogel in nächster Nähe, rahmen im Westen und Süden das Rundbild ein. Scheinbar zu unseren Füssen liegt der Verwallgletscher; seine oberen Theile scheinen etwas aufgebauscht zu sein, und es sollte mich nicht überraschen, wenn der Verwallgletscher dem guten Beispiele des Gaisberg-, Rothmoos- und Langthaler Ferners folgen und gleichfalls vorrücken würde. Fast eine Stunde genoss ich die prächtige Rundschau, das Schleuderthermometer zeigte + 5 ° C.; der Aufenthalt dicht unterhalb des Gipfels an einer vom Nordostwinde geschützten Stelle war ausserordentlich angenehm.

Um 2 Uhr 20 Min. traten wir den Rückweg an; zuerst stieg ich eine Strecke weit ins Königsthal ab, um zu sehen, ob auch nach dieser Seite der Weg ohne Beschwerde abwärts führt. Nachdem ich mich von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugt hatte, kehrte ich zum Gipfel zurück und wanderte durch das Verwallthal auf der rechten Thalseite erst über Geröll, dann über Matten abwärts. An den unteren Hängen des Königskogelkammes scheuchten wir zwei junge Murmelthiere aus der Mittagsruhe, sie sprangen in raschen Sätzen über die Felsblöcke hin und verschwanden nach kurzer Zeit in ihren Schlupfwinkeln. — Fröhlichen Muthes eilten wir hinab ins Gurgler Thal. Um 3 Uhr 45 Min. schritten wir über die Wiesen bei Herrn Scheiber's gastlichem Hause; anderen Tages verliess ich Obergurgl.

Meine diesjährigen (1895) Bergfahrten waren zu Ende; sie hatten sich ausschliesslich auf die Gurgler Berge beschränkt. Mancher Weg musste immer wieder zurückgelegt, derselbe Gipfel, dasselbe Bild mehrmals und von verschiedenen Seiten betrachtet werden. Es fehlte der Reiz der Abwechslung und der Steigerung der Gegensätze, den eine Wanderung von Gruppe zu Gruppe mit sich bringt. Aber auch so ein Verweilen in einer Gegend bietet dem Bergfreunde eine reiche Quelle des Genusses. Wenn man nach und nach seinen Fuss auf fast alle Gipfel eines Gebietes gesetzt hat, fühlt man sich allmälig so vertraut und heimisch bei ihnen, dass der Abschied beinahe schwer fällt. Haben doch die Berge mit guten Menschen die Eigenschaft gemein, dass man sie immer lieber gewinnt, je näher man sie kennen lernt. So ergieng es auch mir, und diese Liebe zu meinen Gurgler Bergen mag manche vielleicht überflüssige Ausführlichkeit entschuldigen, die ich mir in meinen Darstellungen zu Schulden kommen liess.

Benützte Literatur: v. Sonklar, Die Ötzthaler Gebirgsgruppe. Gotha 1860. — Derselbe, Jahrbuch des Ö. A.-V., Bd. III, S. 1 ff. — Derselbe, Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., 1877, S. 1 ff. — Petersen, Aus den Ötzthaler Alpen, Z. d. D. u. Ö. A.-V., 1872 u. 1876. — Ruthner, Aus Tirol. Neue Folge. Wien 1869, S. 350 ff. — Libor Bahr, J. Ö. A.-V. 1867, Bd. III, S. 151—162. — Coolidge, W. A. B. »Was ist eine Erstersteigung?« Ö. A.-Z. 1893, No. 375. — Victor Hecht, Z. A.-V. Bd. V, S. 324—327. — Meynow, Z. A.-V., 1892, S. 318—333. — Mitth. A.-V. 1892, S. 183—184. Ferner: J. Ö. A.-V. 1869, Bd. V, S. 311. — J. Ö. A.-V. 1868, Bd. IV, S. 384. — Franz Senn, J. Ö. A.-V. 1866, Bd. II, S. 334—336. — Die Erschliessung der Ostalpen, Bd. II, S. 358—373. — Alpine Journal, Bd. VII, VIII, IX, XI. — Hochtourist v. Purtscheller u. Hess, Bd. I. — Ausserdem erhielt ich noch eine Reihe von Privatmittheilungen, welche das vorhandene Material ergänzten und berichtigten.

Von Karten waren mir zugänglich: Die Karte von Peter Anich, 1774. — Specialkarte der Ötzthaler Alpen von Sonklar, 1861. — Die Reymann'sche Specialkarte. — Die Alpenvereinskarte, Section Similaun, 1874. — Hochwilde 1876. — Timbler Joch 1876. — Die österreichische Generalstabskarte 1 : 75 000, und die reambulierte Generalstabskarte, Section Sölden. — Topographische Detailkarte IX. Ötzthaler Alpen, 1 : 50000, herausgegeben 1895 vom K. u. K. militär-geogr. Institute in Wien.

Die Langkofelgruppe.

Von

Oscar Schuster.

Die Langkofelgruppe wird im Norden begrenzt von der tiefen Furche des Grödener Thals, im Osten von der breiten Einsattlung des Sellajoches, den kleinen von Südosten und Norden zu ihr hinaufziehenden Thälern, und dem Val de Mortic, im Süden von einem kurzen Stück des Fassathals und dem von Nordwesten her in dieses einmündenden Duronthale. Dann läuft die Grenze über das Mahlknechtjoch zu dem unter der Passhöhe aus zahlreichen, kleinen Gewässern entspringenden Saltrie-(Saltaria-)Bach[1]) und diesem folgend weiter abwärts zum Grödener Bach. Von diesen Wasserläufen und Thälern steigen mehr oder minder energisch, im unteren Theile an vielen Stellen von prächtigem Nadelwald bestanden, höher oben mit dem Schmuck grüner Matten geziert, die Hänge hinauf zu einem gewaltigen Felsgebirge, dem der Preis der Schönheit gebührt unter Allem, »was da aufstarrt zwischen Eisack, Rienz und Piave«, — der Langkofelgruppe im engeren Sinne.

In Form eines riesigen, mit seiner Öffnung gegen Nordwest gekehrten Hufeisens sind die durch markante Scharten getrennten Gipfel angeordnet. Die ganze Nordostumrandung nimmt der ungeheure Langkofel ein, es folgt — durch eine tiefe Einsenkung von ihm getrennt — südwestlich die Fünffingerspitze, dann in gleicher Richtung die Grohmannspitze, an welcher der Kamm nach Westen umbiegt. Daran reiht sich zunächst der Innerkoflerthurm, hierauf der Zahnkofel und schliesslich der Plattkofel, dessen Kammhöhe fast parallel mit der des Langkofels verläuft.

Zwischen den Gipfeln sind die folgenden Einschartungen eingesenkt: das Langkofeljoch zwischen Langkofel und Fünffingerspitze, zwischen dieser und Grohmannspitze die Fünffingerscharte, die Grohmannscharte zwischen der Grohmannspitze und dem Innerkoflerthurm, die Zahnkofelscharte zwischen Innerkoflerthurm und Zahnkofel, und zwischen diesem Gipfel und seinem westlichen Nachbar die durch einen ziemlich selbstständigen Felszacken in eine östliche und westliche Einsenkung geschiedene Plattkofelscharte.[2])

Der durch den Kranz der oben genannten Spitzen gebildete Kessel ist eine öde, jeder Vegetation entbehrende Hochmulde, die durch einen Felssporn, der sich am

---

[1]) Dieser Bach heisst in Gröden Jenderbach; die Schlucht, welche er in seinem unteren Theile durchströmt, Jenderschlucht.

[2]) Es wäre nur logisch, die Gepflogenheit, die Scharten nach den östlich bezw. nordöstlich von ihnen gelegenen Gipfeln zu benennen, auch für die letztgenannten Einschnitte durchzuführen. Vergl. hierüber unter »Hochpässe«.

Innerkoflerthurm loslöst und zur Langkofelkarspitze aufthürmt[1]), in einen östlichen und westlichen Theil zerfällt, die als Langkofelkar[2]) und Plattkofelkar bezeichnet werden.

Im Hintergrunde des Langkofelkars, zwischen den Wänden der Fünffingerspitze, der Grohmannspitze und des eben erwähnten Felssporns liegt der schwach geneigte Grohmanngletscher eingebettet, zu dem zwei Schnee-, bezw. Eiszungen von der Fünffingerscharte und Grohmannscharte herabziehen. Er stellt das bedeutendste Schnee- und Eisreservoir der ganzen Gruppe dar. Ein zweiter, kleinerer Gletscher liegt in den Felsen des Langkofels, auf drei Seiten von Wänden umschlossen, in ziemlich bedeutender Höhe[3]). Seinen Abfluss bildet die Mulde, durch welche der übliche Anstieg zur Spitze erfolgt. Auch das Plattkofelkar hat grössere Schnee- und Eismassen aufzuweisen, und zwar befinden sich solche unter den Wänden der Langkofelkarspitze an dem zur Zahnkofelscharte hinaufziehenden Hang und auf der Nordseite des Zahnkofels und der Plattkofelscharten.

Nachdem dergestalt ganz allgemein die topographischen Verhältnisse erörtert worden sind, wollen wir nun zunächst die Alpregion ins Auge fassen.

Die Alpregion.

Die Matten, welche das Grödener Thal fast auf allen Seiten umgeben, und über welche die grauen Dolomitwände noch hoch emporragen, gehören zu den schönsten im ganzen Land Tirol. Auch um die Felsen des Langkofels schlingen sie ihren grünen Gürtel: Von Westen zieht die grösste Alpe Tirols, die Seisser Alpe, heran, welche sich vom Schlern bis zum Confinboden und zu den Felsen des Plattkofels erstreckt, südlich begrenzt vom gelben Zackengrat der Rosszähne und von einem von diesen zum Fassajoch ziehenden, übergrünten Kamm,[4]) dessen tiefste Einsenkung das Mahlknechtjoch, dessen höchste Erhebung die Palaccia (2341 *m*) darstellt, welche von allen Seiten leicht zu erreichen ist. An die Seisser Alpe schliessen sich im Nordosten die Christiner Weiden, welche von dem der Nordwand des Langkofels vorgelagerten Mont de Soura überhöht werden; nach Westen fallen sie gegen den Saltriebach ab, gegen Norden — im unteren Theile ziemlich steil — zum Grödener Thal. Daran schliessen sich im Osten weiterhin sanft geneigte Matten, die sich, überragt von Ciamp Pinöi und Piz Sella, zwei Grashügeln, die einen herrlichen Blick auf den ganz nahen Langkofel, auf die Sellagruppe und die Marmolata eröffnen, im Bogen hinüberziehen zu der breiten Einsattlung des Sellajochs.

Dieses im Allgemeinen gegen Nord abfallende Gelände trägt in der Hauptsache einen sanften, idyllischen Charakter. Würden nicht die hochaufragenden Felsen des Langkofels, der Rosszähne und anderer Dolomiten, sowie zahlreiche, verstreute Sennhütten die Illusion zerstören, so möchte man glauben, dass man in einen Riesengarten versetzt worden wäre. Nur schwach geneigt, zum Theil mit Nadelwald geschmückt, von vielen kleinen Thälern und Mulden durchfurcht, durch die meist spärliche Gewässer zur Tiefe eilen, von vielen breiten Wegen durchschnitten,

---

[1]) Auf der österreichischen Specialkarte (1:75000) löst sich dieser Kamm fälschlich von der Grohmannspitze ab. Ebenso fehlt dort der Grohmanngletscher.

[2]) Ladinisch als Danter Sasch bezeichnet. Der Langkofel heisst ladinisch Sass Long, der Zahnkofel Zana, der Plattkofel Sass Platt. Italienisch heisst der Langkofel Sasso Lungo, die Fünffingerspitze Punta delle cinque Ditte, der Zahnkofel Punta del Dente, der Plattkofel Sasso Piatto. Der Innerkoflerthurm führt im Fassathale den Namen Punta di Pian de Sass.

[3]) Die Mulde, in welcher der Gletscher liegt, heisst ladinisch Verzon dalla Striës (Hexengarten).

[4]) Die Höhe dieses Kammes wird als »Auf der Schneid« bezeichnet.

ziehen die Hänge abwärts. Hier bezeichnen keine Schuttströme, keine wilden Tobel und Felsschluchten die verheerenden Bahnen der Wildbäche und Muhren, hier grinsen dem Wanderer nicht kahle, von Lawinen gefegte Hänge entgegen, wie in so manch' anderer Gegend unserer Alpen; fast nirgends tritt der starre Fels zu Tage, überall trifft das Auge auf blumengeschmückte Matten und dunkle Wälder, über welche die Sonne des Südens eine Fülle von Licht ausgiesst.

Nur im nächsten Umkreis der Felsen nimmt die Landschaft einen ernsteren Charakter an, und gewaltige, zerstreute Felsblöcke und breite, von den Scharten und aus den Rinnen herabziehende Schuttströme predigen uns lauter denn der Donner der Steinfälle von der Vergänglichkeit alles Irdischen, von einer Zeit, da auch diese scheinbar ewigen Berge verschwunden sein werden, da man nichts mehr sagt und singt von so mancher kühnen That und Fahrt, die in ihren himmelanstrebenden Wänden ausgeführt worden ist.

Die Südseite zeigt einen weit rauheren Charakter. Sie kennzeichnet sich hauptsächlich durch steil abfallende, grasige, häufig von Steilstufen unterbrochene Abhänge, die von wilden Tobeln durchzogen sind. Besonders gilt dies von den südlich von den Hochgipfeln gelegenen Hängen. Im unteren Theil von vielen Schluchten durchzogen, unter denen die des Pegna- und Pozzatesbaches die erwähnenswerthesten sind, im oberen Theil von Matten bedeckt, welche mit abgestürzten Trümmern förmlich übersäet sind, machen sie einen rauhen, unfreundlichen Eindruck, den die sie überhöhenden Felsthürme, unter denen vor allem der Zahnkofel durch seine abenteuerliche Gestalt auffällt, nur zu verstärken im Stande sind. Von der Grohmannspitze läuft in südöstlicher Richtung ein Felsrücken zur Forcella di Rodella hinab, von der sich der Kamm dann wieder zur Höhe des vielgepriesenen Col Rodella aufschwingt. Und er ist seines Ruhmes werth! Grossartig ist der Blick von hier auf das Fassathal, die Marmolata-, die Rosengarten- und Langkofelgruppe. Gegen das Sellajoch breiten sich vom Rodellazug sanft geneigte Matten aus, von denen sich kleine Wiesenthäler gegen Südosten in das bei Canazei ins Fassathal mündende Val de Mortic absenken.

Wie wir bereits oben erwähnt haben, und wie dies bei der Gestaltung des Terrains und bei seiner wirthschaftlichen und touristischen Bedeutung auch sehr begreiflich ist, wird die Alpregion von vielen Wegen durchkreuzt. Man wird wohl nicht erwarten, dass dieselben hier alle namentlich aufgeführt werden, denn Wege sind dem Wechsel sehr unterworfen. Wo z. B. in diesem Jahre ein Pfad führt, wird vielleicht nach einigen Sommern nichts mehr zu finden sein, da das Holz, zu dessen Abfuhr er gedient hatte, geschlagen worden ist; ferner werden neue Wege gebaut, bestehende verbessert, Varianten angelegt.[1]) Die üblichen Touristenpfade, die zumeist recht gute Markierung aufweisen, müssen hier allerdings erwähnt werden. Ich werde jedoch nur einige wenige ausführlich beschreiben, um an der Hand der Schilderung auch den wunderschönen Landschaftsbildern, welche gerade die niederen Pässe dem Auge des Bergwanderers bieten, gerecht zu werden, und dann von den anderen nur kurze Notizen geben.

Wir beginnen mit dem berühmtesten und beliebtesten Übergang, der die Grenze zwischen der wildzerklüfteten Langkofelgruppe und dem breiten, massigen, tafelförmigen Stock der Sella darstellt, dem Sellajoch (Weg roth markiert). Vom Wirthshaus in Plan[2]) steigen wir am orographisch rechten Gehänge des Ciavatzes-

[1]) Im Sommer 1896 liess die Akademische Section Wien des D. u. Ö. A.-V. umfassende Neu- und Nachmarkierungen anbringen; auch Wegbauten und Verbesserungen waren in Aussicht genommen.

[2]) Auch Plon geheissen.

baches in die Höhe. Bald öffnet sich ein hübscher Blick auf Santa Maria mit seiner Kirche, hinter dem der begrünte Pitschberg emporragt. Auch die Nordostwand des Langkofels steigt in ihrer ganzen Majestät vor uns auf. Gewaltig ragen die riesigen, wohl an die 900 *m* hohen Abstürze in die Höhe, ganz unvermittelt steigen sie aus den Weiden empor, ein Anblick, wie ihn auch »das Zauberland der Dolomiten« selten bietet. Zur Linken aber tritt die Sellagruppe, der wir uns im weiten Bogen allmählig nähern, in das Gesichtsfeld. Das Thal läuft aus und der Blick wird immer freier; auch die Geisslergruppe, der sich zur Rechten die Puetz — mehr im Vordergrund —, die Roth- und Tschirspitzen anschliessen, kommen zum Vorschein. Der Pfad führt leicht ansteigend, in gerader Richtung fort, dann etwas nach rechts. Bald erscheint die Grohmannspitze, viel später erst die Fünffingerspitze, deren gelbe Wände von hier ganz unnahbar ausschauen; ein schmaler Riss durchfurcht sie, der berühmte Schmittkamin. Fast eben geht's nun zum Joch hinan, und nach anderthalbstündiger Wanderung von Plan aus ist das Kreuz auf der Passhöhe (2218 *m*) erreicht. Mit einem Schlag eröffnet sich uns hier ein prächtiger Blick nach Süden. Die gletschergeschmückte Marmolata mit ihrem Trabanten, dem Vernel, zur Rechten weiterhin das prächtige Contrinthal mit seinen einsamen Bergen, die sich nicht mehr lang ihrer Weltabgeschiedenheit erfreuen werden, der Cima d'Ombretta, dem Sasso Vernale; weiterhin der Sasso di Val Fredda, die langgestreckte Cima Cadin und der finstere Thurm der Punta del Uomo, gewaltig das breite Felsgerüst des Col Lac überragend. Noch weiter rechts aber zeigen sich die sanfteren Formen des Monzonigebirgs. Es ist eine seltene Vereinigung des Lieblichen mit dem Grossartigen!

Vom Sellajoch stehen uns zwei Wege nach Campitello offen. Entweder überschreitet man die Forcella di Rodella und steigt dann direct über Pian hinunter, oder man gelangt über Canazei hinab. Wir wählen den letzteren.

Der directe Weg (roth markiert) führt vom Joch aus in südöstlicher Richtung durch ein Wiesenthal (Val) abwärts; wir halten uns etwas nach links (im Sinne des Abstiegs) auf einem Rasenkamm (gelbe Markierung), der das Thälchen von einem anderen, weiter nördlich gelegenen, trennt und steigen dann nach rechts hinunter. Bald gabelt sich der Weg; der linke Ast (gelb markiert), der eigentliche Karrenweg, zieht über Pradel hinab ins Val de Mortic, übersetzt den Bach und läuft am orographisch linken Ufer ein grosses Stück dahin. Dann theilt sich der Weg abermals; der eine (nicht empfehlenswerthe) Pfad bleibt auf dem linken Ufer und führt hinab nach Canazei, der andere übersetzt das Wasser bei den Häusern von Mortic und geht am rechten Ufer thalaus nach Canazei. Erst unmittelbar vor diesem ärmlichen Alpendörfchen kommt man wieder auf das andere Ufer (Zeitaufwand Sellajoch-Canazei über den gelb markierten Weg 1¾—2 Stunden).

Verfolgen wir bei der ersten, oberen Wegtheilung den Weg zur Rechten (nicht markiert), so gelangen wir an einem Kreuze vorbei zu dem Pfad hinunter, welcher in seinem oberen Theile durch das kleine Wiesenthälchen vom Joch herabführt und die kürzeste Verbindung zwischen diesem und Canazei vermittelt. Ihm folgen wir nunmehr (rothe Markierung). Der Weg senkt sich immer nach rechts hin, anfangs durch Wald, später über Weiden mit schönem Blick auf den Sellastock und mündet schliesslich etwas unterhalb Mortic in den Karrenweg wieder ein, der am orographisch rechten Bachufer thalaus führt. (Zeitaufwand Sellajoch-Canazei über den roth markierten Weg 1¼—1½ Stunden.) Von Canazei gelangen wir auf der Landstrasse in ½—¾ Stunden nach Campitello.

Der Weg über die Forcella di Rodella auf das Sellajoch (bis auf die Forcella blau, von dort zum Sellajoch roth und blau markiert; Zeitaufwand Campitello—Sellajoch



Photogr. v. Friedr. Benesch. C. Angerer & Göschl.

Langkofelgruppe vom Confinboden.

2—2½ Stunden) lässt sich folgendermaassen skizzieren: Man überschreitet die erste Brücke an dem Beginn des Duronthals und steigt dann direct steil hinauf gegen Pian. Der Weg verzweigt sich bei einem Kreuze. Man steigt links hinan, biegt dann bei den letzten Häusern von Pian auf einem Karrenweg ab, der in grossem Bogen nach rechts ausholt. [1]) Später geht es dann immer nach links steil und steinig, stellenweise durch Wald in die Höhe, bis man schliesslich über Weiden zur Forcella (2315 *m*) gelangt, von welcher man den Gipfel des Col Rodella (2486 *m*) in einer halben Stunde erst in südlicher, dann in westlicher Richtung ansteigend, erreicht. [2])

Von der Forcella gelangt man in einer Viertelstunde über Matten auf einem Karrenweg fast eben zum Sellajoch hinüber.

Für Hochtouristen, welche den Plattkofel, den Zahnkofel oder den Innerkoflerthurm zu besuchen gedenken und sich keines localkundigen Begleiters erfreuen, dürfte eine, wenn auch nur kurze Beschreibung des Weges über Chiarvenna zur Alpe Pian de Sass angenehm sein, da dieser Pfad die kürzeste Verbindung zwischen Campitello und den genannten Gipfeln vermittelt.

Durch das im unteren Theile schluchtartig eingerissene Duronthal steigen wir anfangs auf dem (orographisch) linken, später auf dem rechten Ufer des Baches in die Höhe. Bei der Alpe Pozzates [3]) überschreiten wir abermals den Bach und wandern noch ein kurzes Stück fast eben über Weiden dahin. Nach etwa dreiviertelstündigem Marsch zweigt ein Weg (nicht markiert) nach rechts ab. (Einige Schritte östlich von der Abzweigungsstelle steht ein Kreuz, das an der gelben Wand eines Felsblockes lehnt.) Wir verfolgen den Weg zur Rechten. Er macht anfangs eine kurze Schleife nach rechts, führt dann am orographisch linken Rand einer wilden Schlucht in die Höhe und erreicht dann wieder nach rechts hin ein kleines Waldthälchen, in dem es nun aufwärts geht. Der Bach wird einige Male überschritten; das Thälchen läuft schliesslich in Matten aus. Kurz bevor es sich verflacht, stossen wir auf eine Wegtheilung. Wir halten uns links [4]) und steigen bald in nördlicher Richtung im Zickzack über die Matten von Chiarvenna zur Alpe Pian de Sass [5]) (2¼ -2½ Stunden von Campitello) hinan.

Verfolgen wir, anstatt das nördliche Gehänge des Duronthales zu betreten, den Thalweg weiter (grün-blau markiert von Campitello an), so kommen wir bald an eine Brücke, auf der wir den rechts aus wilder Schlucht hervorbrausenden Pegnabach übersetzen und steigen dann allmälig durch Wald — den Duronbach in der Tiefe zur Linken — hinan zur Duronalpe. Im Vordergrund kommen die gelben Zacken der Rosszähne zum Vorschein, während die lange Mauer des Molignon und die Fallwand sich zur Linken immer mehr enthüllen. Fast eben geht es nun über die Soricia-Alpe hinein, dann steigt der Weg etwas nach rechts und nach zweieinhalb- bis zweidreiviertelstündiger Wanderung (von Campitello aus gerechnet) stehen wir auf der begrünten, vielbetretenen Einsattlung des Mahlknechtjochs, die uns einen sehr instructiven Blick auf die uns umgebende Bergwelt eröffnet.

Zwischen dem Mahlknechtjoch und der Abzweigung des Weges zur Chiarvenna-Alpe führen noch zwei touristisch wichtige Wege am nördlichen Thalgehänge empor.

---

[1]) Diesen Bogen kann man dadurch, dass man sich nach links über Wiesen aufwärts hält, abschneiden.

[2]) Von Pian kann man auf unmarkiertem, schlechtem Weg auch direct zum Sellajoch, beziehungsweise zum Col Rodella über Pedonell gelangen.

[3]) Von hier aus führt ein schlechter Pfad zum Weg Campitello-Forcella di Rodella.

[4]) Der Weg rechts leitet auf einen Grasrücken empor und über diesen zur Masarei-Alpe.

[5]) Von Pian de Sass kann man auf schlechten, steinigen Hirtensteigen zur Forcella di Rodella und zum Fassajoch hinüber gelangen.

Der erste zweigt bei der Sofosalpe (1 Stunde von Campitello, Wegtafel, Kreuz an der Abzweigungstelle, roth markiert) vom Thalweg ab und stellt eine Abkürzung des zum Fassajoch führenden Karrenweges dar, mit dem er sich noch ziemlich tief unten vereinigt. Er führt durch ein kleines Stück Wald und durch eine Rasenmulde ziemlich direct in die Höhe.

Der Karrenweg zum Fassajoch (blau und roth markiert, Wegtafel) dagegen zweigt erst höher oben, bei der Duronalpe (1¼ Stunden von Campitello) von dem zum Mahlknechtjoch und zum Tierser Alpl führenden Wege ab und steigt in grossem Bogen nach rechts auf einem Rücken in die Höhe. Wir haben nun die Wahl, dem Rücken bis zur Höhe des Fassajochs zu folgen, was sich als das Kürzeste und Angenehmste empfiehlt, oder aber nach einiger Zeit nach rechts abzubiegen, den Pegnabach hoch oben zu überschreiten und in nördlicher, später in westlicher Richtung zum Joch (2297 *m*) anzusteigen.[1]) (2½ -3 Stunden von Campitello zur Höhe). Der Blick von hier ist sehr lohnend. Im Süden und Osten baut sich die Marmolatagruppe auf, im Südwesten und Westen ragen Kesselkogel, Fallwand, Molignon, Rosszähne, dann der Schlern mit den kühnen Zacken der Santner- und Euringerspitze empor. Über die Seisseralpe aber fliegt der Blick hinüber zu den Sarnthaler Alpen, über welche die Stubaier und Ötzthaler Ferner noch hoch emporsteigen.

Von der Jochhöhe (Weg roth markiert) senkt sich der Weg ein kurzes Stück ziemlich steil nach Nordwest abwärts, überschreitet einen Grasriegel nach rechts hin und führt dann mit prächtigen Fernblicken nach Westen, Süden und Norden fast eben über Weiden, später durch den Ochsenwald, dann wieder über Weiden dahin. Immer grossartiger entfaltet sich im Osten die Langkofelgruppe mit ihren kühnen Zinnen. Später senkt sich der Weg etwas nach rechts durch Wald, geht dann eben am Rande des Confinbodens dahin, schneidet so den Weg, welcher durch das Confinquellenthal zur Langkofelhütte führt,[2]) und steigt schliesslich wieder ganz allmälig zu einem grossen Kreuz in die Höhe, wo er sich mit dem Weg, der von Santa Christina zur Langkofelhütte führt, vereinigt.

Wir wollen nun die von Gröden zu dieser Hütte führenden Wege schildern.

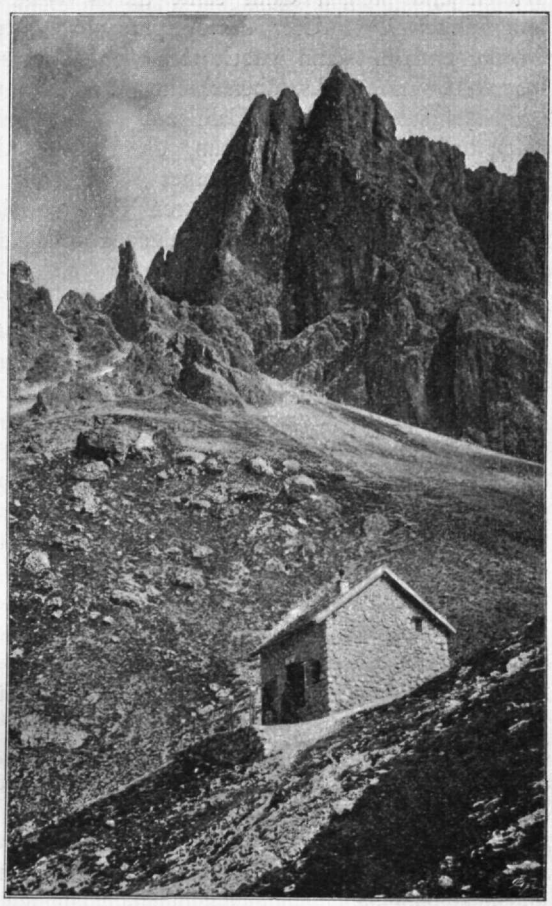
Da hätten wir zuerst den Weg, welcher von Sanct Ulrich über Jender hinaufführt, zu erwähnen (roth bezeichnet, bequem 3 Stunden). Wir verfolgen ein kurzes Stück die nach Santa Christina führende Fahrstrasse bis zu einer Schmiede, wo eine Tafel auf das orographisch linke Ufer des Grödener Baches weist. Am südlichen Thalgehänge unseren Weg fortsetzend, überschreiten wir bald den von der Seisseralpe herabkommenden Pitzbach und haben nach etwa einer halben Stunde eine Kapelle erreicht, bei welcher sich der Weg gabelt. Wir steigen durch Wald aufwärts und werden bald durch einen prächtigen Blick auf das Grödener und Cislesthal belohnt, etwas später erscheint ein Theil der Langkofelgruppe. Mässig absteigend (zur Rechten ein Brunnen mit köstlichem Wasser, 1 Stunde von St. Ulrich) gelangen wir abermals an eine Wegtheilung. Wir halten uns links, steigen zum Saltriebach hinab, überschreiten diesen auf natürlicher Brücke und klimmen dann über einen Riegel zum Confinbach empor. Im Confinquellenthal lange neben dem schäumenden Bach durch herrlichen Wald emporsteigend, erreichen wir schliesslich den parkähnlichen Confinboden. (1¾ Stunden von St. Ulrich.) Die Langkofelhütte hoch oben vor Augen, sind wir bald auf dem zu Ehren des verdienstvollen

[1]) Diese Variante empfiehlt sich bei Ersteigungen des Plattkofels von Campitello, falls man nicht vorzieht, solche über Chiarvenna zu unternehmen.

[2]) Ein kurzes Stück vor der Confinquelle zweigt nach links (westlich) ein Weg (schlecht markiert) zur Saltnerhütte ab. Von dort über den Bach zur Postsenne noch 10 Min.

Alpinisten J. Santner so benannten Santnerweg (Gedenktafel), der uns in grossen Windungen zu dem gastlichen Asyl emporleitet.

Die Hütte (etwa 2210 *m*), von der Akademischen Section Wien des D. u. O. A.-V. gebaut und im September 1894 eingeweiht, gehört nicht allein zu den am schönsten gelegenen, sondern auch zu den gemüthlichsten Unterkunftshütten der Ostalpen, und wer die grossen Anstrengungen einmal durchgemacht hat, welche früher die Ersteigung der stolzen Recken erforderte, der wird den Erbauern stets Dank wissen. Die mit Proviant versehene Hütte ist für 14 Personen bestimmt, doch können nöthigenfalls auch 19 Personen Unterkunft finden.



Die Langkofelhütte.

Der im Vorstehenden geschilderte Weg ist für den Aufstieg sehr zu empfehlen, da er neben dem Vortheil der Kürze auch den der schattigen Lage und des Wasserreichthums besitzt und sehr viel Abwechslung bietet. Für den Abstieg dagegen ist der Weg über Ciandevaves anzurathen (roth bezeichnet, von St. Ulrich zur Hütte drei Stunden). Auf der Strasse nach Santa Christina (nach einer halben Stunde herrlicher Blick auf die ganze Langkofelgruppe) wandern wir nach dem Gasthaus »zum Unterkofel«, wo uns eine Tafel zum Grödener Bach hinabweist.

Wir überschreiten ihn und halten uns dann etwas nach rechts zu einem Hause, wo sich der Weg theilt;[1]) man steigt steil nach links über eine Lehne, dann durch Wald zu einem Kreuz empor, bei dem der Weg von Dosses heraufkommt. Durch Weiden wandern wir nun — vor uns die furchtbare Nordwand des Langkofels — zu einer Halterhütte in die Höhe, überschreiten den Bach und steigen über Weiden, später durch Wald zu einer Wegtheilung, wo von Süden der bereits beschriebene Fassajochweg einmündet. Wir aber halten uns links und wandern gegen Südosten hinüber zum Santnerweg und auf diesem zur Höhe.

Für Touristen, welche den Staub der Landstrasse meiden wollen, empfiehlt sich sehr der Weg von St. Ulrich durch das Thal des Ampezzanbaches nach dem Sella-

[1]) Der Weg zur Rechten (nicht markiert) führt (anfangs gut gangbar) in das Thal des Saltriebaches und hinauf in den Wald. Nach etwa dreiviertel Stunden endet plötzlich der breite Weg, und auf schmalem Gangsteig gelangen wir schliesslich etwas oberhalb der Naturbrücke zu dem Weg St. Ulrich—Confinquellenthal—Langkofelhütte.

joch (roth bezeichnet, 3½ Stunden). Etwas vor Dosses (an der Abzweigungsstelle von der Poststrasse linker Hand [nördlich] eine kleine Kapelle) weist uns eine Wegtafel nach rechts zum Grödener Bach. Er wird überschritten, dann wieder nach rechts, später nach links emporgestiegen, bis sich unser Weg mit dem vom Gasthaus »zum Unterkofel« heraufkommenden vereinigt. Man verlässt ihn an der Spitze einer nach links ausholenden Schleife und steigt über Weideboden aufwärts. An einem Zaun wenden wir uns abermals links, überschreiten ein Bächlein und sumpfige Wiesen und steigen dann sanft durch Wald aufwärts, worauf wir bald an das orographisch linke Ufer des Ampezzanbaches gelangen. An diesem geht es eine Strecke entlang, dann gabelt sich der Weg an einem grossen Felsblock.[1]) Wir schwenken nach links, überschreiten den Bach und steigen nun durch die Trümmer eines Bergsturzes dahin. Bald auf- bald absteigend, im Allgemeinen die gleiche Höhe beibehaltend, quert man, die riesigen Abstürze des Langkofels zur Rechten, nach einiger Zeit das Bett eines Wildbaches und gelangt so zu der »Steinernen Stadt«, einem zweiten, ungeheuren Trümmerfeld, das sich durch reichen Edelweissschmuck auszeichnet. An gewaltigen Felsblöcken und einigen Heustadeln vorbei gelangen wir nun bald zum Sellajoch.[2])

Als Hauptweg wäre endlich noch derjenige erwähnenswerth, welcher von St. Ulrich durch das Thal des Jenderbaches zum Mahlknechtjoch führt (roth markiert; 4—4½ Stunden von St. Ulrich). Bis zur zweiten Wegtheilung ist er mit dem Weg, der durch das Confinquellenthal zur Langkofelhütte führt, identisch. Anstatt hier links abzuschwenken, geht man geradeaus, überschreitet den Bach und steigt dann durch Wald steil empor. Dann hält man sich immer nahe dem Wasser, das bei einer Sägemühle abermals überschritten wird. Nach einigen hundert Schritten gelangt man in westlicher Richtung von hier aus zur Postsenne, weiterhin in südlicher Richtung zur Enzianhütte.[3]) Immer dicht an dem Bache aufwärts wandernd, erreichen wir in beiläufig 45 Minuten die Hütten von Curosoa. Von hier gelangt man nach rechts über die Mahlknechtschwaige zum Mahlknechtjoch. Will man jedoch abschneiden, so geht man anfangs geradeaus, dann über den Bach auf das orographisch rechte Ufer, weiter wieder gerade hinauf, bis der Weg endlich in den von der Mahlknechtschwaige kommenden einmündet, der dann zur Jochhöhe führt.

Von der Enzianhütte kann man in 1—1¼ Stunde (roth markiert) zur Zallinger Schwaige gelangen. Man übersetzt den Bach und steigt, anfangs eine südöstliche, später eine östliche Richtung einhaltend, zur Schwaige hinan, neben der sich eine kleine Kapelle erhebt.[4])

Zum Schlusse wollen wir noch des Verbindungsweges zwischen Wolkenstein und Ciandevaves Erwähnung thun (rothe Markierung). Hinter dem Gast-

[1]) Der Weg rechts mündet in den Weg Ciandevaves—Langkofelhütte.

[2]) 1. Der auf der Lechner'schen Karte (1 : 50 000) eingezeichnete, markierte Weg den Ampezzanbach entlang, führt bei Dosses über den Grödener Bach, lässt die Fischburg links und bleibt auf dem orographisch rechten Ufer des Ampezzanbaches. Die Markierung ist nur selten und schwach sichtbar. 2. Wer auf dem im Text geschilderten Weg über das Langkofeljoch oder zur Langkofelhütte will, steigt vor der »Steinernen Stadt« nach rechts gegen die Wände und gelangt auf einen Hirtensteig (nicht markiert), der in den Weg Sellajoch—Langkofeljoch einmündet.

[3]) Von der Enzianhütte besteht ein directer Verbindungsweg zur Saltnerhütte; man kann also von der Enzianhütte über die Saltnerhütte zum Confinboden gelangen. Entfernung etwa zwei Stunden.

[4]) Von hier gelangt man in einer Viertelstunde zu dem vom Fassajoch zur Kemunalpe hinabziehenden Wege hinüber. Dann kann man, einen Rasenrücken überschreitend und dicht unter den Abstürzen des Plattkofels hintraversierend, direct zum Santnerweg gelangen; ebenso vom Mahlknechtjoch über Matten und durch Wald direct hinüber zur Zallinger Schwaige. Die Combination der beiden letztgenannten Wege mit der Route Grasleitenhütte—Molignonpass—Mahlknechtjoch ergiebt die kürzeste Verbindung zwischen Grasleiten- und Langkofelhütte (etwa 5 Stunden).

haus »Zum Hirschen« überschreitet er den Grödener Bach, steigt in westlicher Richtung durch Wald zu den Ciaslatthöfen empor, überschreitet dann den Ampezzanbach und gelangt, die Ciandevavesalpe querend, nach 1½ Stunden zu dem von Santa Christina zur Langkofelhütte führenden Weg.

Die Hochpässe.

Eine genaue Ersteigungsgeschichte für die schon im »Allgemeinen Theil« wenigstens namentlich angeführten Pässe aufzustellen, dürfte wohl unmöglich sein. Sie sind zum Theil schon bei den ersten Versuchen auf die einzelnen Gipfel betreten, wenn nicht überschritten worden, auch ist es nicht unmöglich, dass irgend ein Hirt oder Jäger — besonders von der Fassaner Seite her — die eine oder andere dieser Einschartungen bereits lange vor einem Touristen erreicht hat, da sie mit Ausnahme der Grohmannscharte von Südosten und Süden her leicht zugänglich sind. Von der Innenseite der Gruppe aus ist ganz leicht die Höhe des Langkofeljochs (2683 *m*), früher auch Vordere Scharte genannt, erreichbar, zu der man von der Langkofelhütte in beiläufig ¾—1 Stunde auf einem von der Akademischen Section Wien im Jahre 1895 angelegten und überreichlich markierten Wege emporsteigt. Sie eröffnet uns eine schöne Aussicht auf Pordoispitze, Pelmo, Civetta und Marmolatagruppe, während uns der Rückblick die Schneeketten der Stubaier und Ötzthaler Berge in weiter Ferne zeigt.

Von der Passhöhe gelangt man auf gutem Serpentinensteig, wenn man nicht vorzieht, rechts, abseits vom Weg, neben den Felsen der Fünffingerspitze über steiles Geröll abzufahren, in kurzer Zeit (etwa eine halbe Stunde) hinab zum Wirthshaus auf dem Sellajoch. Auch im Winter wurde das Langkofeljoch bereits zu wiederholtenmalen überschritten. Im Sommer wird der Übergang, der — durch das Herz der schönsten Dolomitgruppe führend, — weit grossartigere Bilder bietet als die Pässe, welche nur die Aussenseite streifen, jetzt häufig unternommen.

Die Fünffingerscharte (2780 *m* Aner. Schuster), früher auch Hintere, Fassaner-, Nordostscharte genannt, ist erstmals wohl bei den Versuchen auf die Grohmannspitze betreten worden; vermuthlich hat man bereits damals auch ihren nordwestlichen, zum Grohmanngletscher führenden Hang begangen. Er besteht aus einer Schnee- oder Eiswand von ziemlich beträchtlicher Neigung, deren Überwindung unter Umständen langes Stufenhauen erfordert, während der gegen das Sellajoch gekehrte, von Felsen durchsetzte Schutthang nur ein wenig Kletterei erheischt. Auch er zeigt manchmal theilweise Eis- oder Schneebelag, aber nicht in dem Maasse, dass er Schwierigkeiten ernsterer Natur bieten könnte. Auch dieser Pass ist einmal im Winter überschritten worden, und zwar am 16. März 1896 vom Verfasser mit Luigi Bernard als Führer, in der Richtung von Südost nach Nordwest.

Die Grohmannscharte (etwa 2850 *m*), früher auch Westliche oder Grödener Scharte genannt, ist die höchste und am schwersten zugängliche aller Einsattlungen im Langkofelgebiet, und noch nie hat sie der Fuss eines Menschen überschritten. Zum erstenmal wurde sie vermuthlich von Giorgio und Luigi Bernard betreten.[1]) Dann hat sie Michel Innerkofler im August 1880, anlässlich der ersten Ersteigung der Grohmannspitze erreicht.[2]) Auf der gleichen Route führte er dann Otto Fischer zum

[1]) Nach Aussage des Letzteren vielleicht 1879. Auch glaubt Bernard, dass sie vor Innerkofler noch von einigen andern Partien erreicht wurde. Alle diese Ersteigungen hatten die Recognoscierung der Grohmannspitze zum Zwecke.

[2]) Ö. A.-Z. 1880, S. 238 und 251. Vielleicht auch schon vorher bei Ersteigung des Innerkoflerthurms. C. c.

Gipfel.[1]) Seitdem ist die Scharte öfters, jedoch verhältnissmässig nicht sehr häufig, betreten worden. Der Zugang zu ihr ist vollständig abhängig von den Verhältnissen des Nordhanges. Weist dieser blankes Eis auf, so erfordert der Anstieg vom Grohmanngletscher bis zur Höhe stundenlange Stufenarbeit. Dieser kann man zwar theilweise zur Noth durch Benützung der seitlichen Felsen aus dem Wege gehen, aber das ist ein schweres und langwieriges Ding.

Von Süden her ist der Zugang zwar versucht, jedoch nicht völlig erzwungen worden.[2]) Am 1. August 1894 stiegen Lorenz, Marian von Smoluchowski und Wessely durch die lange Schlucht empor, welche sich nach dieser Seite von der Schartenhöhe absenkt. Anfangs gieng es leicht über den Schnee in die Höhe, dann gabelte sich die Schlucht, und in dem rechten Ast,[3]) den man nun verfolgte, traf die Gesellschaft bald auf das härteste Wassereis. Obwohl noch dazu durch fallende Eiszapfen und Steine gefährdet, hackte man sich doch bis 30 *m* unter die Schartenhöhe empor. Hier verbreitert sich die Schlucht trichterförmig und die Steigung nimmt bedeutend ab. Wiewohl dieses Stück verhältnissmässig leicht zu überwinden gewesen wäre, begnügte sich die Partie damit, die Frage der Zugänglichkeit gelöst zu haben, und brach die Tour ab, da zur Erkletterung des Gipfels keine Zeit mehr gewesen wäre, und da man wusste, dass auch der Nordhang in schlechtem Zustand war. Nach mannigfachen Fährnissen konnten die Drei am späten Nachmittag die böse Rinne wieder verlassen.

Zu der Zahnkofelscharte (etwa 2770 *m* Aner. Darmstädter) zieht vom Plattkofelkar ein steiler Schneehang hinauf, der unter Umständen grossen Aufenthalt verursachen kann; leichter ist der Anstieg von Süden über Geröll und leichten Fels. Von dieser Seite her hat Luigi Bernard am 17. Juli 1888 die Zahnkofelscharte — möglicherweise als Erster — erreicht. Als erster Tourist setzte Darmstädter am gleichen Tage den Fuss auf die Höhe.[4]) Überschritten hat den Pass zuerst Lamberger mit Luigi Bernard am 10. August 1888.[5])

Die Plattkofelscharte wird durch ein von Campitello aus deutlich sichtbares, selbstständiges Felsgebilde in eine östliche (2740 *m* Aner. Schuster) und westliche (2715 *m* Aner. Schuster) Einsattlung geschieden.[6]) Spricht man schlechthin von der Plattkofelscharte, so hat man stets die dem Zahnkofel zunächstgelegene Einschartung im Auge, von welcher auch die Ersteigung dieser Spitze erfolgt. Nach Süden ziehen von beiden Scharten von kleinen Steilstufen unterbrochene Geröllrinnen hinab, auf der Nordseite findet sich — wie bereits erwähnt — ein perennierendes Schneefeld. Den ersten Besuch dürfte die östliche der beiden Scharten anlässlich von Versuchen auf den Zahnkofel von Süden her erfahren haben. Am 28. Juni 1889 hat sie Darmstädter mit Hans Stabeler und Luigi Bernard von Süden her erreicht,[7]) am 1. Juli des gleichen Jahres von Süd nach Nord zum ersten Male überschritten.[8])

[1]) Ö. A.-Z. 1881, S. 172 und 186; 1885, S. 291.

[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 297.

[3]) Der linke Ast führt zu einer kleinen Scharte nordöstlich vom Gipfel des Innerkoflerthurms.

[4]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 295, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 204.

[5]) Ö. T.-Z. 1889, S. 206.

[6]) Östlich von der östlichen Einschartung steht ein etwa 20 *m* hoher Fels, der durch einen etwa 5 *m* tiefen Sattel von dem eigentlichen Zahnkofelmassiv geschieden ist. Doch ist dieser Sattel, von dem nach Nord und Süd Rinnen herabziehen, zu unbedeutend und gehört zu sehr dem Zahnkofel an, als dass er einen Namen verdiente. Die hier eingeführte Nomenclatur ist, wie ich ausdrücklich bemerke, nicht correct. Die Verwirrung würde aber durch Einführung correcter Namen (Innerkoflerscharte, Zahnkofelscharte, Plattkofelscharte) nur gesteigert werden.

[7]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 172; Ö. A.-Z. 1890, S. 27.

[8]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 172; Ö. A.-Z. 1890, S. 26.

Im Winter wurde die östliche Einschartung zum ersten Male am 6. November 1895 von Emil Terschack von Norden her erreicht, ein zweites Mal am 17. März 1896 von Oscar Schuster mit Luigi Bernard, der dann an der Nordseite traversierend die westliche Plattkofelscharte erreichte und diese als Erster überschritt.

Der Meinung,[1]) dass die Überschreitung der Hochpässe ohne Ersteigung eines der angrenzenden Gipfel kein hinreichendes Interesse bietet, kann ich mich nicht anschliessen; ich verweise jeden Bergwanderer auf das sehr lohnende Langkofeljoch und den Bergsteiger insbesondere auf die östliche und westliche Plattkofelscharte als sehr lohnende Übergänge. Besonders reizvoll, obschon mühsam, dürfte sich eine Wanderung von der Langkofelhütte über eine der Plattkofelscharten unter den Süd- und Ostabstürzen der Gruppe hin gestalten. Die Rückkehr zur Hütte könnte dann über das Langkofeljoch erfolgen. (Zeitaufwand für die ganze Tour 4—5 Stunden.)

Zum Schlusse will ich noch erwähnen, dass auch die Einsattlung zwischen Innerkoflerthurm und Langkofelkarspitze zum ersten und wohl auch einzigen Male von Lorenz am 12. August 1895 behufs einer photographischen Aufnahme betreten worden ist. Er war dabei von dem Führer Peter Pescosta aus Colfuschg begleitet, der als Träger des Apparates diente. Selbstverständlich wäre ein Übergang über diese Scharte, wenn überhaupt möglich, praktisch ganz bedeutungslos, da man vie schneller und leichter vom Grohmanngletscher über die Langkofelhütte ins Platt kofelkar gelangen kann.

Es folgen nun die Schilderungen der Gipfel.

Der Langkofel (Hauptgipfel, 3178 *m*, Langkofeleck, 3089 *m*).

Jedem Naturfreund, der einmal von den Ufern des Eisacks hinaufgewandert ist ins Grödener Thal, wird eine hehre Berggestalt für immer im Gedächtniss bleiben, welche, die lichten Matten und dunklen Wälder hoch überragend, ihre hellgrauen, von weissen Schneerinnen durchfurchten Felsen emporreckt in die Lüfte, immer gleich gewaltig, ob nun der aufgehende Sonnenball ihre Conturen mit einem Glorienschein umgiebt, oder ob sie leichte Nebel oder düstere Gewitterwolken umwogen, ob sie das niedergehende Tagesgestirn mit rother Glut übergiesst, oder ob sie der Mond mit seinem milden Licht bestrahlt, dass die steilen Mauern sich bleich und unheimlich vom sternenbesäten Nachthimmel abzeichnen. Dieser Berg ist der Langkofel, der Herrscher der Grödener Dolomiten, den Hess mit Recht einen der kühnsten und mächtigsten Felsgipfel nennt.[2])

Der Langkofel bildet ein riesiges, in der Richtung von Nordwest nach Südost ziehendes Massiv, dessen Wände einerseits auf die üppigen Matten von Sella und Gröden, andererseits auf die öde Trümmerwelt des Langkofelkars hinabschauen.

Dem durch das Grödener Thal emporsteigenden Wanderer wendet der Berg seinen Nordwestabfall zu, welcher ungeheure, theilweise mauerglatte, nur in den unteren, westlichen Partien minder geneigte, theilweise rasengesprenkelte Wände aufweist.

Mit zunehmender Höhe verschmälern sich die Conturen; die höchste Erhebung bildet ein Doppelzacken; links von diesem schneidet eine tiefe Eisrinne in das Massiv ein, zur Rechten flankiert von einer riesigen, scheinbar glatten Platte. Gelingt es einmal, diese Platte zu überschreiten, so dürfte es möglich sein, das Problem einer Durchkletterung der Nordwand zu lösen. Den rechten Eckpfeiler der Wand bildet eine grosse Felsnadel, die schon von Gröden aus stark auffällt; sie wird durch eine ziemlich tiefe Scharte, von der nach Nordwesten ein ungemein langes und

[1]) Erschliessung der Ostalpen, III. Band, S. 365.
[2]) Hochtourist, II. Band, S. 168.

steiles, sehr steingefährliches[1]) Couloir herabzieht, vom eigentlichen Massiv geschieden.

Die höchste Spitze des Langkofels — von St. Ulrich aus nicht sichtbar - – liegt nahe dem Nordwestende des langen, zerrissenen Grates, der das Rückgrat des Berges bildet und die bedeutendsten Erhebungen des Massivs aufweist. Er streicht zum grössten Theil in der Richtung Nordwest-Südost und nimmt erst am Langkofeleck (3089 *m*), dem zweiten Gipfel des Langkofels, eine südliche Richtung an. Ungemein grossartig sind die wenig gegliederten, plattigen Abstürze dieses Grats gegen Nordost und Ost, die zu den grossartigsten Dolomitwänden überhaupt gehören. Ungefähr 2 *km* lang, rechtfertigen sie den Namen des Berges im vollsten Maasse. Weniger ausgedehnt, aber ebenfalls sehr schroff, ist der Abfall zum Langkofeljoch. Auch er ist gleich der Nordwand[2]) der Gegenstand eines Versuchs geworden, der aber sehr abenteuerlich verlief.[3]) Die Theilnehmer der Partie waren zuletzt froh, als sie wieder mit heiler Haut auf dem Langkofeljoche standen. Erst später gelang die Ersteigung von hier aus. Die zugänglichste Seite dürfte immer die dem Langkofelkar zugewandte bleiben. Zwar erhebt sich auch da der Fels mit ungeheuren, glatten Wänden und Strebepfeilern, aber es ist hier eine Bresche in die riesige Felsenfestung gelegt. Ein breites, mit verhältnissmässig niedriger Steilwand zum Boden des Langkofelkars absetzendes Hochthal zieht mit mässiger Steigung hinauf in einen auf drei Seiten von schroffen Wänden umschlossenen Felskessel, in welchem der Langkofelgletscher liegt.[4])

Die erste Ersteigung des Langkofels hat, gleich so manch' anderer in den Dolomiten, Paul Grohmann ausgeführt.[5]) Am 13. August 1869 brach er, mit Franz Innerkofler und Peter Salcher als Führern, von einer Alphütte auf den Christiner Weiden, früh 4 Uhr auf und stieg durch das Langkofelkar und über eine Geröllhalde zu den Felsen an. Durch den sogenannten Rauchfang — eine geringfügige Variante der jetzt üblichen Route über die Grünen Flecken, die (beim Anstiege) weiter links liegen, — erreichte die Partie das von der Mulde des Langkofelgletschers sich herabsenkende Thal und durch dieses ohne erhebliche Schwierigkeit den Gletscher. Eine Schneerinne führte von hier in nordwestlicher Richtung auf einen Sattel empor. Jenseits stieg man wieder etwas ab, querte ein kurzes Stück in nordwestlicher Richtung und gelangte dann in eine zweite Schneerinne, durch die man nunmehr in die Höhe stieg. Ein kleiner Absatz musste noch überwunden werden, dann betrat die Partie den Gipfel des Langkofels (11 Uhr 15 Min.).

Grohmann spricht sich sehr optimistisch über die Tour aus. Er sagt: »Überblicken wir den gemachten Weg, so kann ich nicht verhehlen, dass wir alle uns eigentlich ein wenig enttäuscht fühlten. Die Schwierigkeiten, die wir vorgefunden, waren doch gar zu unbedeutend gewesen für einen Berg von dem Rufe des Langkofels«. Auch ist Grohmann der Ansicht, dass sich die Ersteigung in 6—7 Stunden von St. Ulrich ausführen lasse »und zwar bei Einschlagen des richtigen Wegs ohne Gefahr«.

---

[1]) Ö. A.-Z. 1894, S. 217.

[2]) Ö. A.-Z. 1894, S. 216.

[3]) Jahrbuch des S. A. C. XXVIII, S. 181.

[4]) Der im Westen des Langkofelgletschers aufragende Zacken, dem Wood (A. J. XVI, S. 52) den Namen »Mittlere Spitze« beilegt, halte ich gleich Schulz (Erschliess. der Ostalpen, III. Band, S. 356) einer Bezeichnung nicht für werth. Ausserdem würde der Name Mittlere Spitze, da dieser Punkt sich nicht im Hauptgrat befindet, nur zu Irrthümern Anlass geben. Santner nennt ihn Venusnadel.

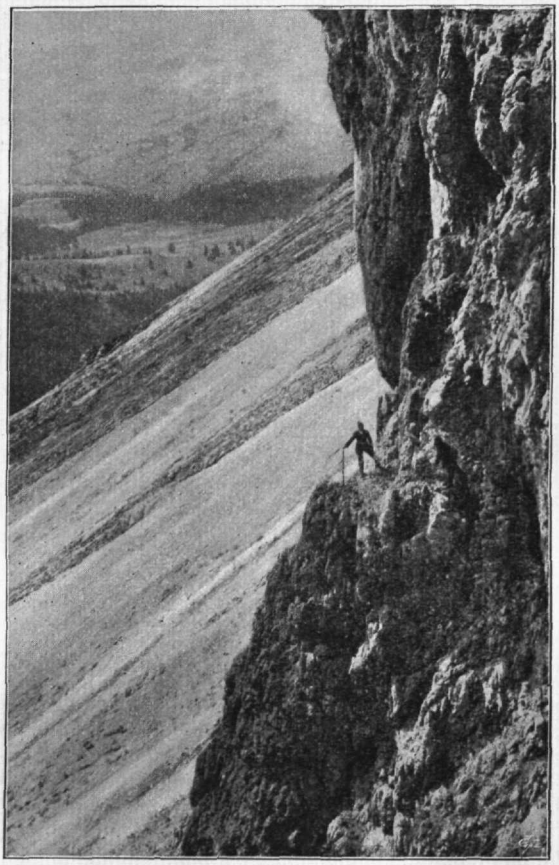
[5]) Zeitschrift d. D. A.-V., I, S. 408.

Eine Ersteigung durch zwei Hirten,[1]) die den Gipfel einige Tage nach Grohmann erreicht haben sollen, ist wohl in das Gebiet der Sage zu verweisen.

Die zweite Ersteigung führte vielmehr am 11. Juli 1872 Utterson Kelso mit Siorpaës und Anton Kaslatter aus.[2]) Man wählte den Anstieg über die Grünen Flecken und erreichte nach einigen Irrfahrten den Gipfel auf Grohmann's Route.

Die dritte Ersteigung erfolgte 1874 durch Hörnes mit A. Lacedelli als Führer.[3])

Seitdem haben sich die Besteigungen gewaltig gemehrt. Aber das Urtheil des ersten Ersteigers, dass der Berg keine erheblichen Schwierigkeiten biete und ungefährlich sei, ist nicht bestätigt worden. Nein, im Gegentheil, der Langkofel galt bis zur Auffindung des Felsenweges als einer der gefährlichsten Dolomitberge. Und diesen Ruf hat ihm vor allem die obere Rinne verschafft. Sie ist sehr eng, sehr steil, mündet über Abstürzen und ist in vorgerückter Jahreszeit mit hartem Eis gefüllt. Durch diese bösartige Klamm nun pfeifen die Steine derartig herab, dass es unter Umständen geradezu als Wagniss bezeichnet werden muss, sie zu betreten. Es würde zu weit führen, hier die sämmtlichen Zeugnisse über die Gefährlichkeit dieser Passage zusammenzustellen, die Erwähnung der Thatsache allein mag genügen. Es haben sich auch bereits verschiedene Unfälle mehr oder minder ernster Natur in ihr zugetragen, und es muss allein als Glückssache bezeichnet werden, dass noch keine Partie durch die Steine herabgerissen worden ist. Auch die untere Eisrinne, obgleich weit weniger steil und gefährlich als ihr höherer Nachbar, kann zu Zeiten sehr ungastlich werden. Wood z. B. war gezwungen, die Ersteigung des Berges aufzugeben, weil die Rinne von heftigen Steinfällen bestrichen wurde.[4])



Einstieg in die Felsen des Langkofels.

So musste sich der Wunsch rege machen, einen Weg zu finden, der wenigstens eine Vermeidung der oberen Rinne zuliess.[5])

---

[1]) Moroder, Das Grödener Thal, S. 159.

[2]) A. J. VI., S. 96 und 202.

[3]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., 1875, II. Abth., S. 119.

[4]) A. J. XVI, S. 52.

[5]) Wenn noch viel Schnee in den Rinnen liegt, also vor allem im Frühsommer, sind sie natürlich viel harmloser. Grohmann traf solche Verhältnisse, daher sein Urtheil über den Berg.

Verschiedene dahin zielende Versuche schlugen fehl. Endlich gelang es am 13. August 1892[1]) dem Fassaner Führer Luigi Bernard mit dem Träger Giuseppe Davarda, eine hochbedeutende Variante zu finden, welche die Rinne vermeidet.[2]) Während die Beiden auf die Spitze giengen, wartete, wie ich, gestützt auf das mündliche und schriftliche Zeugniss seiner beiden Begleiter, im Interesse der Wahrheit hier feststellen muss, ihr Tourist, Namens Brunialti, der sehr erschöpft war, am Rande des Langkofelgletschers, liess aber nichtsdestoweniger seine Karte zum Gipfel tragen. Der Verfasser hat dann diesen Weg mit Luigi Bernard[3]) als erster Tourist am 21. Juli 1893 begangen.[4]) 6 Uhr 45 Min. stiegen wir in die Felsen ein, und erst drei Stunden später befanden wir uns an der oberen Mündung der unteren Eisrinne, da das Stufenschlagen viel Zeit wegnahm. Hier liessen wir leichtsinnigerweise die Pickel zurück und stiegen in die Felsen zur Rechten ein. Man klettert meist gerade aufwärts gegen einen röthlichgelben Felskopf zu. Knapp bevor man ihn erreicht, wendet man sich nach links und gewinnt den Grat, welcher vom Langkofel zum Langkofeleck hinüberzieht. Er wird sogleich wieder verlassen und an der gegen Südwesten abfallenden Wand hintraversiert. Nochmals etwas ansteigend gewinnt man in einer Scharte (zur Linken eine überhängende, röthlichgelbe Wand) den Grat wieder. Wir stiegen nun auf einem schmalen, völlig vereisten Band hinaus in die Nordabstürze. Dieses Band — noch heute flösst mir die Erinnerung daran ein leises Grauen ein — wurde bis zum Ende verfolgt und dann durch eine ganz abscheulich vereiste Felsrinne die Grathöhe wieder gewonnen.[5]) Von hier aus gieng es dann über eine Vorerhebung — eine oder zwei andere, die wir an der Südseite umgiengen, sind von anderen Partien überstiegen worden — leicht hinan zur Spitze, die wir 12 Uhr 17 Min. in dichtem Nebel betraten.

Aber kein siegesfroher Juchzer schallte hinab in das Thal, keine Freude über die Erkämpfung des hohen Zieles regte sich in unserer Brust, sondern, ich muss es als ehrlicher Mann wohl gestehen, uns war gar nicht wohl zu Muthe. Die Freuden, welche unserer in der Rinne und auf dem Bande harrten, standen uns allzu lebhaft vor der Seele. Wohl verwünschten wir nun unsere Leichtfertigkeit, die Pickel nicht mit uns genommen zu haben, allein was half das? 12 Uhr 45 Min. verliessen wir die Spitze und rückten nunmehr auf dem Grat bis zu jener röthlichgelben, überhängenden Wand vor, die uns im Aufstieg den directen Weiterweg versperrt hatte. Wir seilten uns über sie ab, aber ohne Erfolg versuchten wir das Seil loszuschnellen. Nach langen, vergeblichen Bemühungen wollte Bernard den Versuch machen, wieder emporzuklettern, da rissen plötzlich die Wolkenschleier und wir sahen, wie in grösster Eile Gewitterwolken, finster wie die Nacht, vom Rosengarten herüberflogen, die uns zu eiligem Rückzug zwangen. Bald flossen Bäche über die Felsen herab, Sturm und Nebel fielen ein, von Zeit zu Zeit zerrissen grelle Blitze das Dunkel, und schauerlich rollte der Donner durch die Felswildniss.

Da war Zögern nicht am Platze; so schnell wie wir damals ist wohl selten ein Kletterer über Felsen abgestiegen. Nach überraschend kurzer Zeit schon standen wir am Eingang in die untere Rinne, durch die wir abfuhren, da ein Sturzbach und

---

[1]) Nicht wie irrthümlich in meiner Notiz in der Ö. A.-Z. 1893, S. 185, bemerkt ist, am 14. August.

[2]) Rivista mensile 1892, S. 253 und 315.

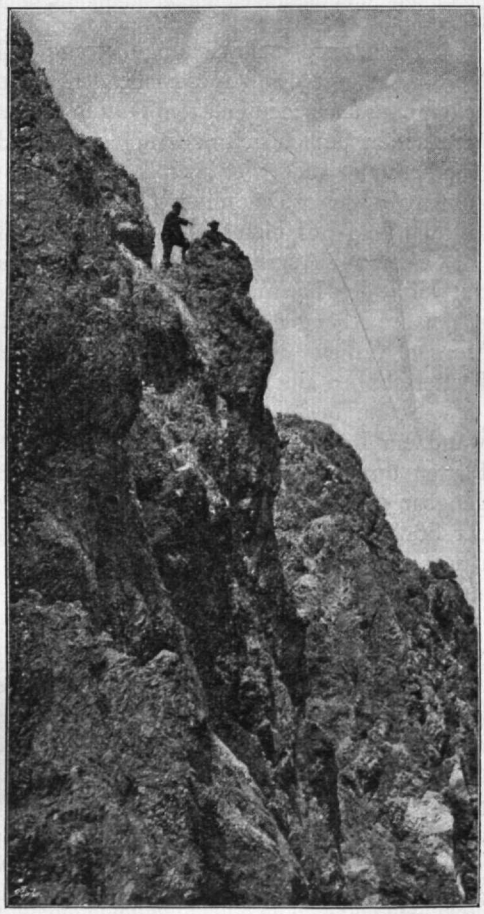
[3]) Ö. A.-Z. 1893, S. 185.

[4]) Der Träger war nicht betheiligt; vgl. Erschliessung der Ostalpen, III. Band, S. 355.

[5]) In aperem Zustand bieten Band und Rinne keine sehr erheblichen Schwierigkeiten. Innerkofler's Kamin ist entschieden bedeutend schwerer und daher nur als Ausweg bei Vereisung des Bandes anzuempfehlen.

weggespülte Schneemassen unsere Stufen arg mitgenommen hatten. In einer Felsspalte etwas unterhalb des Gletschers wurde, vom Regen geschützt, eine viertelstündige Rast gehalten. Als sich das Unwetter nach einiger Zeit, so schnell wie es gekommen, wieder verzogen hatte, brachen wir wieder auf, und 3 Uhr 52 Min. verliessen wir pudelnass die Felsen.

Die nächste Begehung des neuen Weges haben Frau Immink unter Führung von Josef Innerkofler und die Führer Antonio Dimai und Ladner mit Hartwig und Pemsel als Touristen ausgeführt.[1]) Dimai erkletterte die äusserst schwierige Wand zum Theil frei,[2]) die übrigen Theilnehmer der Partie benützten mein herabhängendes Seil; Innerkofler aber mit Frau Immink traversierte einige Schritte an der Südwestseite und gelangte dann durch einen sehr schweren Kamin zur Grathöhe. Im Abstieg seilten sich dann alle an der Wand ab. Jetzt wird der Felsenweg mit vollem Recht sehr häufig begangen. Er bietet weit mehr Abwechslung als die obere Eisrinne und ist von objectiven Gefahren unter normalen Verhältnissen völlig frei. Merkwürdigerweise gehen die Grödener Führer mit Vorliebe im Aufstieg noch immer den alten Weg, im Abstieg benützen sie dann die neue Route.



Auf dem Grate des Langkofels.

Einen sehr fesselnden Aufsatz über die Langkofeltour mit Benützung der neuen Route, dem ein instructives Kärtchen der Gruppe im Maassstab 1 : 40000 beiliegt, hat Lorenz in den Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 2 veröffentlicht, auf welchen ich hier aufmerksam machen will.[3])

Die zweite bedeutende, aber nur einmal begangene Variante der Grohmann'schen Route ist der von Santner und Merzbacher am 29. Juni 1885 eingeschlagene Weg.[4]) Während der übliche Anstieg ein kurzes Stück über ein Geröllfeld im Langkofelkar in die Höhe führt und dann über begrünte Felsen unter einer auf-

[1]) Ö. A.-Z. 1893, S. 278 u. 299. Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 272.

[2]) Nicht ganz frei, wie es in der Literatur heisst. Nach freundlichen Mittheilungen des Herrn Hartwig und Innerkofler's verhielt sich die Sache folgendermaassen: Dimai erkletterte nur das unterste, schwerste Stück ohne das Seil und erreichte dann das eine Seilende. Während er sich abmühte, die andere Hälfte zu erfassen, hatte Innerkofler den Grat erreicht. Er schnellte ihm nun die seitwärts baumelnde Hälfte zu, worauf Dimai den noch übrigen Theil der Wand mit dem Seil in den Händen überwand.

[3]) Seit Erstellung der Hütte haben sich die Langkofel-Ersteigungen überhaupt sehr gemehrt; so weist das Hüttenbuch allein 38 (darunter zehn führerlose) Ersteigungen für 1895 auf. Da ist mancher lockere Griff entfernt, mancher Rasenschopf, der zur Vorsicht mahnte, weggetreten worden; in der Mulde unterhalb des Gletschers findet man sogar schon eine förmliche Steigspur.

[4]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 147.

fallend gelben Wand hin schräg von links nach rechts in das schon zu wiederholten Malen erwähnte Hochthal hinüberleitet, haben Santner und Merzbacher diese Geröllhalde hoch hinauf verfolgt und sind dann erst in die Felsen eingestiegen. Es begann eine schwere und complicierte Kletterei, deren Einzelheiten hier mitzutheilen wenig Werth haben dürfte. Die beiden Steiger gelangten nach stundenlangen Anstrengungen zum unteren Ende der oberen Rinne und durch diese dann auf den Gipfel. Im Abstieg hielt man sich durchwegs auf der Grohmann'schen Route.[1]) Die Partie wurde durch Unwohlsein der Theilnehmer, durch schlechtes Wetter und fallende Steine arg gefährdet.

Die zweite, selbstständige Route auf den Langkofel führt über die riesigen Nordostabstürze des Berges (siehe den Lichtdruck) und stellt nach Zeit und Schwierigkeiten eine der bedeutendsten Touren in den Dolomiten dar. Wer je hinaufgeschaut hat zu den prallen Felsmauern, der wird den Kühnen, die den Bann brachen, seine Anerkennung nicht versagen können. Es waren H. Lorenz aus Wien, dessen Name in den Grödener Dolomiten einen guten Klang hat, und Eduard Wagner aus Prag, die den Berg auf dieser Seite angriffen und beim ersten Anlauf den Sieg errangen.[2])

Am 29. August 1895 unterzogen sie die Abstürze, soweit das möglich war, mit Hilfe des Fernrohres einer genauen Prüfung, stellten den Einstieg fest und bezogen am Abend einen Heustadel in der Nähe der »Steinernen Stadt«. Am nächsten Morgen verliess die Partie früh 4 Uhr die Hütte und 5 Uhr 5 Min. erfolgte in Kletterschuhen der Einstieg.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt im südlichen Theile der Nordostwand ein Band auf, das von Süd nach Nord etwas ansteigt, dann, von weissen Platten unterbrochen, nach abwärts führt und bald verschwindet. Es schien leicht gangbar und ihm strebten die beiden Kletterer zu. Der Einstieg befindet sich nahe der Südkante der Nordostwand, rechts von einem kleinen Schneefelde, dort, wo ein Riss schief nach rechts emporzieht. Mit Hilfe des Risses gieng es schräg nach rechts zu einem kleinen Felsköpfel empor. Rechts von ihm befindet sich ein durch einen Block gesperrter Kamin. Mittelst des menschlichen Steigbaumes bewältigte man die Wand links vom Block. Nun zog ein Kamin schräg nach rechts empor. Man benützte die Wand zur Rechten ein Stück weit, musste aber bald in den Riss hinüber. Höher oben wurde der Kamin weniger steil, und bald erreichte man das gut gangbare Band. In Bergschuhen gieng es nun auf demselben in nördlicher Richtung weiter. Ein Plattenhang, der das Band unterbricht, wurde in absteigender Linie gequert, dann verliess man das sich stärker senkende Band, dessen nahes Ende durch einen mächtigen, an der Wand lehnenden Felsblock markiert ist, und stieg über ziemlich leichte Felsen schräg nach rechts in 10 Minuten auf eine kleine Terrasse hinauf, die etwa in gleicher Höhe mit dem höchsten Punkte des grossen Bandes liegt.

Zunächst musste man nun einer überhängenden Stufe nach links ausweichen, dann folgten plattige Wandstellen und kurze Kamine. Bis hierher hatte Lorenz die Führung gehabt und Wagner den Pickel befördert, nun wurden die Rollen getauscht. Die Partie kletterte im Allgemeinen schräg nach rechts hinauf gegen den senkrechten Abbruch eines Wandpfeilers. Nahe einer Felskante musste eine 20 *m* hohe, mehrfach etwas überhängende, schwierige Wand mit sehr guten Griffen überwunden werden; dann erreichte man ein Band. Oberhalb desselben kletterte man schräg nach rechts weiter und näherte sich so immer mehr dem hier muldenartig eingerissenen Grunde des Winkels, den ein aus der Nordostwand vorspringender

[1]) Wenn von der Grohmann'schen Route die Rede ist, denke ich auch an die Grünen Flecken. Der Rauchfang ist nach Grohmann wohl kaum mehr benützt worden.

[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 284; Ö. A.-Z. 1896, S. 20.

Pfeiler mit derselben bildet. Die Partie gelangte nun abermals auf ein Band und, dieses nach rechts hin verfolgend, zur Ausmündung eines Kamins, der in einer Nische endet. Hier wurde (von 7 Uhr 35 bis 8 Uhr 5 Min.) Frühstücksrast gehalten. In Kletterschuhen stiegen beide in den Kamin hinauf, dann gieng es (fast immer schief nach links) hinauf an den Fuss einer glatten, gelben Wand. Unterhalb derselben gelangte man an den Rand eines kleinen Kessels und stieg nun über gelbe, ausserordentlich morsche Felsen und über Schutt zu dem kleinen Schneefeld empor, das den grössten Theil des Kessels füllt. Über dieses und eine aus demselben hervorragende Felspartie gieng es zu einem senkrechten, 15 *m* hohen Kamin, den Lorenz, der von nun ab wieder vorangieng, als Erster durchstieg; nach seiner Durchkletterung gelangte die Partie auf eine kleine Felsrippe. »Es folgte eine schwierige Querstelle nach rechts bis nahe zu einer Felskante; weiter rechts von derselben befindet sich ein überhängender, wasserüberronnener Riss. Nahe der Kante gieng es nun etwa 20 *m* ziemlich gerade über die Wand hinauf. Dann hiess es, die Kante selbst einige Meter weit benützen, und von ihr aus schief nach rechts, meist mit Hilfe eines Griffe bietenden Spaltes zu dem wasserüberronnenen Risse emporzuklettern, neben dem sich ein kleiner Stand befindet.« Hat man diese Stelle überwunden, so sind die grössten Schwierigkeiten zu Ende. Über einen sehr steilen Fels geht es nun nach links hinauf zu einer Reihe seichter Kamine, die ein etwas schnelleres Fortkommen gestatten. »Und dünner wurde der Nebel, der sich fest um uns geschlossen hatte, und durch den leichten Schleier zeigten sich die röthlichen Zacken des Grates im vollen Sonnenglanz. Hoch ober uns zog ein Adler seine Kreise, empört über die kühnen Eindringlinge, die es wagten, seine Ruhe zu stören.«

»Wieder hüllten die Nebel uns ein, doch nur mehr für kurze Zeit; als sie sich für immer theilten, da waren wir eben daran, an der jähen Wand nach rechts hinüberzuklettern zu einer Gratrippe.«[1]) Nach Übersetzung eines schluchtartigen Einrisses kamen die beiden kühnen Steiger auf die Rippe und kletterten nun ein Stück auf ihr empor. Darauf wandte man sich etwas nach links und dann gieng es wieder durch Kamine nach rechts in die Höhe. 10 Minuten vor 12 Uhr tauchte Lorenz über die Gratkante empor. Sein Blick traf die welligen Matten der Seisseralpe; der Hauptkamm war erreicht! Man hatte ihn gerade nördlich von jenem gelbwandigen Thurm betreten, der nach Verlassen der unteren Eisrinne auf dem Felsenweg eine zeitlang als Richtungspunkt dient.

Man verfolgte nun die bereits bekannte Route, umgieng den Abbruch über das Band und die Rinne, und um 1 Uhr betraten die Beiden [die schwererkämpfte Spitze.[2]) Nach einstündigem, wohlverdientem Aufenthalt verliessen sie den Gipfel wieder und stiegen über den Felsenweg zur Langkofelhütte und von dort nach Sanct Ulrich hinunter. Es war eine der grossartigsten Fahrten, unter allen, die in der Wunderwelt der Dolomiten jemals ausgeführt worden sind.

Auch das Langkofeleck hat bereits Besuch erhalten.[3]) Am 6. Juli 1894 brachen Emil Huber aus Zürich und der Führer Bartolo Zagonel aus San Martino di Castrozza von Campitello auf, in der Absicht, den Langkofel zu ersteigen. Da beide den Berg nicht kannten, so stiegen sie nach Überschreitung des Langkofeljochs voreilig in ein Couloir rechter Hand ein. Man verfolgte die zum Theil schwierige,

[1]) Aus einem Vortrag des Herrn Lorenz, gehalten in der Akademischen Section »Wien«.

[2]) Dass die Partie zu einer Bergfahrt, wie sie die erste Durchkletterung einer solchen Wand darstellt, nicht noch länger brauchte, dankte sie hauptsächlich dem Umstand, dass man, wo es nur irgend angieng, gleichzeitig kletterte.

[3]) Privatmittheilung des Herrn Huber, Führerbuch Zagonels. Leider hat sich Herr Huber keine Notizen über die Tour gemacht.

von Absätzen unterbrochene Rinne bis zu ihrem Ende und stieg zu einer Scharte in die Höhe. Von da kletterte man anfangs horizontal, dann schwach ab —, dann wieder emporsteigend gegen den höchsten, sichtbaren Punkt hinan, der sich als die Südspitze des Gipfelgrats herausstellte. Ein kleiner Steinmann wurde gebaut, dann stieg die Partie sehr schnell direct gegen den Langkofelgletscher ab. Hier trafen die Beiden auf ganz frische Spuren einer anderen Partie, welche sie nunmehr zum Hauptgipfel emporleiteten. Im Abstieg hielt man sich an die Grohmann'sche Route.

Die Fünffingerspitze (2997 *m*).

Über diesen Gipfel, der sich in Hochtouristenkreisen eines hochberühmten Namens erfreut, hat Norman-Neruda in der Zeitschrift 1895, S. 120 ff. unter dem Titel »Die Fünffingerspitze als Typus eines Modebergs« bereits einen längeren Aufsatz gebracht, der von einem gründlichen Studium der Literatur und genauer Kenntniss des Berges zeugt, sodass mir nur wenig zu sagen bleibt.

Da jedoch eine Monographie der Langkofelgruppe ohne eine Beschreibung dieses Gipfels keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, so will ich hier mit Ausnahme des Westweges, der erst im Jahre 1895 gefunden und von Norman-Neruda noch nicht erwähnt ist, die verschiedenen Anstieglinien und ihre Geschichte wenigstens in aller Kürze behandeln.

Was zunächst die topographische Schilderung anbelangt, so stütze ich mich in dieser Beziehung auf das von Norman Neruda Gesagte.[1])

»Die Südwand[2]) der Fünffingerspitze zeigt annähernd die Form der inneren Seite einer rechten Hand. Leicht ist der Daumen und sein Ballen erkennbar. An ihn reihen sich von rechts nach links (im Sinne des Anstiegs) die anderen Finger; doch lassen sie sich nicht so deutlich erkennen als der Daumen.« Auf diesen folgt zunächst, durch eine tiefe Scharte, die Daumenscharte getrennt, der Zeigefinger, dann mit ihm eng verbunden — nur eine kleine Scharte, in die von Süden her der Schmittkamin ausmündet, trennt beide — der Mittelfinger, welcher gegen Westen mit einem grossen Abbruch zu einer Scharte niedersetzt, aus der sich auf der anderen Seite der Grat zum vierten Finger (Goldfinger) aufschwingt, an den sich dann der schlanke fünfte Finger anreiht.

Die ausserordentlich schroffen Südabstürze sind aus reinem Fels gebaut; etwas weniger steil ist die Nordwand, in welche (von links nach rechts im Sinne des Anstiegs gezählt) fünf Eis- beziehungsweise Schneezungen einschneiden. Von touristischer Bedeutung ist die vierte und fünfte dieser Rinnen. Ich möchte jedoch nicht, wie Norman-Neruda,[3]) die Situation so auffassen, dass jede der beiden Rinnen ein Knie bildet, sondern bin vielmehr der Meinung, dass sich die Rinnen kreuzen, wie dies auch durch die Bahn der Steinfälle hinreichend bewiesen wird, und dass die vierte Rinne nach rechts, die fünfte nach links vom Grohmanngletscher in die Höhe zieht.[4])

Die erste Ersteigung der Fünffingerspitze[5]) wurde, nachdem viele Versuche gescheitert waren, am 8. August 1890 von Robert Hans Schmitt und Johann Santner

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 127.

[2]) Die Ausdrücke Südwand, Nordwand etc. sind nicht ganz correct. Man sollte richtiger von einer Nordwest- und Südostwand und demgemäss auch von einem Südwest- und Nordostgrat sprechen. Da sich die alten Bezeichnungen aber eingebürgert haben, so erscheint eine Änderung nicht räthlich.

[3]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 131.

[4]) Vergl. die Abbildung in dem öfters citierten Artikel.

[5]) In der Ö. A.-Z. 1893, S. 66, sind die erste bis neunte und die elfte Ersteigung angeführt. Über die zehnte Ersteigung s. Ö. A.-Z. 1893, S. 86 und 99.

durch die Südwand ausgeführt.[1]) Einen grossen Theil des Anstiegs vermittelte der grosse Riss, der jetzt den Namen Schmittkamin trägt. Es war eine der glänzendsten alpinen Leistungen, die jemals vollführt worden sind, und fast alle, welche diese Tour gemacht haben, stimmen darin überein, dass sie eine der schwersten, beinahe an die Grenze des Menschenmöglichen gehende sei.

Man steigt über nicht leichte Felsen auf die Höhe einer Felsrippe, die Norman-Neruda als Ballen des Zeigefingers bezeichnet, und gelangt so zum Anfang des schauerlichen Schlundes. Die ersten Stellen sind die leichtesten. Nach Überwindung eines eingeklemmten Blockes gelangt man schliesslich in eine Art Grotte, die Schmitt in seinem Bericht das »Kirchl« nennt. Er schreibt dann: »Es heisst nun in dem Kamin 15—20 *m* horizontal nach aussen steigen. . . . . Ist man ganz aussen angelangt, so hat man über einen überhängenden Block wieder in den Kamin hineinzusteigen.« Ist diese Schilderung auch nicht ganz zutreffend, wie dies ja bei der ersten Begehung eines derartig schweren Wegs auch nicht anders zu verlangen ist, da sich die Eindrücke leicht verwischen — man steigt nämlich nur etwa 6—8 *m* nach aussen —, so mögen diese Worte doch immerhin einen Begriff von der Schwierigkeit der Situation geben. Es folgt nun im Kamin ein grosser, überhängender Block, dann besseres Terrain und dann noch zwei kleinere, eingeklemmte Steine. Nun kletterten Schmitt und Santner über eine mehr als 30 *m* hohe Wand, die, falls der Kamin trocken ist, das schwerste Stück der ganzen Tour darstellt, nach links heraus auf ein vom Sellajoch gut sichtbares Band, überspreizten dann nach rechts den Kaminschlund und hielten sich nun bis zur Scharte zwischen Zeige- und Mittelfinger auf der Wand rechts vom Kamin. Der untere Theil der Wand, deren Höhe nicht ganz 30 *m* betragen dürfte, ist noch sehr schwer, weiter droben werden die Felsen wesentlich leichter. In der Scharte vereinigt sich der Weg mit der Ostroute.

Zu dem geschilderten Wege existieren zwei bedeutendere Varianten.[2]) Die eine wurde von Antonio Dimai gelegentlich der zweiten Ersteigung, die er am 4. September 1891 mit Jeanne Immink aus Amsterdam und dem vortrefflichen Führer Giuseppe Zecchini aus San Martino ausführte,[3]) gefunden. Anstatt nämlich nach Überwindung der beiden kleinen Blöcke, wie Schmitt und Santner, über die ausserordentlich schwierige Wand nach links auszusteigen, verfolgte Dimai noch etwa 15 *m* den Kamin (sehr schwer, überhängend und gleich den früheren Kaminstücken von Blöcken gesperrt), verliess sodann über ein Gesimse den Kamin nach rechts und kletterte über die äusserst schwierige Wand am Rande des Kamins empor. Hierauf geht es ein kurzes Stück über brüchige Felsen in die Höhe und bald darauf vereinigt sich diese Variante mit dem Wege der ersten Ersteiger.

Die zweite Variante, welche an Schwierigkeit den Originalweg noch übertrifft, hat der Verfasser — möglicherweise als Erster — am 20. September 1895 mit Anton Mühlsteiger aus Innerpflersch ausgeführt.[4]) Nachdem wir den »Weiten Schritt« und die anschliessende, sehr schwere Wand überwunden hatten, liessen wir uns durch ein ziemlich bequemes Band verleiten, nach links wieder in den Kamin hineinzutraversieren. Anfangs gieng es auf dem geröllbedeckten Boden desselben ganz gut vorwärts, bald aber wurde die Kletterei sehr bösartig. Drei Überhänge, die dem berüchtigten grossen Block im unteren Theile des Kamins nur wenig nachgeben, machten uns noch genug Arbeit, und wir waren von Herzen

[1]) Ö. A.-Z. 1890, S. 215.

[2]) Unbedeutende Varianten, wie ich solche fast von allen Gipfeln aufzählen könnte, sind hier weggelassen.

[3]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 244, Ö. A.-Z. 1891, S. 223.

[4]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 24.

froh, als wir endlich »dem Schlunde mit heiler Haut entronnen« auf der Scharte standen.

Die Tour ist, seitdem Norman-Neruda seinen interessanten Aufsatz geschrieben, noch häufig gemacht worden, und es scheint fast, als ob die Äusserung des Autors, dass die Rolle des Modewegs bald von der Ost- auf die Südroute übergehen werde, sich bewahrheiten solle.

Zur selben Stunde, als sich die Partie Immink durch den Riesenkamin in der Südwand hinaufarbeitete, kletterte auch von der anderen Seite eine Partie zum Gipfel hinan. Es war Norman-Neruda mit dem ausgezeichneten Schweizer Führer Christian Klucker.[1]) Die Beiden stiegen in die vierte Schneerinne ein, die bis zum Schnittpunkt mit der fünften benützt wurde, bogen dann in diese ab und gelangten nach links über einen Blockkamin in die Felsen. Von dort geht es ein kurzes Stück gerade hinauf, dann steil nach links in die Höhe bis zu einer Wandstufe, welche an ihrem östlichen Ende erklettert wurde, worauf man durch einen Kamin auf eine Schutterrasse gelangte. Von hier aus stieg die Partie durch einen östlich gelegenen Kamin unter die gelbe, senkrechte Schlusswand, welche durch einen glatten, durch verschiedene, eingeklemmte Blöcke gesperrten Kamin unter grossen Schwierigkeiten erklettert wurde. Der Kamin mündet bei einem kleinen Steinfensterl aus, das man auf der Ostroute passieren muss, und leichte Felsen führten nun zur Spitze, die man wenige Minuten nach Ankunft der Frau Immink und ihrer beiden Führer erreichte. Den Abstieg nahmen beide Partien auf ihren Anstiegsrouten.

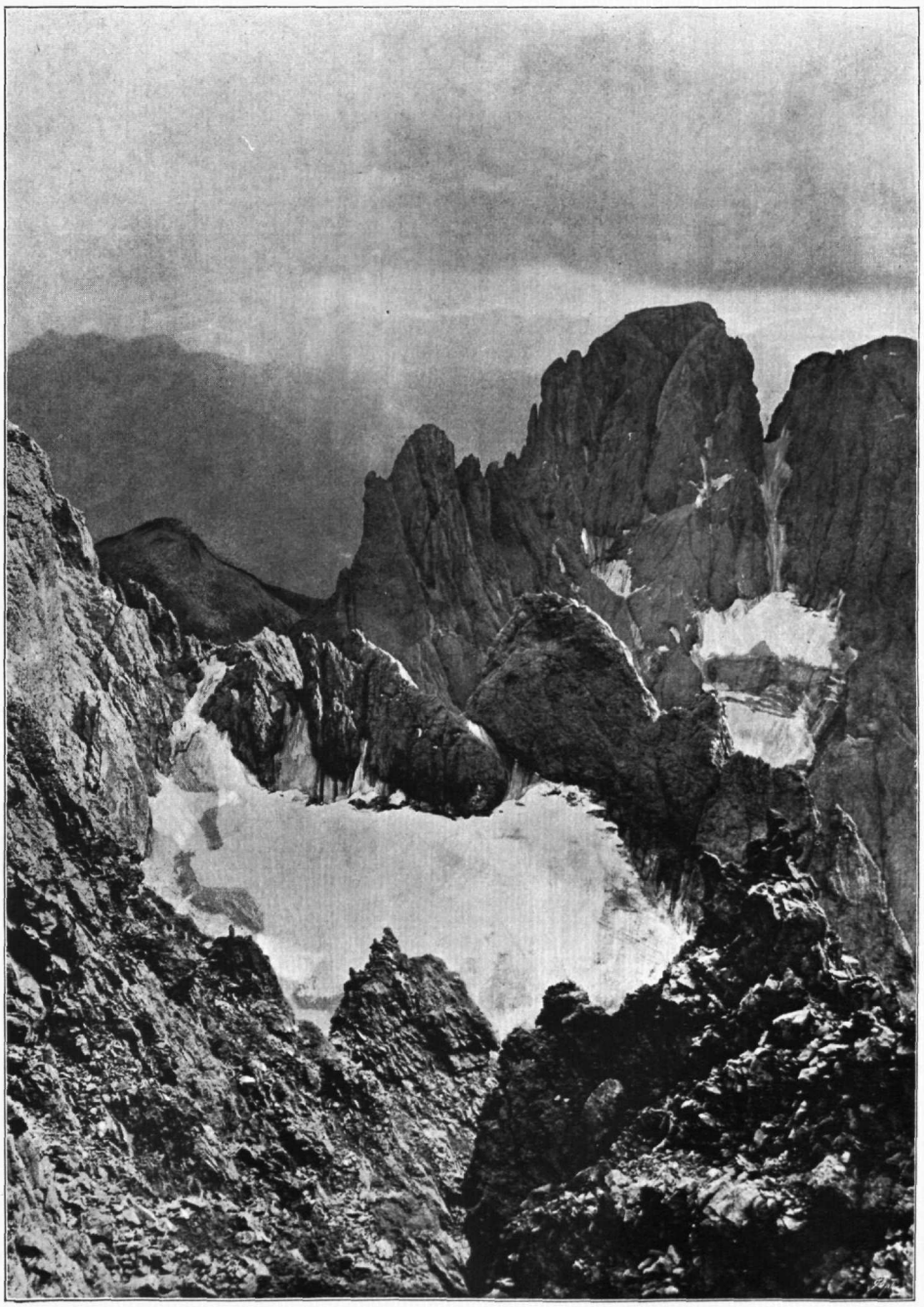
Die zweite Ersteigung über die Nordwand haben am 16. September 1891 Dr. Helversen mit seiner Frau und Carl Luber mit Hans Stabeler ausgeführt.[2]) Der schwierige Kamin ober der Schutterrasse wurde beim Abstieg durch einen leichteren, weiter östlich gelegenen umgangen.

Auch über die Daumenscharte, auf einem Weg, der bereits von Darmstädter mit Luigi Bernard und Hans Stabeler zu wiederholten Malen versucht worden war, ist die Ersteigung am 9. September 1891 durch Wood mit den Führern Luigi Bernard, Mansueto Barbaria und Franz Fistill durchgeführt worden.

Man stieg durch einen, im unteren Theil überhängenden Kamin in die Südwand des Daumenballens ein, kletterte nach einiger Zeit nach rechts hinaus und erreichte, schief aufwärts traversierend, das Plateau auf der Höhe des Daumenballens. Über dieses stieg man bis unter die Wand des Daumens empor und traversierte dann über schwierige Felsen in die Daumenscharte hinein. Der folgende Weg ist genau vorgezeichnet. Man klettert etwa 30 *m* an der Wand des Zeigefingers direct in die Höhe und steigt dann schräg nach rechts auf eine Felskanzel empor. Bis zu dieser Stelle war auch Darmstädter seinerzeit gelangt, hier aber, da seine Führer ein weiteres Vordringen für unmöglich erklärten, umgekehrt. Und in der That ist die nun folgende Passage das schlechteste Stück der ganzen Tour. Der Zeigefinger entsendet einen scharfen, beiläufig 80° geneigten Grat nach Norden, dessen westlichen Abfall eine steile Eisrinne begrenzt. Über diesen Grat muss man nun hinaufklettern, bis es möglich ist, in die Rinne hinüber zu traversieren, die man oberhalb eines grossen, eingeklemmten Blockes betritt. Jetzt ist diese Stelle und die anschliessende Traverse durch häufige Begehung, die eine Entfernung des lockeren Gesteins zur Folge hatte, wesentlich leichter geworden. Als ich am 28. August 1895 diesen Weg zum zweiten Mal begieng, fiel es mir auf, wieviel schlechter die Verhältnisse noch vor Jahresfrist, bei meinem ersten Besuch des Gipfels gewesen waren. Die Eisrinne

[1]) A. J. XVI, S. 213; Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 244; Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 130; Ö. A.-Z. 1891, S. 233.

[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1891, S. 312 und 1892, S. 73.



Photogr. v. Friedr. Benesch. C. Angerer & Göschl.

Grohmannspitze vom Langkofelgrat.

führt auf die Scharte zwischen Zeigefinger und Mittelfinger (Gipfelthurm). Von hier aus klettert man an der Wand des letzteren noch ein Stück direct in die Höhe und gewinnt dann über ein Band nach rechts hin das Steinfensterl, welches auf die Nordseite hinüberleitet. Nun vereinigt sich unser Weg mit der Nordroute, die in leichter, kurzer Kletterei zur Spitze führt.

Im unteren Theile des Ostweges sind mehrere Varianten zulässig. So durchkletterte ich am 16. Juli 1894 mit Führer Heinrich Moser aus Mayrhofen den Einstiegskamin unter grossen Schwierigkeiten bis zu bedeutender Höhe und erreichte schliesslich über steile, glatte Platten das Plateau des Daumenballens bedeutend höher als die übliche Route. Ferner sind Albrecht von Krafft und Norman-Neruda mit seiner Frau am 22. Juli 1894 aus dem Kamin früher herausgestiegen, als man dies gewöhnlich zu thun pflegt.[1]) Auch diese Partie hatte bei weitem grössere Schwierigkeiten zu überwinden, als man sie auf dem üblichen Wege findet, so dass beide Varianten als unpraktisch erscheinen.

Nachdem die einstmals beinahe für unzugänglich erklärte Spitze nun schon von drei Seiten her erreicht worden war, wurde sie auch noch auf einem vierten Wege erobert, für den ich, obgleich er erst in seinem letzten Theil von Westen, correcter gesprochen von Südwesten her, auf den Gipfel führt und mit dem gleichen Recht oder Unrecht, wie der Weg über die Daumenscharte als Ostweg, als Westweg bezeichnet werden kann, doch diese Bezeichnung als kurz und einfach in Vorschlag bringe.[2]) Er wurde von Friedrich Meurer aus Dresden und dem Verfasser dieser Zeilen am 28. August 1895 zum ersten Mal begangen[3]) und dann noch im gleichen Sommer dreimal wiederholt und zwar das erste Mal am 2. September durch Breitfeld, Dr. Drasch, Dr. Kirpal, Hans Lorenz und Eduard Wagner,[4]) dann am 6. September durch die Damen Rose Friedmann und Mary Norman-Neruda, sowie durch Rudolf von Arvay und L. Norman-Neruda.[5]) Zum dritten Male endlich vollführten die Ersteigung auf dieser Route wiederum Norman-Neruda und Rudolf von Arvay gelegentlich ihrer »kreuzweisen« Überschreitung der Fünffingerspitze am 10. September.[6])

Ich lasse hier eine Schilderung unserer Tour folgen.

Mit Freund Meurer verliess ich am 28. August, früh 4 Uhr 55 Min. die Langkofelhütte und wanderte durch das Langkofelkar auf oft begangenem Wege hinauf zum Grohmanngletscher. Er wurde dicht unter der Nordwand der Fünffingerspitze betreten und über den hartgefrorenen Schnee der fünften Schneerinne zugesteuert, welche in den Felsen der Nordwand in die Höhe zieht.

Hier ereignete sich ein Vorfall, der deutlich beweist, wie sehr die im Unrecht sind, die das Bergsteigen für ungefährlich erklären, obwohl nicht geleugnet werden soll, dass die objective Gefahr nicht die grösste Rolle bei Unglücksfällen spielt.

Es mochten etwa 5 Minuten seit Betreten des Gletschers verflossen sein, als ich plötzlich ein verdächtiges Geräusch in der ersten Schneerinne hörte. Ich blicke hinauf und sehe, wie durch sie ein mächtiger Block von vielleicht einem halben Meter Durchmesser herabfährt. »Ein Stein!« kann ich noch rufen; wir springen auseinander und das gefährliche Geschoss saust zwischen uns durch, eine tiefe

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 133.

[2]) Für unrichtig halte ich die Bezeichnung Nordwestweg. Er führt ja zuletzt von Südwesten auf die Spitze!

[3]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 24.

[4]) Hüttenbuch der Langkofelhütte.

[5]) Ö. A.-Z. 1896, S. 19.

[6]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 222. Ö. A.-Z. 1895, S. 244; 1896, S. 37.

Furche im Schnee zurücklassend. Dabei war es sehr kalt und erst 5 Uhr 45 Min. am Morgen! Überhaupt scheint die Nordwand nicht steinsicher zu sein; man lese nur den Bericht der Frau Louise von Chelminski.[1]) Auch Norman-Neruda hat die gleiche Ansicht geäussert.[2])

Der unliebenswürdige Empfang, den uns der Berg bereitete, liess uns ein etwas schnelleres Tempo einschlagen, und bereits 5 Uhr 58 Min überschritten wir den Bergschrund, der die fünfte Rinne sperrt, welcher sich aber glücklicherweise noch auf schmaler Brücke übersetzen liess. Der Schnee war im Allgemeinen günstig und rasch kamen wir vorwärts. Man steigt hoch in der Rinne empor und benützt zum Ausstieg einen Kamin zur Linken. Nach seiner Erkletterung gelangt man auf einen Geröllfleck, den wir uns als Frühstücksplatz wählten. Während wir hier von 6 Uhr 37 Min. bis 7 Uhr 15 Min. Rast hielten, besserte sich das am Morgen unsichere Wetter merklich, und auch die Augenschmerzen, welche mich bereits seit zwei Tagen quälten, milderten sich erfreulicher Weise. Unternehmungslustig gestimmt, schlug ich Freund Meurer vor, nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, auf dem Norman'schen Wege zum Gipfel zu steigen, sondern etwas Neues zu probieren. »Einstimmig ward der Vorschlag angenommen«, und 7 Uhr 15 Min. setzten wir unseren Weg fort. Vorläufig gieng es ein Stück fast gerade, dann etwas nach links auf der üblichen Route empor, schliesslich aber verliessen wir sie und kletterten scharf nach rechts über steile Platten in die Rinne hinein, welche von der Scharte zwischen dem dritten Finger (Gipfelbau) und dem vierten Finger in der Nordwand herabzieht. In ihr kamen wir ein tüchtiges Stück leicht und darum auch schnell in die Höhe, dann aber zeigte sich eine eisbedeckte Stelle. Die Pickel standen wohlgeborgen auf dem Geröllfleck, also blieb nichts Anderes übrig, als die Stelle nach links über schwere Felsen zu umgehen. Meurer, der von oben durch das Seil gesichert war, hatte leichteres Spiel. Kaum waren wir wieder ein paar Meter in der Rinne emporgestiegen, so zeigte sich von neuem Eis; diesmal aber war der Belag weit stärker. Da die Felsen zur Linken auch nicht gerade Vertrauen erweckend aussahen, so mussten wir uns bequemen, in der Wand des vierten Fingers den Weg fortzusetzen. Ist hier auch das Gestein ziemlich brüchig, so kamen wir doch ziemlich schnell bis fast zur Höhe des vierten Fingers empor. Kurz bevor wir sie erreichten, leitete uns eine schwierige Traverse an der gegen die Rinne abstürzenden Wand etwas nach abwärts zu einem ganz kurzen Kamin, der uns in die erwähnte Rinne und zwar unmittelbar vor der Scharte zwischen dem vierten und dritten Finger (Gipfelbau) brachte. Der letztere verjüngt sich stark und wendet dem in der Scharte stehenden Beschauer einen senkrechten, schmalen Grat zu, der einen geradezu abschreckenden Eindruck macht. Man kann seinen senkrechten Abbruch auf allen Bildern der Fünffingerspitze wahrnehmen, besonders deutlich erkennt man ihn auf der Compton'schen Zeichnung und auf dem Crayondruck in der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 128 und 129.

Gelang es, diese Stelle zu überwinden, so war unser Unternehmen gesichert, hier aber galt es augenscheinlich, noch eine harte Nuss zu knacken.

Bevor wir uns an die Arbeit machten, wurde noch eine kurze Rast gehalten, dann gieng es 8 Uhr 47 Min. zum Angriff. Zur Rechten, auf der gegen Rodella abfallenden Seite, läuft ein kleiner Riss, in den Steine eingeklemmt sind, parallel mit der Gratkante empor; in ihm kletterte ich ein Stück weit sehr schwierig in die Höhe, dann wird der Fels leichter, und ich gelangte auf eine kleine Plattform, die un-

[1]) Ö. A.-Z. 1894, S. 232.

[2]) A. J. XVI, S. 218, und Ö. A.-Z. 1894, S. 306. Vergl. auch Ö. A.-Z. 1896, S. 55.

mittelbar über der schauerlichen Südwand hängt, ein luftiges Plätzchen! »Wie geht's weiter?« »Hoffnungsvoll sieht die Geschichte nicht aus.« Ein Versuch zur Linken am Grate selbst ist ganz ausgeschlossen, die Kante hängt weit über, die rechte Seitenwand aber stürzt einige Meter senkrecht zu einer glatten Platte ab, welche ein directes Vordringen zu verwehren scheint. Noch weiter rechts aber befindet sich der schauerliche Abfall gegen Rodella. Doch dort, wo die Platte mit der vom Grate abfallenden Wand zusammenstösst, könnte doch ein Versuch gemacht werden. Hier durchzieht ein enger Riss die Felsen; gelingt es mir, einen Arm in ihn hineinzuzwängen, so kann ich mich vielleicht emporarbeiten. Als wir vereinigt sind, mache ich mich an die Arbeit. Den linken Arm in den Riss gepresst, den Rücken gegen den Abfall der Gratkante gestemmt, mit den Füssen ab und zu einen schlechten Tritt in der Platte erhaschend, schiebe ich mich vorsichtig empor. Und es gelingt! Nachdem ich noch etwa fünf Meter an Höhe gewonnen habe, kann ich mit der rechten Hand einen guten Griff erfassen. Ein Aufschwung, ich stehe oben, wir haben gesiegt.[1])

Vorläufig wird das Gepäck aufgeseilt, dann kommt Meurer, trotzdem er in Nagelschuhen klettert, schnell und gewandt nach. Ohne alle Schwierigkeiten steigen wir nun über einen Geröllhang zur Spitze hinan, wo sich schon zwei Personen befanden, die grosse Augen machten, als sie uns 9 Uhr 15 Min. von dieser Seite her auftauchen sahen.

Ich würde keinen Anstand nehmen, die geschilderte Route als die leichteste unter allen zu bezeichnen, die auf den einst viel umworbenen Gipfel führen, wenn man auf ihr nicht das eben geschilderte Stück am Grat erklettern müsste. Ist die Stelle auch nicht hoch, wir schätzen sie auf 20—25 *m*, so ist sie doch schwerer als irgend eine am Ostweg, und die obersten 5 *m* verlangen den Einsatz der vollen Kraft. Übrigens dürfte es recht wohl möglich sein, sich im Abstieg hier abzuseilen. Wir bemerkten zwei durchaus zuverlässige, dazu geeignete Felszacken.

Zum Abstieg wollten wir eigentlich die Nordroute wählen, denn für's erste kannte sie noch Keiner von uns, und zweitens wären wir auf diese Weise am leichtesten zu unserem Gepäck gekommen, das wir zum grössten Theil oberhalb des Blockkamins auf unserem Frühstücksplatz zurückgelassen hatten. Da aber die andere Partie den Berg über die Daumenscharte erstiegen hatte, und wir daher sicher waren, Stufen in der Eisrinne zu finden, und Freund Meurer gerne einmal den Ostweg — die gewöhnliche Route — kennen lernen wollte, so wählten wir ihn als Abstieg. 10 Uhr 2 Min. verliessen wir den Gipfel als die ersten und befanden uns 11 Uhr 28 Min. unter den Felsen. Ohne uns länger als zehn Minuten aufzuhalten, giengen wir über das Langkofeljoch zurück zum Nordrand des Grohmanngletschers. Hier musste Meurer, der schon seit einiger Zeit an einer leichten Verletzung des Fusses laborierte, zurückbleiben, während ich wieder ein Stück in der Nordwand emporstieg, um die Pickel und die Rucksäcke zu holen. 1 Uhr 15 Min. war ich wieder bei meinem Gefährten angelangt, und gemeinsam bummelten wir zur Langkofelhütte, deren gastliche Schwelle wir 1 Uhr 28 Min. überschritten.

Eine ganz aussergewöhnliche Leistung haben am 10. September 1895 Ludwig Norman-Neruda und Rudolf von Arvay vollbracht.[2]) Sie verbanden alle vier Wege miteinander und begiengen die Fünffingerspitze »kreuzweise«. Man stieg über den Südweg empor, auf dem Nordweg herab und schloss daran eine Überschreitung

[1]) Das oberste Viertel des Risses kann man auch nach rechts hin umgehen. Es soll dies etwas leichter sein. Siehe Ö. A.-Z. 1896, S. 56.

[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 222. Ö. A. Z. 1895, S. 244; 1896, S. 37.

von West nach Ost. Der Zeitaufwand — 5 St. 49 Min. vom Einstieg in die Südwand bis unter die Felsen am Ostweg — ist als sehr gering zu bezeichnen.

An der Fünffingerspitze hat sich am 2. September 1892 ein Unfall mit tödtlichem Ausgang zugetragen. An diesem Tage stürzten der Führer Josef Innerkofler aus Schluderbach und Egon Stücklen aus Stuttgart, an der zur Daumenscharte führenden Traverse oder wahrscheinlicher auf den Platten etwas unterhalb derselben ab. Es ist über dieses Unglück, das einem der besten Dolomitenführer das Leben kostete, und dessen Ursache in dem starken Neuschnee oder im Unwohlsein des Touristen, vielleicht auch in Beidem zu suchen ist, sehr viel geschrieben worden. Ich verweise daher nur auf die einschlägige Literatur.[1])

Die Grohmannspitze (3111 *m*).

Die Grohmannspitze stellt neben dem Langkofel den gewaltigsten Berg der ganzen Gruppe und einen der wildesten Gipfel der an schroffen Felszinnen so reichen Dolomitalpen überhaupt dar. Nicht dass sie sich an Kühnheit des Aufbaues mit den schlanken Nadeln im Vajolett und den Thürmen des Fermedastocks vergleichen liesse oder an imponierender Massenentfaltung mit den ungeheuren Wänden eines Langkofels oder eines Cimone della Pala; nein, ihre Eigenart liegt vielmehr in dem völlig geschlossenen, gedrungenen Aufbau, in den steilwandigen, wenig gegliederten Wänden, die gleich düster und abweisend auf die grünen Hänge von Rodella, wie auf den grossartigen Circus des Grohmanngletschers herabschauen. Die Grohmannspitze stellt einen riesigen Vierkant dar, dessen Wände — ganz allgemein gesagt — nach den vier Himmelsrichtungen gewendet sind. Dem entsprechend kann man eine Nordwest-, Nordost-, Südwest- und Südostkante unterscheiden, unter denen die Nordostkante in ihrem oberen Theil am stärksten entwickelt ist. Die Höhe dieses Grates trägt fünf, jedoch nicht gleichmässig scharf ausgeprägte Thürme, von denen weiter unten noch die Rede sein soll.

Am schroffsten ist der Abfall des Berges gegen Südwest. Hier stürzen die Wände einige hundert Meter nahezu senkrecht ab. Da wo Südwest- und Südwand zusammenstossen, springt ein Sporn in die Schutthalden vor. Die Westwand ist ebenfalls von wenig verlockendem Aussehen. Ihre südlichen Partien, die gegen das zu der Grohmannscharte hinaufziehende Eiscouloir abstürzen, dürften wohl niemals von Menschenfuss betreten werden; von einigen glatten, im unteren Theile überhängenden Rissen durchfurcht, erhebt sich der Fels hier senkrecht und grifflos. Besser sieht der weiter nördlich gelegene Theil dieser Wand aus, der von einem breiten, horizontalen Band durchzogen wird, welches sich auch noch ein Stück in die südlichen Partien fortsetzt. Hier finden sich weniger geneigte Stellen. Durch sie läuft der Weg des ersten Ersteigers. Immerhin sind auch hier die Felsen noch steil genug. Durch eine ziemlich scharf vorspringende Rippe wird die Westwand von der zum Grohmanngletscher abstürzenden Nordwand geschieden.

Auch diese wird von einem von der Fünffingerscharte in westlicher Richtung schräg emporziehenden Band in einen oberen und unteren Theil zerlegt. Der letztere wird aus sehr steilen Felsen gebildet, deren westliche direct zum Grohmanngletscher abfallende Partien stark zerklüftet sind, während die östlichen, die zum Theil gegen den zur Fünffingerscharte hinaufziehenden Hang abfallen, einen plattigen Charakter zur Schau tragen. Oberhalb des Bandes schneiden zwei grosse Eiscouloirs in die Felsen ein; sie werden durch eine grosse Felsrippe von einander getrennt, die un-

[1]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 211, 218, 250. Ö. A.-Z. 1892, S. 243; 1893, S. 71. Ö. T.-Z. 1892, S. 218, 230, 245.

mittelbar unter dem höchsten Punkte des Gipfelplateaus ihren Ausgang nimmt und auf allen Seiten jähe Abfälle aufweist.

Der Fünffingerscharte wendet die Grohmannspitze die von dem berüchtigten Eiscouloir durchzogene, von den Thürmen des Nordostgrates überhöhte Nordostseite zu, die von der Nordwand nicht scharf abgegrenzt ist, sondern allmälig in diese übergeht. Oberhalb der Scharte zieht in den Felsen ein ausgedehnter, wohl 100 bis 150 *m* breiter, von Eisstreifen durchsetzter Schrofengürtel hin, der in der Südostwand des Berges seine Fortsetzung findet. Die Nordwestabbrüche des Nordostgrates zu diesem Schrofengürtel sind sehr steil. Gegen Nordost bricht der Grat ganz unvermittelt mit einem besonders hohen Thurm zu den Schrofen ab.

Die Südostwand weist wenig Gliederung auf. Die unteren Partien sind durchwegs sehr steil, dann folgen minder geneigte Felsen, darauf wieder Steilwand. Die Südostwand geht mit einer in den unteren Partien nur schlecht ausgeprägten Kante in die schmale Südwand über. Eine gewaltige, im unteren Theile sich trichterförmig verengende Schlucht, die an der Scharte ihren Anfang nimmt, von welcher nach Nordost die berühmte Eisrinne herabzieht, schneidet tief in die oberen Partien ein. Dies ist der Johanneskamin. Zum unteren Ausgang dieser Riesenschlucht zieht von links (im Sinne des Anstiegs), von der Kante, welche die Südwest- und Südwand scheidet, nach rechts ein Band hinab, das vom Col Rodella stark auffällt.

Die Grohmannspitze war trotz ihrer imposanten Gestalt bis in die neuere Zeit in alpinen Kreisen unbekannt und unbenannt, bis endlich im Jahre 1874 Hörnes den Namen des hochverdienten Grohmann dafür in Vorschlag brachte, der sich auch rasch eingebürgert hat.[1]) Obwohl Hörnes die Ersteigung geradezu für unmöglich erklärte, begannen doch schon bald die Angriffe auf den Berg, der berufen war, eine Zeit lang die gleiche Rolle zu spielen, wie später sein Nachbar, die Fünffingerspitze.

Ich will mich auch hier nicht auf eine Schilderung der verschiedenen Versuche einlassen, sondern bemerke nur, dass auch diese spröde Zinne schliesslich von Michel Innerkofler, der so manchem Gipfel den Strohkranz aufs Haupt gedrückt hat, erobert wurde. Im August 1880 erreichte der kühne Steiger allein über die Grohmannscharte und durch die Westwand die Spitze.[2]) Auf gleichem Wege erfolgte die zweite Ersteigung am 20. Juni 1881 durch Otto Fischer, der den Berg schon früher vergeblich angegangen hatte, mit Innerkofler.[3]) Die dritte Ersteigung auf der Westroute, die sechste überhaupt, wurde durch Ludwig Purtscheller, Heinrich Hess und Louis Friedmann, denen sich der Führeraspirant Fistill aus Sanct Ulrich angeschlossen hatte, ausgeführt.[4])

Es folgten dann auf der gleichen Route, unter Führung Bettega's, Karl Schulz, Compton und Martin. Diese Partie stieg nach Nordosten zur Fünffingerscharte ab und vollbrachte damit die erste Überschreitung des Berges. Die Ersteigung von Westen wird neuerdings verhältnissmässig selten gemacht. Ich habe eine solche in Gesellschaft der Herren Merz und Marian von Smoluchowski am 23. Juli 1894 mit dem Zillerthaler Führer Heinrich Moser ausgeführt, die ich hier in Kürze schildern will.

Wir verliessen Santa Christina früh 3 Uhr 32 Min. und wanderten durch das Langkofelkar und über den Gletscher zu dem Fusse des Schneehangs hinan, der von

---

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1875, II Abtheil., S 122.

[2]) Ö. A.-Z. 1880, S 238 u. 251.

[3]) Ö. A.-Z. 1881, S. 172, 186; 1885, S. 291.

[4]) Ö. A.-Z. 1888, S 177 Der treffliche Aufsatz von Hess, den ich jedem Alpinisten aufs wärmste empfehle, enthält auch eine Ersteigungsgeschichte bis zu dieser Zeit. Über weitere Besteigungen s Erschliess der Ostalpen, III Band, S. 259 ff.

der Grohmannscharte gegen Norden herabzieht. Er war in vortrefflichem Zustand, und, ohne auch nur eine Stufe zu schlagen, erreichten wir 8 Uhr 40 Min. die Höhe der Scharte. Ein wilderes Bild, als dieser Platz es bietet, wird sich nicht so leicht finden lassen:

»Einerseits das Couloir, durch welches wir gekommen waren, in jähem Schuss zur Tiefe des Grohmanngletschers absinkend, andrerseits eine wilde Schlucht, in der es völlig dunkel war, so nahe stehen die düsteren Wände einander gegenüber. Zur Linken hängen gelbe Felsen drohend über, zur Rechten aber baut sich scheinbar unersteiglich die Westwand der Grohmannspitze auf.«

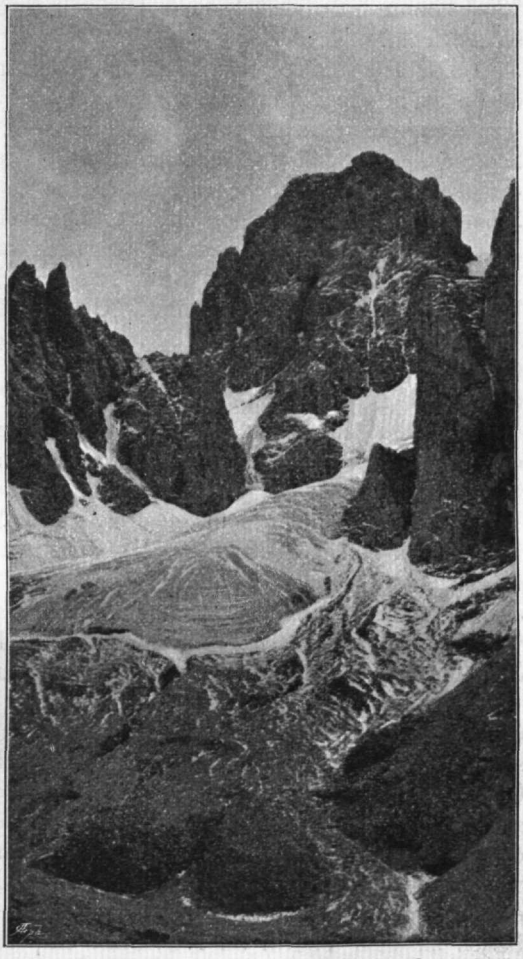
Während unserer Frühstücksrast suchten wir uns in den Felsen nach Kräften zu orientieren. Die treffliche Beschreibung von Hess, aus der sich Herr von Smoluchowski einen Auszug gefertigt hatte, machte unsere Aufgabe nicht allzu schwierig. Sie leistete uns während der ganzen Kletterei die grössten Dienste, und ihr allein verdanken wir es, dass wir während der ganzen Tour anstandslos vorwärts kamen. 9 Uhr 15 Min. begannen wir, Herr von Smoluchowski mit Herrn Merz, ich mit Moser durch das Seil verbunden, die Kletterei. Man steigt etwas links von der Schartenhöhe, zur Rechten einen senkrechten, engen Riss, in die Felsen ein, steigt ein kurzes Stück gerade empor und traversiert dann in den Riss hinein. In ihm geht es einige Meter empor auf einen Absatz. Eine Felskante überkletternd, gelangt man sodann auf ein schmales Band, das nach rechts hin zu einem Riss führt. »Von hier musste gerade hinaufgeklettert werden zu einer von unten aus gut sichtbaren, kleinen Nische.« Nun steigt man durch einen Riss zur Rechten, dessen rechtsseitige Flanke ein kleines Steinfensterl aufweist, auf das grosse Felsband in die Höhe, dessen ich schon bei der topographischen Schilderung gedacht habe. Wir traversierten einige Meter auf dem Bande und stiegen dann in ein steiles Schneecouloir ein, dessen Begehung in Kletterschuhen nicht gerade den Annehmlichkeiten der Tour beizuzählen war. Glücklicherweise dauerte das zweifelhafte Vergnügen nicht lang, wir konnten die Schneerinne nach rechts hin verlassen und erreichten, über plattige Felsen emporkletternd, eine ziemlich tiefe, breite Felsrinne, die unmittelbar südlich von der Nord- und Westwand scheidenden Felsrippe liegt und direct gegen den höchsten Punkt emporführt. Während Hess und Genossen diese Rippe im obersten Theil benützt hatten,[1]) stiegen wir stets in der Rinne aufwärts, die erst wenige Meter unter dem Gipfelplateau ausläuft, dessen höchste Erhebung wir bereits 10 Uhr 32 Min. betraten. Wir hatten abzüglich zweier Rasten von zusammen 75 Min. nur 5 Std. 45 Min. vom Dosseswirthshaus bis zur Spitze benöthigt, gewiss eine ziemlich kurze Zeit, wenn man die bedeutende Verticaldistanz, die grossen Schwierigkeiten der Kletterei und die Zahl der Theilnehmer in Betracht zieht. Ich trage kein Bedenken, sie denen am Ostweg der Fünffingerspitze an die Seite zu stellen. Ähnlich lautet das Urtheil zweier so erfahrener Bergsteiger wie Hess und Purtscheller: »Die technischen Schwierigkeiten der Ersteigung der Grohmannspitze kommen ungefähr jener der Kleinen Zinne gleich.«

Froh, die Tour so schnell und glücklich ausgeführt zu haben, bewunderten wir, behaglich auf dem Rücken liegend, die Aussicht, welche der vom Langkofel vielleicht an Umfang, nicht aber an Reiz nachsteht, da der Berg bei seiner vorgeschobenen Lage einen grossen Theil des Fassasthales beherrscht, unterhielten uns mit einigen Partien, die über den Daumenballen der Fünffingerspitze abstiegen, und musterten den Westgrat dieses Berges auf seine Gangbarkeit. Dann giengen wir

[1]) »Jener Grat, welcher gewissermaassen die Kante der Westwand der Grohmannspitze auf der Grödener Seite bildet.« Im oberen Theile der Wand sind mehrere Varianten möglich.

wieder an die Vertilgung unserer Vorräthe, plauderten und liessen es uns wohl sein. So zeigte die Uhr 12 Uhr 7 Min., als wir wieder aufbrachen, viel zu spät, wie sich bald zeigen sollte. Unglücklicherweise banden wir uns auch noch alle an das Seil, und so benöthigten wir die enorme Zeit von fast $2^3/_4$ Stunden zum Abstieg über die Felsen bis zur Grohmannscharte. Hier wurde 40 Min. gerastet, da der Abstieg an der von der Nachmittagssonne durchglühten Wand uns alle etwas abgespannt hatte, und erst 3 Uhr 37 Min. machten wir uns von neuem auf den Weg. Mir ahnte wenig Gutes, und die ersten Schritte schon liessen meine Befürchtungen nur zu gerechtfertigt erscheinen. Der völlig durchweichte Schnee gab unter dem Fusse nach, und das blanke Eis trat zu Tage. Was blieb da übrig, als Stufen zu hauen? Moser übernahm diese schwere, anstrengende Arbeit, ihm folgte Smoluchowski, darauf Merz, ich hatte den verantwortungsreichen Posten als Letzter. Bevor man zum Eis gelangte, musste stets erst eine fast 15 *cm* dicke Schneeschicht weggeräumt werden, dann erst konnten Stufen hergestellt werden. Sie waren jedoch der Zeitersparniss halber nur klein und wurden zum grossen Theil vom nachrutschenden Schnee wieder ausgefüllt. Nachdem wir ein Stück weit abgestiegen waren, sahen wir ein, dass wir, wenn es auf diese Weise weitergieng, auf dem Eishang die Nacht zubringen müssten und beschlossen, auf die Felsen rechter Hand (im Sinne des Abstiegs) überzugehen. Die Kletterei war hier theilweise sehr schwierig, oft zogen sich in den Fels Eiszungen hinein, die grossen Zeitaufwand verursachten, aber wir kamen doch schneller abwärts als auf dem Hang zur Linken. 6 Uhr 22 Min. endlich überschritt Moser als Erster die Randkluft. Unsere Freude war sehr aufrichtig. Ohne Aufenthalt gieng es über den Gletscher weiter und durch das Kar hinab zu der damals im Bau begriffenen Langkofelhütte, wo wir uns eine dreiviertelstündige Rast gönnten. 9 Uhr 5 Min. erreichten wir glücklich Santa Christina.

Fünffinger-scharte. Grohmann-scharte.



Die Grohmannspitze von Norden gesehen.

Technisch noch grösser, obgleich unter günstigen Verhältnissen kürzer als auf der Westroute sind die Schwierigkeiten am Nordostwege. Diese Route gilt mit Recht als eine der schwierigsten und gefährlichsten im Bereiche der gesammten Dolomitalpen und hat viel zu dem Ruhm ausserordentlicher Schwierigkeit, in dem

die Grohmannspitze steht, beigetragen. Sie ist oft von einheimischen Führern angegangen worden, aber erst der Energie eines Michele Bettega gelang es, auch hier den Durchgang zu erzwingen.[1]) Am 30. Juli 1881 brach er mit dem Führer Siorpaës aus Cortina und den Touristen von Lendenfeld und Grünwald um 5 Uhr morgens von Campitello auf und erreichte um 7 Uhr die Höhe des Sellajochs. Nach dreiviertelstündiger Rast stieg man zur Fünffingerscharte in die Höhe und erkletterte von dort aus unter grossen Schwierigkeiten die Spitze. Der Abstieg erfolgte auf der Anstiegslinie. Als nächste Partie über die Nordostwand folgten Diamantidi und Eissler mit Bettega als leitendem Führer, sowie Cesaletti und Hofer.[2]) Noch 1895 konnte man den Namen Diamantidi in rother Farbe auf einem der Gipfelblöcke lesen.

Der Nordostweg war bis zum Jahre 1895 der am meisten benützte, jetzt dürfte wohl die Nordroute an seine Stelle treten. Er lässt sich folgendermaassen skizzieren. Man steigt von der Fünffingerscharte ein wenig halblinks über steile Schrofen gegen den am weitesten ostwärts stehenden Thurm im NO.-Grate. Ohne die gegen ihn emporziehende Schneerinne zu betreten, klettert man auf eine kleine Scharte nach rechts empor und aus dieser einige Meter gegen die steile Bergwand zu einem nach rechts führenden, schmalen, wenig ansteigenden Band. Man erblickt von hier aus die über einen Spalt gelegte Leiter, die noch aus der Zeit der ersten Versuche auf die Spitze stammt. Um zu ihr zu gelangen, muss man an einer steilen, von überhängenden Felsen überragten Platte traversieren. Gleich darauf steht man bei der äusserst wenig Vertrauen erweckenden »Leiter«, die über einen annähernd 2 *m* breiten Spalt schief gelegt ist. In seinem Jugendzustande mag dieses Gebilde eine Leiter gewesen sein, heute aber, wo es beinahe 20 Lenze zählt, darf es auf diesen Namen keinen Anspruch mehr machen. An dem unteren Ende ist ein Querbalken angenagelt, das obere Ende ruht unversichert auf einer steilen Felsplatte. Ausserdem sind ein oder zwei Sprossen ausgebrochen, und das Holz fand Schulz bereits 1888 morsch.[3]) Hat man mit heiler Haut die Leiter passiert, so gelangt man in das S-förmig gewundene, mit Recht gefürchtete Eiscouloir. Je nach den Umständen steigt man im Couloir selbst oder an den schwierigen Seitenwänden in die Höhe, bis man dort, wo die Rinne scharf nach rechts umbiegt, auf eine, die ganze Breite derselben sperrende Wandstufe stösst.

»Zur Rechten (im Sinne des Aufstiegs) ist eine überhängende Wand, welche einen tief eingerissenen Kamin begrenzt. Links davon ist eine niedrigere, aber fast senkrechte Wand, welche wohl eine schwache Depression, aber kein eigentliches Couloir und nur geringe Haltepunkte besitzt.« Man hat nun die Wahl, die Wandstufe selbst auf ihrer rechten oder linken Seite zu überwinden, wie dies bei den ersten Ersteigungen geschah, und so direct zu der Scharte zu gelangen, zu welcher von Süden der Johanneskamin heraufführt, oder nach links durch einen Kamin auf eine kleine Scharte[4]) auszusteigen, von der man über einen Überhang und schwere Felsen zu dem Thurm im NO.-Grate emporklettert, welcher der oben erwähnten Scharte zunächst steht, in die es dann leicht hinabgeht. Diese Variante hat die Bezeichnung »Stabeler's Weg« erhalten, da sie vermuthlich zum ersten Male von

[1]) Ö. A.-Z. 1881, S. 218; Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1881, S. 271. Illustrierte Deutsche Monatshefte 1896, S. 512. Eine geologische Karte der Langkofelgruppe ist beigegeben (1 : 75 000).

[2]) Ö. A.-Z. 1881, S. 258 und 1882, S. 57.

[3]) Ö. A.-Z. 1888, S. 196.

[4]) Man kann von dieser Scharte schwierig in die Einsattlung zwischen dem vierten und fünften Thurm im NO.-Grat gelangen.

Stabeler mit Darmstädter und Luigi Bernard begangen worden ist.[1]) Seither hat sie häufig Wiederholungen erfahren, da sie von der Vereisung weniger abhängig ist als die Wandstufe im Couloir.

Die Variante vereinigt sich also mit der Originalroute in der Scharte nordöstlich vom Gipfel, von wo aus man dann das ausgedehnte Gipfelplateau ohne erhebliche Schwierigkeiten in einigen Minuten erreicht. Der Zeitaufwand von der Fünffingerscharte zum Gipfel schwankt zwischen $2^1/_2$ und 5 Stunden, doch benöthigten Partien unter besonders schlechten Verhältnissen auch noch mehr. Vor der Benützung der Nordostroute muss, da jetzt bessere Wege von der Fünffingerscharte zum Gipfel führen, geradezu gewarnt werden. Die Stufenarbeit ist sehr schwer, der Ausstieg aus der furchtbaren, eiskalten Schlucht ein Kletterkunststück ersten Ranges, und endlich ist der Weg auch vor Eis- und Steinfällen nicht sicher. Diamantidi wäre beinahe durch einen solchen verunglückt.[2])

Die dritte selbstständige Route ist der Südweg von Rogers. Er hält sich durchaus in der Südwand und führt endlich durch die tiefe Schlucht des Johannes-kamins zur Spitze.[3]) Giorgio Bernard gebührt das Verdienst, diese Tour in Anregung gebracht zu haben. Schon seit Jahren hatte er die Wand und die Schlucht betrachtet und der Glaube, dass hier durchzukommen sei, hatte sich immer mehr in ihm gefestigt, wogegen sein Bruder Luigi einer minder optimistischen Auffassung, besonders hinsichtlich der unteren Partien des Berges, huldigte. Am 31. August 1890 brach Rogers mit den beiden Führern um $^1/_2 7$ Uhr früh von Campitello auf, und 8 Uhr 45 Min. begann die Kletterei an einem Punkte, der sich etwa 180 *m* links von der Stelle befindet, die senkrecht unter dem Kamin liegt, in annähernd 2600 *m* Höhe. Durch die Wand anfangs nach links, dann nach rechts, später abermals nach links emporklimmend, erreichte man nach einer Kletterei, die Rogers mit der am Sass Maor vergleicht,[4]) glücklich den Kamin. Er war in sehr ungünstigem Zustande, vereist und nass; dazu fieng es bald an zu schneien. Die Partie hatte infolgedessen aussergewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden. Doch strebten beide Führer, welche die missliche Lage wohl erkannten, aber eine Rückkehr auf gleichem Wege für noch gefährlicher hielten als den Anstieg, mit der grössten Bravour vorwärts, und 1 Uhr 30 Min. erreichte man den Gipfel. Um 2 Uhr wurde der Abstieg auf dem Nordostweg angetreten und 5 Uhr 30 Min. hatte man glücklich die letzte Schwierigkeit hinter sich. Da die leichten Felsen oberhalb des Joches über einen Fuss tief im Schnee begraben lagen, und da es bis 8 Uhr abends unaufhörlich schneite, so erreichten die Drei Campitello, obwohl sie nicht länger als 55 Minuten auf der ganzen Tour gerastet hatten, erst 10 Uhr abends.

Der glückliche Ausgang des Unternehmens ist vornehmlich der Tüchtigkeit der beiden Fassaner Führer zuzuschreiben. Luigi versicherte mir wiederholt, dies sei die gefährlichste und schwierigste Tour seines Lebens gewesen.

Auf ähnlichem Wege wie Rogers erreichten am 2. September 1891 Frau Immink und Eugen Zander mit den Führern Antonio Dimai und Giuseppe Zecchini die Spitze.[5]) Sie stiegen annähernd an der gleichen Stelle in die Wand ein wie Rogers, wandten sich dann aber weiter nach links und stiegen später ziemlich direct

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 294. Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 203. Der nordöstliche Vorzacken Darmstädter's ist der erwähnte Thurm. Vielleicht wurde dieser Anstieg auch von Giorgio Bernard zuerst ausgeführt. Vergl. die Bemerkung in der Ö. A.-Z. 1888, S. 196.

[2]) Ö. A.-Z. 1881, S. 259.

[3]) A. J., XVI, S. 365.

[4]) Nach dem Urtheil von Luigi Bernard, der hier die Führung hatte, bei weitem schwerer.

[5]) Ö. A.-Z. 1892, S. 217.

aufwärts, bis sie schliesslich unersteigliche Felsen zwangen, nach rechts auszuweichen. Man gelangte auf das Band, welches nach rechts zum Johanneskamin hinabzieht, und brachte hier, da ein directer Abstieg nicht ausführbar schien, die Nacht zu. Am nächsten Morgen gieng es dann durch den Johanneskamin, der auch dieses Mal seinem Namen Ehre machte und die Partie unbarmherzig mit seinem eisigen Wasser taufte, hinan zur Spitze. Der Abstieg erfolgte über den Nordostweg mit Benützung der Stabeler'schen Variante. Obgleich die Partie weder Nagelschuhe, noch Pickel und nur ein beschädigtes Seil bei sich hatte, kam sie doch, dank der vortrefflichen Führung, glücklich zur Fünffingerscharte hinab.

Weitere Ersteigungen der Grohmannspitze auf den geschilderten beiden Wegen haben nicht stattgefunden, dagegen ist es Wood mit den Führern Luigi Bernard und Mansueto Barbaria am 12. September 1891 gelungen, einen neuen, sehr werthvollen Zugang zum Johanneskamin zu entdecken.[1]) Man stieg von der Fünffingerscharte ein Stück[2]) auf dem Nordostweg empor, wandte sich dann aber nach links und erreichte nach einem Quergang auf dem Schrofengürtel, der die Nordost- und Südostwand durchzieht, die untere Mündung des Johanneskamins und durch diesen den Gipfel. Im Abstieg verfolgte die Partie die Anstiegsroute. Das Terrain weist bis zum Kamin keine grösseren Schwierigkeiten auf, ist aber ziemlich compliciert. Der Übertritt auf die Südostwand erfolgt oberhalb eines Steinfensters, knapp unter dem grossen Abbruch im NO.-Grat. Der Weg Wood's ist seither mehrere Male wiederholt worden.

Auf einer neuen Route hat Albrecht von Krafft aus München als Alleingeher am 28. Juli 1894 die Grohmannspitze von der Fünffingerscharte aus erobert.[3]) In der Absicht, den Johanneskamin auf der vorher beschriebenen Route zu erreichen, verliess er 9 Uhr 27 Min. vormittags die Scharte, verstieg sich aber in den Felsen und gieng zurück, um nunmehr über die Nordostwand seinen Weg zu nehmen. Da jedoch schon Partien auf der gleichen Route vor ihm kletterten, so blieb ihm, wollte er sich nicht grosser Steingefahr aussetzen, bloss die Wahl, entweder nochmals umzukehren, oder aber einen anderen Weg zu suchen. Östlich von dem Nordostcouloir, von diesem durch eine weit vorspringende Rippe geschieden, zog sich eine Schneerinne gegen einen schlanken Felsthurm in die Höhe. Diese wählte Krafft zum Anstieg. Anfangs gieng es über guten Schnee leicht in die Höhe, dann musste ein Felssporn überstiegen werden, darauf folgte abermals Schnee, dann etwas Eis. Mit zunehmender Höhe verengte sich die Rinne, schliesslich musste sich Krafft durch einen kleinen Kamin emporarbeiten, der in einen ungangbaren Spalt ausläuft. Dieser Riss endet in der Scharte zwischen dem vierten und fünften Thurm (von Ost nach West gezählt) des NO.-Grates.

Da ein directes Weiterkommen zur Unmöglichkeit geworden war, traversierte Krafft nach links auf schmalem Bande aus dem Kamin heraus und stieg, nachdem ein Versuch in Nagelschuhen gescheitert war, in Kletterschuhen durch die Nordwand des vierten Thurmes, den Riss an seiner (orographisch) rechten Seite umgehend, direct empor zur Höhe des NO.-Grates, die er mit dem Gipfel dieses Thurmes erreichte. Von da gelangte der kühne Alleingeher leicht in die Scharte gegen den fünften Thurm herab, von dessen Höhe aus ihm dann Stabeler, der mit Dr. Zott den Weg durch das Nordostcouloir genommen hatte, das Seil herabwarf. Krafft erstieg nun die Höhe dieses Thurmes, der mit doppeltem Überhang etwa 12—15 *m*

[1]) A. J. XVI, S. 55.

[2]) Nach Wood 100 Fuss, nach Bernard's und meinem Urtheil eher 100 *m*.

[3]) Alpenfreund 1894, S. 257. Die daselbst gegebenen Zeitdaten sind z. Th. nicht ganz correct, da dem Verfasser die Correcturbogen nicht zugiengen. Sie erscheinen hier berichtigt.

hoch zur Scharte abbricht, in sehr schwerer Kletterei direct. Eine Umgehung desselben nach Süden dürfte sich wesentlich leichter gestalten. Auf der Höhe dieses Thurms vereinigt sich Krafft's Weg mit der Stabeler'schen Variante des Nordostweges. Während die anderen Partien durch das Couloir abstiegen, kletterte Krafft ohne weitere Schwierigkeit zur Spitze empor, die er 11 Uhr 40 Min. betrat. Den Abstieg nahm er dann auf der Nordostroute.

Krafft giebt seiner Anstiegslinie mit Recht vor der Nordostroute den Vorzug. »Die Schwierigkeiten sind zwar intensiver, aber kürzer als auf dem Nordostweg, und zudem vermeidet man dabei die schwierige, langweilige Stufenarbeit, welche das grosse Couloir erfordert.« Im nächsten Jahre wurde der obere Theil des NO.-Grates fast in seiner ganzen Ausdehnung begangen, und damit wiederum eine neue Route auf den Berg eröffnet. Am 23. August 1895 brachen Louise von Chelminski, sowie Ernst und Josef Enzensperger früh 5 Uhr 35 Min. von der Langkofelhütte auf und erreichten über den Grohmanngletscher die Fünffingerscharte.[1]) Über steile, aber leichte Schrofen erreichte man den schon öfters erwähnten Abbruch des NO.-Grates. Geht man am Fusse dieses Abbruches nach Süden, so gewahrt man, dass von dem untersten (ersten) Gratthurm ein mächtiger Zacken losgesprengt ist. Die Sprengfurche bildet einen, wohl 60 *m* langen, sehr weiten Kamin von relativ geringer durchschnittlicher Neigung (ca. 45°); 10 *m* unterhalb der Scharte, zwischen Zacken und Thurm, ist er durch einen mächtigen Block gesperrt. Sofort nach dessen Überkletterung erblickt man einen Riss, der die ganze südliche Wand des Thurmes spaltet. Durch eine kurze Geröllrinne gelangte die Partie in den Riss, der auf 15 *m* Höhe weder Griffe noch Tritte bietet. Im Durchschnitt ist er bis 90 *cm* breit, die hintere Wand hängt über, oben ist das Gestein etwas brüchig. Er läuft in eine Geröllrinne aus, die bequem zur Scharte zwischen dem ersten, untersten und zweiten Thurm führt. Dieser wurde dadurch gewonnen, dass man sich einige Meter zwischen den beiderseitigen Wänden emporstemmte und dann mit einem weiten Schritt auf den zur Höhe führenden Grat übertrat, der bei viel geringerer Exponierung grosse Ähnlichkeit mit dem Zeigefingergrat an der Fünffingerspitze besitzt. Von der luftigen Höhe dieses Thurmes stieg man einige Meter abwärts, dann brachte ein sehr weiter Spreizschritt die Partie auf die Wand des dritten, weniger ausgeprägten Thurms. Er bietet kein erhebliches Hinderniss. Den vierten Thurm erstieg man grösstentheils in seiner nördlichen, ungemein plattigen Flanke. Hier vereinigt sich die Route mit der Krafft's. Den fünften Thurm erstieg man wie dieser über den doppelten Überhang, welchen Josef Enzensperger für das schwerste Stück der ganzen Tour erklärt. Um 11 Uhr betrat man den Gipfel der Grohmannspitze, die effective Gehzeit von der Hütte hatte 5 Std. 25 Min. betragen; der Abstieg erfolgte auf der Anstiegsroute. 12 Uhr 45 Min. verliess man die Spitze und befand sich 3 Uhr 15 Min. unter dem ersten (untersten) Thurm. Dieser Weg hat den Vortheil, bei normalen Verhältnissen völlig steinfallsicher und eisfrei zu sein. Er wurde noch im gleichen Sommer verschiedene Male begangen. Zum zweiten Male von Delago und Ronchetti am 25. August,[2]) zum dritten Male von Friedrich und Georg Steinbach am 26. August, dann am 27. August von Forster mit dem jungen Führer Bergmann,[3]) ferner von Wolf-Glanwell mit dem Führeraspiranten Trenker am 29. August[4]) und endlich von Rose Friedmann, Herrn und Frau Norman-Neruda und Rudolf von Arvay am 2. September.[5])

[1]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 285, und Privatmittheilung.
[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 285.
[3]) Ö. T.-Z. 1895, S. 292.
[4]) Ö. T.-Z. 1895, S. 256.
[5]) Ö. A.-Z. 1896, S. 19.

Auch über die Nordwand ist die Grohmannspitze bereits zweimal auf völlig von einander verschiedenen Routen erreicht worden. Die eine, welche nur die oberen Partien des Berges berührt, begiengen Toni Santner, Johann Santner, Ingenuin Hofer und Robert Hans Schmitt am 3. August 1890.[1]) 8 Uhr 45 Min. verliess die Gesellschaft die Fünffingerscharte und stieg auf dem breiten, schon bei der topographischen Schilderung erwähnten Band, das gegen Westen etwas ansteigt, in die Nordwand hinaus. Man verfolgte es bis zu einer Rinne, die westlich von der grossen Rippe liegt, welche direct vom Gipfel in der Nordwand herabzieht, stieg in ihr ein Stück in die Höhe und erkletterte dann, zum Theil unter ausserordentlichen Schwierigkeiten, die Höhe des NW.-Grates, der hoch oben betreten wurde. Er wurde ein kurzes Stück verfolgt und sodann auf die Westroute hinübergeklettert, über welche die Partie um 3 Uhr den Gipfel erreichte. Im Abstieg hielt man sich im Grossen und Ganzen auf dem Westweg, der sich in sehr schlechtem Zustand befand, und erreichte erst spät am Abend den Gletscher.[2])

Die erste vollständige Durchkletterung der Nordwand haben am 17. September 1895 Lorenz, Norman-Neruda, Eduard Wagner und der Verfasser ausgeführt.

Am 17. September, früh 6 Uhr 15 Min. verliessen wir die Langkofelhütte und stiegen über den Grohmanngletscher zum Fusse jenes Eishanges hinan, der gegen Südosten zur Fünffingerscharte hinaufzieht. Während unserer Wanderung über den Firn hatten wir reichlich Gelegenheit, unser Angriffsobject zu mustern. Sehr ermuthigend ist dieser Anblick nicht, denn überall zeigen sich nur dräuende Felswände, zwischen denen schauerliche Eisrinnen zur Tiefe schiessen. Unsere Anstiegslinie, die Herr Lorenz am Vortage durch eine längere Beobachtung mit dem Fernrohr festgestellt und dann skizziert hatte, war eine ziemlich einfache. Wir wollten möglichst direct zu dem breiten, auch von der Partie Santner benützten Band emporsteigen, und dann die Höhe jener Felsrippe, welche vom höchsten Punkt herabzieht, zu gewinnen suchen. Über sie oder neben ihr hofften wir dann den Aufstieg fortsetzen zu können. Punkt 7 Uhr standen wir am Bergschrund, der den zur Fünffingerscharte emporziehenden Eishang vom eigentlichen Gletscher trennt. Ohne ihn zu benützen, strebten wir, nach Überwindung der klaffenden Randspalte, in den Felsen zur Rechten empor. Sie wurden bald so plattig und steil, dass wir vorsichtshalber die Kletterschuhe anlegten. Nachdem einige recht unangenehme Stellen, ich erinnere mich besonders eines Kamins, glücklich zu unseren Füssen lagen, erreichten wir 7 Uhr 55 Min. das Band, wo uns bereits Lorenz, der während des ganzen Aufstiegs vorangieng, erwartete. Der Vorschlag, hier Frühstücksrast zu halten, gefiel allgemein, und bald sah man uns aufs eifrigste mit der Vertilgung unserer Vorräthe beschäftigt. 8 Uhr 25 Min. setzten wir die Tour fort. Wir befanden uns am Fusse der schon häufig erwähnten Felsrippe, die von Westen her erklettert werden sollte. Einige Stufen schlug Herr Norman-Neruda ins blanke Eis, dann konnte man vermittelst eines weiten Spreizschrittes auf die Felsen zur Linken übertreten. Die Kletterei war nicht sonderlich schwer, aber auch nicht leicht zu nennen. Sehr unangenehm machte sich der einige Tage vorher gefallene Neuschnee bemerkbar, welcher noch in dünner Lage die Felsen bedeckte. Da wir im Schatten kletterten, fühlten wir die Kälte und froren bald erbärmlich an den Fingern.

[1]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 196, u. Ö. A.-Z. 1890, S. 204. Die dort gegebenen Schilderungen sind nur geeignet, Unklarheit und Missverständniss zu erwecken. Die hier gegebenen Mittheilungen verdanke ich Herrn Santner, der auch die Güte hatte, mir auf einer Photographie die Anstiegslinie einzuzeichnen.

[2]) Interessant ist, dass Luigi Bernard, der von diesem, nicht weiter bekannten Wege nie etwas gehört hatte, einen Anstieg projectierte, der sich mit dem hier angeführten völlig deckt.

Der Grat trägt, wie dies schon vom Grohmanngletscher aus zu sehen ist, zwei Thürme, zwischen denen eine kleine Scharte eingebettet ist, von der ein etwa 50 *m* hoher Kamin in die Westwand der Rippe hinabzieht. Er bildete unsere Anstiegsroute. Wir banden uns nunmehr an das Seil und Lorenz überwand als erster einen grossen Überhang und stieg dann bis zur Höhe der Scharte empor. Als auch Norman-Neruda und Wagner droben standen, folgte das Aufseilen der Rucksäcke und Pickel, und schliesslich kam ich als letzter. Auch mir bereitete gleich den anderen der grosse Überhang sehr erhebliche Schwierigkeiten; glücklicherweise sind hier, wie fast überall während der ganzen Kletterei, die Griffe sehr zuverlässig.

Auf der Scharte wartete meiner eine angenehme Überraschung. Von grösseren Schwierigkeiten war nichts mehr zu sehen, ganz gut gieng es auf der Ostseite des Grates und schliesslich über diesen selbst zum Gipfel hinan. Lorenz befand sich bereits eine Viertelstunde auf dem prächtigen Gipfelplateau, als wir anderen um 11 Uhr 15 Min. auf dessen höchstem Punkte auftauchten.

Wir hatten von der Hütte zum Gipfel 4 Std. 20 Min., abzüglich der Frühstücksrast und eines kleinen, durch das Anlegen der Kletterschuhe veranlassten Aufenthaltes benöthigt, gewiss nicht viel, wenn man bedenkt, dass die Partie aus vier Theilnehmern bestand und sich auf jungfräulichem, zum Theil verschneitem Fels bewegte, und dass wir ferner unser gesammtes Gepäck, zwei Pickel und vier Rucksäcke mit uns schleppten. Für zwei gute Steiger, die nur das Unentbehrlichste mit sich führen, veranschlage ich den Zeitaufwand auf etwa $3^1/_4$—$3^1/_2$ Stunden.

Über die Schwierigkeiten des Nordwegs und über seine Brauchbarkeit im Verhältniss zu den anderen Routen, wäre Folgendes zu sagen.

Er ist von grosser praktischer Bedeutung und dürfte vielleicht der Zukunftsweg auf den stolzen Gipfel werden. Die Schwierigkeiten sind nur sehr kurz, und von Stein- und Eisfällen dürfte, soweit man das nach einmaliger Begehung beurtheilen kann, nichts zu befürchten sein. Einen Nachtheil bildet der Umstand, dass die Route auf der Nordseite liegt. Doch dürfte gerade das schwerste Stück, da eine gelbe Wand von rechts her schützend hereinhängt, meist schneefrei sein. Besonders will ich noch den vom Sellajoch Kommenden auf eine Verbindung der Santner'schen Route mit der unseren aufmerksam machen, in der Art, dass man das breite Band von der Fünffingerscharte weg benützt und dadurch die unteren Partien der Wand gänzlich vermeidet.

12 Uhr 50 Min. verliessen wir die Spitze, um durch den Johanneskamin zur Fünffingerscharte abzusteigen. Hätten wir freilich geahnt, welche Abenteuer uns in dieser bösen Klamm erwarteten, wir hätten vorgezogen, auf unserer Anstiegsroute abzusteigen! Über steilen Fels und eine Wandstufe giengs hinab zu der kleineren Scharte, wo sich Nordost- und Südweg vereinigen, dann wurde nach rechts (im Sinne des Abstiegs) in den Johanneskamin eingebogen. Der Name Kamin ist eigentlich für diese grossartige Schlucht ganz unpassend, im unteren Theile verengt sie sich zwar kaminartig, aber nirgends nähern sich die Wände mehr als auf 4 oder 5 *m*; im oberen Theil aber beträgt ihre Breite wohl 40 *m*.

Dementsprechend ist sie auch im oberen Theile, wo man die Wahl hat, sich die Stellen herauszusuchen, ziemlich gut gangbar; je tiefer man aber kommt, um so schwieriger wird die Kletterei. Zwischen den senkrechten, glatten Seitenwänden sind plattige, stark geneigte Terrassen eingelagert, die durch sehr schroffe, theilweise senkrechte Abstürze von einander getrennt sind, deren glückliche Überwindung grosse Geschicklichkeit und Ruhe voraussetzt. Nachdem wir bereits eine ziemlich beträchtliche Tiefe erreicht hatten, versperrte uns ein solcher Absatz den Weg. Nur unter grossen Schwierigkeiten wurde er von Lorenz, Wagner und mir überklettert, während

ihn Norman-Neruda nach links hin umgieng. Bis hierher war der Kamin fast aper und ziemlich breit, nun aber traten die Wände enger zusammen, und einzelne von oben sichtbare Eisstreifen — der übrige Theil des Kamins war durch einen senkrechten Abfall unseren Blicken entzogen — liessen wenig Erfreuliches ahnen. Lorenz nahm mich daher an unsere Seile, die zusammengeknüpft eine Länge von beiläufig 50 *m* ausmachten, und ich trat an den Rand des nächsten Absturzes vor. Ein jäher Schreck fuhr mir durch die Glieder. So weit ich sehen konnte, zeigte sich dem Auge Eis, nichts als Eis auf den ohnehin schon schwierigen Felsen. Umkehren konnten wir leider nicht mehr, dazu war es zu spät, es musste gehandelt werden. Ich nahm den Pickel und bearbeitete aus Leibeskräften das Eis, das glücklicherweise von günstiger Beschaffenheit war. Ganze Schollen lösten sich unter meinen Hieben und flogen in dumpfem Gepolter hinab. Nachdem ich einen guten Stand gewonnen hatte, kamen Lorenz und Wagner nach, während Norman-Neruda die Nachhut bildete; dann nahm ich wieder meine Beschäftigung auf und so gieng es ungefähr drei Stunden fort. Ab und zu mussten wir auf Platten hinabsteigen, die, vom Schmelzwasser förmlich überströmt, unsere Kleider total durchnässten; und damit nichts fehle, um uns den Abstieg so gefährlich und schwierig als möglich zu machen, lösten sich von den Seitenwänden zu verschiedenen Malen riesige Eiszapfen und giengen mit Steinen untermengt über uns weg. Ein Glück war es, dass Niemand getroffen wurde! Auf den haltlosen, vereisten Stellen hätte das schwerste Unglück entstehen können. 4 Uhr 55 Min. erreichten Lorenz und ich nach Überwindung eines ganz abscheulichen Überhangs, der sich aber im Aufstieg nach links (im Sinne des Anstiegs) umgehen lassen dürfte, zwar nass wie die Fische, aber doch wohlbehalten, das Ende des Kamins.

Wir banden uns, da die Zeit drängte, sogleich vom Seil los und traversierten, ohne erhebliche Schwierigkeiten zu finden, die Südostwand in absteigender Linie. Später gieng es ein Stück aufwärts, dann von neuem hinab, und endlich wieder in die Höhe, bis wir — Norman und Wagner waren uns einstweilen nachgekommen — schliesslich oberhalb der markanten Steinfenster die Nordostkante des Berges überschreiten konnten. Ein kurzes Stück traversiert man nun an der Nordostwand hin, dann tauchten Zweifel über den Weg auf, die meine Gefährten schliesslich dadurch lösten, dass sie wieder hoch aufstiegen und so in die Enzenspeʃger'sche Route gelangten, welche Norman-Neruda bereits begangen hatte, während ich noch ein grosses Stück in der Wand in gleicher Höhe hinkletterte und dann über Schrofen zur Fünffingerscharte abstieg, wo ich 6 Uhr 35 Min., etwa zehn Minuten vor meinen Genossen anlangte. Da die Dämmerung bereits eingebrochen war, so giengs ohne Aufenthalt weiter, um die Südwand der Fünffingerspitze herum und über das Langkofeljoch zur Hütte, die wir 7 Uhr 55 Min., müde zwar, aber voll stolzer Freude über das Errungene, erreichten.

Der Innerkoflerthurm (3070 *m*).

Von der Grohmannscharte schwingt sich ein steiler, zerrissener Grat zu einem Zacken auf, von dem sich in nördlicher Richtung der Kamm abzweigt, welcher Lang- und Plattkofelkar scheidet und die Langkofelkarspitze trägt; nach Westen bricht der erwähnte Zacken zu einer nordöstlich vom eigentlichen Massiv des Innerkoflerthurmes gelegenen Scharte ab, von der zwei sehr steile Schneerinnen nach Nordwest und Südost hinabziehen. Die erstgenannte zieht bis in die Trümmermulde des Plattkofelkars, die andere mündet in die Grosse Schlucht ein, welche von der Grohmannscharte nach Süden hinabführt. Die Ostwand des Innerkoflerthurmes

stürzt mit furchtbaren Wänden zu dieser Rinne ab. Fast ebenso steil ist die Nordwestwand des Berges. Die von tiefen, wilden Rinnen durchfurchte Westwand ist am wenigsten geneigt. Über sie leitet auch der übliche Weg zum Gipfel. Mit zunehmender Höhe verlieren die Felsen an Steilheit; der Gipfel trägt, ähnlich wie an der Grohmannspitze, ein geräumiges Plateau, das sich gegen Südwest und Süd ein Stück weit absenkt, dann aber mit jäher Steilwand zu den trümmerbedeckten Matten von Pian de Sass abbricht.[1])

Der Innerkoflerthurm führt seinen Namen zu Ehren seines ersten Ersteigers, des berühmten Michel Innerkofler. Über die Tour, welche Innerkofler im Jahre 1880 im Glauben, die Grohmannspitze zu erklettern, allein ausgeführt hat,[2]) ist etwas Näheres nicht bekannt geworden und nie werden Einzelheiten an den Tag kommen, da den unermüdlichen Dolomitkletterer nun schon lange der Rasen deckt. Luigi Bernard erinnert sich, gehört zu haben, dass Innerkofler die Ersteigung von der Grohmannscharte aus bewerkstelligt hat. Er würde dann, den kurzen Zackengrat über- oder umkletternd, in die Scharte nordöstlich vom Gipfel und von dort über eine, wahrscheinlich sehr schwere Wand, auf diesen selbst gelangt sein.[3])

Die zweite Ersteigung hat nach eigener Aussage Luigi Bernard am 17. Juli 1888 auf dem noch jetzt gebräuchlichen Wege ausgeführt. Er brach am Morgen dieses Tages vor seinem Herrn von einer Hütte unterhalb Rodella zur Recognoscierung auf und erreichte den Gipfel von der Zahnkofelscharte aus über die Westwand. Wieder zum Joch zurückgekehrt, führte er Darmstädter, der mit Hans Stabeler nachgekommen war, auf der gleichen Route zur Spitze.[4]) Als vierte Partie folgte dann Lamberger mit Luigi Bernard am 10. August des gleichen Jahres,[5]) als fünfte Schmitt und Santner am 18. August 1890.[6])

Der Weg lässt sich kurz folgendermaassen skizzieren.

Wir steigen etwas nördlich von der Zahnkofelscharte über eine steile Eisrinne in das Massiv ein und verfolgen sie bis knapp vor ihr Ende. Von hier geht es dann nach rechts auf eine Felsrippe in die Höhe, welche ein hier noch ungangbares Couloir zur Rechten flankiert. Über diese Rippe klettert man auf einen kleinen Schuttplatz und von diesem über eine 12 *m* hohe Wand empor. Darauf steigt man im Couloir ein Stück aufwärts, dann, nachdem man eine Felsrippe und eine Rinne nach rechts hin gequert hat, über Schrofen nach rechts in ein kleines, enges Couloir in die Höhe, das auf eine kleine Scharte leitet. Über eine nicht hohe, doch schwierige Wand nach links emporsteigend, kommen wir auf einen Grat und über ihn zum Gipfelplateau, das wir nach anderthalbstündiger Kletterei von der Scharte aus erreichen. Da die Felsen verhältnissmässig unschwierig sind — der Berg gilt, vom Plattkofel selbstverständlich abgesehen, für den leichtesten der ganzen Gruppe —, so sind kleinere Varianten dieser Route wohl möglich, doch kommt ihnen eine grössere Bedeutung nicht zu. Die Aussicht vom Innerkoflerthurm, dem dritthöchsten Gipfel der Langkofelgruppe, ist eine sehr lohnende; ihr Glanzstück bildet der kühne Bau der Grohmannspitze, deren Westweg mit allen Einzelheiten zu übersehen ist.

---

[1]) Darmstädter benennt (Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 293) den Gipfel nach dieser Alpe Punta di Pian de Sass.

[2]) Ö. A.-Z. 1888, S. 178; Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 295.

[3]) Dem widerspricht die Notiz in der Ö. A.-Z. 1888, S. 178, dass Innerkofler keine besonderen Schwierigkeiten getroffen habe.

[4]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 204; Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 294.

[5]) Ö. T.-Z. 1889, S. 206.

[6]) Ö. A.-Z. 1890, S. 273.

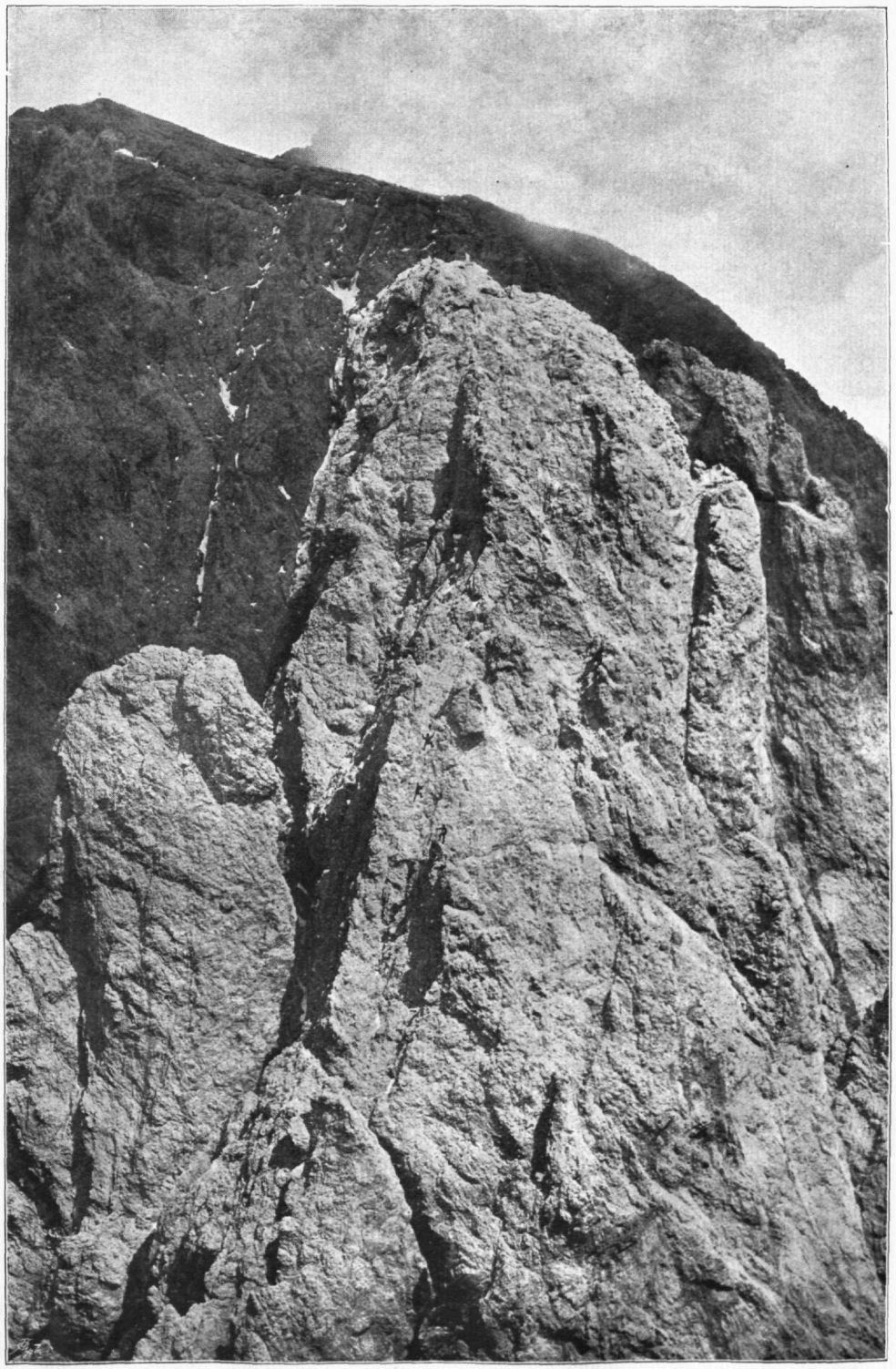
Der Zahnkofel (2995 *m*).

Der Zahnkofel stellt die bizarrste und neben der Fünffingerspitze die schlankeste Gestalt der ganzen Gruppe dar. Er präsentiert sich so ziemlich von allen Seiten als kühner, massiger Felsthurm, der nur gegen Südosten einen kurzen, mit Thürmen gekrönten Grat entsendet, welcher auf beiden Seiten äusserst steile Abfälle aufweist und einen von Gröden und Campitello aus gut sichtbaren Vorgipfel trägt. Am schroffsten ist der Abfall des Berges gegen Osten, zur Zahnkofelscharte. Senkrecht und an vielen Stellen überhängend, erheben sich hier die Wände. Etwas weniger schroff, aber immer noch sehr steil ist der Abfall gegen das Plattkofelkar. Immerhin ist die Wand hier etwas mehr gegliedert; nicht so geschlossen und abweisend treten dem Beschauer hier die Felsmassen entgegen, sondern sie werden von einigen Rinnen durchfurcht. Besonders fällt unter ihnen das lange, von vielen Steilstufen unterbrochene Couloir auf, welches, etwas unterhalb des Gipfels beginnend, in nordwestlicher Richtung hinabzieht bis zum Plattkofelkar. Es wurde von den ersten Partien bei der Besteigung zum Theil benutzt. Am zugänglichsten sind die Felsen der Südwestwand, obgleich es auch hier nicht an prallen Wänden und unersteiglichen Rissen fehlt.

Der Zahnkofel blieb bis zum Jahre 1889 unbetreten, trotzdem seine kühne Gestalt förmlich die Unternehmungslust der Bergsteiger herausforderte.

Verschiedene fehlgeschlagene Versuche sind, wie fast an allen schwierigen Gipfeln der Langkofelgruppe, auch hier der Ersteigung vorausgegangen. Am 28. Juni des erwähnten Jahres hatte endlich auch seine Stunde geschlagen. Am Morgen dieses Tages stand Darmstädter mit Luigi Bernard und Hans Stabeler bei ungünstigem Wetter auf der Höhe der östlichen Plattkofelscharte und entsandte alsbald seine Begleiter in die Felsen westlich des Joches zur Ausschau.[1]) Sie kamen jedoch bald mit dem betrübenden Bescheid zurück, dass an den Aufstieg über die Südwestwand von der Scharte aus nicht zu denken sei. Nunmehr begaben sich die Führer auf eine Forschungstour in die Nordwestwand des Berges selbst. Bei dieser Recognoscierung nun erreichte Luigi Bernard laut seiner eigenen Aussage ohne Absicht allein im Nebel den Gipfel des Berges, hielt sich aber droben nicht auf, sondern trat, nachdem er einige Steine übereinander gelegt hatte, sogleich den Rückweg an. Bei seinem Herrn und Stabeler wieder angelangt, fühlte er natürlich aus leicht begreiflichen Gründen nicht das Bedürfniss, von seiner Errungenschaft zu erzählen, und so blieb denn diese Tour bis jetzt in weiteren Kreisen unbekannt. Da jedoch kein Grund vorliegt, an ihr zu zweifeln, so glaube ich, es der alpinen Sache schuldig zu sein, ihrer hier Erwähnung zu thun. Darmstädter brach, als seine Führer etwas geruht hatten, zur Ersteigung der Spitze auf. Etwas nach 11 Uhr stieg man von der Scharte in die Felsen ein, querte in absteigender Richtung eine Schneerinne, die vom Plattkofelkar zu der Scharte hinaufzieht, welche das eigentliche Massiv von einem westlich stehenden, 20 *m* hohen Vorkopf scheidet, und kletterte dann in nordöstlicher Richtung über Fels und Schnee zu einer spaltartigen Querschlucht hinter einem markanten Felszahn. »Kurz dahinter bogen wir um eine vorspringende Felskante nach einem durch eine Falte der Felswand gebildeten, kleinen, circusartigen Kessel mit jäh abstürzenden Wänden.« An der Rückwand des Kessels ist ein enger Riss eingeschnitten, der nunmehr unter grossen Schwierigkeiten — besonders ein durch einen eingeklemmten Block gebildetes Loch bereitete böse Arbeit — erklettert wurde. Der Kamin endete an einer überhängenden Wand, über die man nach links zu einem zweiten Riss emporstieg. Dieser lief in eine total vereiste Schlucht

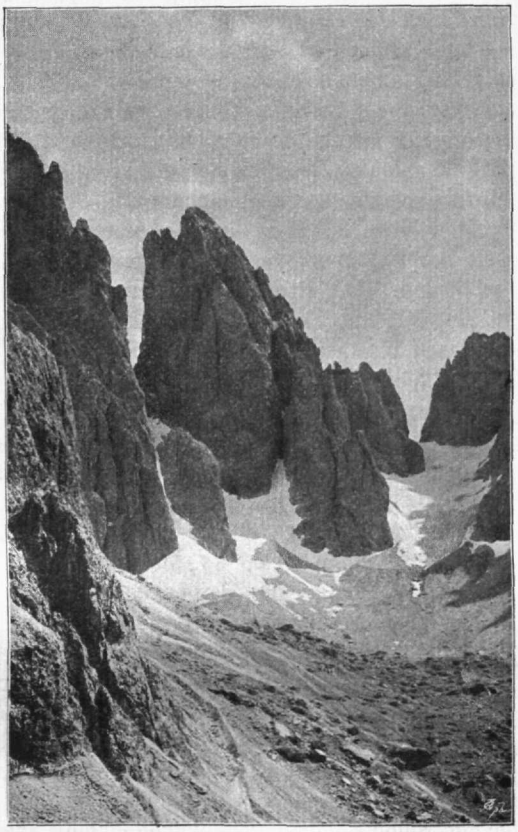
[1]) Ö. A.-Z. 1890, S. 26 ff.



Photogr. von Friedr. Benesch. *C. Angerer & Göschl*

Zahnkofelgipfel vom Plattkofel.

aus, deren Uberwindung sich zum schwierigsten Stück des ganzen Anstiegs gestaltete. »Mindestens 20 *m* hatten wir uns zwischen den grösstentheils mit Glatteis überzogenen Blöcken durchzuwinden; öfter musste der Pickel dem Fusse Stand, der Hand Halt verschaffen; wo die Felsblöcke nicht vereist waren, da erwiesen sie sich durch ihre Glätte nicht minder schwierig. Schliesslich zwängten wir uns durch ein Eisloch zum Tageslicht empor.« Nunmehr wandte sich die Partie nach rechts und kletterte in südlicher Richtung über eine schwierige Wand auf einen kleinen Sattel empor, der im Westen von einem scharfen Felszacken flankiert wird. Es galt noch eine schwierige Wandpassage zu überwinden, dann gieng es leichter — zuletzt über einen kleinen Grat — empor »und kurz vor 2 Uhr betraten wir jubelnd die jungfräuliche Spitze«. Sie hatte aber ihre Jungfräulichkeit schon einige Stunden vorher eingebüsst, was freilich Darmstädter nicht wissen konnte. Da das Wetter sich wesentlich gebessert hatte, so blieb die Partie fast drei Viertelstunden auf der luftigen Höhe, dann kehrte sie auf der Anstiegslinie wieder zur östlichen Plattkofelscharte zurück und stieg von dort nach Rodella ab. Nach Darmstädter ist die Kletterei am Zahnkofel eine solche ersten Ranges. »Seine Besteigung gehört meiner Meinung nach zu den schwierigsten Touren in den Dolomiten; mir erschien sie schwerer als die der Grohmannspitze, der Pala della Madonna und des Chiampanil de Fermèda.« Der von Luigi Bernard und Darmstädter begangene Weg — wir wollen ihn die Darmstädtersche Route nennen — wurde seither nicht mehr benützt. Alle folgenden Ersteigungen, mit einer einzigen Ausnahme, fanden vielmehr auf der bei der dritten Ersteigung des Zahnkofels erstmals begangenen Route statt, welche direct von der östlichen Plattkofelscharte zum Gipfel leitet und zwar nur eine Variante, aber eine sehr wichtige Variante von Darmstädter's Weg darstellt. Sie wurde ebenfalls von Luigi Bernard, dem das Zeugniss eines ausgezeichneten Pfadfinders nicht versagt werden darf, am 16. Juni 1890 mit seinem Bruder Giorgio und Herrn Max Schlesinger aus Berlin gefunden.[1])



Der Zahnkofel vom Plattkofelkar.

Die zweite Ersteigung auf dieser Route, die vierte überhaupt, erfolgte am 18. August 1890 durch Johann Santner und Robert Hans Schmitt,[2]) die nächste am 28. August 1890 durch Rogers mit Luigi und Giorgio Bernard.[3]) Eine ziemlich

[1]) A. J. Vol. XV, S. 367.
[2]) Ö. A.-Z. 1890, S. 273.
[3]) A. J. Vol. XV, S. 367.

bedeutungslose, kleine Variante des jetzt üblichen Weges hat im Sommer 1895 Delago aus Brixen gemacht; er stieg nach Erkletterung der »Platte« gegen links an und erreichte schliesslich von Norden den Gipfel.[1])

Hermann Meynow aus Berlin und der Verfasser mit den Führern Unterwurzacher und Luigi Bernard haben am 25. Juli 1893 die Spitze als achte Partie betreten. Es dürfte sich verlohnen, eine kurze Schilderung der Tour zu geben.

Wir verliessen Campitello früh 5 Uhr 32 Min. und stiegen auf ebenso steilem, wie steinigem Wege durch das Duronthal und über seine nördlichen Gehänge auf bereits beschriebenem Wege zur Alpe Pian de Sass und über Rasen, durch Trümmer und über eine Geröllrinne zur östlichen Plattkofelscharte hinan, die wir 8 Uhr 37 Min. -- also abzüglich einer Rast von 38 Minuten von Campitello in 3 Std. 24 Min. bei langsamem Gehen -- erreichten. 8 Uhr 45 Min. gieng es nach einer Frühstücksrast, nunmehr in Kletterschuhen, weiter. Voran war Bernard, dann folgte ich und als zweite Partie Meynow mit seinem Führer. Wir stiegen bis beinahe zur Höhe des dem Massiv westlich vorgelagerten Zackens, darauf etwas abwärts in den kleinen Sattel und dann etwas nach rechts in eine tief in das Massiv eingelagerte, ziemlich breite Rinne, die zwar keine grossen Schwierigkeiten bietet, aber infolge der Brüchigkeit der Felsen grosse Achtsamkeit erforderte, um die nachfolgende Partie nicht zu gefährden. Die Rinne verbreitert sich, verengt sich dann aber wieder und mündet schliesslich mit einem plattigen Kamin in ein kleines Schartel. Man sieht von hier aus nach Norden in die Abstürze hinab, durch welche sich die ersten beiden Partien einen Weg bahnten. Es folgt nun das schwerste Stück der ganzen Tour, die Erkletterung einer beiläufig 25—30 *m* hohen Plattenwand, welche Rogers in seiner Notiz mit einer Stelle an der Croda da Lago vergleicht. Von den Führern wird sie meist kurzweg die Platte genannt.[2]) Nach ihrer Ersteigung sind die Hauptschwierigkeiten zu Ende. Es geht zunächst noch über eine ziemlich schwere Wandstufe, dann leichter schräg nach rechts auf eine Gratrippe und längs dieser zum Gipfel empor. 10 Uhr 55 Min. stehen wir auf dem mit zwei Steinmännern geschmückten Haupt des Berges, die Kletterei hatte somit rund eine Stunde erfordert. Leider war das Wetter trüb und nebelig. Wir sassen während der Zeit unseres Aufenthaltes auf der Spitze in einer dichten Wolke gefangen; nur ab und zu lüftete sich der Vorhang ein wenig und liess uns etwas ahnen von den Herrlichkeiten, die hinter ihm verborgen waren. Wir warteten eine Stunde auf Besserung, dann aber kamen wir zu der Einsicht, dass das Nebelgezücht es länger aushalten werde als wir, und verliessen um 12 Uhr den Gipfel. Über die Platte liess uns Bernard einzeln herunterklettern und seilte sich dann ab. 1 Uhr 28 Min. standen wir wieder in der Scharte, wo abermals eine halbstündige Rast gehalten wurde. Dann aber giengs eiligst hinab nach Campitello und zu den Fleischtöpfen des »Mulino«, dessen gastliche Schwelle wir 1/24 Uhr überschritten.

Der Zahnkofel ist, wie ich durch meine kurze Schilderung darzuthun mich bemüht habe, keineswegs leicht zu nennen.[3]) Der Kamin unterhalb der Scharte und die Platte genügen, um den Berg als schwierig zu qualificieren. Die Kletterei ist aber sehr abwechslungsreich und dabei nicht besonders lang, so dass sie mit gutem Gewissen jedem tüchtigen Bergsteiger empfohlen werden kann. Jedenfalls ist auch die jetzt gebräuchliche Route bei weitem leichter als die Darmstädter's.

Dies lässt sich dagegen von dem Wege der Frau Immink nicht behaupten.[4])

---

[1]) Privatmittheilung.

[2]) Eine Umgehung dieser Stelle nach rechts ist möglich, aber äusserst schwierig.

[3]) Ö. A.-Z. 1894, S. 86.

[4]) Ö. A.-Z., S. 278. Der Bericht ist sehr dürftig und unklar. Die hier gegebenen Notizen verdanke ich der Freundlichkeit Innerkofler's.

Diese Dame brach am 28. August 1893 mit Sepp Innerkofler aus Sexten als Führer von Rodella auf, um dem Zahnkofel auf dem üblichen Wege einen Besuch abzustatten. Über den von der östlichen Plattkofelscharte nach Süden herabziehenden Hang stieg man ein Stück in die Höhe und wandte sich dann fälschlicherweise noch ziemlich tief unter der Scharte nach rechts in die Felsen des Zahnkofels. Die Partie stiess bald auf Steindauben, die von einem Versuche herrührten, und wurde dadurch in ihrer irrthümlichen Ansicht, auf dem rechten Wege zu sein, bestärkt. Man kletterte schräg nach rechts durch die Südwestwand des Berges empor und gelangte so schliesslich auf den SO.-Grat. Hier erkannte Innerkofler, dass er sich auf falscher Fährte befand. Da die Partie jedoch keine Lust verspürte, bereits in so bedeutender Höhe wieder umzukehren, so entschloss man sich, den Grat zu forcieren, und gelangte, theilweise auf, theilweise links (westlich) von der Grathöhe kletternd, den südlichen Vorgipfel, der mit etwa 25 *m* hohem Abbruch gegen Süden abstürzt, in seiner westlichen Flanke ersteigend, glücklich zur Spitze des Zahnkofels. Der Abstieg fand in 2 Std. 45 Min. auf der üblichen Route nach Rodella statt.

Jetzt ist der Zahnkofel ein beliebtes Ziel für Hochtouristen geworden, das Hüttenbuch der Langkofelhütte weist allein für das Jahr 1895 fünf Besteigungen des kühnen Felsthurmes nach.

Der Plattkofel (Südgipfel 2970 *m*, Nordgipfel 2960 *m*).

Der Plattkofel nimmt unter den Erhebungen der Langkofelgruppe eine Sonderstellung ein. Während alle anderen Gipfel sich durch energische Gestalt und ziemlich schwere Zugänglichkeit auszeichnen, weist der Plattkofel in seinem Südwesthang eine sehr schwache Seite auf, die den imposanten Eindruck, welchen die Gruppe von anderen Punkten gewährt, zu zerstören im Stande ist. Wer sie einmal von Norden, beispielsweise vom Sass Rigais, gesehen hat, der wird enttäuscht sein über das Bild, welches sich ihm etwa vom Kesselkogel oder vom Rosengarten aus bietet. Eine riesige, von Felsen unterbrochene Platte von mässiger Neigung, im unteren Theil mit Geröll überkleidet, verdeckt zum grössten Theile den stolzen Bau des Langkofels und lässt auch die anderen Gipfel, soweit sie sichtbar sind, nicht zu Geltung kommen.

Die Platte culminiert in zwei Erhebungen, die als N.- und S.-Gipfel — correcter wäre es, von einem NW.- und SO.Gipfel zu sprechen — bezeichnet werden. Die Platte läuft gegen das Fassajoch ganz allmälig aus. Je mehr man sich jedoch aus der Umgebung des Fassajochs entfernt, umso schroffer und höher werden ihre Ränder. Gegen Norden fallen die Wände einige hundert Meter fast unvermittelt ab, und die lange, zerklüftete Ostwand des Berges weist ebenfalls sehr schroffe Partien auf. Aus ihr springt eine Rippe gegen das Plattkofelkar vor, die zwei Felsthürme trägt, welche ungefähr nördlich vom N.-Gipfel des Berges liegen. Hoffentlich fallen sie noch recht lange nicht der jetzt herrschenden Sucht zum Opfer, jeden Zacken, der nur halbwegs Ähnlichkeit mit einer Spitze trägt, zu besteigen und dann unter klingenden Namen als »sehr schwierig« in die Literatur einzuführen.

Von einer Erstersteigung kann man bei einem Berge, wie es der Plattkofel ist, nicht sprechen,[1]) ja nicht einmal den unvergänglichen Ruhmeskranz einer ersten touristischen Ersteigung können wir einem Bergsteiger zuerkennen. Bei seiner leichten Zugänglichkeit über den Südwesthang wird der Berg wohl schon häufig von Jägern

[1]) Vergl. Moroder, Das Grödener Thal, S. 160.

und Hirten zu einer Zeit betreten worden sein, da noch kein Tourist die Felslabyrinthe des Langkofels unsicher machte.[1])

Und dann ist es sehr leicht möglich, dass bereits im Anfang dieses Jahrhunderts irgend ein Geolog, Botaniker oder auch Tourist sich beim Übergang über das Fassajoch bewogen gefühlt hat, den Berg, der einen guten Überblick über die Gegend versprach, zu besteigen. Einfach genug ist ja der Weg! Man geht vom Joch aus erst über einen Grasrücken, dann über die langen, leichten und langweiligen Halden fast immer in östlicher Richtung empor, bis man in eine vom Grat zwischen beiden Spitzen nach Südwesten absinkende, flache Mulde gelangt. Man kann nun entweder durch diese die Grathöhe und dann von Nordwesten her den S.-Gipfel gewinnen, oder man quert die Mulde und erreicht die Spitze von Süden. Eine Kletterei erfordern nur die letzten 10 *m*; auf keiner Route schwer, ist sie doch am Südabfall des Gipfels etwas leichter.

Ersteigt man den Plattkofel von Campitello aus, so benützt man die bereits im Capitel »Alpregion« beschriebene Wegvariante zum Fassajoch ein Stück weit und steigt dann über leichtes Geschröfe eine Weile geradlinig, dann etwas nach links, später wieder gerade empor, bis sich der Weg mit dem oben beschriebenen vereinigt. Einen möglicherweise neuen Weg hat Ernst Platz aus München am 25. August 1891 eingeschlagen. Er stieg von der höchsten Spitze in südwestlicher Richtung über Geröll und rasendurchsetzte Felsen ab. Da das Terrain besonders in den unteren Partien sehr steil war, legte er Steigeisen an; eigentliche Schwierigkeiten aber stellten sich ihm nicht in den Weg.[2]) Mit dieser Abstiegslinie dürfte sich der Anstieg, welchen Norman-Neruda am 12. Juli 1894 eingeschlagen hat, decken.[3])

Während die erwähnten Anstiegslinien alle auf der breiten Südwestabdachung laufen, haben den Berg über die Ostwand zum ersten Male am 18. August 1890 Johann Santner und Robert Hans Schmitt erreicht, nachdem sie am gleichen Tage bereits den Innerkoflerthurm und den Zahnkofel erstiegen hatten.[4]) 4 Uhr 30 Min. nachmittags verliess die Partie die Schärte und stand 6 Uhr 20 Min. abends auf der Südspitze des Plattkofels.

Zum zweiten Male, jedoch auf völlig neuer Route, die sich durch die Sicherheit vor Steinschlag und durch Eisfreiheit vor der Santner's und Schmitt's auszeichnet, erstiegen den Berg am 18. September 1895 Hans Lorenz aus Wien und der Verfasser über die Ostwand.[5])

Wir verliessen die Langkofelhütte früh 8 Uhr 10 Min. und stiegen ein Stück im Plattkofelkar empor, eifrig nach einem Anstieg in den zerklüfteten Wänden ausspähend. Da fiel mir ein Band ins Auge, das zwischen zwei ungangbaren Felsschluchten schräg nach rechts gegen einen kleinen, gelben Kopf in die Höhe zog. Mein Geführte war mit meinem Vorschlag, es auf seine Begehbarkeit zu prüfen, einverstanden, und so stiegen wir um 9 Uhr in die Felsen ein. Das Band erwies sich zu unserer angenehmen Überraschung, dem Augenschein entgegen, als ganz leicht gangbar, und ohne jede Schwierigkeit erreichten wir eine zwischen dem Massiv und dem erwähnten Felskopf eingesenkte Scharte. Nun traversierten wir

[1]) In einem mir von Herrn Moroder gütigst zur Verfügung gestellten Kalender vom Jahre 1796, der auch handschriftliche Bemerkungen des damaligen Lehrers und Organisten von Sanct Ulrich, Ploner, enthält, und in einem Tagebuch desselben Verfassers findet sich die Notiz, dass man am 11. August 1796 Christian Rungaltier auf dem Plattkofel todt aufgefunden habe.

[2]) Privatmittheilung.

[3]) A. J. XVII., S. 263.

[4]) Ö. A.-Z. 1890, S. 273.

[5]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 286.

schwach ansteigend nach rechts über Schutt zu einer kleinen Schlucht hinüber, die sich links (im Sinne des Anstieges) von gelben, überhängenden Wänden in die Höhe zieht. Ein kleines Stück gieng es in der Schlucht empor, dann stiegen wir nach links über Geschröfe auf eine breite Geröllterrasse hinan. Über ein brüchiges, ziemlich schweres Band kletterten wir nunmehr etwas nach rechts, dann führte uns eine kurze Kletterei wieder nach links empor zur Ausmündung eines langen Kamins, der von auffallend gelb und schwarz gefärbten Wänden begrenzt wird. Lorenz kletterte ein Stück im Kamin aufwärts. Ich dagegen war der Meinung, dass wir uns noch weiterhin nach links halten sollten und bat meinen Gefährten, in dieser Richtung aus dem Kamin herauszutraversieren. Das war ihm jedoch von seinem Standpunkt aus nicht mehr möglich, und so blieb mir denn, um ihm ein zeitraubendes Zurückklettern zu sparen, nichts anderes übrig, als ebenfalls den Kamin zu benützen. Er bildet das anstrengendste und schwerste Stück der Tour, weist aber keine sehr erheblichen Schwierigkeiten auf. Zwar sind einige Stellen überhängend, aber die Griffe sind recht gut. Das schwerste Stück liegt etwa in der Mitte. Die Neigung ist hier so bedeutend, dass man den Kamin nicht mehr benützen kann, sondern sein Heil an den Seitenwänden suchen muss. Lorenz kletterte rechts, ich über recht schwierige Partien zur Linken. Oberhalb dieser Stelle wird der Kamin erheblich leichter, schliesslich endet er in der Wand. Wir kletterten nun nach rechts auf eine Felsrippe und theils auf, theils rechts von ihr in die Höhe.

Nach einiger Zeit hörte ich plötzlich Lorenz, der vorausgieng, steinerweichend jammern, dass wir auf einen Nebenzacken gerathen und vom Gipfel abgeschnitten seien. Erschrocken kletterte ich so schnell als möglich vorwärts, um mich selbst von der niederschmetternden Wahrheit zu überzeugen, war aber nicht wenig erstaunt, als ich plötzlich den Steinmann des N.-Gipfels und daneben meinen Gefährten auftauchen sah, der ob seines frevelhaften Streiches die unverhohlenste Freude äusserte, in die ich, nunmehr von schwerer Sorge befreit, von Herzen mit einstimmte. Die Uhr zeigte erst 11 Uhr 20 Min. Wir hatten demnach von der Hütte aus — abzüglich 40 Minuten Rast — nur $2^1/_2$ Stunden gebraucht, eine sehr geringe Zeit, wenn man bedenkt, dass es sich um eine Erstlingstour handelte. Allerdings hatten wir das Seil nicht angelegt, waren dafür aber auch ziemlich langsam gegangen, weil uns der vorhergehende, der Grohmannspitze geweihte Tag noch etwas in den Gliedern steckte. Ich kann mich dem Wunsche des Herrn Lorenz, dass der geschilderte Anstieg von tüchtigen Bergsteigern, aber auch nur von solchen, noch recht oft wiederholt werden möge, nur anschliessen. Der in seinen unteren Partien durch rothe Papierstreifen und Steindauben markierte Weg stellt, mit Ausnahme des beiläufig 50 *m* hohen Kamins keine besonderen Anforderungen an den Bergsteiger, ist aber ungemein interessant und abwechslungsreich und verdient in dieser Beziehung unbedingt den Vorzug vor dem üblichen Wege über die Südwestseite. Der Gang durch das Plattkofelkar, die anregende kurze Kletterei, der Wechsel der Situation mit dem Erreichen der Kammhöhe und schliesslich der Wegfall eines schwierigen, langwierigen Abstiegs, alles dies sind Momente, welche die Tour auf's beste empfehlen.

Von 11 Uhr 20 bis 11 Uhr 45 Min. verweilten wir auf der Nordspitze, dann brachen wir nach dem Hauptgipfel auf. Theils über die Grathöhe hinkletternd, theils ihre Absätze südwestlich umgehend, erreichten wir nach 20 Minuten den S.-Gipfel des Plattkofels. Da das Wetter, das schon den ganzen Morgen hindurch nicht den zuverlässigsten Eindruck machte, ziemlich drohend aussah, so wandten wir uns schon 12 Uhr 30 Min. zum Abstieg. 1 Uhr 10 Min. war das Fassajoch erreicht, und um 4 Uhr hielten wir unseren Einzug in St. Ulrich.

Zum Schlusse habe ich noch zu erwähnen, dass der Plattkofel der einzige Gipfel der ganzen Gruppe ist, welcher auch zur Winterszeit Besuch erhalten hat. Am 21. November 1894 erreichten Emil Terschack und dessen Frau den N.-Gipfel von St. Ulrich über das Fassajoch,[1]) und am 18. März 1896 erstieg der Verfasser den S.-Gipfel mit Luigi Bernard von Campitello aus.

Die Langkofelkarspitze, 2811 *m.*

Der das Langkofelkar vom Plattkofelkar scheidende Kamm, welcher nach seiner Abzweigung vom Hauptkamm zwischen Grohmannspitze und Innerkoflerthurm anfangs in nördlicher, später in nordwestlicher Richtung verläuft, schwingt sich knapp vor seinem Ende zu einem scharf ausgeprägten Gipfel auf und senkt sich dann mit einem kurzen Fortsatz gegen die Langkofelhütte in nordwestlicher Richtung ab.

Die Spitze war bis 1892 unbenannt und unerstiegen. In diesem Jahre führten Lorenz, Merz und Wessely die Tour aus und benannten den Gipfel Langkofelkarspitze.[2]) Zum Einstieg wählte man einen breiten, einer Schneerinne vorgelagerten Schuttkegel, der hoch in den Wänden der Nordostwand emporzieht. Über den Schuttkegel und durch einen kurzen Theil der Schneerinne stieg die Partie ein Stück empor, dann betrat man 9 Uhr 45 Min. die Felsen rechts von der Rinne. »Über Geschröfe gieng es an der rechten Wand empor zu einem Kamin, der zu einem engen Schartl links von einem Zacken führte. Zur Linken hat man nun die Wand eines grossen Vorzackens. Von dem Schartl hielten wir uns im Allgemeinen gerade aufwärts, sodann kamen wir meist über Schuttbänder und durch kleine Kamine in der brüchigen Wand empor und gelangten rechts unter der höchsten Erhebung des Vorzackens auf einen Grat.« Von hier übersah man die gegenüberliegende, durch eine Scharte vom Standpunkt der Partie getrennte Gipfelwand, in der links von der Scharte, hoch oben ein weiter Kamin ansetzt. Eine Traverse führte in die Scharte und eine Kletterei nach links hin an steiler, äusserst brüchiger Wand zum Kamin, dessen Erkletterung sich zu einem schweren Stück Arbeit gestaltete. Schliesslich gelang es, nach links hin auszusteigen, und um 2 Uhr erreichte man über Schrofen den Gipfel. Auf dem gleichen Wege erfolgte die Rückkehr nach Santa Christina.

Die zweite Ersteigung hat am 14. Juli 1895 Leon Treptow mit Führer Anton Mühlsteiger in drei Stunden von der Langkofelhütte ausgeführt,[3]) die dritte der Verfasser unter Führung von Luigi Bernard am 2. August des gleichen Jahres. Wir stiegen in der Eisrinne etwas höher empor als die ersten Ersteiger, betraten den gegen die Langkofelhütte streichenden Grat nicht, und ebensowenig benützten wir den weiten Kamin wie unsere Vorgänger zum Aufstieg, sondern bewältigten die Wand links (im Sinne des Anstiegs) von demselben. Ist ihre Erkletterung auch schwierig, so dürfte sie doch immerhin noch leichter sein als der Kamin; daher mache ich Nachfolger auf die erwähnte Route aufmerksam.

Während aber diese Abweichungen vom Wege der ersten Ersteiger nur geringfügig sind, hat Delago am 8. September 1895 einen völlig neuen Anstieg entdeckt.[4]) Er stieg nicht wie seine Vorgänger bereits bei dem grossen Schuttkegel in die Felsen ein, sondern benützte die unter den Wänden der Langkofelkarspitze hinziehende Moräne des Grohmanngletschers ein Stück weit zum Anstieg. »Dort, wo der Schutt

[1]) Alpenfreund 1895, S. 1229.

[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 224.

[3]) Hüttenbuch der Langkofelhütte.

[4]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 286. Diese Notiz ist theilweise unrichtig. Die hier gegebenen Einzelheiten verdanke ich einer freundlichen Privatmittheilung.

besonders tief in die Wände einschneidet, machte ich Halt und stieg über einen Schuttkegel gegen dieselben empor. Gerade vor mir baute sich die Wand senkrecht auf. In ihrem nördlichen Theile ist, aber ziemlich hoch oben, die Ausmündung eines Couloirs sichtbar, doch ist dasselbe von hier aus nicht direct zu erklettern. Ich stieg deshalb in ein rechts von mir schief aufwärts führendes Couloir ein, in welchem es unschwer emporgieng. Über einen sehr steilen Abbruch stieg ich aus demselben nach links (südwestlich) heraus, querte mehrere steile Felsrippen und gelangte schliesslich, nachdem ich noch einen brüchigen, senkrechten Wandabfall gequert, in das oben erwähnte Couloir, das ich gerade über dem senkrechten Abbruch erreichte.« In diesem nun stieg Delago zu einer Felsrippe in die Höhe, von der er nördlich in eine schnee- und eiserfüllte Schlucht, die mit der Eisrinne seiner Vorgänger identisch ist, herabblicken konnte. Nunmehr hielt sich der einsame Wanderer etwas nach links und strebte schliesslich über steile und brüchige Wände direct dem SO.-Grat des Berges zu. Kurz unterhalb desselben querte er, sich nunmehr rechts haltend, die Eisrinne, worauf er über Wandeln den SO.-Grat des Berges erreichte. Anfangs auf dessen Westabfall, endlich auf der Grathöhe selbst den Weg fortsetzend, gelangte er nach anderthalbstündiger Kletterei 3 Uhr 45 Min. nachmittags zum Gipfel (vierte Ersteigung). Beim Rückweg, der die gleiche Zeit wie der Anstieg beanspruchte, benützte Delago den Grat bis zu jener Stelle, wo er ihn im Anstieg von Westen her betreten hatte, stieg über den Nordosthang auf brüchigem Geschröfe zur Eisrinne ab und hielt sich dann an die Anstiegsroute.

Mit Recht wird die Langkofelkarspitze von ihren ersten Ersteigern als ein Gruppenaussichtspunkt ersten Ranges bezeichnet. Wer sich einen guten Überblick über die Felswildnisse der umstehenden Berge verschaffen will, der ersteige diesen Gipfel, den ich hinsichtlich Intensität der Schwierigkeiten etwa dem Fermedathurm an die Seite stellen möchte. Nur vom Zahnkofel ist ein Stück verdeckt, alles übrige liegt aufgeschlossen vor dem Auge des Beschauers. Einen ergreifenden Gegensatz zu der Welt von Fels und Firn, die uns auf drei Seiten umgiebt, bietet der Blick nach Nordwest. Wie durch ein riesiges Felsthor sieht man zwischen Plattkofel und Langkofel hinaus auf die grünen, sanften Formen der Seisser Alpe, hinter denen in weiter Ferne die schneeigen Ketten der Centralalpen aufragen.

Wandertage in den Steiner Alpen.

Von

Heinrich Hess.

Wer athembeklemmende Berichte über ungewöhnliche Felskletterein liebt, oder wer den Schilderungen gewagten Glücksspieles auf zerborstenen Gletschern und gleissenden Firnwänden gruselnden Nervenkitzel abgewinnen will, der möge diese Blätter überschlagen, denn er wird seine Rechnung nicht finden. Sie enthalten nur harmlose Erzählungen von genussreichen Wanderungen, denen aber alle prickelnden Beigaben fehlen. Ihre Absicht ist nur, den weiten Kreis der Vereinsgenossen auf eine vom grossen Strome der Naturfreunde viel zu wenig gewürdigte, schöne Berggruppe aufmerksam zu machen, die Bergwanderer zu fleissigerem Besuche anzuspornen und zugleich eine Lücke in unseren Vereinsschriften auszufüllen. Möge es diesen Schilderungen, welche dem Wunsche des dermaligen Central-Ausschusses unseres Vereins: auch für die östlichen Alpentheile eine regere Thätigkeit zu entfalten, ihre Entstehung verdanken, gelingen, den Steiner Alpen neue Freunde zuzuführen — die schönen Berge und die opferwilligen Vereinigungen, welche dort Wege gebaut und Schutzhütten erstellt haben, verdienen es reichlich.

Die Seiten 320—328 enthalten eine allgemeine Würdigung des Gebietes, die übrigen erzählen freie Fahrten.

Einleitung.

Fast am äussersten, östlichen Ende des an Vielartigkeit der Formen und landschaftlichen Schönheiten unübertroffenen Zuges der Südlichen Kalkalpen, dort, wo deren letztes Glied, die langgestreckte Kette der in dem lichten Grau nackter Kalkklippen weithin schimmernden Karawanken, mit waldbedeckten Kuppen zu dem mattengrünen Hügellande gegen die steirisch-croatische Grenze abzusteigen beginnt, ragt als letzter mächtiger Vertreter der starren Felsriesen des südlichen Alpengürtels der mächtige Stock der Steiner Alpen stolz über seine grüne Umgebung empor. Es ist in der That, als ob die bergebildenden Naturkräfte an dem Südostende ihrer schönsten Werke noch einmal all' ihre schaffende Kraft vereinigt hätten, um hier an der dreifachen Landesgrenze von Steiermark, Kärnten und Krain noch ein riesenhaftes, länderbeherrschendes Wahrzeichen ihres Wirkens zu errichten; denn frei, ohne jeden bemerkenswerthen Nebenbuhler blicken die wolkenumwallten, kahlen Felshäupter der Steiner Alpen weit hinaus nach Süden, Osten und Nordosten.

Auf drei Seiten umgürten Schienenwege den äussersten Saum dieses Berggebietes; seit einigen Jahren führen zwei kurze Nebenbahnen noch näher an die Bergleiber, und da deren wettergebleichte Zinnen fast unmittelbar in die Fenster der krainischen Landeshauptstadt blicken, so ist die Lage der Steiner Alpen im Verkehrsnetze Österreichs eigentlich keine ungünstige. Dennoch sind auch sie, wie der ganze östliche Flügel der Südalpen, nur verhältnissmässig wenig bekannt und vom grossen Strome der bergfrohen Naturfreunde fast kaum berührt. Und dies ist wohl hauptsächlich dadurch begründet, dass das ganze krainisch-kärntnerisch-steirische Grenzgebirge ziemlich weitab liegt von den vielbelebten Hauptverkehrsadern, welche einestheils so recht in das Herz der Ostalpen leiten, andererseits die kürzeste Verbindung zwischen Mitteldeutschland und Italien bilden. Wohl blickt gar mancher auf der Südbahn der blauen Adria zueilende, oder von dieser kommende Reisende bewundernd von Laibach aus nordwärts, wo die in den zarten, duftigen Farbentönen fernen Felsgebirges grüssenden, schneeflimmernden Gestalten des Grintovc, der Skuta und der Ojstrica erscheinen; ab und zu frägt gar auch Einer nach den Namen jener stattlichen Höhen, — verhältnissmässig selten aber dringt ein von fern herkommender Naturfreund in diese reizvolle Bergwelt ein! Die Mehrzahl der die Alpen bereisenden Naturfreunde bleibt eben den altgewohnten Heerstrassen des Alpenverkehres treu und bevölkert das Bayerische Hochland, Tirol, Theile von Salzburg und Kärnten, strebt zunächst den vielgerühmten Hauptschaustücken der Alpen zu und lässt den ziemlich abseits gelegenen Südosten derselben, auf dem noch der ungünstige Schein einer fremden Zunge und — vielfach leider nicht mit Unrecht — der einer gewissen, seitens einzelner Heisssporne geweckten und genährten »nationalen« Unduldsamkeit ruht, unberührt.

Und doch besitzen die Steiner Alpen alle Eigenschaften, welche einen viel, viel stärkeren Besuch rechtfertigen würden! Der Bann, welchen das Vorurtheil wegen der unserer deutschen Zunge fremden Sprache grosser Theile des Volkes über das Gebiet gelegt hat, verliert bei näherer Berührung wesentlich an Bedeutung. Wiewohl die in Betracht kommenden Thäler, Dörfer, Märkte und Städte grossentheils eine rein slovenische Bevölkerung haben, kommt der deutsche Naturfreund mit geringen Ausnahmen doch überall gut durch; und trotz aller Wühlereien und Hetzereien, welche merkwürdiger Weise gerade von angeblich gleichfalls der Liebe zu den schönen Bergen Dienenden ausgehen, wird er so ziemlich überall freundliches Entgegenkommen finden, wenn er es seinerseits vermeidet, die nun einmal bestehenden Gegensätze und Empfindungen zu berühren oder zum Gegenstande öffentlicher Kritik zu machen. Die Slovenen haben, wie alle Gebirgsvölker, ein reges Verständniss für den eigenen Vortheil. Wenn sich nun ein recht ausgiebiger Strom deutscher Bergfreunde, sei es aus Österreich oder aus Deutschland, wie über andere Gebirgsländer auch über Krain befruchtend ergiessen und das Volk dergestalt durch tägliche Erfahrung zur Wahrnehmung zwingen würde, dass jeder solche Gast ein Stück Geld im Lande lässt, wenn die slovenischen Einwohner im vielfachen persönlichen Verkehre mit den deutschen Bergfreunden erkennen lernen, dass die Letzteren nur kommen, um sich an den Schönheiten des Hochgebirges zu erfreuen, dass ihnen aber jede Beeinträchtigung des Volksgefühles der Einheimischen fernliegt — dann kann es nicht fehlen, dass jenes zumeist künstlich genährte und oft bis zu schroffen Gegensätzen gesteigerte Misstrauen gegen das Deutsche, welches da und dort besteht, mehr und mehr schwindet und jenem verständnissvollen Entgegenkommen Platz macht, das längst bereits in anderen Alpengebieten zu beiderseitiger Zufriedenheit besteht. Warum sollten auch deutsche Naturfreunde in einem Gebiete, das zum Theile noch heute von Deutschen bewohnt wird, und das zu dem

das Deutsche als Staatssprache benützenden Österreich gehört, nicht mindestens ebenso gut reisen können, und ebenso gut aufgenommen werden, wie in den französischen und italienischen Alpen?

Die landschaftlichen Schönheiten unserer Gruppe sind durchaus geeignet den Wanderer anzulocken und festzuhalten. Besitzen die Steiner Alpen auch nicht jene rauhe Wildheit des Aufbaues, jenen grossen Stil der Formen, welchen die klippenreichen Grate und stolzen Zinnen der Julischen Alpen aufzuweisen vermögen, so hat sie doch die Meisterin Natur mit all' jenen Eigenheiten versehen, welche für den naturfrohen Wanderer Ziel und Lohn, Zweck und Befriedigung gleichzeitig bilden. Hochaufragende Felsthrone von zum Theil schneidigen, kühnen Gestalten; luftige Grate und rauhe, schutterfüllte Kare, belebt vom flüchtigen Gemswild; dämmernde, malerische Schluchten und dräuende, kahle Felsmauern, an denen der Adler stolz dahinschwebt und in denen kreischende Dohlen nisten; tiefe, thaufrische Thäler mit rauschenden, silberblinkenden Wassern; liebliche, blumenreiche Matten und schattendunkle, weitgedehnte, wohlgepflegte Wälder — das alles findet der verständnissvolle Besucher zu vielgestaltigen, wechselvollen Bildern aneinandergereiht. Aber nicht nur der schaulustige Naturfreund wird seine Mühen durch eigenartige, der vereinzelten Stellung unserer Gruppe entsprechend weitausgreifende Rundblicke von luftigen Warten belohnt, nicht nur der stahlsehnige, schwindelfreie Felskletterer auf manchem schwierigen Felsensteig seine Thatenlust befriedigt finden, auch der Pflanzenfreund wird manche seltene Blume in seine Mappe legen und der Liebhaber der Insectenwelt manchen geschätzten, hochalpinen Vertreter seiner Sammlung einverleiben; endlich auch der Maler oder Zeichner gar oft den Pickel oder Bergstock ruhen lassen, um da eine kühne, auffallende Felsform, dort eine majestätische Berggestalt oder einen blinkenden Wasserfall mit dem Stift oder Pinsel festzuhalten. Ja, sie besitzen genug von den Elementen, welche das »Schöne« und »Grossartige« in der Natur zusammensetzen, so dass die Steiner Alpen gar wohl das Ziel zahlreicheren Besuches sein können.

Freilich muss dazu auch die Kenntniss dieser Gebirgsgruppe noch eine allgemeinere werden, als sie es heute ist, und dazu beizutragen ist die Absicht dieser Zeilen. Sie wollen keineswegs beanspruchen, auch nur eine »monographische Skizze« zu sein; denn eine erschöpfende »Monographie« hat ja bereits Professor Dr. J. Frischauf geschaffen. Planmässig hat er in den Jahren 1874, 1875 und 1876 die Gruppe, von der damals nur die Hauptpunkte halbwegs bekannt waren, durchwandert und im Jahre 1877 im VIII. Jahrbuche des Österreichischen Touristen-Club, sowie in einer eigenen Ausgabe bei Brockhausen & Bräuer in Wien, seine Schrift: »Sannthaler Alpen«[1]) erscheinen lassen, eine mit Fleiss und Gründlichkeit gearbeitete Besprechung, welche die Gruppe der Steiner Alpen erst »erschloss«, wie nun einmal der in alpinen Kreisen heimisch gewordene Ausdruck lautet. Thatsächlich entfalteten seit jener Zeit mehrere bergfreundliche Vereinigungen eine rege Thätigkeit in der Zugänglichmachung und Erleichterung der Bereisung unserer

[1]) Über den richtigen Namen dieser Gruppe hat sich in den Jahren 1891—1894 ein heftiger, zum Theil recht unerquicklicher Streit abgespielt (siehe »Mittheilungen« des D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 282 und 1894, S. 23), in welchen auch Dr. August Böhm von Böhmersheim einbezogen wurde, was zur Folge hatte, dass von Böhm die Streitfrage einer gründlichen, wissenschaftlichen Untersuchung unterzog, deren Ergebnisse in seiner Schrift »Steiner Alpen« (Wien 1893 bei C. Gerold's Sohn) niederlegt sind. Auf diese leidige Streitfrage nochmals näher einzugehen, liegt kein Anlass vor; der D. u. Ö. A.-V. hat für seine Schriften den Namen »Steiner Alpen« für die in Rede stehende Gruppe angenommen, wie auch das k. und k. Mil.-Geograph. Institut in Wien den Namen Steiner Alpen in die Specialkarte 1 : 75000 für »das seiner Geltung entsprechende Gebiet«, d. i. der Zug der höchsten Gipfel, eintragen liess.

Gebirgsgruppe. Schutzhütten wurden erbaut, sowie Wege angelegt und bezeichnet — aber der Besuch dieser schönen Gebirgswelt wuchs nicht nur nicht in gleichem Maasse, sondern er blieb weit hinter den berechtigten Erwartungen zurück. Frischauf's »Monographie«, die im Laufe des Jahres 1895 eine Ergänzung erfuhr (»Die Erschliessung der Sannthaler Alpen«, Festschrift, Graz, Leuschner & Lubensky) ist eben vor nunmehr bereits 19 Jahren erschienen, sie ist auch zu jener Zeit, der damaligen Mitgliederzahl des Österreichischen Touristen-Club entsprechend, nur in mässiger Zahl in die Hand der Naturfreunde gekommen. Gerade unsere Vereinsschriften aber enthalten ausser der die bergsteigerische Geschichte der Gipfel unserer Gruppe schildernden Abhandlung Böhm's in der »Erschliessung der Ostalpen« nicht allzu viele den schönen Steiner Alpen gewidmete Blätter. Die vorliegenden Zeilen wollen nun mit flüchtigen Strichen ein Bild der heutigen Verhältnisse in den Steiner Alpen entwerfen, dadurch eine Lücke in unseren Vereinsschriften ausfüllen und besonders die stattliche Anzahl unserer engeren Vereinsgenossen auf die Schönheiten der Steiner Alpen aufmerksam machen, so dass sie in grösserer Zahl ihre Schritte dahin lenken. In diesem Bestreben soll Meister Compton's Hand sie wirkungsvoll unterstützen und zugleich in Bezug auf die bisher recht stiefmütterliche, bildliche Darstellung unserer Gruppe Einiges nachholen.

Allgemeines.

Der Hauptzug der Steiner Alpen streicht im Grossen und Ganzen ausgesprochen westöstlich. Er beginnt westlich mit der aus dem Kankerthale schroff aufstrebenden Kanker Kočna[1]), 2541 *m*, wendet sich über die Seeländer Scharte, dem Gebieter der Gruppe, dem Grintovc, 2559 *m*, zu; streicht über den Langkofel (dolgi herbet), 2479 *m*, und die Štruca, 2464 *m*, zur Skuta, 2530 *m*, einem der schönsten Gipfel der Steiner Alpen, und erreicht nach der Krainischen Rinka (Frischauf's Mitterspitze), 2460 *m*[2]), in der Steirischen Rinka, 2441 *m*, und dem Križ, 2434 *m*, den am weitesten nördlich vorgeschobenen Punkt, der die dreifache Landesgrenze zwischen Krain, Kärnten und Steiermark bildet. (Siehe Abbildung S. 325.) Der bis hieher nordöstlich verlaufende Hauptkamm wendet sich im rechten Winkel südöstlich und führt in gerader Linie über den südöstlichen Vorgipfel, 2276 *m*, und die Turška gora (= türkischer Berg), 2246 *m*, zum südlichsten Punkte des Hauptkammes, der Brana, 2247 *m*, dem für die Gruppenübersicht günstigsten Gipfel des Hauptkammes, nach welchem der tiefe und weite Einschnitt des Steinersattels, 1879 *m*, die Gruppe in einen westlichen und einen östlichen Theil ausgesprochen scheidet. Der lange, gratartig verlaufende Felskamm der Planjava (sprich: Planjaua, der höchste Punkt heisst auch Baba), 2392 *m*, führt östlich weiter zur Einschartung der Škarje, 2127 *m*, aus welcher der Grat rasch zum höchsten und schönsten Gipfel des Osttheiles der Gruppe, der Ojstrica, 2350 *m*, ansteigt, um dann über den Veliki vrh, 2113 *m*, zum Sannthale abzusinken. Der Theil östlich vom Steinersattel wird als Ojstrica-stock, jener westlich als Grintovcstock zusammengefasst. Von der Ojstrica löst sich südlich ein Zug los, welcher über Dedec, Kopa, Konj, Na Križu, Nivca

[1]) č wird im Slovenischen wie tsch gesprochen, also »Kotschna«; c (ohne Accent) lautet wie z, š ist gleich sch, z. B. Štruca = Schtruza; z lautet wie s, ž wie sch und v wie u; z. B. Zmavčarje wird Smau(t)schar(j)e gesprochen.

[2]) In der Mil. Spec.-Karte 1:75000 ist der Name Mitterspitze einem südöstlichen Nebengipfel der Steir. Rinka beigelegt, während für die Krainische Rinka (Frischauf's Mitterspitze) nicht einmal die Höhenziffer angegeben erscheint. Die Originalaufnahme giebt darüber volle Klarheit.

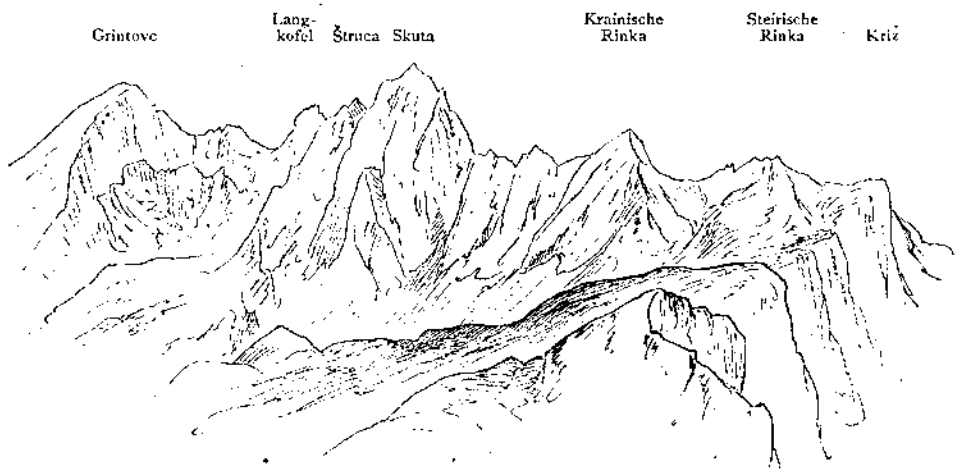
und Polanski rob verläuft und das Feistritzthal östlich begrenzt; vom Grintovc sinkt südlich ein Grat zum Kankersattel, 1799 *m*, ab, der sich dann zum Grebén (der Ton liegt auf der zweiten Silbe), 2224 *m*, aufschwingt und — über den Veliki Zvoh und Krvavec verlaufend — das Feistritzthal westlich von dem Kankerthal scheidet. Diese beiden südlichen Zweige, in Verbindung mit dem mittleren Theil des Hauptzuges, verleihen der Gruppe für den von Süden kommenden Beschauer das Ansehen einer hufeisenförmigen Umfassung des Feistritzthales. — Nach Norden lösen sich folgende zwei Hauptzweige los: von der Rinka der über den Križ, 2434 *m*, zum Sannthaler Sattel absinkende Grat, der sich hier theilt, einen Ast nordwestlich über die Baba, 2154 *m*, und den Goli vrh, 1789 *m*, zum Seeberg, und einen zweiten über die Merzlagora, 2208 *m*, nördlich zur Pavličova stena, 1656 *m*, dann östlich zur Ovčeva, 1930 *m*, und südlich herumbiegend zur Raduha, 2065 *m*, entsendend und dergestalt das oberste Sannthal umkreisend. Ein von der Merzlagora ausstrahlender, nordöstlicher Seitenzweig scheidet das Jezeriathal vom Logarthal, und ein von der Ojstrica nordnordöstlich auslaufender Kamm trennt das Logarthal vom Roban Kot (Kot = Winkel, auch Thal).

Nur wenige »Übergänge« überschreiten den Hauptkamm der Steiner Alpen; leicht im Sinne der grossen Menge ist davon keiner. Als eigentlicher Passweg aus dem Feistritzthale nach Norden (in das Logarthal) kann strenge genommen nur der die Gruppe theilende Steinersattel gelten. Der Anstieg von Süden dahin ist leicht, den Abstieg auf der Nordseite vermittelt aber ein Felsensteig, vor dessen Anlegung die Durchkletterung der Wandabbrüche nur eine Sache guter Felskletterer war. — Östlich davon wird aber der Rücken des Hauptkammes noch in der Einschartung der Škarje (= Schkarje), zwischen Planjava und Ojstrica, überschritten. Der Abstieg von dieser Einschartung nach Norden ist nicht schwierig aber mühsam und sehr steil; dieser Übergang bildet die kürzeste Verbindung zwischen der Korošicahütte und dem Logarthale. Noch weiter östlich, gleichfalls von der Koročicahütte ausgehend, führt ein Pfad über Na Sedelc und die Malička Planina zu dem neuangelegten Felsensteig in den Roban Kot.

Viel schwieriger sind die Übergänge in der Westhälfte. Dem Steinersattel zunächst westlich bildet die Möglichkeit eines Überganges das in den Karten noch immer an unrichtiger Stelle verzeichnete Rinkathor. Allein der langwierige und verworrene Zugang von Südwesten, vom Kankersattel her, lässt diesen Übergang keineswegs als richtigen Passweg erscheinen. Wir werden ihn später eingehend besprechen. — Fast völlig in Vergessenheit gerathen ist der Anstieg aus den Ravni (spr. Rauni) an dem Nordfusse des Grintovc auf den Kamm zwischen diesem und dem Langkofel. Von Süden, aus den Schuttfeldern von Na podeh, gelangt man unschwierig zur seichten Einsattlung; die Durchkletterung der Nordseite zu den Trümmerhalden der Ravni aber verlangt durchaus Übung und auch Schwindelfreiheit. Noch eine Möglichkeit, den Hauptkamm zu überschreiten, bietet die Seeländer Scharte zwischen Kanker Kočna westlich und Grintovc östlich. Sie gehört indes nicht mehr in den Bereich des Feistritzthales, sondern sie verbindet die Frischaufhütte mit den Ravni, bezw. mit Ober-Seeland. Der Anstieg von Süden ist ziemlich mühsam, bietet aber keine Schwierigkeiten; den Abstieg nach Norden dagegen vermittelt einer der kühnsten Felsensteige, der über grossartige Wandabbrüche in ein wildes Hochkar führt. Wir werden ihn noch näher kennen lernen. — Wohl der meistbegangene und zudem leichteste Verbindungsweg ist derjenige aus dem Feistritzthale in das Kankerthal über den 1799 *m* hohen Kankersattel, zwischen Grintovc im Norden und dem Grebén im Süden. Gleichfalls unschwierig, aber wenig begangen, ist das Gegenstück dazu, der Sattel Presedlej (»Sedlica« der Specialkarte,

1612 *m*), welcher den Ostzweig der Bela Dolina mit dem Belathale (Luska dolina) und Leutschdorf, also das Feistritzthal mit dem mittleren Sannthale verbindet.

Unter den Zugängen ist seit Erbauung der Kleinbahn Laibach—Stein jener von Stein her der kürzeste. Von Stein aus — die 23 *km* lange Bahnstrecke wird von Krains Hauptstadt, Laibach, aus in ca. 1¼ St. durchfahren — gelangt man in etwa 4 St. (von denen die eine Gehstunde lange erste Strecke noch mittelst Wagens durcheilt werden kann) zum Uršičhofe in das Herz der Gruppe. Zieht einmal die Feistritzthaler Seite des Grintovcstockes die auf dem Kankersattel zu erbauende Schutzhütte der Section Krain, dann wird zweifellos über Stein und durch das Feistritzthal noch mehr als bisher der Hauptzugangsweg in die Steiner Alpen führen. Nicht bedeutend länger ist der zweite Zugang von Süden; jener von Krainburg durch das Kankerthal über Kanker und das Pošner-Wirthshaus zur Frischaufhütte, im Ganzen etwa 7 St., wovon die ersten vier Wegstunden mittelst Wagenfahrt gekürzt werden können. — Erheblich länger ist der Zugang von Norden her. Von Kühnsdorf, an der Südbahnstrecke Marburg—Klagenfurt, gelangt man nach dreistündiger Postfahrt nach Eisenkappel und kann



Der Grintovcstock von der Brana gesehen.

nun entweder durch den Remscheniggraben in etwa 4 St. zum Eingange des Logarthales gelangen (weitere 4 Std. zur Okreselhütte), oder man benützt die Post noch 4 St. länger bis Ober-Seeland zum trefflichen Gasthause »Kasino« (die Entfernung von Eisenkappel beträgt nur 14 *km*, doch ist der 1218 *m* hohe Seeberg zu übersetzen!) und dringt von dort in die Steiner Alpen ein. — Ein anderer Weg von Norden führt von der Bahnstation Bleiburg der Südbahn über Mies nach Schwarzenbach (16 *km* Postfahrt in 3¾ Std.) und von dort mittelst eines eintönigen Überganges in etwas mehr als vier Stunden nach Sulzbach. — Die grösste Entfernung — jetzt allerdings seit Erbauung der Landesbahn Cilli—Wöllan und der Sannthalstrasse wesentlich erleichtert — haben Jene zu durchmessen, welche von Osten her, von Cilli aus, in das Gebiet der Steiner Alpen eindringen wollen. Nach 24 *km* Bahn- und 8 *km* Postfahrt erübrigt noch eine etwa 5½ St. lange Strecke nach Sulzbach, das noch 1 St. von der Mündung des Logarthales entfernt ist, allein man tauscht für diese lange Reise den Genuss des abwechslungsreichsten Weges ein. Wer zunächst der hochaufgethürmten Warte der Ojstrica zustrebt, kann auch schon in Leutsch (2½ St. vor Sulzbach) die Sannthalstrasse verlassen,

oder 1¾ St. vor Sulzbach von dieser abzweigen und durch den Roban Kot (Robanwinkel- oder -thal) zur slovenischen Kocbek- oder auch zur Korošicahütte unserer Section Cilli ansteigen (2½—3 St.).

Die Unterkunft ist fast in allen grösseren Thalorten eine gute. Auf der Südseite ist in erster Linie Stein (380 *m*) zu nennen, dessen grössere Gasthöfe — alle mit deutscher Bedienung — selbst weitergehenden Anforderungen genügen. Im Feistritzthale sind dann aber nur noch das kleine Wegwirthshaus in Stahovca (ganz einfach) und der Ursičhof zu verzeichnen, in welch' letzterem man zwar Nachtlager, sonst aber nur dürftige Verpflegung findet. — Im ganzen Kankerthale, soweit es für uns in Betracht kommt, sind nur ganz einfache, theils dürftige Strassenwirthshäuser zu finden, in denen zum Theile gar nicht deutsch gesprochen wird, so z. B. in Kanker, beim Pošnerwirth u. s. w. Erst in Ober-Seeland finden wir wieder und zwar gute Unterkunft im geräumigen Postgasthause »Kasino«. Dass der von Norden Kommende in dem alten Markte Eisenkappel gute Unterkunft findet, ist bekannt. Auch in den grösseren Orten auf der Ostseite, in Laufen und Leutschdorf, wird man sich hinlänglich versorgt finden. Einfacher, aber genügend, ist man in Sulzbach untergebracht; selbst noch im Logarthale ist bei dem deutschsprechenden Führer Piskernik (in dem jetzt vom D. u. Ö. A.-V. gepachteten »Plesnikgehöfte«) noch einfache Unterkunft zu haben.

Für die Unterkunft im eigentlichen Hochgebirge stehen dermalen vier Schutzhütten zur Verfügung. Zwei davon, die Okreselhütte und die Korošicahütte, gehören der Section Cilli unseres Vereins (sie sind im Sommer mit Pott'schen Lebensmitteln versehen), eine, die Kocbekhütte, ist Eigenthum des Slovenischen Alpen-Vereins, und eine, die Frischaufhütte, gehört dem Österr. Touristen-Club. Die geräumige Okreselhütte liegt 1377 *m* hoch in der obersten Stufe des Logarthales, etwa 4 St. von Sulzbach entfernt. Die Korošicahütte, 1807 *m*, steht an dem Südfusse des Ojstricagipfels; sie ist nur sehr klein, aber entsprechend eingerichtet. An dem Osthange der Ojstrica, oberhalb des Roban Kot, steht die Kocbekhütte, so dass dieser Berg zwei Schutzhütten besitzt. Für die Westhälfte der Gruppe besteht jetzt nur die Frischaufhütte, 1474 *m*, im Suhadolnikthale, 300 *m* westlich unterhalb des Kankersattels. Diese Hütte scheint ursprünglich nicht zur Beherbergung von Bergsteigern gebaut worden zu sein; sie ist nicht geschickt eingetheilt, dazu schlecht erhalten und wenig wohnlich, doch bewirthschaftet, und daher ein wichtiger Stützpunkt in unserer Gruppe. Aber wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, werden bereits die Vorbereitungen zu einem neuen Schutzhausbau unserer ungemein rührigen Section Krain in Laibach, und zwar auf dem 1799 *m* hohen Kankersattel, vollendet sein. Dieses Schutzhaus, für das gute Bewirthschaftung in Aussicht genommen ist, wird ganz vorzüglich für die Besteigung des Grintovc und der Skuta, sowie des Grebėn, endlich für den häufig begangenen Übergang über den Kankersattel geeignet sein. Der vom Feistritzthale Kommende braucht nicht mehr erst bis zu der tief gelegenen Frischaufhütte abzusteigen, und am nächsten Morgen die verlorenen 400 *m* abermals anzusteigen, wie dies jetzt nöthig war.

Das Führerwesen im Bereiche der Steiner Alpen muss als dermalen ganz ausreichend bezeichnet werden. Es stehen für alle wichtigeren Eintrittswege Führer von zum Theil bester Eignung zur Verfügung. Für die von Süden, von Stein her kommenden Besucher kann Lorenz Potočnik — Uršič vulgo Bodnjov Lorenz im Ursichofe (für briefliche Bestellung ist diesen Angaben noch »letzte Post Stein in Krain« beizufügen) bestens empfohlen werden. Er kennt seit 1895 die ganze Gruppe, ist ein tüchtiger Bergsteiger, zugleich ein dienstwilliger, freundlicher Mensch und spricht genügend deutsch. — Für alle aus dem Kankerthale Kommenden steht Franz Kremser, der

Bewirthschafter der Frischaufhütte, zu Gebote. Er spricht geläufig deutsch, ist ein sehr dienstfertiger Begleiter, zugleich ein kecker Felskletterer und kennt die Westhälfte der Gruppe in allen Einzelheiten. — Wer aus dem Logarthale kommt, wird Joh. Piskernig (für briefliche Bestellung ist beizufügen: Bergführer im Logarthale, letzte Post Sulzbach im Sannthale, Steiermark) als Begleiter wählen. Ich kenne Piskernig nicht persönlich; er wird mir jedoch von verlässlicher Seite bestens empfohlen. Er spricht auch deutsch. Ausser dem Genannten empfiehlt Frischauf noch (Ö. T.-Z. 1894, S. 255) Michael Ursič (in Streinje Nr. 12 bei Stein) als tüchtigen Kletterer und Führer; derselbe soll jedoch, wie man mir mittheilt, nicht deutsch sprechen.

Der geübte Führerlose wird in dem Gebiete der Steiner Alpen umso eher durchkommen, als ihm das Zurechtfinden ausser durch die im Grunde genommen einfachen Verhältnisse des Gebirgsbaues, noch wesentlich durch ein überreiches Netz von Wegbezeichnungen erleichtert — wenn nicht vielleicht da oder dort erschwert wird. Den Wegbezeichnungen, welche die in den Steiner Alpen von den durch Weg- und Hüttenbauten thätigen Ortsgruppen unseres Vereins und des Österreichischen Touristen-Club hergestellt wurden, hat nämlich der erst seit einigen Jahren auf den Schauplatz alpiner Thätigkeit getretene Slovenische Alpen-Verein (Slovensko planinsko društvo) eine solche Menge neuer Wegbezeichnungen beigefügt und dadurch das Netz derselben so engmaschig gestaltet, dass man nahezu bereits eines verlässlichen Wegweisers bedarf, um sich nicht durch die vielen Wegbezeichnungen irreführen zu lassen. Dieser — es kann hier offen gesagt werden: keineswegs allein dem alpinen Thätigkeitsdrange entspringende, sondern zum Theile recht hässlicher und durchaus schlecht angebrachter politischer Unduldsamkeit entquellende — Übereifer bringt in gar mancher Hinsicht Schatten in das schöne Lichtbild dieser prächtigen Gebirgsgruppe. Der Bergsteiger wird immer und überall für alles das dankbar sein, was zu seiner Bequemlichkeit geschehen ist und was ihm durch Erleichterung des Besuches die Vertiefung des Naturgenusses ermöglicht, und der wahre Naturfreund wird niemals zuerst fragen, wer hat alles das gemacht. Insbesondere werden die Angehörigen unseres Vereins, angesichts der Grösse der über das ganze Alpengebiet vertheilten, in ihrer Art völlig unerreichten Arbeiten desselben, ohne Neid und Eifersucht die Thätigkeit Anderer sehen und ihr die Anerkennung dann nie versagen, wenn sie eine solche verdient. Dem Slovenischen Alpen-Verein können nun zahlreiche Verdienste um die Zugänglichmachung der Steiner Alpen nicht abgesprochen werden. Er hat Wege verbessert und gebaut, ein Schutzhaus erstellt und zahlreiche Wegbezeichnungen durchgeführt; allein gerade hinsichtlich der Wegbezeichnungen hat derselbe nicht nur in mehrfachen Fällen das Thätigkeitsgebiet anderer Vereine, die schon vor ihm dort gearbeitet haben, gar nicht beachtet, sondern er lässt auch jede Regel oder jeden bestimmten Plan, nach der oder nach dem die Bezeichnungen vorgenommen werden, durchaus vermissen. Es wurde einfach jeder Weg und jede Anstiegsrichtung, gleichviel ob leicht oder schwierig, unbekümmert darum, ob nicht bereits die Hand eines anderen Vereines dort gearbeitet, mit Farben bezeichnet. So ist ein Netz bezeichneter Wege entstanden, in dem man sich einerseits der vielen Kreuzungen und des fast gänzlichen Mangels an zurechtweisenden Tafeln wegen, manchmal nur mehr schwer, ohne zu fehlen, durchfindet, und das andererseits für junge, nicht genügend geübte Wagehälse oder für Unerfahrene bedenklich werden kann, weil ihnen nicht an den Weganfängen warnende Tafeln sagen, dass sie im Begriffe sind, einen gefährlichen Steig zu betreten. Es ist umsomehr zu verwundern, dass die zuständigen Behörden nicht schon darauf gedrungen haben, dass derlei Tafeln überall wo erforderlich angebracht werden, als sich thatsächlich bereits ein Unglücksfall ereignet hat. — Noch manches

Andere wäre über das »freundnachbarliche« Wirken des Slovenischen Alpen-Vereins zu sagen, doch dazu ist hier nicht der Ort, und so schliesse ich denn meine einleitenden Worte, und lade den freundlichen Leser ein, mir nun auf unserem Gange über die luftigen Hauptgipfel der Steiner Alpen zu folgen. Vielleicht findet sich doch der eine oder der andere Vereinsgenosse angeregt, seine Schritte in diese abgelegene, aber doch immerhin noch gut erreichbare Gruppe zu lenken — er wird es nicht bereuen, und die wackeren Sectionen Krain und Cilli werden ihm dafür Dank wissen!

Kankersattel, Grintovc und Skuta.

Die volltönenden Klänge aller Glocken der am Fusse der Steiner Alpen prächtig gelegenen Stadt Stein riefen — breit getragen von den weichen Schwingen der südlich durchwärmten Luft — die Gläubigen in die Gotteshäuser, als am 29. Juni 1894 unsere kleine Gesellschaft,[1]) schwer bepackt, die zu längerem, behaglichem Aufenthalt so wohl geeignete Stadt verliess und sich nordwärts den in der sonnendurchglühten, zitternden Luft flimmernden Kalkbergen zuwandte. Während der langen Nachtfahrt von Wien nach Laibach waren die Pläne für den in der österreichischen Alpinistenwelt so geschätzten Peter- und Pauls(feier)tag zahlreich wie die Vöglein aus einem Ährenfeld aufgeflattert. Selbst als uns der Frühzug der Steinerbahn in wahrhaft feiertäglichem, würdigem Gleichmaass von langsamen Fahrttheilen und langen Aufenthalten dem in der Ferne in hellem Grau aus sattgrünem Waldsockel duftig aufragenden, noch schneeblinkenden Hochgebirge zuführte, schwankten wir mindestens noch zwischen der Ojstrica und dem Grintovc, von deren Scheitel noch heute unser Blick hinausfliegen sollte in blaue Fernen. Aber im Leben bildet sich so oft eine Kette von kühnen oder bescheidenen Plänen, von hartem oder zaghaftem Streben nach deren Erfüllung, und von vollen Enttäuschungen und ganz kleinen, recht unbedeutenden Erfolgen, die der Mensch zumeist in unbewusstem Selbstbetrug zur eigenen Beruhigung und Befriedigung — durch die rosige Brille gewohnter Selbsttäuschung blickend — so bereitwillig vergrössert. So mussten denn auch wir die Wahrheit des Lehrsatzes vom Wollen und Misslingen erfahren. Viel rascher als droben in den luftdurchfächelten Höhen die noch ausgedehnten Felder des eisigen Winterkleides unter dem Gluthkusse der Sonne, zerflossen nämlich unsere kühnen, himmelstürmenden Absichten, als wir nun einmal in den gleichen Gluthstrahlen desselben Tagesgestirns unsere wohlbeleibten Rucksäcke dem silberklaren, lebendig rauschenden Feistritzbache entgegentrugen, und wir hatten die etwa 1 Stunde entfernte Kirche von Oberstreine (Zgorne stranje), 435 *m*, noch nicht hinter uns, als wir uns bereits geeinigt hatten, bloss eine der beiden Schutzhütten auf der Südseite des Hauptkammes, die Korosica- oder Frischaufhütte, als das Ziel unserer Wünsche für heute zu betrachten. Dazu reichte nun der Tag recht gut aus, und so konnten wir mit voller Seelenruhe und ohne jede Hast fürbass ziehen.[1]

Wenige Minuten nach der auf einem alleinstehenden Fels thronenden Kirche von Oberstreine, deren Thurm nach italienischer Art vom Gotteshause getrennt steht, kommt von rechts die Oberburger Strasse heran. Hier befindet sich bei einer Säge das einfache Wegwirthshaus von Stahovca (Stahovica), daneben eine mit guter Wandmalerei verzierte Kapelle. Von der Strassentheilung weg steigt nordöstlich ein rothbezeichneter Weg über St. Primus zur stark wellenförmigen Hochfläche der Steiner Almen hinauf, um endlich über den Konj zur Korosicahütte zu leiten; wir werden seiner später gedenken.

[1]) Meine Begleiter waren Herr F. Kucharz und R. Pinker aus Wien.



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Ojstrica, Planjava und Brana vom Südostanstieg zur Skuta aus gesehen.

Gleich nach dem Wirthshause steigen beiderseits die bewaldeten Vorberge rasch zu bedeutenderer Höhe an und wir treten in das kühlschattige Thal der Feistritz (Bistrica) ein. Der an manchen Stellen recht schlechte Fahrweg führt viel durch schönen Buchenwald; ab und zu giebt er den Blick auf die gegenüber sich erhebende Thalwand frei, wo kahle, plattige Felsflächen den Wald durchbrechen und uns von der glättenden Wirkung des einstigen Feistritzgletschers erzählen; oder es öffnet sich die Thalfurche und zeigt uns die aus luftiger Höhe herabgrüssenden Gipfel des Hauptkammes, zuerst die breite Planjava, dann der Reihe nach die Brana, die Skuta und die Štruca. Ja, selbst der zackige Langkofel und der ernste Grintovc traten einmal in das schöne Bild, das — aus schwarzgrünem Waldgrunde, hellsilbergrauen Kalkfelsen und leuchtendem Himmelsblau zusammengesetzt — von prächtiger Farbenwirkung ist. Dann wölbt wieder das lebendige Walddach seine grünen Bogen über uns; durch das zitternde, feine Gitter der saftfrischen Buchenblätter stehlen sich glänzende Strahlenbündel in die kühle Dämmerung zur Seite des Weges; sie huschen hin über grossblüthige Glockenblumen und duftende Cyclamen oder leise schwankende Farrenwedel, deren wunderbar feines, zierliches und zartes Spitzengewebe unter ihrem Kusse goldiggrün aufleuchtet. Wie herrlich müsste sich's da ruhen und träumen in der feuchtfrischen Waldluft, in der bunte Falter sich wohlig wiegen!

Doch wir müssen weiter: in der Bewegung sucht ja so oft der bergfrohe Naturfreund seine Feiertagserholung. Und heute galt es doch den lichten Höhen! Das genussreiche, ungebundene Wandern, wo die Eingebung des Augenblicks die Pläne schmiedet und der sprudelnde Quell am Wege als gastlicher Wirth zu gedankentiefer Rast verlockt, kommt ein andermal. — Jetzt lichtet sich das mächtige Blätterdach, jugendkräftig aufschiessender Nadeljungwald entspriesst dem üppigen Boden, wo ihn nicht saftstrotzender Rasen deckt. Zur Seite steht ein dürftiges, rothbestaubtes Haus, das die Karte klangvoll als »Putzpulverfabrik« bezeichnet. Eine solche ist es ja, aber doch nur von recht bescheidener Bedeutung. Gleich darauf kommt man zum Jagdhaus (leichte 1¾ St. von Oberstreine). Der bärtige Jäger genoss die Feiertagsruhe auf der Hausbank; er bot uns freundlichen Gruss und brachte uns dienstfertig frisches Quellwasser. Gewohnheitsgemäss hatte ich — ich hasse die Unbequemlichkeiten, welche Stock oder Pickel im Eisenbahnwagen und auf den Bahnhöfen verursachen —, da es sich doch nur um Berge mittleren Ranges handelte, weder Stock noch Pickel mitgenommen. Der schwere Rucksack aber liess es wünschenswerth erscheinen, den Beinen doch etwas von ihrer Last abzunehmen. So erstand ich denn von dem freundlichen Waidmanne, und zwar für bare 20 Kreuzer, einen guten, langen Stock mit eiserner Spitze. Ja, das Gebiet der Steiner Alpen ist noch billig; der grosse Fremdenstrom mit seinem Segen und seinen Nachtheilen hat es eben noch nicht viel benetzt. — Wer den eingangs erwähnten, sehr interessanten, aussichtreichen Umweg über den Konj (Rössel) zur Korošicahütte einschlagen will, kann auch hier noch vom Hauptwege abbiegen und östlich durch den steilen Graben zur Almhütte Dol, ca. 1300 *m*, ansteigen. Wir aber schlendern, nachdem wir das biedere Glückauf des Jägers erwidert haben, weiter thalein und erreichen nach einviertelstündigem Gange durch hochstämmigen Laubwald die »Klamm«, allwo von Nordosten das enge Thal »Bela Dolina« (Weisses Thal) herabkommt. Hier ist der Scheideweg. Wer zur Korošicahütte will, hat sich rechts zu wenden und in die Bela dolina einzutreten; wer zum Uršič und über den Kankersattel steigen will, bleibt der Feistritz getreu; zu diesen Getreuen zählten heute wir, und zwar aus recht selbstsüchtigen Gründen: Die Frischaufhütte jenseits des Kankersattels sollte bereits bewirthschaftet sein; die Korošicahütte ist dies auch in der Hauptreisezeit nicht. So ist der Mensch: dem Ideal glaubt er zuzustreben und in Wirklichkeit

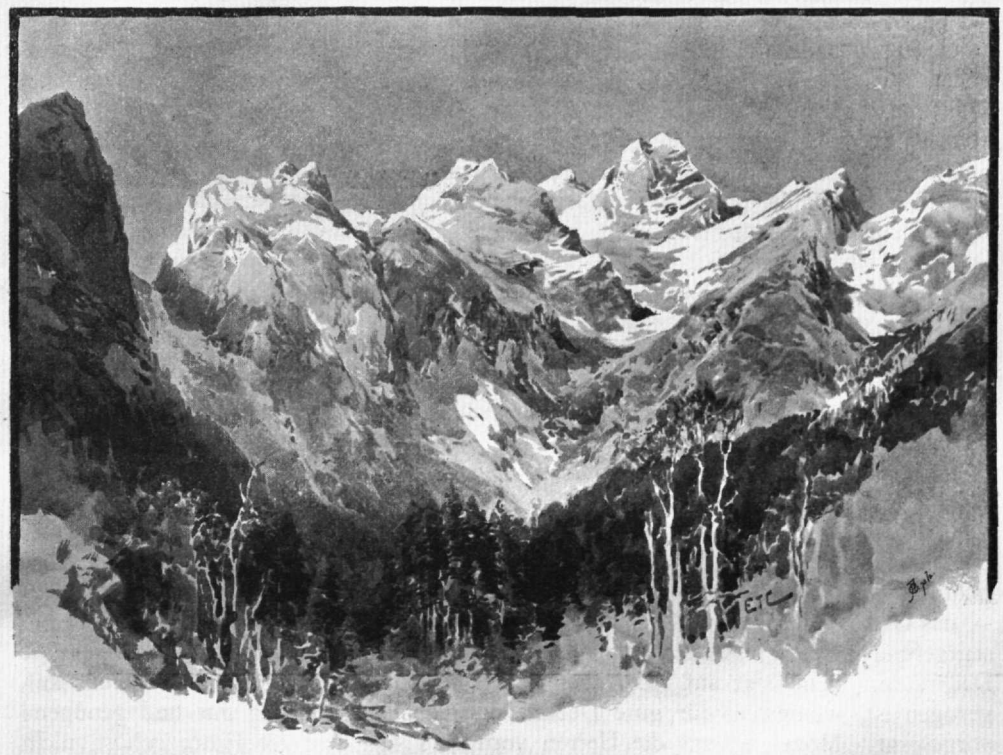
leiten ihn recht prosaische Erwägungen; er hält sie für Nebenumstände und doch sind sie so häufig die einzig entscheidenden!

Das Thal ist ganz eng geworden; dichter Wald beschattet den Weg, der uns nun an den rauschenden Bach leitet, woselbst uns ein Handweiser zu der hübschen Naturbrücke »Predasel« hinabsteigen heisst. In hübscher, malerischer Schlucht stürmt die jugendkräftige Feistritz thalab; wo der Schlund am engsten ist, überdecken ihn einige mächtige Blöcke als natürliche Brücke. Weiche Moospolster, nickende, hellgrüne Farrenwedel und einige struppige Fichten baden sich im sprühenden Perlenschaum des übermüthigen Feistritzbaches und der Wanderer senkt sinnend seinen Blick in dieses so einfache und doch so schöne Schaustück der grossen Künstlerin Natur. Mässig hebt sich dann der Weg, noch führt er eine zeitlang durch Wald. Dann aber leitet er, einen neuangelegten Zweig nach links zum fürstlichen Jagdhause entsendend, gerade aus auf eine grosse Wiese, auf der einsam die letzte menschliche Wohnstätte des Thales: das Ursičgehöfte, ca. 600 *m*, steht. Etwa vier Stunden benöthigt der Wanderer von Stein (ca. 3 St. von Oberstreine) bis hieher; und nur wenig mehr als 200 *m* hat er an Höhe gewonnen.

Wir stehen hier aber unmittelbar an dem Südfusse des Hauptkammes und in gewissem Sinne im Herzen der Gruppe, die fast als Dreiviertelkreis den schönen Thalkessel mit ihren mächtigen Höhen schützend umfängt. Das Haus ist auch für den Bergsteiger wichtig, denn es enthält in einem geräumigen Zimmer eine Anzahl guter Schlafstellen, und der wackere Führer Potočnik haust hier in dieser weltabgeschiedenen Einöde. Heute freilich war das Haus wie ausgestorben, denn der hohe Feiertag hatte Alle zur Kirche berufen. Wir verzehrten darum allein auf der Hausbank unser frugales, selbstgebrachtes Mittagmahl, wozu uns das krystallne Nass aus dem ganz nahen, mächtigen Feistritzursprung — der Bach entstürmt hier gleich als wilder, ungeberdiger Jüngling dem dunklen Schoss der Erde — trefflich mundete.

Der leise Wind kam kühl von den Höhen herab, der Himmel lachte in unverändert tadellosem Blau; so wandert sich's gut, und da nun auch endlich eine halbwegs merkbare Steigung beginnt, so zogen wir frisch und fröhlich weiter. Bald wendet sich der Weg — er ist nur mehr ein allerdings guter Fusssteig — nordwestlich, durch Wald an der Abzweigung des nördlich sofort steil ansteigenden Steinersattelweges vorüber in den waldbekleideten, breiten Prosek-Graben, der von dem noch hohen Kankersattel herabkommt. Durch diesen geht's nun, zumeist durch prachtvollen, hochstämmigen Wald, gut über eine Stunde lang mässig aufwärts in den etwa 850 *m* hohen Kessel von Žagana peč, in den die rasengesprenkelten Steilhänge des Hauptkammes und die kahlen Felsmauern des Grebénzuges herabblicken. Nahezu tausend Meter ist noch der Kankersattel höher und diesen Höhenunterschied nimmt nun der Steig (eine Schöpfung unserer Section Krain), der bisher so gemächlich und sanft emporführte, in ganz ungewohnter, überraschend energischer Steigung. Keuchend streben wir jetzt genau in Westrichtung empor. Haben wir erst den hochstämmigen Fichtenwald dort oben, dann ist's nicht mehr weit zum Sattel! Doch als wir ihn endlich erreicht haben, war's vor allem kein Fichten-, sondern ein Buchenwald, allerdings ein von selten schlanken, geraden und hohen, bis hinauf entästeten Stämmen gebildeter, und zweitens war es noch hoch, sehr hoch bis zum Sattel. Zögernd rückten die kahlen Wandschrofen näher; steiniger, lockerer ward der Boden und ermüdender der scharfe Anstieg, aber drüben im Osten entfaltete sich jetzt, soweit sie das ungemein schroffe Fussgestell des Hauptkammes dem Blicke freigab, die abwechslungsreiche Ostumrahmung des Feistritzthales. Ihre Betrachtung bringt Abwechslung in den letzten, ermüdendsten Theil des Anstieges, der sich auf einer beiderseits von Wänden eingeengten, steilen Geröllzunge abspielt. Ein schwarzer,

gewaltiger Riss in den prächtigen Steilwänden des Grebénzuges zur Linken entlockte uns Ausrufe der Bewunderung, und wie wir noch das Für und Wider der Möglichkeit seiner Durchkletterung erwägen, haben die braven Gehwerkzeuge auch noch die letzten paar Dutzend Meter des Anstieges bezwungen; licht und luftig öffnet sich über einem sanften, grünen Rasenrücken der breite Kankersattel, 1799 *m* (ca. 3 St. vom Uršič), und frei fliegt der Blick hinaus nach Westen. Dich grüsse ich, stolzer Storžič, der du mit scharf gezeichnetem Felskegel in den blauen Äther aufstrebst, und euch, ihr stolzen Einsamen aus dem klippenreichen Felswall der Julischen Alpen, die ihr euch im gesättigten Gold der niedersteigenden Sonne badet — euch gilt ja in Kürze die wanderfrohe Wallfahrt! In der Tiefe des Suhadolnikgrabens, wo die schütteren, hochstämmigen Nadelbäume die schwarz-



Feistrizthal-Abschluss (im November).

grünen Krummholzinseln verdrängen, blinkt von grüner Stufe ein Schindeldach herauf: es ist die Frischaufhütte, unser heutiges Ziel. In weniger als einer halben Stunde können wir leicht unten sein, da können wir uns recht wohl ein gutes Stündchen auf dem luftigen Sattel gönnen. Wie wohlig ruht sich's da! Der schwellende Rasen ist der üppige Pfühl, die unter dem Haupte gekreuzten Arme sind das Ruhekissen; das halbgeöffnete Auge blickt träumerisch empor in die blaue Unendlichkeit. Ruhig segeln dort droben rosig angehauchte Lämmerwolken dahin; ruhig kräuseln sich auch die silberweissen Rauchwölkchen unserer wohlverdienten Nachmittagscigarren. In feierlicher Ruhe stehen da drüben die ewigen Berge, und friedlich umspielt sie der rosige Schimmer des beginnenden Abends. Das ist der wahre Feiertag, der echte, köstliche Frieden! Sauge ihn ein mit langen, durstigen

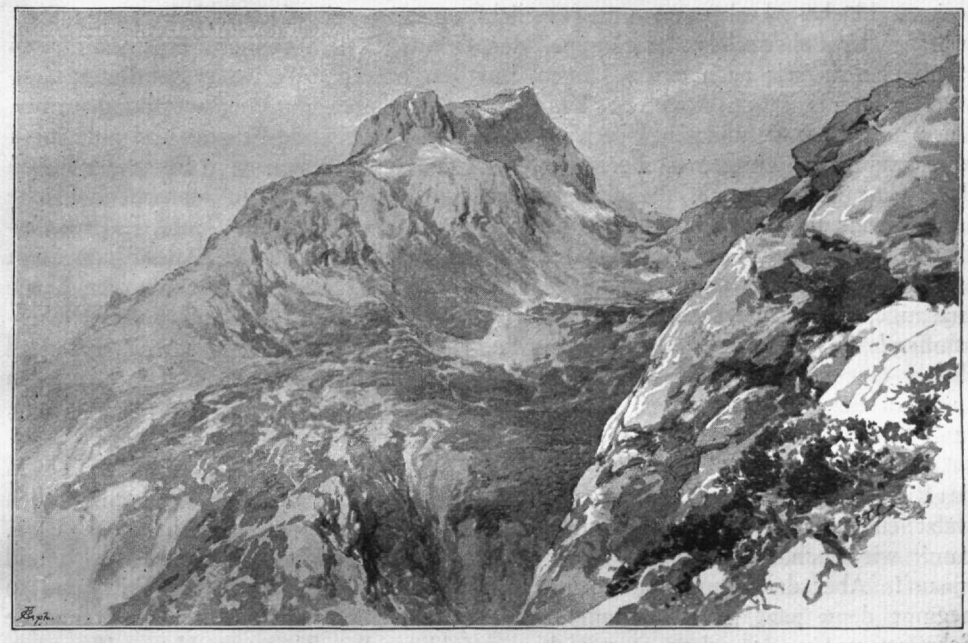
Zügen, rastloser, unruhiger Mensch! Bade in ihm deine Seele, und der Abglanz dieses Gottesfriedens wird auch noch in späteren Tagen deine Werktagsthätigkeit verklären!

Rasch geht es endlich westlich hinab, zunächst über mässig steilen Rasen; dann unterbricht schwarzgrünes Krummholz und bleiches Kalkweiss tiefeingenagter Wasserrinnsale den lebendigen Teppich. Der nun engere Graben wird steiler und nimmt den von Norden, vom Grintovc, kommenden Seitenzweig auf. Über scharfkantige Blöcke und kleine Steilstufen leitet das mit rother Farbe bezeichnete Steiglein zu einem breiten Geröllstrom, aus dessen unwirthlichem Gefüge dunkelgelbe Mohnblüthen in grosser Zahl hervorleuchten. Jetzt führt der von üppigem, hohem Grase und wucherndem Unkraut bestandene Boden des Suhadolnikgrabens flacher hinaus und schon stehen wir bei der Frischaufhütte — kaum 20 Minuten nahm der in frischem Trab ausgeführte Abstieg in Anspruch.

Unterhalb der Frischaufhütte, welche 1474 *m* hoch liegt, bricht der Thalboden mit einer starken Steilstufe ab, die der jetzt verbesserte Pfad links (an der südlichen Thalwand) umgeht. Die nächste Höhenziffer unterhalb weist nur mehr 1074 *m* auf und das weitläufige Gehöfte des Suhadolnikbauers liegt gar nur mehr 896 *m* hoch. Ganz draussen zieht quer das steilwandige Kankerthal vorüber. Wer von Kanker kommt (im einfachen Wirthshause unweit der Post spricht die Wirthin etwas deutsch!), hat zunächst auf der Strasse kankeraufwärts an dem Pošnerwirthe (ganz einfach; es wird fast gar nichts deutsch gesprochen!) vorbei bis zum Vertačnikbauer zu gehen (etwa 1 St.), biegt hier in das Suhadolnikthal ein und kann durch dieses leicht in ca. $2^1/_2$—3 St. zur Frischaufhütte gelangen. - - Die Frischaufhütte trägt ihren Namen zu Ehren des Erschliessers der Steiner Alpen; allein dessen Verdienste hätten ein würdigeres Denkmal verdient. Die Hütte macht den Eindruck, als wäre sie nicht dazu gebaut worden, einmal eine Schutzhütte zu bilden, sondern man hat wahrscheinlich eine bereits bestehende Hütte nur umgestaltet. Dies ist indess nicht mit jenem Geschick und in jener Vollständigkeit geschehen, wie man dies heute allerorten gewohnt ist. Das gemauerte Erdgeschoss enthält eine unbequeme, ziemlich verwahrloste Küche, ein ziemlich geräumiges, aber ganz kahles Wohnzimmer und einen versperrten Vorrathsraum. Die Wände sind nur ganz roh mit Mörtel beworfen, Einrichtung ist fast keine vorhanden, die Fenster sind nach Bauernhäuserart winzig klein - - das Ganze recht unwohnlich. (Im Laufe des Sommers 1896 soll eine Ausbesserung stattgefunden haben.) Als Schlafraum dient recht und schlecht der enge, scharfgiebelige Dachraum. Man liegt auf Heu, aber es ist, sofern der Bewirthschafter bereits aufgezogen ist, wenigstens für gute Decken und sonstiges Bettzeug gut und genügend vorgesorgt. Mögen es uns die Herren vom Ö. T.-C., dem die Hütte gehört, nicht als Parteilichkeit auslegen, aber wir Alle denken an die in der Frischaufhütte verbrachten Nächte nicht wie an etwas Schönes zurück. - - Das Beste an der Hütte ist noch der brave Bewirthschafter Franz Kremser, ein bescheidener Mann, der sein Gebiet ausgezeichnet kennt und als vorzüglicher Kletterer gewiss treffliche Führerdienste leisten dürfte. Heute war er leider noch nicht da und desshalb zeigte sich uns die Hütte noch weniger anheimelnd; es fehlte uns eben Alles, was sonst zur Zufriedenheit des zumeist so genügsamen Alpinisten beiträgt. Du wirst mir also verzeihen, lieber Leser, wenn ich dir recht rasch gute Nacht sage und im Übrigen über die Erlebnisse der folgenden dunklen Stunden schweige. - - — —

Fahler Dämmerschein lag am nächsten Morgen noch als bleigrauer Schleier auf den kahlen Wänden und den schwarzgrünen Waldstreifen, als drei verschlafene Wanderer die Thüre der Frischaufhütte sorgsam versperrten, kurzen Abschied nahmen und dann mürrisch durch das thautriefende, hohe Gras, sowie über Blöcke und

Geröll genau den Weg emporstolperten, den sie gestern gekommen waren. Mälig aber flutheten reichere Lichtwellen sieghaft durch das All, der stolze Steilgiebel des Storžič erglänzte in zartem Rosa und heller leuchteten die kahlen Wandflächen beiderseits auf. Jetzt klangen auch melodisch vereinzelte Herdenglocken herüber, da und dort stimmte ein einsamer, gefiederter Waldsänger sein Morgenlied an — das strahlend aufsteigende Tagesgestirn hatte Alles zu neuem Leben geweckt. Und auch die drei einsamen Bergfahrer hatten den letzten Rest des versäumten Schlafes abgeschüttelt und froh klang unser Jauchzen in den jungen Tag hinaus, als wir — denn wir waren ja jene Gesellen — nach wenig mehr wie einer halben Stunde wieder auf dem Kankersattel standen. Hier auf dem Sattel betritt man mit dem nach Na podeh führenden, schönen Wege das musterhaft verwaltete Arbeitsgebiet der Section Krain unseres Vereins, und hier wird schon in allernächster Zeit ein



Blick gegen den Grintovc vom Kankersattel.

Unterkunftshaus derselben erstehen. Über Rasen steigt der Weg in mässig steilem Zickzack alsogleich nordwärts längs des Kammes empor und führt, bei freier sich entfaltendem, prächtigem Rundblick zu einem schmalen, thorähnlichen Spalt von mehr als Mannshöhe, »Male Vratce« (= Pförtchen) genannt, den man mit einigen Schritten passiert, um sofort die ungemein schroff abfallende Ostseite des Kammes zu betreten. Jäh bricht hier auch die höhere Stufe von Pod podeh,[1]) der Ausgang der grossen, von Grintovc, Langkofel, Štruca und Skuta eingeschlossenen Mulde ab, die einstens die Eismassen des obersten Feistritzgletschers erfüllten. Mit unvergänglicher Schrift hat derselbe seine Thätigkeit hier eingegraben: die abwärts gleitenden Eismassen haben den mächtigen Felswall gerundet nnd ihr Bett zu jenem prallen, gewaltigen Plattenpanzer geglättet, der augenscheinlich vor Anlage des Weges den Bergfahrern die allergrösste Vorsicht abnöthigte und ihnen ziemliche Schwierigkeiten entgegen-

[1]) Pode = Tennen, Pod Podeh = unter den T., Na P. = auf den T.

stellte[1]). Jetzt klimmt der in den stahlharten Fels gemeisselte Steig in kecken Windungen an dem Plattenschuss hin und daran empor, so dass man schon nach überraschend kurzer Zeit auf den breiten Wall gelangt. In vielen Windungen steigt der durchaus sehr schön angelegte und gut erhaltene Weg weiter empor über das von Geröll überfluthete, karstige Terrain, die schroffen Felswände des Grintovc-SO.-Grates (Dolga stena = Lange Wand) stets zur Linken, der oberen Mulde »Na podeh« zustrebend. Längst ist aller Pflanzenwuchs zurückgeblieben, häufiger und von wachsender Ausdehnung werden die Schneefelder, freier der Rundblick in dem einsamen, grossartigen Felskessel, auf dessen Grund sich moränenartig ein Schuttwall nach dem andern aufbaut, und endlich haben wir den breiten, mässig geneigten Boden von Na podeh erreicht. Alle Unebenheiten möglichst ausgleichend, deckt noch tiefer Schnee fast zusammenhängend die Mulde; nur einzelne Felsinseln, etwa der Gegend der Höhenziffer 2251 der Karte entsprechend, ragen mässig aus der weissen Fläche. Links von uns (westlich) entsteigt mit glatten, hellbraunen Steilwänden der Beherrscher der Gruppe, der Grintovc, dem rauhen, ernstgestimmten Hochgebirgskessel; nach einem langen, nur von mässigen Thürmen gekrönten Gratstück folgt die Zackenkrone des Langkofels; auf diesen die merkwürdig geformte, einen sonderbar gerundeten Überhang nach Süden weisende Štruca, und zuletzt — keck emporgeschwungen — die stolze Skuta. Firnartig fliessen vom Fusse der Felsen die Schneemassen herab, die sich als wellenförmige, wenig unterbrochene Fläche nach Süden abwärts fortsetzen. Dort drunten gähnt die grüne Tiefe des Feistritzthales, weiter draussen baden sich im Sonnenglanze die sichtbaren Häuser von Stein und ganz ferne schwimmen in der grossen grünen Fläche der Krainburger Ebene mächtige, blendend weisse Nebelballen. Da draussen Alles leuchtend, sonnig, lebenathmend — hier ewige, kalte Todtenstille, fröstelnder Ernst, der noch vertieft wird durch die fliegenden Schatten düstergrauer Wolkenfetzen, welche jetzt über den zackigen Felsgrat, von einer von uns noch nicht fühlbaren Windsbraut getrieben, rauh in das warme Blau des südlichen Himmels herüberjagen.

Bald ist eine der nun einmal nicht zu umgehenden, aus den dunklen Tiefen des Rucksackes erfolgenden Körperstärkung gewidmete halbe Stunde verflogen; droben wälzt ein scharfer Nordwest dunkle Wolkenballen daher — jetzt heisst es eilen, damit wir noch bei halbwegs guter Zeit die Skuta erreichen. Vorwärts also und hinauf! Aber der Schnee ist weich, tief versinkt der Fuss bei jedem Tritt, und so beginnt denn jetzt jenes langsame, gleichmässige, ermüdende und kraftraubende Schneestampfen, das schon so manchen geduldigen Bergfahrer zur Verzweiflung gebracht hat. Näher wäre es, dort zum Grintovc emporzusteigen. Da, wo dessen hellbraune Steilwand an den zum Langkofel führenden Grat ansetzt, gähnt ein schwarzer Riss herab. Hätten wir damals gewusst, dass dorthin ein prächtiger Steig unserer Section Krain durch das meist apere Geröll führt und in steilem Zickzack die Scharte beim Grintovc gewinnt, so würden wir wohl unseren Rundgang in umgekehrter Richtung ausgeführt haben. So kehrten wir dem Grintovc den Rücken, stiegen schief aufwärts in nordöstlicher Richtung unter dem steilen Fussgestell des Langkofels durch und bogen, immer dem Fusse der Steilwände folgend, und an einzelnen aperen Stellen den überall vortrefflichen Steig benützend, in die von steilen Schneefeldern erfüllte höchste Bucht unserer Mulde zwischen Langkofel und Štruca ein, wo wir an dem ungemein steilen Schneehang vorsichtig stufentretend bis an die Felsen emporstapften. Schroff und trotzig thürmt sich knapp neben uns zur Rechten die pralle Felsmasse der Štruca auf und oben krönt das wuchtige Gemäuer

[1]) Nach Frischauf (Sannthaler Alpen, 1877, S. 24) heisst die Wand »jurjovc« (= Georgswand).

ein glatter, seltsam gerundeter, weitheraushängender Riesenblock, gleich einem der fabelhaften Ungeheuer aus den Kindertagen unseres Erdballs. Angeblich hat diese unförmliche, noch am ehesten einem ungeheuren »Brodstrutzen« (Brodwecken) gleichende Gesteinsmasse dem Gipfel den Namen gegeben. Der in den Fels gehauene Steig klimmt in steilem Zickzack an dem derb geschichteten Gemäuer empor; wo es nöthig ist, erleichtern eiserne Stifte das Emporkommen, so dass mit flottem, rasch förderndem Klettern in unverhältnissmässig kurzer Zeit der Grat gewonnen ist. Hui, wie fährt uns da der beissende Nord um die Ohren, wie wogen da gleich wie in einer Hexenküche mächtige, weissgraue Nebelmassen in den wilden Tiefen an dem Nordfusse der Wände, über welche hinabzublicken wir uns bereits freuten. Raschen Schrittes eilen wir über den breiten Gratrücken empor. Rund wölbt sich rechts der breite Gipfelscheitel der Štruca, 2464 *m*, hinaus. Wir verweilen kaum minutenlange auf ihm, dann geht es an der jetzt noch verschneiten, knapp am Wege gelegenen, merkwürdigen, im Sommer hochwillkommenen Cisterne vorbei, hinüber über eine ganz unbedeutende Senkung und über breite Schneeflächen auf den Gipfel der Skuta, 2530 *m*, los.

Mehr als drei Stunden haben wir von Kankersattel aus gebraucht. Aber dass ich es nur verrathe: Freund Pinker trug die Hauptschuld daran. In seiner Brust lebt nämlich ein böser Dämon, der allen der Käferwelt angehörenden Bewohnern der höchsten Berggefilde unerbittlichen Kampf und grausamen Tod geschworen hat. Freilich feiern die schmucken Thiere wieder eine Auferstehung in irgend einem Museum oder einer Privatsammlung, aber auf dem Wege durch Pinker's gifterfüllte Sammelflasche müssen sie doch ihr Leben lassen. Hier nun in der Nähe des Skutagipfels fand Pinker unter den halbversenkten Steinen auffallend viele Vertreter seltener, sehr geschätzter Käferfamilien, und so kam es denn, dass er alsbald auf dem Boden kauerte und Stein um Stein umwendete. Da aber böse Beispiele so leicht und oft die besten Sitten verderben, konnte es nicht fehlen, dass auch ich alsbald die einsamen Gratbewohner aus ihren kalten Behausungen entführen half und dass dergestalt wir Beide gewissermaassen auf allen Vieren dem Skutagipfel zukrochen. Nur Herr Kucharz, unruhig und hastig wie immer, blieb der käfertödtenden Thätigkeit ferne, und es waren vermuthlich keine Beifallsäusserungen, die er in seinen eisbesetzten Bart murmelte, indem er dem Gipfel zueilte. Dafür glänzt aber auch sein Name nicht unter den Spendern in den Käferschachteln des Wiener Hofmuseums!

Die »Einsame« oder »Verlassene«[1]) hat das Volk den stolzen Gipfel genannt. Heute war er es wirklich, denn scheidend und trennend von seinem hochragenden Gefolge umwogten graue Nebelmassen den luftigen Thron. Nach Norden gaben sie keinen Blick frei; wenn sich nach Süden ab und zu der düstere Schleier lüftete, erglänzte dort in der Ferne die vom Sonnenlichte überfluthete Krainburger Ebene. Doppelt kalt durchschauerte uns dann der eisige Wind, so dass wir ziemlich erstarrt nach halbstündigem, vergeblichem Warten den Rückzug antraten. Flott trabten wir über den breiten Kamm zur Štruca hinüber und mit langen Sätzen giengs, nachdem wir mehr springend als kletternd die Felsen hinabgeeilt waren, entlang den steilen Schneehängen wieder unter dem Fusse des Langkofels durch zu den Geröllmulden von Na podeh. Der rasche Abstieg hatte uns kräftig durchwärmt und im behaglichen Windschatten war alle Unwirthlichkeit des kalt umstürmten Grates so bald vergessen, dass wir unverzüglich beschlossen, abermals einen Gratspaziergang, und zwar zu dem in frostiges Grau gehüllten Grintovc, auszuführen. Wie wir nun den Südfuss des Langkofels, gerade nur soweit absteigend, als es unbedingt nöthig ist, umgangen

[1]) Skuta = Einsame, Verlassene.

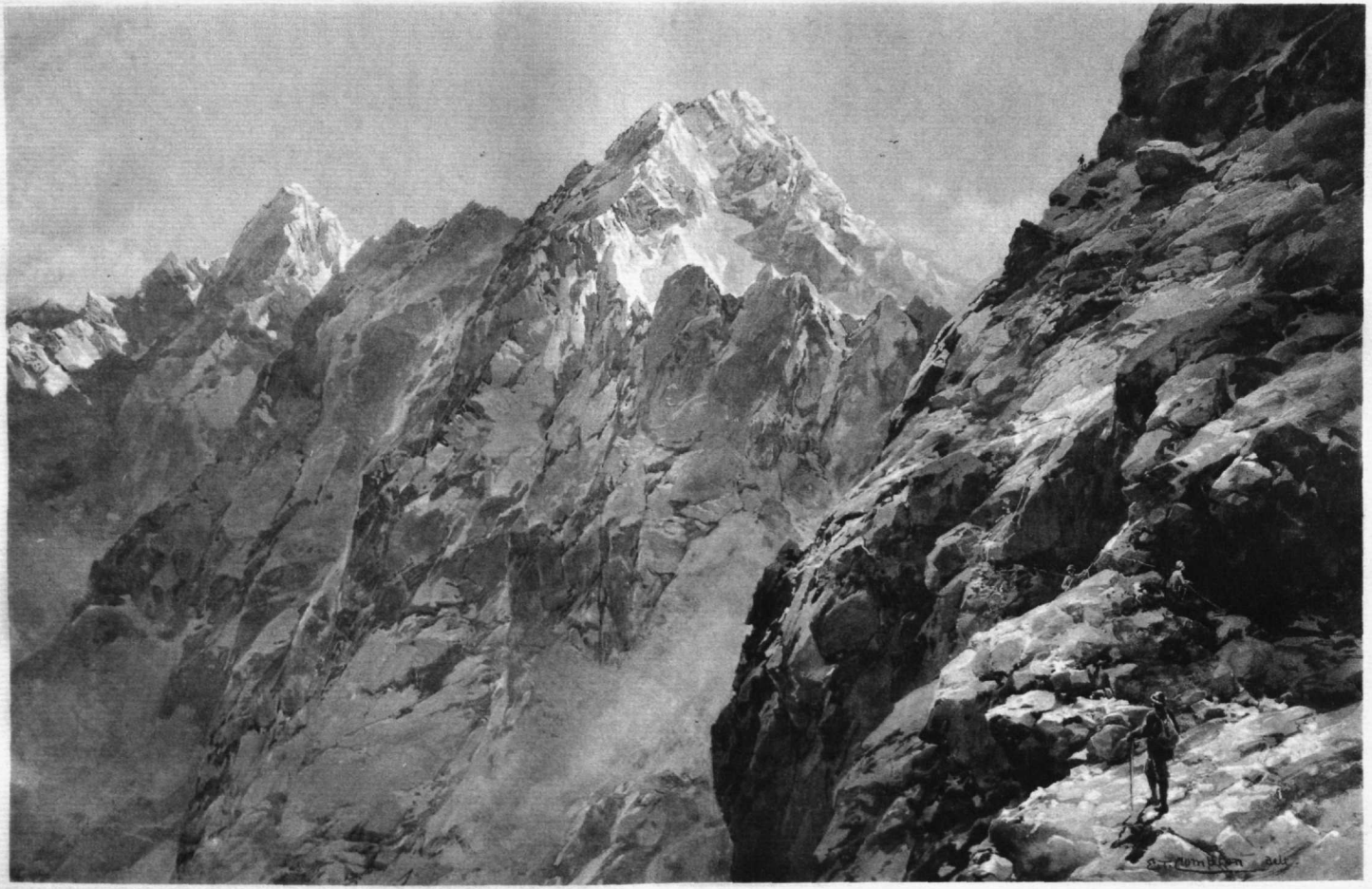
hatten, wandten wir uns sogleich wieder in Westrichtung schräg rechts empor. Jener gleichmässig langsame, aber ausgiebige, nur selten unterbrochene Schritt, der den bergerfahrenen Wanderer vom himmelstürmenden Anfänger unterscheidet, brachte uns schon nach 20 Minuten Anstieges (gerade 1 Stunde vom Gipfel der Skuta), abwechselnd über Geröll, Felsstufen und Schneestreifen, wieder auf die Kammhöhe, und zwar zu jener tiefsten Einsattlung knapp am Westfusse des Langkofels, wo von Norden der äusserst selten begangene, schwierige Anstieg durch die Ravni heraufkommt.

Immer neue Nebelmassen wälzte der uns frostigen Gruss bietende Nordwest heran; aber er gab uns doch ab und zu Blicke in die schwindelnde Tiefe des Nordabsturzes, in die Ravni (sprich Rauni) frei. Verblasste rothe Striche weisen, etwas rechts gewandt, über die mässig steile noch ca. 12—15 *m* breite Geröllabdachung neben dem Grate hinab; dann folgt der jähe Abbruch. Ist das steilste Stück überwunden, so geht es unterhalb der glatten Wandpartien auf geneigten Bändern weit nach links und abwärts zum Geröll. Die Begehung dieser von Frischauf bekannt gemachten und auf seine Veranlassung sogar verbesserten[1]), seither aber wieder verfallenen Anstiegslinie erfordert Übung und Schwindelfreiheit. Nach Aussage Potočnik's, den ich ein Jahr später sprach, soll diese Begehung jetzt nicht mehr erlaubt sein, — warum ist nicht einzusehen. Die Route dürfte aber überhaupt nicht stark begangen werden, denn schon der Anstieg zu den Ravni ist recht unangenehm. Zudem ist jetzt der neue Anstieg aus den Ravni (Ravni ist die Mehrzahlform) zur Seeländerscharte, den wir später kennen lernen, viel interessanter.

Flott und rasch gieng es nun, in Westrichtung dem Grate folgend, gegen den Grintovc los. Man bleibt meist auf der Südseite ganz nahe dem Gratrücken, der nur mit wenigen, leicht zu umgehenden oder zu übersteigenden Höckern oder Thürmen besetzt ist; einige Strecken können auch auf dem Grate selbst begangen werden; manche bieten, ohne schwierig zu sein, hübsche Kletterei. Wo man mit wenigen Schritten die Nordseite betritt, da fliegt jählings der Blick entlang den grauen Plattenwänden in die nebelerfüllte Tiefe. Ab und zu trafen wir noch fast ganz verblichene rothe Zeichen, welche Frischauf seinerzeit angebracht hat; sie scheinen aber dem Grate nicht durchwegs zu folgen. Ein solcher Zeichenrest verlockte uns — gegen die bessere Einsicht — die zwei letzten Gratthürme in ihrer jähen Südflanke umgehen zu wollen; es gieng aber nicht, und als ich mich auf schmaler Leiste schon ganz nahe bis zur Scharte vor dem mächtigen Grintovc hingearbeitet hatte und nun feststand, da sah ich plötzlich keine zehn Meter neben mir — aber getrennt von ihm durch eine bröcklige Steilwand — den schönen Steig der Section Krain, der durch die Schlucht von Na Podeh sich heraufwindet. Richtig, da unten führte er weiter, ein paar Male im Schnee verschwindend, aber doch in seinem ganzen Verlaufe bis zu unserem Anstieg von heute Morgen verfolgbar, der beste, allerdings einige Übung erfordernde Zugang vom Kankersattel her. Wenige Meter hatten wir zurückzuklettern, dann gewann ich den schneidigen Gratfirst dieses Thurmes; flott gieng es darüber hin, eine etwas Vorsicht erheischende Kletterstelle in luftig ausgesetzter Lage auf der Nordseite folgte, und »Heil! Die Scharte!«, konnte ich meinen Freunden zurufen. Wenige Minuten später stiegen wir, meist über die dünne Schneedecke dem Steige der Section Krain folgend, der von der Scharte weg, über den geröllüberrieselten Nordhang des Grintovc emporführt und schliesslich durch kleine Felspartien den höchsten Punkt gewinnt, zum Beherrscher der Steiner Alpen, dem Grintovc,[2]) empor. 1¾ Stunden hatten

[1]) Frischauf. Sannthaler Alpen, S. 187 und 190.

[2]) Grintovc wird wiederholt als gleichbedeutend mit »Der Rauhe, Mürrische« u. s. w. bezeichnet, Frischauf nennt ihn sogar den »Krätzigen« (angeblich von den mit Geröll und Fels durch-



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Grintovc und Skuta vom Nordabhang der Kočna aus gesehen.

wir von der Scharte beim Langkofel her gebraucht. Diese Zeit kann noch wesentlich abgekürzt werden, wenn dem Grat entlang ein Weg geführt wird. Nennenswerthe Schwierigkeiten stehen dem nicht entgegen, und wenn an den paar etwas ausgesetzten, schwindeligen Stellen Eisenstifte angebracht werden, so ist eine so ziemlich für jeden halbwegs Geübten leicht begehbare Verbindung mit der Skuta hergestellt. Steht einmal die Hütte der Section Krain auf dem Kankersattel, dann ist diese Wegherstellung, welche eine ganz reizende Verbindung zweier schöner Gipfel der Steiner Alpen ermöglicht, wohl unerlässlich.

Das Wetter war leidlich besser geworden. Zwar auf der Nordseite, wo man bei klarer Luft bis zum Dachstein, den Ennsthaler Alpen und den Niederösterreichisch-steirischen Grenzgebirgen frei hinausblickt, wallten unverändert schwarzgraue, kalte Nebelmassen; aber die Berge der eigenen Gruppe, der sonnige Süden und das Berggewoge im Westen waren grösstentheils frei geworden. Stolz und luftig schwingt sich da drüben die Skuta, Alles beherrschend, empor; die beiden Körper der Turška gora und Brana kommen weniger in Betracht; schroffer steigt schon der lange Gratrücken der Planjava auf; aber ganz draussen steht als nebelumflatterter Eckpfeiler der edelgeformte Obelisk der Ojstrica, die ihren Namen (Ojstrica = die »Zugespitzte«) mit Recht trägt. Heute fliegt nur ein Gruss zu dir hinüber, nächstens aber gilt dir die Fahrt, du einsame Schöne! Drüben gegen Westen, getrennt von unserer Warte durch eine breite, von Schnee und ungeheuren Geröllströmen erfüllte Mulde, Gorni dol (Dol = Kessel, Niederung, Thal etc.), steht, reich an luftigen Thürmen, schroffen Wänden und zackigen Graten, das trotzige Massiv der Kanker Kočna. Es bietet ein packendes Bild wilder, urgewaltiger Hochgebirgsgestalten, die unbestritten die kühnsten, schneidigsten Formen in den schönen Steiner Alpen vereinigen. Abweisend starren die scharfschneidigen Firste, die kühn aufgeschwungenen Felspfeiler und die ausgedehnten Geröllhalden und Schneefelder herüber. Der kalte Wind jagt einzelne Nebelfetzen durch das wilde Geschröfe; blaugraue, frostige Schatten legt das finstere Wolkendach auf die öden Felswüsten, die — obwohl kalt, in ihrer feindseligen Unfreundlichkeit und düster und streng in ihrer rauhen Grösse, — doch wieder lockend und herausfordernd herüberblicken. Ja, es ist etwas Eigenes um die wilde Erhabenheit solch' einsamer Felsthrone. Kalt, leblos, stumm, aber dennoch beredt in ihrer wuchtigen Reckenhaftigkeit, bringen dir, vergänglicher Erdensohn, die ewigen Berge deine Winzigkeit und dein Nichts zum Bewusstsein, und dennoch locken sie dich mit magnetischer Kraft hinauf in ihre unwirthlichen Höhen. Sie drängen dich aber auch zu geläuterten, edleren Gefühlen, sie wecken in dir so manche bisher schlummernde Fähigkeit und zwingen dich zu deren Bethätigung, und sie führen dich zur Aussprache mit dem ewigen Weltgeiste, der dir bald im melodischen Gemurmel silberner Bächlein und im geheimnissvollen Flüstern des Waldes in weicher Harmonie, bald im Brausen und Heulen des Hochgebirgssturmes, im Donnern und Branden der Wasserfälle oder im Prasseln und Krachen der Lawinen in sieghafter Wildheit seine Stimme ertönen lässt! —

Sanftere Formen und Farben kleiden die scheinbar in wirrer Regellosigkeit aneinandergedrängten Kuppen und Kämme der sich weit hinziehenden Karawanken; flüchtig dahinhuschender Sonnenschein belebt da und dort das grüne Gewoge und lässt im Südwesten die mächtigen Wolkenbänke, welche der fegende Wind über den Felswall der Julischen Alpen wälzt, in seltsamem Goldgelb aufleuchten. Freund-

setzten Weiden, Sannth. Alp. S. 175). Nach freundlichen Mittheilungen des Herrn Prof. Franz Levec in Laibach heisst Grintovc = Dolomitberg, und im Volksmunde werden die ganzen Steiner Alpen als Grintovci = Dolomitberge bezeichnet.

lich und warm, in die heiteren Tinten des sonnigen Südens getaucht, lachen die weiten Gefilde der Krainburger Ebene herauf; der lichte Flecken dort genau südlich ist Laibach, weiter rechts sind Bischoflack und Krainburg gut sichtbar. Umrahmt ist die grosse, fruchtbare Fläche von den sanften, grünen Wellen, in denen die mächtigen Julischen Alpen nach Südosten auslaufen, wie eine gewaltige Symphonie in weichem Tongeriesel friedlich ausklingt. Ganz draussen ragt der leicht erkennbare Nanos in eine kleine Wolkeninsel empor und dahinter wissen wir die weite, blaue Adria, die aber unser Blick nicht mehr trifft.

Rasch sind in beschaulichem Geniessen 1½ Stunden verflogen; der Nachmittag neigt sich und wir sagen der auserlesenen Aussichtswarte dankbar Valet. Der sogenannte gewöhnliche Weg wird zum Abstieg gewählt; er führt über die mässig steil abgedachten Südgehänge in den obersten Suhadolnikgraben zur Frischaufhütte. Vom Gipfel weg zieht sich weit herab gegen den in der Karte als Mali Grintovc bezeichneten, wenig hervorstehenden P. 2359 ein grober, damals noch zum Theil mit Schnee bedeckter Geröllhang; dann folgen mit wechselnder Neigung lange Rasenböschungen und endlich wendet man sich an dem von Felsbändern durchsetzten Gehänge links (südöstlich) in den mit kurzem Gras verkleideten, von steilen Felsmauern eingeschlossenen, obersten Seitenzweig des Suhadolnikgrabens, der sich zwischen dem Mali Grintovc (mali = klein) und dem vom Grintovc zum Kankersattel streichenden Grat eintieft. Als wir — 1¾ Stunden nach Abgang vom Gipfel - gemächlichen Schrittes in den Hauptgraben etwa ¼ Stunde unterhalb des Kankersattels einbogen und die kurze Strecke zur Frischaufhütte hinausschlenderten, war die Sonne tiefer gesunken. Ein drohendes Gewitter zog mit schwarzen Wolken herauf, und wo es den Strahlen des Tagesgestirns gelang, das Düster der Wolkendecke zu durchdringen, da glühten die wogenden Massen auf, wie in ungeheurem Brande. Schwarz hob sich der stolze Storžič von der gewaltigen Lohe ab; herwärts aber zeichneten heftige Regengüsse breite, graue Streifen durch die gewitterdüstere Landschaft. Da war denn unser Entschluss bald gefasst: noch eine schlechte Nacht in der Frischaufhütte, um morgen voraussichtlich nass zu werden? Nein! lieber trabten wir thalaus nach Kanker, wohin wir in 1¾ Stunden gelangten und fuhren mittelst eines mit schwerer Mühe aufgetriebenen Einspänners nach Krainburg hinaus. Wir hatten, wie so oft im Leben des Bergsteigers, zu rasch gehandelt: am nächsten Tage sandten wir vom sonnenvergoldeten Mittagskogel sehnsüchtige Blicke nach den im fernen Osten hochaufragenden Steiner Alpen.

Ojstrica-Planjava-Brana.

Bei strömendem Regen hielten wir ein Jahr später abermals unseren Einzug in Stein; aber die heftigen Gewittergüsse konnten unsere frohe Laune nicht trüben. Glanzvolle Tage und schöne Fahrten auf lichte, länderbeherrschende Höhen lagen hinter uns. Doch waren die herrlichen Streifzüge durch die grossartigen, wasserlosen Karstöden des Kanins und anderer Raibler Berge im glühenden Sonnenbrand ausgeführt worden, und da war jetzt die feuchte Regenluft ebenso erquickend wie den ermüdeten Augen nach dem unendlichen, blendenden Grauweiss jener wie bis ins innerste Mark ausgedorrt erscheinenden Kalkriesen das saft- und kraftstrotzende, lebenathmende Grün der ausgedehnten, wohlgepflegten Wälder und der üppigen Matten in Steins Umgebung wohlthat. Auch dem früher wenig geschonten Körper that die üppige Pflege, welche Fischer's, das höchste Lob verdienendes Gasthaus ihm angedeihen liess, verführerisch wohl. Nur geringe Pausen waren der Besichtigung der selbst auf den Aussenwänden mit schönen Wandmalereien reich gezierten Kirchen,

darunter der seltsamen, dreifachen »Kleinfeste«, und dem Besuche der hübschen Bade- und Curanstalt gewidmet. Im Übrigen aber sogen wir in feuchtfröhlicher Tafelrunde mit dem durstigen Erdboden um die Wette köstliches Nass ein — freilich kam dasjenige, welches in unseren Gläsern perlte oder schäumte, nicht so ganz ohne Umwege vom Himmel: es hatte entweder die läuternde Seelenwanderung durch den Weinstock, oder die Feuerprobe durch die Braupfanne durchgemacht; und das schien uns kein Nachtheil. Als nun am Abend des zweiten Tages auf eine an die Wiener meteorologische Centralanstalt gerichtete Drahtanfrage die höchst dankenswerth rasch einlangende »bezahlte Rückantwort« frischen Nordwind verhiess, da klangen die oft gefüllten Becher doppelt freudig aneinander und ich fürchte sehr, dass einigen aus der Runde der Abschied aus dem gastlichen Hause schwer wurde, als am Morgen des 14. September 1895 zwei flotte Einspänner die auf fünf Köpfe angewachsene Gesellschaft den Fleischtöpfen von Stein entführten. Diesmal hatte sich nämlich Freund Moriz v. Statzer aus Wien, derselbe, von dem unsere »Erschliessung der Ostalpen« manche glänzende Leistung in den Ötzthaler Alpen noch aus den siebziger Jahren zu erzählen weiss, und Freund J. Mach aus Steyr angeschlossen. Aber im Strassenwirthshaus von Stahovca (Stachouza) erwartete uns weiterer Zuzug, nämlich Führer Lorenz Potočnik, den ich mir bestellt hatte, weil ich grössten Werth darauf legte, über die Namen von Gipfeln und anderen Örtlichkeiten zuverlässig berichtet zu werden. Das ist ja der Nachtheil des führerlosen Gehens, dass es uns sehr viel Gelegenheit raubt, mit den Namen der verschiedenen Punkte sofort bekannt zu werden. Aber ich huldigte schliesslich auch der gewiss richtigen Erwägung, dass eine Gütertheilung die Schätze meines wohlbeleibten Rucksackes recht sehr zu Gunsten meiner Rückenmuskeln verringern würde, und dies besorgte denn auch Potočnik. Dessen rasch herbeigeholter Bruder endlich schlich sich so rasch in das Herz des unserer durchaus langbeinigen Überzahl gegenüber durch seine etwas kurz gerathenen Gehwerkzeuge stark benachtheiligten Herrn Kucharz, dass ihm unverzüglich des Letzteren Rucksack anvertraut wurde.

So wanderten wir denn in siebenköpfiger Schar bei rasch sich aufklärendem Wetter wieder thalein, der rauschenden Feistritz entgegen. Heute aber folgten wir ihr nur bis eine Viertelstunde nach dem Jägerhause, wo bei der »Klammbrücke« von Nordosten das Thal Bela Dolina herabkommt, und bogen in dieses ein. Schütterer Nadelwald deckt den Grund des engen Seitenthales, in dem der gute, roth bezeichnete Pfad mässig ansteigt. Nirgends bietet sich etwas Besonderes und der Pickel findet schon gar keine Arbeit; dass ich es dennoch fertig brachte, meinen langjährigen getreuen Begleiter — diesmal führte ich ihn zu seinem Nachtheile mit — hier in diesem friedlichen Thale das Lebenslicht auszublasen, gieng so zu: Freund Pinker, dessen Käferliebhaberei ich schon gelegentlich des Besuches der Skuta verrieth, findet nicht nur auf den lichten Höhen, sondern auch im dämmerigen Waldreviere seine sechsfüssigen Freunde; hier suchen diese, insbesondere wenn die kalte Jahreszeit naht, mit Vorliebe die modernden Baumstrünke auf, und sie aus diesen Schlupfwinkeln aufzustöbern, dazu ist der Pickel eine vorzügliche Waffe. Das harzreiche Lärchenholz behält aber überraschend lange seine zähe Festigkeit und es erfordert oft ziemliche Kraft, um vermittelst des als Hebel dienenden Pickelstieles die einzelnen Schwarten abzusprengen. Wenn man nun, wie der Besitzer meines Pickels, etwas nervös ist und sich plötzlich in rasch aufquellendem Unmuth ob des zähen Widerstandes allzu wuchtig auf das unschuldige Werkzeug wirft, dann kann es vorkommen, dass der krachende Sterbeseufzer des treuen Berggenossen seinen Herrn wieder einmal belehrt, dass Jähzorn immer vom Übel ist.

Nach dreiviertelstündiger Wanderung gelangt man zur Thal- und Weggabelung:

das Hauptthal schwingt sich links (nordnordöstlich) jäh empor, der seinen Scheitel bildenden Ojstrica zu. Der Pfad durch dasselbe — auch er ist (vom Slov. Alpen-Verein) roth bezeichnet — soll nach Potočnik's Aussage schlecht und sehr mühsam sein, sowie auch an einigen Stellen ganz aufhören. Unser von der S. Krain hergestellter Weg leitet rechts (östlich, später nordöstlich) durch den hier mündenden, von der oberen Bela Dolina durch den felsigen Vršice getrennten Seitengraben empor. Auch dieser steigt sehr steil an, und während wir rasch, wenn auch keuchend, an Höhe gewinnen, bewundern wir zur Rechten die durch ihre launische Schichtenbiegung und -Knickung auffallende, senkrechte Wand des Konj. Höher oben führt der vielfach ausgewaschene Pfad von dem die Grabenfurche theilenden Rücken an dem linksseitigen Hang zu einer Halterhütte hinauf, von der man einen hübschen Blick nach Westen, auf die Mokrica und den Grebén, geniesst, und wendet sich sodann quer durch den faltigen, kahlen Hang zu dem nur noch eine Viertelstunde entfernten Sattel Presédlej, auch Sedu, Sedlica der Karte, 1612 *m*, zu (2¾ Stunden von der Abzweigung vom Feistritzthalwege).

Zunächst dem Sattel südlich schwingt sich die begrünte Mauer der Kopa (Luška Kopa = Leutscher Kopa), 1753 *m*, auf, und an diese schliesst sich der schlanke Rücken des über 1800 *m* hohen Konj (= Ross, Rössel), hinter dem sich die breite, wellenförmige Hochfläche der »Steiner Almen« ausbreitet. Ein Steiglein zieht als weisse Schlangenlinie den Hängen der Kopa entlang zum Konj; dasselbe wurde vom Slov. Alpen-Verein errichtet. Es soll an einigen Stellen eine jetzt etwas erleichterte, früher heikle Kletterei bieten, dafür aber eine ungemein lohnende Rundsicht und begreiflicherweise vor Allem einen prächtigen Anblick des Hauptkammes der Steiner Alpen gewähren. Die rothen Zeichen leiten dann zur Almhütte Dol, ca. 1300 *m*, und über den Polanski rob, an den grossen Hüttengruppen Velika und Mala planina vorbei, hinab nach Stahovca. Der Umweg gegen den Weg durch das Feistritzthal und die Bela Dolina wird als lohnend bezeichnet. (Ö. T.-Z. 1894, S. 254.)

Wir wanderten nordwärts, an dem grünen Kamme mässig aufwärts; dann folgten wir lange — auf- und absteigend — der welligen Ostabdachung des stets zur Linken bleibenden, karstigen Vršice. Allmälig wurde der weiche Rasenteppich magerer; grobe Blöcke und gerundete Felsbuckel durchbrachen immer zahlreicher die lebendige Decke, aus der ab und zu ein Edelweissstern mattblinkend grüsste. Rauher wird der Pfad, der Nagelschuh gleitet knirschend über die bauchigen Höcker oder scharfkantigen Rippen und die Pickelspitze klirrt derb gegen das grobe Klotzwerk. Im Osten, jenseits einer Reihe steiniger Rasenmulden, dehnt sich der mit Almhütten gezierte, flache Rücken des Tosti vrh zum Lastouc. Graugrüne Rasenflächen umgürten die schwärzlichen Krummholzinseln, bleigrau heben sich die verwitterten Felsen davon ab und grau brüten die das Firmament schwer verhängenden Wolkenmassen über dieser einsamen Welt. Wie öd, wie trüb und melancholisch erscheint dieselbe Landschaft, die doch noch vor einer Stunde, belebt und erwärmt vom fluthenden Sonnenlicht, so heiter, freundlich und anmuthend zur blauen Himmelskuppel auflachte, in dieser einförmigen, farblosen Herbstbeleuchtung. Ist denn das Leben anders? Erscheint es uns nicht kostbar und werthvoll, wenn es vom Licht einer höheren Aufgabe erhellt wird, oder befriedigendes und erfolggekröntes Streben dasselbe erfüllt? Und wird es nicht zu einer Last, zu einer nimmer endenden Kette trüber, inhaltsloser Gleichmässigkeit und kalter nüchterner Pflichterfüllung, wenn ihm das anspornende Ziel und der führende Zweck, oder die Sonne der inneren Zufriedenheit fehlen?

Der flache Sattel unmittelbar östlich des Dedec, 2020 *m*, war endlich erreicht und nach Durchschreitung einer kleinen, grünen Grube that sich vor uns die weite,

mit saftiggrünen Matten reich ausgekleidete Mulde von Korošica auf. Der grüne Kessel wird überragt von der mächtigen Ojstrica, die aber hier behäbig und breitschultrig erscheint, und in der Niemand die schlanke »Zugespitzte« (Ojstrica = Zugespitzte) erkennen würde, als die sie sich, von Westen oder Osten gesehen, kühn aufschwingt. Ein breiter Felsrücken streicht südlich von dem wettergebleichten Felsgipfel gegen uns herab; wo sein Fuss in weichem Rasen zu einem gerundeten Kamm ausläuft, steht die Korošicahütte unserer Section Cilli. Vielverheissend sah das kleine, scheinbar fensterlose, grob mit Brettern verschalte Ding, zu dem wir jetzt über weichen Rasen hinabstiegen, nicht aus, und wir konnten uns kaum denken, wie in diesem Liliputanerhause sieben erwachsene Menschen Unterkunft finden sollten. Als wir aber (nach 1¼ Stunden von Presedlej) die Hütte betraten, da erschien der allerdings sehr kleine Innenraum wenigstens von ansprechender Reinlichkeit und er enthielt auch das Nothwendigste an Einrichtungsstücken; aber mit gerechter Sorge betrachteten wir die kurze und höchstens für fünf Personen genügend breite Pritsche. Als jedoch die von Freund Pinker zubereitete, dampfende Erbstwurstsuppe auf dem Tische stand, pfauchende Dampfstrahlen aus den erhitzten Behältern des Büchsenfleisches auffuhren und dunkles, südliches Rebenblut in den Gläsern perlte, da machten wir uns doch nur geringe Sorgen darüber, dass Potočnik der Ältere nun auf der kurzen Vorrathkiste und dessen Bruder auf der Bank die Nacht verbringen mussten. Ein so vielköpfiger Besuch ist eben eine ganz ausserordentliche Seltenheit, wird doch die Hütte jährlich nur von etwa 30 Personen besucht. Dennoch wäre vermuthlich ihre Vergrösserung, die etwa um das Doppelte nöthig ist, schon ins Auge gefasst worden, hätte nicht der Slovenische Alpen-Verein eine Trutzhütte, die Kocbekhütte jenseits Na sedelc, hingestellt.

Jene kalte, frostig graue Dämmerung, wie sie selbst im Hochgebirge doch nur die Herbstmorgen kennen, breitete ihren unsicheren Schein gleichmässig über Rasen, Krummholzbüsche, Geröll und Felsen, als wir den zwar kleinen aber behaglich warmen Raum verliessen, und — die Hände tief in den Hosentaschen, den Pickel unter dem Arme — zähneklappernd unserem Freunde Pinker zusahen, der die noch am späten Abend aufgerichteten »Käferfallen« untersuchte. Du staunst, lieber Leser? Es ist aber doch so; denn auch mit List verfolgt man im Dienste der Wissenschaft die unschuldigen Thiere. In diesem Falle waren es die leeren Hüllen des Büchsenfleisches, welche Pinker an den tiefsten Stellen kleiner, mit dem Pickel hergestellter Gruben versenkt und mit einem »Köder« in Gestalt zerdrückter Schnecken oder Regenwürmer verlockend ausgestattet hatte. Aber entweder hatten die unschuldigen Höhenbewohner Pinker's finstere Anschläge durchschaut, oder es war ihnen die bitterkalte Herbstnacht für ihre Spaziergänge nicht geeignet erschienen — die Fallen waren leer.

Über den Anstieg ist nicht viel zu sagen. Man steigt von der Korošičahütte gerade nördlich an über kleine Stufen zwischen Krummholzbüschen und Felspartien empor und kommt abwechselnd über Geröll und Rasen steil aufwärts zu einer kleinen, fast kreisrunden, mit kurzem Rasen und feinem Gries ausgekleideten Mulde, welche links bleibt. Über einen breiten Rasenrücken und Geröll geht es in gleicher Richtung weiter, bis man nach etwa 30 Minuten an die Abzweigung des westlich zur Škarje (Scheere, Scharte oder gescharteter Kamm [Übergang in das Logarthal]) führenden Weges kommt. Zehn Minuten höher aber kommt man zur zweiten Abzweigung: hier führt jener Pfad westlich zur Škarje hinüber, den die von der Ojstrica Absteigenden benützen. Hier liessen wir unsere Rucksäcke zurück. Bald darnach war der Grat erreicht. In kurzen Windungen klimmt der Weg — nur ein paar Mal einen flüchtigen Blick in den jähen Absturz der Nordseite gewährend — auf

der Südseite empor und schon nach 1 Std. 10 Min. stehen wir auf dem luftigen Throne der den ganzen Osten dieses Alpenzweiges beherrschenden Ojstrica, 2350 *m*. — Kurz vorher war die Sonne ohne sonderliches Gepränge aufgegangen, hatte sich aber bald wieder hinter einer rosig durchglühten Wolkenbank verborgen und sandte nun aus ihrem Verstecke eine breite Fluth goldigen Lichtes auf die östlichen Gefilde nieder, dass das glitzernde Band der Sann im glühenden Wiederschein aufleuchtete und ihre Zuflüsse wie feurige, durch den dunklen Grund der verblauenden Tiefe sich windende Schlangen erschienen. Tiefblaue Tinten umflossen die runden, verworrenen Bergzüge, welche je weiter nach Osten, desto unscheinbarer erschienen, denn die Ojstrica ist der letzte, östlichste der vornehmen Hochthrone und dies giebt ihrem Rundbild ein ganz eigenartiges Gepräge. Wer auf ihr steht, blickt aus erhabener Höhe hinab auf das Heer der Vasallen und weit nach Osten und Süden hinaus in das von ihr beherrschte Land. Sie ragt wie ein trotziges Felscap stolz hinaus in das wogende Meer ungezählter Gipfel und Kuppen, und diese Eigenart ist das Hervorstechende an dem Rundbild, das dadurch um so fester in der Erinnerung haftet. Auf der Nordseite ragten aus dem welligen Grün der weniger bedeutenden Berge auffallend die massigen Leiber des Petzen und Hochobirs empor; aber über dem grünen Kärntnerlande lagen noch weithingezogene Nebelstreifen, die den Fernblick hemmten; der erwartete Nordwind war noch nicht in erwünschter Stärke eingetreten. Prächtig ist der Abblick in die schwindelnde Tiefe des Logarthales, zu dem die Ojstrica mit wilden Steilwänden abbricht. Dort, anscheinend an dem Fusse des von kreischenden Dohlen umschwärmten Geschröfes, finden wir die Klemenšek-Alm, an welcher der Weg über die Škarje vorbeiführt und hinableitet in die breite, üppig grüne Sohle des Logarthales, das da so friedlich und anmuthig hinauszieht.

Wir wollten auch in den von Felsen eingeschlossenen Roban Kot (Kot = Winkel, Roban vermuthlich = felsig, auch Rand) hinabblicken und kletterten desshalb auf dem Gipfelgrate ostwärts weiter, wobei uns der vom Slovenischen Alpenverein angelegte und mit einer Gedenktafel für seinen ersten Begeher, Kocbek, versehene Steig um einige Felsthürme recht angenehm herumführte. Der Pfad sinkt jedoch bald unter die Felsen und leitet, den rasenverkleideten Südhang des Ostkammes abwärts schneidend, zur Malička Planina, zur Kocbekhütte und zum Steig, der aus dem Roban Kot heraufkommt. Wir blieben auf dem zerhackten Grat, genossen noch den schönen Abblick in den malerischen Felsenkessel des Roban Kot, den man bis hinaus zum Sannthal überblickt, und kehrten dann auf den Hauptgipfel zurück, um zur Škarje, d. i. die tiefste Einschartung in dem westlich zur Planjava streichenden Hauptkamme, abzusteigen. Mit weiten Sätzen wurde über den steilen Hang, den wir früher heraufgestiegen waren, hinabgesprungen, dass das losgetretene Geröll prasselnd zur Tiefe polterte und die von dem recht schneidigen Morgenlüftchen erstarrten Glieder wieder wohlthuend erwärmt wurden. Nach kaum 10 Minuten hatten wir die früher erwähnte, obere Wegtheilung und nach weiteren 15 Minuten das weite Felsthor der Škarje, 2127 *m*, erreicht. Alle bisher genannten Wege, auch jener nach Osten zum Roban Kot sind roth bezeichnet, ebenso der von der Škarje zur Klemenšek-Alm und in das Logarthal. In der Scharte stehen zwei Wegtafeln. Die slovenische Tafel giebt für den Anstieg auf die Planjava 3 St., für den Weg bis zum Steiner Sattel gar $4^1/_2$ St. an, Zeitangaben, die nicht nur überhaupt falsch, sondern auch in ihrer Theilung unrichtig sind; denn wir benöthigten bei langsamem Gehen bis auf die Planjava im Ganzen 1 St. 10 Min. und von dieser zum Steiner Sattel 1 St. 12 Min., so dass der ganze Weg 2 St. 22 Min. in Anspruch nahm und mit rund $2^1/_2$—$2^3/_4$ St. anzugeben wäre.

Der Anstieg von der Škarje auf die Planjava (P. = Ebene oder überhaupt eine offene, kahle, baumlose Gegend) ist ebenso leicht, wie jener auf die Ojstrica, und ich vermag den verwöhnten Felsliebhabern wirklich nichts von Kaminen, Bändern, Überhängen und sonstigen gewürzten Beigaben zu erzählen. Zunächst geht es den grünen Kamm hinauf auf einen Rasenkopf und jenseits eines seichten Sattels abermals über Rasen und kleine Felsstufen auf den Vorgipfel ($^1/_2$ Std.). Von diesem hatten wir etwas steil abzusteigen und sodann links neben dem Kamme auf- und absteigend zu queren, bis die steil abbrechende Gipfelwand der Baba, so wird der höchste Gipfel der Planjava auf der steirischen Seite genannt (Baba = Weib, eigentlich Grossmutter), in Sicht kam. Aber gemach, ungeduldiger Leser, es kommt auch jetzt keine aufregende Schilderung einer gewagten Kletterei. Ruhig und friedsam weicht man der Wand nach links aus, erreicht schärfer ansteigend den Südkamm und auf diesem bequem hinüberschlendernd den Gipfel (50 Min.).

Stolz und schlank hat sich ostwärts die Ojstrica aufgeschwungen, sie ist jetzt wieder die »Zugespitzte«, fürwahr ein edler Eckthurm der Steiner Alpen, ein würdiger Vorwart derselben. Abweisend sieht ihr Nordabsturz aus, dräuend auch das wilde Geschröfe der langen Nordwand der Planjava. Da und dort können kühne Gipfelstürmer noch ihre Kletterkünste an jungfräulichem Felsbollwerk erproben; sie werden manche Dohle aus ihrer rauhen, aber ruhigen Häuslichkeit aufstören und gar mancher losbrechende Block des zerborstenen Gewändes, das noch kein menschlicher Fuss gesäubert, wie so manche Partien gefürchteter Dolomit-Modeberge, wird zersplitternd auf die geröllbedeckten Stufen an dem Fusse der wilden Schrofen niederdonnern und die Kunde zu Thal bringen, dass auch dort oben in jenen wolkenumflatterten Felsöden der ehrgeizige, nimmerrastende Mensch die tiefe Ruhe zu stören beginnt. Völlig aufgeschlossen liegt das schöne Logarthal mit seinem lieblichgrünen Rasenteppich zu Füssen; friedvoll und anmuthend grüsst das breite, vom glitzernden Silberband der ostwärts eilenden Sann durchwirkte Sannthal von der anderen Seite herauf; im Süden dehnt sich die weite, grüne Krainburger Ebene mit ihren zahllosen Dörfern und Ortschaften; über Laibach zerfliesst eben der herbstliche Morgennebel. Der ganze Süden und Osten liegen in krystallener Reinheit vor uns und nichts — ausser dem schlanken Obelisken der Ojstrica — hindert den freien Rundblick. Das ist das schon hervorgehobene, dem Rundbilde aller Hochzinnen der Steiner Alpen Eigenthümliche: jede dieser Zinnen beherrscht hoheitsvoll die weite, tief unten bleibende Welt grüner, welliger Berge, aus denen nur noch die Raducha, der Petzen und der Hochobir bedeutungsvoller aufstreben. Im Norden liegt noch eine unabsehbare Reihe wallender Wolkenstreifen; aber es ist bereits Bewegung in dieselben gekommen. Mit vollen Backen bläst der frische Nordwind in die wogenden Schwaden; frostig fährt er auch um unsere Gipfelkuppe, die wir darum bald verlassen.

Über bewegliches Geröll poltern wir südlich in der Richtung gegen die schluchtige Tiefe des Freithofthales hinab, wobei wir uns nur wenig rechts halten und durch die Kehle einer kurzen, sehr steilen Felsschlucht über mit frischen Schnee bestäubten Schutt flott hinabfahren auf eine Geröllstufe unterhalb der plattigen Wände. Auf dieser wenden wir uns scharf nach rechts (westlich) gegen einen kleinen, grünen Sattel — Potočnik nennt ihn »Sukavnik« — in dem südwestlich gegen den Uršič vorspringenden, kleinen Seitengrat. Platten und jähe Rasenflecken wechseln mit morschen Felsstufen und Geröllplätzen; aus dem üppigen Grase des kleinen Sattels blinken prächtige Edelweisssterne, die rasch gepflückt werden. In wilden, unnahbaren Plattenschüssen baut sich oberhalb das braungraue, drohende Gemäuer der Planjava auf; an ihnen vorbei trifft unser Blick den im

warmen Sonnenlichte grüngoldig aufleuchtenden Rasenkamm des Steiner Sattels, aber bis zu ihm gilt es noch vielfaches Auf- und Absteigen und auf den ersten Blick hin scheint an manchen Orten der Durchschlupf keineswegs leicht zu sein. Über die steile Rasenböschung geht es zunächst etwa 50 Schritte abwärts, dann folgen jähe Schrofen, an denen wir scharf nach rechts hinabklettern, um endlich gegen den Fuss der überhängenden Wand, und zwar zu einem rothgelben Abbruch über unangenehme Platten zu queren. Nun bleibt der Fuss der entweder lothrechten oder drohend herausgeneigten, braunen Wand stets knapp zur Rechten; eine Art Band, das aber überall steil abgedacht ist und in launischem Zickzack über alle Rippen hinaufklettert und in alle Schluchten, die noch zu queren sind, muthwillig hinabsteigt, bildet den Pfad. Die rothen Striche und Kreuze, welche auf Geheiss des »Slovenischen Alpenvereins« die Richtung angeben, sind stellenweise recht angenehm, aber es ist auch keineswegs zu verkennen, dass sie nur zu leicht Unberufene in dieses Wirrsal von unangenehmen Platten, bröckligem Geschröfe und trügerisch auf geneigtem Getäfel aufliegendem Geröll locken, weil eine warnende Tafel fehlt. Denn dieser Weg ist zwar nirgends technisch schwierig, aber er erfordert unausgesetzt vollste Behutsamkeit und grösste Trittsicherheit; ein Fehltritt oder Ausgleiten müsste an vielen Orten verhängnissvoll werden, denn nach unten folgt überall jähes, plattiges Geschröfe und einzelne Stellen, wo man von Fels auf alte Schneereste übergehen muss, können recht kitzlich werden. Endlich ist die letzte Rinne gequert, die letzte Rippe überklettert und froh aufathmend springen wir mit übermüthigen Sätzen über die weiche Rasenböschung zum breiten Kamm des Steiner Sattels hinauf. 1 Std. 12 Min. sind seit Verlassen des Planjavagipfels vergangen; heiss hat die Mittagsonne aus dem völlig ausgeheiterten Himmel in das kahle Geschröfe herabgebrannt; jetzt umfächelt uns kühlend der frische Nord, der über die nun von allen Nebelhüllen reingefegten, grünen Kärntnerberge herüberstreicht.

Da lag nun wieder das ganze Logarthal mit der grünen, heiteren Anmuth seines Mattenbodens und dem schroffen Aufbau seiner Gelände vollständig aufgeschlossen vor uns. Vollständig überblicken wir auch die felsige Steilstufe, welche die innerste, grüne Mulde des Thalbodens abschliesst, und über welche die junge Sann als »Rinkafall« aus bedeutender Höhe zerflatternd niederstäubt. Dann folgt, abgeschlossen gegen unten durch die braungrauen Steilwände der oben erwähnten Stufe, nach oben von dem im Sonnenlichte hellsilbergrau schimmernden Gürtel wilder Schrofen des Steineralpen-Hauptkammes und der Merzlagora, die oberste Thalstufe, aus deren hellgrünem, von einzelnen dunklen Fichteninseln durchwirktem Mattenteppich die Okreselhütte in sattem Goldgelb frisch bearbeiteten Holzes heraufblinkt. Fröhlich grüssten wir unsere Herberge für die heutige Nacht, frohe Grüsse flogen auch hinüber zur stolzen Ojstrica, die von hier wieder ihre schöne, obeliskenartige Gestalt weist; freudig erkannten wir da und dort manch' lieben, alten Bekannten in dem nach Norden verblauenden Berggewoge, und behaglich streckten wir uns auf dem weichen Grase im heiteren Sonnenscheine. Sollte da das wohlverdiente Mittagmahl nicht königlich munden? Diese, die Stunden harter, energischer Muskel- und Sinnesarbeit so angenehm unterbrechenden Pausen süsser Ruhe und wonnigen Schauens sind ja etwas so Köstliches, dass sie allein alle die Mühen und Entbehrungen eines Bergganges reichlich lohnen. Doch was sage ich von Entbehrungen! Kann denn Entbehrung genannt werden, was an sich schon seltener Genuss ist? Was wisst ihr bedauernswerthen Stadtmenschen, die ihr die hehre Hochgebirgswelt nie bis in ihre höchsten, einsamsten Winkel durchwandert habt, davon, wie wunderbar die einfachen Schätze des Rucksackes munden, wenn sie auf luftiger Höhe kredenzt werden, die grüne Matte oder den grauen

Fels zum Sitz und Tisch, die blaue Himmelskuppel zum unvergleichlichen Saale, in dem die ragenden Hochthrone die unvergänglichen Strebepfeiler bilden? Was wisst ihr davon, wie herrlich der oft recht unschuldige Tropfen Zunge und Gaumen netzt, den die Flasche birgt, die unser auf mancher gemeinsamen Fahrt erprobter Freund uns reicht? Nur wer selbst, das Ränzel auf dem Rücken, den Stock in der Hand, wanderfroh die heimathlichen Auen und Wälder durchstreift hat, kann die Würze und Weihe solcher Mussestunden ahnen, nur wer selbst ins Hochgebirge hinaufgestiegen, kann sie nachempfinden.

So süss ruhte es sich, so wohl schmeckte das Pfeifchen, das uns »am stillen Herd zur Winterszeit« aus zarter Rücksicht auf die empfindlichen Einrichtungsstücke und da und dort vorkommende, strenge Verbote so selten winkt, dass uns vielleicht die Abendschatten noch in beschaulicher Lenzerei getroffen hätten, wäre nicht Freund Kucharz mit seiner ewigen Unruhe längst der Boden unter den Füssen heiss geworden. Er überschüttete uns mit eindringlichen Predigten über »Sybaritenthum«, »Energielosigkeit« und die Pflicht, »Programme« auszuführen, was dann endlich bei uns reuigen Sündern zur Folge hatte, dass wir uns als genussvolle Busse die Ersteigung der Brana auferlegten.

Die Brana, 2247 *m* (Brana = Egge, Brückenjoch etc.), welche, stark nach Süden vorspringend, ziemlich genau die Mitte des Steiner Alpen-Hauptkammes (zwischen Grintovc und Ojstrica) bildet, steigt auf der Westseite des grünen Steinersattelkammes als breiter, massiger, geröllumflutheter Felsbau auf. Der Passweg führt nicht unmittelbar von der Sattelkehle weg nordwärts zu Thal, sondern er steigt in Westrichtung an der Nordflanke der Brana noch gute zehn Minuten empor, bis er die senkrechten Abstürze an dem Nordabbruch des Steinersattels westwärts umgangen hat und über die plattigen Schrofen der Kotle (der Specialkarte) hinabklettern kann. Der an dem Nordfusse der Brana westlich ansteigende Theil des Pfades quert in seiner ganzen Ausdehnung eine mächtige Geröllhalde. An deren oberem Rande, wo das bewegliche Trümmerwerk den Fuss der Branafelsen verkleidet, windet sich, gleichfalls westlich gewandt, der roth bezeichnete Pfad zur Brana empor, bis zu einer Ecke, welche eine nördlich etwas vortretende Felsrippe bildet. Hier wendet man sich erst gerade, dann nach links etwas steil auf dem durchaus gutartig gestuften Geschröfe empor, wobei man theilweise auf dem Rücken der Rippe selbst klettert. Hoch oben findet sich ein breites, nach links (östlich) ziehendes Band, das bis zu einer schiefen Rinne leitet, und durch diese wird der nach Westen sanft abfallende, geröllbedeckte Gipfelrücken gewonnen, über den in wenigen Minuten der höchste Punkt zu erreichen ist. Wir hatten in bequemer Gangart kaum drei Viertelstunden vom Steinersattel aus gebraucht. Der Anstieg bietet keinerlei Schwierigkeiten, er kann unbedenklich von jedem halbwegs erfahrenen Naturfreund ausgeführt werden. Die Aussicht aber ist von überraschender Schönheit, und ihretwegen sollte keiner von Jenen, die den Steinersattel überschreiten, den Besuch versäumen.

Die Brana ist die lohnendste Warte für den Überblick über den Hauptheil der Gruppe der Steiner Alpen; mit Ausnahme der Kanker Kočna sind sämmtliche Glieder der Gruppe in prächtiger Anordnung sichtbar. Insbesondere die Westhälfte derselben, der Grintovcstock, liegt schön entfaltet vor dem Beschauer.[1]) Breit und massig steigt aus dem Kankersattel der Grintovc empor, die breite, graue Karstwüste der Pode ernst beherrschend; deutlich sind alle Gratzacken gegen den Langkofel zu, dieser selbst an die Štruca und letztere eng an die Skuta gelehnt, sichtbar. Stolz und vornehm steigt diese edle Pyramide aus den öden Geröllmassen

[1]) Siehe die flüchtige Zeichnung Seite 325.

und kahlen Plattenkaren zum blauen Firmamente auf, daran reiht sich der dreigipflige Zug mit der krainischen und steirischen Rinka und dem Križ. Quer vor diesen legt sich der breite Rücken des namenlosen, in der Specialkarte 1:75000 als »Mitterspitze«, 2276 *m*, bezeichneten Gipfels und herwärts die breitschultrige Turška gora, 2246 *m*. Breit und offen dehnt sich im Süden das waldige Feistritzthal, im Norden der liebliche Mattengrund des Logarthales; auf der breiten Krainburger Ebene und dem fern im Süden scharf abgeschnittenen Hügelgewoge, das uns die herrliche, blaue Adria verdeckt, liegt der warme Glanz der nachmittägigen Herbstsonne und verklärend fliesst derselbe auch über das Meer von Kuppen und langen Rücken im Osten und Norden. In gleissender Pracht strebt dort nordwestlich die schöne Gestalt der Hochalmspitze empor, bräutlich geschmückt mit schimmerndem Firn; die anderen Grossen der Hohen Tauern baden sich in sonnendurchglühtem Duft; nur dort, wo wir die lange Kette der Niederen Tauern und unsere lieben Ennsthaler Berge suchen, scheint sich ein langer, weisser Nebelstreifen zu dehnen — der einzige unter der jetzt wunderbar klaren, ungetrübt blauen Himmelskuppel.

Die Nordflanke lag bereits im Schatten, als wir über die Schrofen zu den Geröllfelsen hinabsprangen. Abfahrend wie auf Schnee oder mit Riesensätzen über den beweglichen Trümmerhang hinabsausend wie eine wilde Jagd, dass die nachrollenden, vorspringenden und dröhnend zersplitternden Trümmer lawinenartig wie Ungewitter zur Tiefe polterten, stürmten wir in wenigen Minuten über die lange Halde bis zu dem vom Steinersattel herüberkommenden Pfade, wo derselbe beiläufig den höchsten Punkt erreicht hat (35 Minuten vom Gipfel). Dieser Pfad ist durchwegs den steilen, plattigen Felspartien der »Kotle« (der Specialkarte) abgerungen.[1]) Er klettert in steilen Serpentinen hinab, windet sich um weit hinaushängende Felspartien, quert mehrmals blanke Platten und steigt über jähe Stufen, wo gemeisselte Tritte, Eisenstifte und Drahtseile als willkommene Helfer den interessanten Felsensteig zieren, den man als Passweg aus einem Thal in das andere, oder als Zugang zu einer Schutzhütte gewiss nicht erwartet hätte. Endlich ist der Fuss des Steilabbruches erreicht; über eine steile, schüchtern und schütter beraste Schutthalde, zur Linken eine jäh aufstrebende Wand, führt dann das Zickzacksteiglein hinunter. Ein Graben wird gequert, links geht es noch einmal etwas empor, dann sinkt der breitgewordene Weg über einen mit magerem, von Lawinen niedergelegten Jungwald bestandenen Hang rasch hinab. Eine spärlich rieselnde Quelle wird passiert, der Boden flacht sich aus, saftiger Rasen deckt ihn, alte Fichten und im Herbsthauche gelb gewordene Lärchen streben knorrig empor, und da stehen wir auch schon — genau 1¼ Stunden nach Verlassen der Brana — vor der schönen, bedeutend vergrösserten und wohleingerichteten Okreselhütte, von der wir für heute als uneingeschränkte Alleinherrscher jauchzend Besitz ergreifen.

Idyllisch, nach der langen Wanderung über rauhe Trümmerfelder, kahle Schrofen und scharfkantige Felsgrate doppelt anheimelnd, steht die unserer Section Cilli gehörige, geräumige Okreselhütte in der weltabgeschiedenen Mulde. Weiche Rasenteppiche sind über die ebene Lichtung gespannt; knorrige, schwarzgrüne Fichten und zierlich gefiederte, von den Nachtfrösten längst goldgelb gefärbte Lärchen, sowie einzelne in allen Schattierungen des Herbstes, vom dunklen Blutroth bis zum hellsten Gelb, prangende Ahorne und andere Laubbäume reihen sich zu einem bunten Kranz, den die kahlen, silbergrauen Felswände der nahen Bergriesen ernst bewachen. Ruhe

[1]) Kotla heisst nach Prof. Franz Levec zu deutsch »Wasserkessel«, eine durch die Wirkung des Wassers entstandene Grube; Kotle ist die Mehrzahl. Darnach ist der Name Kotla überhaupt nicht auf einen Berg oder Berggipfel anzuwenden, was auch Potočnik bestätigte.

ist oben in das Luftmeer eingekehrt, Stille herrscht über den starren Steinwüsten, süss verklang längst der einsame Sang einer verspäteten Drossel, friedlich nur klingt aus der unsichtbaren Tiefe das gedämpfte Rauschen des Rinkafalles herauf — eine heilige, weihevolle Stimmung liegt über der herrlichen Abendlandschaft.

Drinnen aber, in der geräumigen Hütte hat sich flottes Leben entfaltet. Freund Pinker als unübertrefflicher Küchenmeister hat mit Recht den Herrscherstab für den



Okreselhütte mit der Ojstrica.

Abend ergriffen und alle Schätze der nicht mehr sehr reichhaltigen Lebensmittelkiste an das Tageslicht befördert. Vorsorglicherweise aber haben wir schon mittags Potočnik's Bruder vom Steiner Sattel aus in das Logarthal zu Piskernik hinabgesandt. Schwer bepackt ist er nun soeben zurückgekommen mit Wein, Speck, Mehl, Eiern und anderen köstlichen Dingen, und auf Pinker's Geheiss hat jeder von uns seine Arbeit bekommen. Potočnik hatte Wasser zu kochen, die brodelnde

Erbswurstsuppe zu überwachen und das heilige, alles belebende Feuer zu erhalten; Freund Statzer — sonst nur über schwierigen Aufgaben des Eisenbahnwesens brütend — musste, abwechselnd mit Mach, — der sonst nur schwere Dampfhämmer und gewaltige Schwungräder für sich arbeiten lässt — im Schweisse seines Angesichts den von Pinker mit aufgestreiften Ärmeln trotz eines Koches bereiteten Teig abtreiben, und ich, — dem das Vertrauen der Vereinsgenossen Feder und Rothstift in die Hand gedrückt hat —, ich wurde beauftragt — horribile dictu — vermittelst einer sorgfältig gereinigten, leeren Weinflasche in Ermangelung eines richtigen »Nudelwalkers« (ob wohl alle freundlichen Leser dieses unentbehrliche Küchenausrüstungsstück kennen?) die Teigballen zu grossen, dünnen Flecken auszuwalzen — galt es doch »abgeschmalzene Nudel und Zweckerl«, ein niederösterreichisches Hausgericht, zu bereiten. Du magst wohl lächeln, lieber Leser, du hast sie aber nicht versucht, diese leckeren Dinger, welche jetzt Freund Pinker aus dem dampfenden Kochtopf in das prasselnd aufzischende Fett schüttete. Selbst Herr Kucharz, der sich während der emsigen Küchenarbeit besonders dadurch hervorgethan hatte, dass er in der Regel dort stand, wo er die anderen am meisten hinderte, oder unauffindbar war, wenn man seiner dringend benöthigte, und endlich den langen Tisch mit tausend Kleinigkeiten bedeckt hatte, als es Zeit war, Teller und Bestecke zu bereiten, selbst Herr Kucharz, dem oft die beste Stadtküche viel zu schlecht kocht und der ein anderes Mal wieder schales Bier als vorzüglich trinkt, selbst er erklärte Pinker für einen der grössten Kochkünstler unserer Zeit. Und in der That blieb nichts in der gewaltigen Schüssel, das beste Zeugniss für den Koch; ein Kegel leerer Büchsenfleischhüllen thürmte sich auf, und Speck, Rauchfleisch und Käse verschwanden, — ja der Berggang hatte Appetit gemacht. Den Frauen freilich dürft ihr von dem, was ich hier erzähle, nichts verrathen; sie verlernen es sonst möglicherweise, unruhig und ängstlich zu werden, wenn einmal in der heimischen Küche etwas nicht allzu gut gerathen ist, weil sie nun wissen, wie genügsam ihre Gestrengen mitunter sein können. Oder wenn ihr es ihnen schon sagt, dann erzählt ihnen auch, dass all das da droben in den einsamen Schutzhäusern ganz anders ist, dass dort das Ungewohnte die Würze der derben Speisen bildet, dass dort der sonst im Alltagsgetriebe von des Tages Last und Sorgen niedergedrückte Mensch ein neues Leben lebt, weil er auf dem Wege zu den lichten Höhen gefunden, was ihm die dumpfe Tiefe nie geben kann: die Freiheit, jene Freiheit, zu deren Preis in dieser Nacht noch oft und verständnissinnig die Becher aneinanderklangen und froher Sang hinaustönte in die stille, schlummernde Bergwelt.

Rinkathor—Rinka und Skuta.

Schwarzblau wölbte sich noch die Riesenkuppel des nächtlichen Firmamentes über dem stillen Hochgebirgskessel; glitzernd flimmerten noch die unzählbaren Sterne aus den unbegriffenen Räumen des Weltalls in unseren weltabgeschiedenen Winkel nieder, als ich am 16. September frühmorgens zum ersten Male vor die Hütte trat. So krystallklar war die frostige Nachtluft, dass ausser der schmalen Silbersichel der knapp vor dem Neumond stehenden Luna auch noch deren ganze Scheibe deutlich erkennbar war. Der Tag, der jetzt dort im Osten mit kaum erkennbaren, fahlen, bläulichgrünen Tinten sein Nahen ankündigte, musste herrlich werden. Doch noch lange hielt uns das Abkochen, Frühstücken und das Reinigen des Geschirres an die Okreselhütte gefesselt, und als wir endlich reisefertig dem schönen, trauten Heim der Section Cilli dankbar Lebewohl sagten, da war der Tag fast ganz heraufgezogen. Wie mit bleichem Silbergrau übergossen ragten aus dem

schwärzlichen Dunkel der Wälder und Krummholzflächen, fussend in graugrüngesprenkelten Schuttströmen, die kühnen Strebepfeiler und Plattenpanzer empor, welche die lange Wandflucht des Hauptkammes hier nach Norden kehrt. Als kühner Eckthurm steht draussen im Osten die schlanke Ojstrica; düstergrau, die schmalen



Das Rinkathor.

Felsrippen zwischen den tiefeingerissenen Rinnen und Schluchten bis hoch hinauf mit schwarzgrünem Krummholz bestanden, und massig und breitschultrig — so schliesst die Merzlagora (= Kalter Berg) den Okreśel-Kessel gegen Norden ab.

Über den bereiften Rasen, an einer Halterhütte vorbei, zwischen einzelnen uralten Fichten und sterbenden Lärchen durch, zogen wir westlich, mässig aufwärts

gegen die wüsten Schuttströme des die Merzlagora vom Hauptkamme trennenden Sannthaler Sattels zu, bis wir uns nach etwa zehn Minuten, wo rothe und blaue Farbstriche gegen eine vereinzelte, mit einigen Bäumen bestandene Felspartie links vom Wege weisen, scharf nach links wandten. Wir liessen die erwähnte Felspartie knapp rechts liegen und stiegen in südsüdwestlicher Richtung zu der langen Schutthalde hinauf, die jenem tiefen Riss vorgelagert ist, der schluchtartig bis auf die Grathöhe des Hauptkammes, zwischen der Turska gora und dem vermeintlichen »Mitterspitz« der Specialkarte 1:75000, emporzieht.

Da lag es denn nun vor uns, das auf keiner Karte bisher richtig verzeichnete, von Frischauf nicht unpassend so genannte »Rinkathor«, welches allerdings nach Potočnik's Angabe von den Einheimischen als »Turski žleb« (Türkisches Thor, offenbar mit Beziehung auf die nahe Turška gora) angesprochen wird. Die »Specialkarte 1:75000« setzt den Namen Rinkathor so weit weg von dem Punkte, an den er gehört, dass es ausser Zweifel ist, dass der Eintragende die richtige Örtlichkeit nicht gekannt hat; allein sie lässt auch in völliger Unklarheit darüber, wo eigentlich das vermeintliche Rinkathor sein kann, denn die Bezeichnung steht in der Tiefe des Schuttkessels zwischen Križ, Sannthaler Sattel und Merzlagora. Die Originalaufnahme dagegen zeigt ganz klar, dass man dem »k. und k. Militär-Geographischen Institute« das Rinkathor unrichtig angegeben hat, denn dort ist dem Namen Rinkathor noch ein Pfeil beigesetzt, der unmittelbar auf den »Sannthaler Sattel« weist. Es ist unbegreiflich, dass nicht seitens der Kenner des Gebietes, dieser in bergsteigerischer Hinsicht höchst schwerwiegende Irrthum längst verbessert wurde. Das »Rinkathor« ist eine thorähnliche Scharte im Hauptkamme — sofern der Scheitel der Schlucht, wie dies oft geschieht, bezeichnet wird — oder wir müssen sagen, es führt zum Hauptkamme der Steiner Alpen, wenn wir, wie dies Frischauf that, die Schlucht Rinkathor nennen wollen. Diese Scharte befindet sich etwa dort, wo das »e« des Wortes »Mitterspitz« der Specialkarte 1:75000, oder das »p« des gleichen Wortes in der Originalaufnahme steht. In der letzteren ist sogar in der Felszeichnung und den Schichtenlinien ganz deutlich die auffallende Schlucht wiedergegeben, zu der wir nun auf der steilen, steinigen Halde, geküsst von den ersten Sonnenstrahlen, keuchend emporstiegen. Der Eintritt in die 6—12 *m* breite, von lothrechten Wänden drohend eingeschlossene Gasse erfolgt gleichfalls über sehr steiles Geröll, und wenn man nicht, so wie wir, Schnee in derselben findet, so spielt sich auch der ganze fernere Anstieg mit Ausnahme weniger Schritte auf äusserst steilem, lockeren Geröll ab und ist demnach ungemein anstrengend. Wir fanden die stellenweise bis gegen 50° geneigte Kehle mit glashart gefrorenem Schnee bedeckt und trotz der zwei je 60 *m* langen, mit Knöpfen versehenen Drahtseile, welche die Section Cilli unseres Vereins dort anbringen liess, spürte ich empfindlich, dass ein gebrochener Pickel doch nur ein recht unvollkommenes Werkzeug ist. Die Seile sind nur an ihren oberen Enden befestigt, sie hiengen also lose über den Schnee herab, und man musste sich, wollte man das Stufenschlagen ersparen, an ihnen fast wie beim Tauklettern in der Turnhalle emporziehen.[1]) Ganz oben schlägt man sich rechts, klettert auf eingemeisselten Tritten über die grossen Stufen und erreicht endlich die enge Scharte des Rinkathores. (Wir hatten von der Okreselhütte bis hieher 1 St. 35 Min. benöthigt.) Leider konnten wir hier nicht stehen bleiben. Schon beim Eintritte in die Schlucht hatte uns ein starker, kalter Nord im Rücken gefasst; hier auf der Scharte wirkte der von den Schluchtwänden eingepresste Luftstrom mit der furchtbaren Gewalt eines

[1]) Jetzt sind die Seile an der östlichen Schluchtseite angebracht und mehrfach befestigt.

riesigen Hochofengebläses, so dass wir auf der Südseite Schutz suchen mussten, um frühstücken zu können.

Der Hauptkamm ist hier ziemlich breit und vielfach mit Geröll überschüttet. Nach Osten steigt er mit gerundeten Stufen zur nahen Turška gora an; wäre nicht der heftige Wind gewesen, so hätten wir den etwa ½—¾ stündigen Spaziergang nicht gescheut. Vor uns, gegen Süden, tiefte sich eine kreisrunde Mulde ein, dann fiel der zerrissene, öde Karstboden, auf dem das volle Sonnenlicht blendend fluthete, rasch gegen die Tiefe des grünen Prosekgrabens ab. Die blaurothe Markierung, welche über den Skrcd nach Pode führt, leitet westlich weiter; wir aber wandten uns nun rechts (nordnordwestlich), wanderten der Südseite des durchaus breiten Kammes entlang über rauhes, jedes Pflanzenwuchses bares Gestein und wüstes, scharfkantiges Trümmerwerk hin, und stiegen gegen den flachen, tafelförmigen Scheitel der den Kamm nur mässig überhöhenden, breiten Felskuppe, welche die Specialkarte 1:75000 mit der Höhenziffer 2276 und dem Namen »Mitterspitz« bezeichnet, hinauf. Die Höhe dieser Kuppe ist richtig, der Name aber ist strittig, denn nach Frischauf käme der Name »Mitterspitz« dem schönen Felsgipfel mit der Höhenziffer 2460, nordöstlich von der Skuta, zu. Potočnik sagte, dass er den Namen Mitterspitze nur von Bergsteigern gehört habe, und meinte, übereinstimmend mit der Karte, dass die flache Kuppe, auf welcher wir standen, so heisse. Im Einklange damit hörte ich dann von Cillier Kennern des Gebietes, dass man thatsächlich — vielleicht fussend auf den Angaben der Specialkarte — die Erhebung 2276, welche von dem Kessel oberhalb der Okreselhütte etwa in der Mitte zwischen Turška gora und Steirischer Rinka erscheint, als Mitterspitze bezeichne, wogegen Frischauf's Mitterspitze, 2460 *m*, die »Krainische Rinka« sei.

Von der Mitterspitze der Specialkarte aus, viel besser aber von der Brana aus (auf letzterer ist die Seite 325 beigegebene flüchtige Skizze gezeichnet) erscheint der Kammverlauf von der Skuta weg nordöstlich so angeordnet, dass auf den scharfen Grat, der von der Skuta ausläuft, der schöne Felsgipfel 2460 *m*, die Krainische Rinka nach Angabe der Cillier und Potočnik's (Frischauf's Mitterspitze), nach einer mässigen Einsattlung die Steirische Rinka, 2441 *m*, und als Letzter, gegen den Sannthaler Sattel zu steil abfallender Felsgipfel der aus dem Hauptkamme etwas nordöstlich vorgeschobene Križ (= Kreuz), 2434 *m*, folgt. Nach derselben Cillier Quelle dürfte die Bezeichnung Križ = Kreuz von einem hölzernen Kreuze herzuleiten sein, das dort einstens Einheimische aufgerichtet hatten, wogegen die Bezeichnung Steirische Rinka desshalb dem P. 2434, auf dem die dreifache Landesgrenze von Krain, Steiermark und Kärnten zusammenläuft, gebührt, weil er im Gegensatze zu der von der Süd- oder Krainer-Seite allein sichtbaren Krainischen Rinka, 2460 *m*, die Grenze gegen Steiermark bezeichnet. Zu entscheiden, was in diesem Falle das Richtige ist, steht mir nicht zu. Thatsache ist, dass die Mehrzahl der Führer jene Touristen, welche kurzweg verlangen auf die »Rinka« geführt zu werden, auf den Gipfel, 2460 *m*, leiten, und dass denselben auch ein eiserner Kasten mit einem der »Rinka« gewidmeten Gedenkbuch ziert. Da nun alle diese Einzelheiten doch nur für Bergsteiger von Werth sind, wäre es höchst wünschenswerth, dass diese sich auf eine allgemein beizubehaltende, gleichmässige Namengebung einigen, und als solche möchte ich die hier dargelegte empfehlen, weil sie doch nun einmal den Vorzug hat, bereits praktische Geltung erlangt zu haben.

Zwischen unserer Mitterspitze und den beiden Rinkagipfeln dehnt sich eine nach Süden abfallende, flache Verschneidung breit aus. Wir umgiengen ihre oberste Mulde auf dem Nordrande, wobei wir über den Steilabfall gegen den Sannthalersattel und in die schutterfüllte Mulde, die gegen Okresel hinabzieht, blicken konnten.

Drüben ragte die zerrissene Merzlagora auf. Sie ist kein schöner Berg. Die stumpfe Pyramide schickt nach allen Seiten tiefeingerissene Runsen zu Thal; die dazwischen liegenden, scharffirstigen Schneiden zeigen bis ziemlich hoch hinauf Krummholz, die Gesteinsfarbe ist düstergrau. Der Berg besitzt mit 2208 *m* eine immerhin stattliche Höhe — aber ich empfand doch kein Verlangen, dieser kurzen Bergfahrt einen vollen Tag zu widmen; der Umstand, dass dabei ein paar als schwierig bezeichnete Stellen zu überwinden sind, konnte mich nicht umstimmen.

Wir steuerten auf jenen Geröllkegel los, der die untere Hälfte der Mulde zwischen den beiden Rinkagipfeln als hellgraues Dreieck ausfüllt, und wandten uns nach Zurücklassung der Rucksäcke auf breiten, bandartigen Stufen links aufwärts, dem höheren der beiden Gipfel, der Krainischen Rinka (Frischauf's Mitterspitze) zu, auf deren Scheitel wir bereits von weither das durch seine hellrothe Miniumfarbe auffallende, eiserne Kästchen erblickt hatten. Schwierigkeiten giebt es keine, die gut gestuften Schrofen sind überall leicht zu überklettern und nur gegen den Gipfel zu sind sie etwas steiler. Drei Viertelstunden nach Verlassen der Scharte des Rinkathores (die Rast abgerechnet) lagerten wir uns auf dem höchsten Punkte.

Der Tag hatte gehalten, was die Nacht versprochen: Krystallklar war die Luft geblieben, der Wind hatte abgeflaut, wolkenlos blaute der Himmel und aufgeschlossen breitete sich die weite, herrliche Bergwelt vor uns aus. Nur dort im Norden lag noch wie gestern ein breiter, weithin gezogener, weisser Streifen; aber jetzt konnten wir sehen, dass es kein Nebelstreifen war, sondern dass sich uns dort die lange Kette der Niederen Tauern, der Hochschwabzug und die andern obersteirischen Bekannten zeigten, und zwar im flimmernden Schmucke frischgefallenen Schnees prangend. Der regelmässige Wettersturz von Anfang September war also auch am Schlusse des beispiellos schönen Sommers von 1895 nicht ausgeblieben. Glänzend weiss, wie herausgehoben aus den dunkel abgetönten, schneelosen Bergzügen, grüsste die Hochalmspitze im schimmernden Firntalar herüber und des Glockners wohlbekannte Gestalt ragte königlich aus der Schar seines Gefolges empor. Den Osten deckt zum grossen Theil der Ostflügel der Steiner Alpen, aber der Blick nach Süden vollendet wieder den allen Gipfeln der Gruppe gemeinsamen Zug: die Steiner Alpen sind ein halbinselartig aufragendes Hochgebirge, und demgemäss ist das Rundbild von jeder einzelnen Zinne ein schier unbegrenztes.

Aus der weiten, sonnbeglänzten Runde zog aber immer wieder ein packendes Nahbild den bewundernden Blick auf sich: die benachbarte Skuta! Wie einer der stolzen Dolomitrecken, ebenso trotzig und abweisend, ebenso braungelb stand sie da drüben; aber die wilden Plattenpanzer und die anders geartete Schichtung zeigen, dass der Baumeister zwar nach gleich erhabenem Stil, aber mit anderem Baumaterial gearbeitet hat. Ein messerscharfer, spitzzahniger Grat, gesperrt von luftigen Thürmen verbindet die stolze Pyramide mit unserem Gipfel. Gleissende Plattenabstürze umgürten abwehrend die uns zugekehrte Seite und nur auf der Südseite ist ein kurzer, zackiger Vorbau sichtbar. Wenn auch gleichfalls glatt und plattenstarrend, müsste er doch die Möglichkeit bieten, bis etwa zur Hälfte der kühnen Pyramide emporzukommen, und dann — nun dann müssten eben, nach des seligen Michel Innerkofler's Ausspruch, »alle Heiligen weiterhelfen.« Wenn irgendwo, so gieng es da, und als das Potočnik bestätigte, war unser Entschluss sofort gefasst. Das Lager wurde abgebrochen und, da wir die Rucksäcke unten gelassen hatten, auf der Anstiegslinie wieder abgestiegen, sodann der Südfuss der krainischen Rinka über zerrissene Platten, Felsstufen und bewegliche Trümmerhalden auf und ab nach Westen umgangen und auf das Fussgestell der kühn aufstrebenden Skuta losgesteuert. — Herr Kucharz, der einen bereits früher erstiegenen Gipfel nie ein zweites Mal besuchen will, trennte sich hier

mit Potočnik's Bruder von uns; einer rothen Wegbezeichnung des Slovensko planinsko društvo folgend, wandten sich die Beiden südwestlich, um über den Skred nach Pod podeh und zum Kankersattel zu gelangen, eine Wanderung, die Herr Kucharz später als äusserst mühsam und anstrengend, sowie theilweise bedenklich bezeichnete.

Herr F. Kucharz berichtet darüber wie folgt: »Um 9 Uhr 45 Min. trennte ich mich schweren Herzens von meinen Begleitern, die dem Südgrate der Skuta zustrebten, während ich mit meinem Träger über den Slemen und Na podeh direct zur Frischaufhütte wollte. Von der Trennungsstelle stieg ich über Platten hinab in die Mulde und über Blöcke und Geröll hinan zu dem Rücken, der von der Skuta herabstreicht. Jenseits fällt ein steiler Plattenschuss gegen eine mit Geröll und Schneeflecken erfüllte Mulde ab. Wären hier nicht die rothen Markierungszeichen gewesen, nie hätte ich geglaubt, dass es hier hinabgehen könnte. Vorsichtig stiegen wir in den Rissen zwischen den Platten, die mit Erde und Rasenpolstern ausgefüllt sind, in die erwähnte Mulde hinab. Nun folgte ein langwieriges, mühsames Auf- und Abwärtsgehen über Blöcke, zerklüftete Platten und Dolinen hinan zum Na podeh-Plateau, zur Rechten die Abstürze der Skuta und die mauergleichen Wände der Štruca. Auf ersterer sahen wir hoch über uns meine Begleiter langsam dem Gipfel zuklettern. Froh war ich als der gute, vom Kankersattel zum Grintovc führende A.-V.-Weg erreicht war, 11 Uhr 15 Min.; Rast bis 11 Uhr 30 Min. — 12 Uhr 20 Min. Kankersattel und 12 Uhr 40 Min. Frischaufhütte. — Der tiefere aber weitere Weg über den Skred ist leichter.«

Wir Anderen wandten uns quer über die ausgedehnten Geröllströme zwischen der krainischen Rinka und der Skuta dem Fusse des früher erwähnten, kurzen südlichen Vorbaues der letzteren zu. Zwischen diesem und dem eigentlichen Gipfelkörper der Skuta zieht eine ungemein steile, enge Rinne durch das rothe, äusserst morsche Gestein herab; an ihrer Mündung breitet sich ein Schuttkegel aus und links von diesem nahmen wir die Wand in Angriff. Rothe Kreuze bezeichneten zu unserer Überraschung auch diesen Anstieg, ein Werk des Sloven. Alpen-Vereins, das nach meiner Meinung besser unterblieben wäre; denn dieser Anstieg ist schwierig und des brüchigen Gesteins wegen gefährlich. Wer solchen Wegen gewachsen ist, findet sie auch ohne Bezeichnung, Anderen kann diese eine gefährliche Versuchung werden. Sofort begann ein scharfes Klimmen im Zickzack an dem jähen Wandschuss empor. Hohe Stufen wechseln mit ganz schmalen Leisten, welche die glatten Platten durchziehen und schwindelnde Abblicke gewähren. Unheimlich schwirren die losgemachten Steine hinaus und schlagen erst auf dem Geröll wieder auf. Anfangs ist das Gestein fest, je höher wir kommen, desto brüchiger und morscher wird es Die grösste Vorsicht ist nöthig, trotzdem rollten ganze Trümmerlawinen in den Abgrund. Krachend zersplittert jede solche Ladung auf dem nächsten Vorsprung, in tollen Sätzen springen die einzelnen Trümmer weit hinaus in die Luft, um surrend und sausend wie die Splitter eines verderbenbringenden modernen Sprenggeschosses in weitem Streukegel niederzuprasseln. Da wir unser Fünf sind, heisst es doppelt Acht haben, und mit langen Klimmzügen geht es empor. Jetzt ist die Höhe des Vorbaues erreicht und wir schreiten einige Meter weit bequem über das kurze Gratstück zur Scharte und an die Gipfelwand heran. (Von hier aus hat Herr Compton das beigegebene Lichtdruckbild gemalt.) Diese schwingt sich noch hoch und äusserst steil auf; das Gestein ist eher noch schlechter, und da wir nun wiederholt hintereinander klettern müssen, ist peinlichste Sorgfalt oberste Pflicht. Von der Scharte weg halten wir uns zunächst etwas links, dann geht es gerade empor. Risse und Kamine wechseln mit glatten Stufen und leichteren Schrofen. Eine lange Rinne leitet abermals auf ein kleines Schartel, und wieder geht es gerade aufwärts. An

einer geneigten Platte klimme ich empor und weiche mühsam einem mehr als kopfgrossen, auf der glatten schiefen Ebene wie durch magnetische Kraft festgehaltenen Block aus. Kaum aber bin ich eine halbe Körperhöhe darüber hinaus, da löst sich ein apfelgrosser Stein los, er trifft den Block, dieser wankt, kippt um und stürzt gerade auf Freund Pinker zu, der kaum noch Zeit hat, sich zu decken, aber glücklicherweise nur mehr gestreift wird. Dröhnend schmettert der Unhold auf einen Vorsprung nieder und krachend poltern seine Trümmer zur gähnenden Tiefe. Nun nimmt aber die Neigung ab, leichteres Geschröfe ist zu überklettern und flotter geht es zur Höhe empor. Frei fliegt der Blick bereits über alle Nachbargipfel hinaus, alle sind sie hinabgetaucht, und da stehen wir endlich tiefaufathmend auf der luftigen Zinne! Sieben Viertelstunden sind vergangen, seit wir den Gipfel der krainischen Rinka, 70 Min. seit wir den Ostfuss derselben verlassen haben.

Herab nun vom Rücken, treuer Gefährte im schlichten, verblichenen Kleid, der du mit deiner Last schon so oft weise mässigend auf allzu himmelstürmende Augenblickspläne eingewirkt, der du schon so oft mein sanftes Ruhekissen warst und schon so manchen harten Strauss, bald unter glühender Sonne, bald im prasselnden Regen oder im fegenden, athemraubenden Schneesturm mit ausgefochten hast. Viel haben schon die Menschen gewechselt, die ich auf luftige Höhen geleitet, manches begeisterte Wort von Zuneigung und Dankbarkeit habe ich dort oben gehört und eine Zeitlang gemeint, die Freundschaft, welche in der Weihe der Berge entstanden ist und durch gemeinsam überstandene Gefahren oder gemeinsam genossene, freudvolle Stunden gefestigt wurde, müsse unerschütterlich sein. Irrthum war es, um Menschen handelte es sich, um Durchschnittsmenschen, die kleinlich über persönlichem Gezänk oder unwürdigem Klatsch das grosse Gemeinsame vergassen und in Hass und Zwietracht das Band zerschnitten, das der Berge hehrer Geist geflochten. Du, verwitterter Rucksack, bist dir immer gleich geblieben; freilich hast du keine Seele und keinen geschwätzigen Mund. Aber dennoch habe ich bei so mancher einsamen Fahrt in seeligen Stunden so oft schon traute Zwiesprache mit dir gehalten! Wie habe ich dich gelobt, wenn du mir so manchmal den lange in deinem Innern verborgen gewesenen Tropfen gereicht, sobald ich nach hartem Streben endlich auf der ersehnten Zinne stand, die tiefen Athemzüge des Siegers gethan und der freudetrunkene Blick in raschem Flug die Runde gemacht hatte! Wie pries ich dich, wenn mir viel köstlicher als alle die mit geriebenstem Scharfsinn ausgeklügelten Gaumenreizmittel der grossstädtischen Kochkunst, dein Speck und dein Brot mundeten! Mit welcher fast kindlichen Dankbarkeit gedachte ich deiner, wenn du nach langem Gang über rauhes, wasserloses, sonnendurchglühtes Geschröfe gar etwa unvermuthet noch eine dunkelgoldgelbe Orange zu seltenem Genuss an das Tageslicht gelangen liessest! Mag auch dein Äusseres unscheinbar, dein verwittertes Kleid von manch' knorrigem Ast oder manch' messerscharfer Felskante kleine oder grössere Wunden davongetragen haben — das ficht mich nicht an. Und wenn ich jetzt der lieben Pfeife, die du mir für die Gipfelrast aufbewahrt hast, blaue Rauchringel entlocke, so schwebt mit ihnen der dankende Gedanke empor, dass du mit deiner Einfachheit mir auch ihm Leben Vorbild und Muster sein sollst! Lehrest du mich doch, wie wir von einer nun einmal nicht zu vermeidenden Last, wenn sie klug getragen wird, vergessen können, dass sie uns drückt; oder wie wir uns so an sie gewöhnen können, dass sie uns mehr als Mittel zu dem Zwecke erscheint, die lastlosen Stunden doppelt süss empfinden zu können, so wie wir der Dunkelheit benöthigen, um das köstliche Licht voll würdigen zu lernen! —

Glanzvoller Feiertag war es heute in der ganzen Bergwelt, blau der Himmel, klar die fernsten Höhen, und was uns ein Jahr zuvor die zürnende Skuta neidisch

verhüllt, heute gab sie es in verschwenderischer Prachtfülle, so dass wir uns gar nicht sattsehen konnten an dem herrlichen Wunderbild, das den Rundblick vom Grintovc in vieler Hinsicht übertrifft. Zwei Stunden waren verflogen, ohne dass wir es gemerkt hatten, und da hiess es denn doch wieder den Wanderstab weitersetzen. Von Schnee, welcher damals im Juni noch den ganzen Kamm verkleidet hatte, war nichts zu sehen; mit ihm waren aber auch zum Leidwesen Pinker's alle seltenen Käfer verschwunden. Knapp bei der Štruca befindet sich, ein paar Schritte seitwärts vom Wege, ein kreisrundes Becken, in welchem krystallklares Wasser glänzte; wir füllten unsere Flascheri, statteten dann dem gerundeten Scheitel der Štruca noch im Vorübergehen unseren Besuch ab und stiegen den in den Fels gesprengten Zickzackpfad zwischen Štruca und Langkofel zu den gleichfalls längst schneelosen Geröllfeldern von Podeh hinab. An dem Fusse des Langkofels trennten sich Freund Statzer und Mach, die im Vorjahre nicht mit gewesen waren, von uns, um die von uns damals durchgeführte Gratwanderung zum Grintovc auszuführen. Wir trabten fröhlich, den Pickel durch den Rucksackriemen gesteckt, die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife im Munde, auf dem schönen Wege hinab, über langgestreckte Geröllströme, kahle, plattige Felsbänke und durch schutterfüllte Mulden. Fast war auch diese wüste Karstlandschaft völlig schneefrei; überall nur weite Schuttwüsten, zerrissenes oder plattig geglättetes Gestein, Mulden, Trichter und Dolinen, und durch diese ist mit vielem Verständniss der durchwegs gute Weg geführt. Ganz oben in der höchsten Mulde von Na podeh zweigt eine rothe Bezeichnung zum Langkofel, weiter unterhalb der Grintovcweg nordwärts ab. Rasch geht es entlang den wilden Felsmauern von Dolga stena (Lange Wand) nach Pod podeh hinab, wo unterwegs die rothblaue, vom Rinkathore kommende Wegbezeichnung einmündet, die wir heute morgens in der genannten Scharte verlassen haben. Dann klimmen wir mit flotten Sprüngen über die Georgswand hinab, erreichen wieder ansteigend durch das schmale Felsthor der Male Vratce den westlichen Begrenzungskamm, und 1½ Stunden nach Verlassen der Skuta strecken wir uns, vergnügt und mit den Ergebnissen des Tages höchlich zufrieden auf den weichen Rasen des uns wohlbekannten Kankersattels.

Als der Himmel das Purpurkleid des Abends anlegte, trollten wir hinab zur Frischaufhütte, woselbst zu unserer Überraschung Herr Kucharz, den unser Plan für den nächsten Tag und sein Eifer, seine bereits höchst bemerkenswerthe Kenntniss der Ostalpen zu vervollständigen, sogar zur Urlaubsüberschreitung verleitet hatte, unser wartete und einige Zeit nachher unsere Freunde vom Grintovc eintrafen. Wieder entfaltete sich alsbald das fröhliche Küchenleben vom Vorabend, freilich vielfach behindert durch die dürftige Einrichtung; wieder schmeckte Alles vorzüglich und diesmal sogar auch das Nachtlager, denn noch weilte Kremser in der Hütte mit all den trefflichen Bettschätzen.

Kanker Kočna und Seeländer Scharte.

Ungern nur gewähren die Götter ihre Gunst den Sterblichen, und wenn sie diesen ihre Gaben bescheren, dann messen sie meist mit kargem Maass. Ein glanzvoller Tag nur schien uns in den Steiner Alpen beschieden gewesen, der gestrige mit seinem Sonnengold und Himmelsblau; denn heute stürmte wieder ein schneidender, scharfer Wind unsanft in das enge Thal; droben jagten in wilder Hast graue Wolkenschwaden und um die zerrissene Felsenstirne des Grebén wogten trübe Nebelschleier. Dieser Tag galt der Kanker Kočna.

Die Kanker Kočna ist das wildeste Glied der Steiner Alpen, ein rauher, grober Geselle, der seine stolze Felsenkrone in abwehrender Einsamkeit ausserhalb des übrigen Kranzes der Hauptgipfel trotzig in die Lüfte hebt. Die Ersteigung, wenn

sie auch nirgends hervorragende Schwierigkeiten aufweist, ist vom Anfang bis zum Ende mühsam — 1064 *m* Höhenunterschied ist auf nicht ganz 2000 *m* Horizontalentfernung zu überwinden —, aber auch lohnend und durchaus anregend.

Kaum fünfzig Schritte oberhalb der Frischaufhütte bogen wir vom Wege zum Kanker Sattel, den rothen, von der Section Eisenkappel des Ö. T.-C. angebrachten Zeichen folgend, links ab und sofort begann der ungemein steile Anstieg. Über jähe, mit Rhododendronsträuchern durchsetzte Rasenböschungen, über grobe Blöcke und durch stachliges Nadelholzgestrüpp gieng es fünf Minuten lang in einer Rinne scharf empor, dann links aus dieser hinaus und unverändert steil weiter. Alpenrosenbuschwerk gab die Griffe für die Hände, knorrige Baumwurzeln oder kantige Felstrümmer für die Füsse die Tritte. (Jetzt soll hier vom Ö. T.-C. ein Steig errichtet worden sein.) Nach einer Viertelstunde bogen wir links über eine grüne Schulter in den wilden Graben ein, der zwischen Kočna und Mali Grintovc mit starkem Gefälle in den Suhadolnikgraben herabkommt. An seiner linken, im Aufstiege also rechten oder östlichen Seite, dem schroffen Steilgehänge des Mali Grintovc, spielt sich der weitere Anstieg bis zur grossen Thalstufe ab. Man betritt die östliche Seitenwand des Grabens hoch über der rauhen, trümmerreichen Sohle desselben, oberhalb der mageren, letzten Bäume, und klettert an schmalen, geneigten Rasenbändern grabeneinwärts. Das Band, auf dem noch vereinzelte Rhododendronblüthen aus schwarzgrünem Blattwerk glühten, führt hoch über jähem Gewände und unter steilem Geschröfe, etwas abfallend bis zu einem tiefen, scharfen, von rechts kommenden Riss, in den hinabgeklettert werden muss. Nach dessen Durchquerung beginnt wieder der ungemein steile Anstieg, zunächst unterhalb und neben einer glatten, senkrechten Wand empor, dann etwas sanfter über Rasen und schliesslich auf eine aus meist begrünten, gerundeten Buckeln gebildete, den ganzen Graben querende Stufe, die wir ca. 50 Minuten nach Verlassen der Frischaufhütte erreichten, gerade als die Sonne aufgegangen war. Wässeriges Blassroth floss in der zum Theile aufgeschlossenen Krainburger Ebene dahin, durch blauröthliche Schleier erglänzten die Berge des Kanker Thales. Der spitze Giebel des Storžič bohrte sich in eine wunderbar röthlich schimmernde Wolkenbank; seltsamer Weise war die in wilden Schrofen sich über uns aufthürmende Kočna völlig wolkenfrei und dunkelglühender Purpurschein fluthete über das zerrissene Gestein, um allmälig dem matten Gelb des durch die dunstgeschwängerte Luft dringenden Sonnenlichtes Platz zu machen.

Auf den begrünten Wall folgt eine mässig grosse Mulde, die zweite Thalstufe. Der letzte Pflanzenwuchs bleibt zurück; geglättete Wände sendet der Grintovc-S.-Grat herab, mit schroffen Felspfeilern entsteigt dem schutterfüllten Boden der luftige Vorbau der Kočna und gewaltiges Blockwerk ist über den Steilhang von der nächsten Stufe herabgerollt. Nach wenigen Schritten über halbwegs flachen Boden heisst es wieder scharf ansteigen über Schutt und Felstrümmer, und sowie dieser rauhe Hang überwunden ist, öffnet sich vor dem seltenen Eindringling die letzte, höchste Thalstufe, der Kessel des Douc oder Gorni dol.

Dies ist eine der ödesten, wildesten und unwirthlichsten Hochmulden, welche das Kalkgebirge aufweist. Im Westen bewachen die drohenden Strebepfeiler und zerklüfteten Felszinken der Kočna die wüste Einöde; von Osten blickt der plattengepanzerte, mächtige Grintovc strenge auf das düstere Trümmermeer herab und den Nordrand bilden die wilden Klippen des die Beiden verbindenden Grates. Den Boden erfüllen Riesenblöcke, von allen Seiten ziehen öde Schuttströme herab. Kein noch so dürftiges Pflänzchen spriesst zwischen dem scharfkantigen Getrümmer der ungeheuren Schuttmassen, kein Vogel, keine Gemse belebt den trostlosen, verlassenen Winkel — ewige Ruhe brütet über dem düsteren Grau dieser alles Lebens baren Öde, und es drängt den Bergwanderer, ihr zu entfliehen, emporzudringen zu den

luftigen Höhen, die doch wenigstens den Blick hinausfliegen lassen in eine freundlichere Welt.

Einsilbig stieg unsere Karawane quer durch die unwegsame Trümmerfurche nach links gegen das Fussgestell der Kočna hinauf. Melancholisch klapperten die Pickel und Stöcke gegen das kantige Blockwerk und nur unwillige Ausrufe tönten durch die strenge Stille, wenn die haltlosen Schuttmassen immer wieder nachgaben und viele Schritte zweimal zu machen nöthigten. Der höchste Gipfel (P. 2541 der Specialkarte 1 : 75000) sendet einen in die ausgedehnten Trümmerhalden keilförmig vorspringenden Felssporn östlich herab, der zwischen sich und dem Verbindungsgrat zum Grintovc eine hoch hinaufreichende, ebenfalls von Geröll erfüllte Bucht der Mulde freilässt. Dieser strebten wir zu, erreichten dergestalt die Nordflanke dieses Ostabsenkers und kamen an dieser bei einer rothen Rinne zu einem frisch sprudelnden Quell, den uns Kremser zeigte, welcher heute als Begleiter des Herrn Kucharz an die Stelle von Potočnik's Bruder getreten war. Diese Quelle befindet sich etwa in gleicher Höhe mit der zwischen zwei Zacken des Kočna-Grintovc-Grates eingeschnittenen, von uns nur durch die hoch hinaufziehende Schutthalde getrennten Seeländer Scharte. Von ihr weg stiegen wir erst noch ein Stück weit neben den zur Linken bleibenden Felsen über das Geröll hinauf, wandten uns dann links und kletterten über die an sich zwar festen, gut gebänderten, aber meist mit Geröll überschütteten, plattigen Schrofen bis auf die Kammhöhe des mehrfach genannten Ostabsenkers, neben dem eine lange, kaminartige Rinne emporzieht. Es folgen abermals Rinnen und Stufen, zuletzt wird der gut gangbare Grat erreicht und auf ihm von Ost nach West zur kleinen, spitzen Gipfelpyramide vorgedrungen. Noch eine kleine Scharte, die den Scheitel einer durch rothes, brüchiges Gestein von Osten heraufziehenden Rinne bildet, ist zu überqueren, dann ein paar Meter vorsichtigster Kletterei über die letzte Steilstufe, die gleichfalls aus rothem, höchst brüchigem Gestein besteht und luftig ausgesetzt ist, und nun endlich — nach genau 1 St. 50 Min. wirklicher Gehzeit — sind wir oben.

Ein luftiger Gipfel das, ein echter und rechter »Spitz«, auf dessen Blockwerk wir uns gut vertheilen müssen, um alle Platz zu finden. Er sitzt auf einem scharfen Grat auf, der von Nordnordost nach Südsüdwest streicht, unfern südsüdwestlich vom höchsten Punkte aber in rechtem Winkel scharf nach Westnordwest umknickt und rasch zum Mali Vrh, 1860 *m*, absinkt. In diesen Winkel, dem obersten Theil der wilden Rovna dolina, die sich gegen Seeland öffnet, stürzt der ganze Gipfelgrat der Kočna mit grossartigem Plattengetäfel ab. Rothes, stark verwitterndes, weicheres Gestein lagert zwischen den weiss gescheuerten Schichten, einzelne zerborstene Eis- und Schneereste kleben in der jäh hinabschiessenden Rinne — in Formen und Farben ein stimmungsvolles, packendes Bild! — Im Eifer des Kletterns hatten wir des Wetters gar nicht geachtet. Es war viel besser geworden, als wir erwartet hatten. Zwar fegte ein rauher Wind scharf über unsere luftige Zinne, aber die grauen Wolken zogen hoch und alle Berge, welche das herrliche Rundbild umfasst, lagen rein und klar vor uns. Eigenartig ist der Anblick des Hauptkammes der Steiner Alpen selbst. Dicht zusammengedrängt, wie ein Häuflein Schafe bei einem nahenden Gewitter, stehen sie da zur Linken des mächtigen Grintovc; und doch ist jeder einzelne Gipfel deutlich zu erkennen. Prächtig ist der Blick nach Westen, wo erst der Triglav, und nach Nordwesten, wo erst die Berge des Malteinthales ebenbürtige und überragende Rivalen stellen.

Der rauhe Wind und die Absicht, in Ober-Seeland noch die Fahrpost zu erreichen, liessen uns den Gipfelaufenthalt wesentlich abkürzen. Vorsichtig wurde über die morsche, rothe Stufe zum Grat hinabgeklettert, dann so rasch, als es die

Felsen und die Zahl unserer vielköpfigen Schaar gestattete, hinabgeeilt. Schon nach kaum 20 Minuten langten wir wieder oberhalb der Quelle, woselbst wir die Rucksäcke zurückgelassen hatten, an.

Unsere Absicht war, über die Seeländer Scharte auf dem etwa acht Tage vorher durch den wackeren Kremser, der auch die gute Wegbezeichnung auf die Kočna ausgeführt hat, fertiggestellten, neuen Felsensteig in die Ravni abzusteigen. Kremser war ganz stolz darauf, dass es ihm vergönnt war, uns sein Werk, das vor uns nur noch ein Bergsteiger gesehen hat, selbst zeigen zu können; und uns war es eine wahre Freude, dem bescheidenen, braven Manne dann unser vollstes Lob für den kühnen Gedanken, über derartige Wände einen Steig zu führen, sowie für die so gut durchgeführte Anlage des kecken Weges aussprechen zu können.

Dieser neue Felsensteig, den Kremser für Rechnung der Section Eisenkappel des Österr. Touristen-Club angelegt hat, ist einer der interessantesten und zugleich kecksten Felsensteige, die mir in den Kalkalpen bekannt geworden sind. Er ist — das sei hier ausdrücklich festgestellt — keineswegs ein Weg für Jedermann, denn seine Begehung erfordert Schwindelfreiheit und Trittsicherheit. Wer aber mit diesen Eigenschaften ausgerüstet ist, der wird von ihm hochbefriedigt sein.

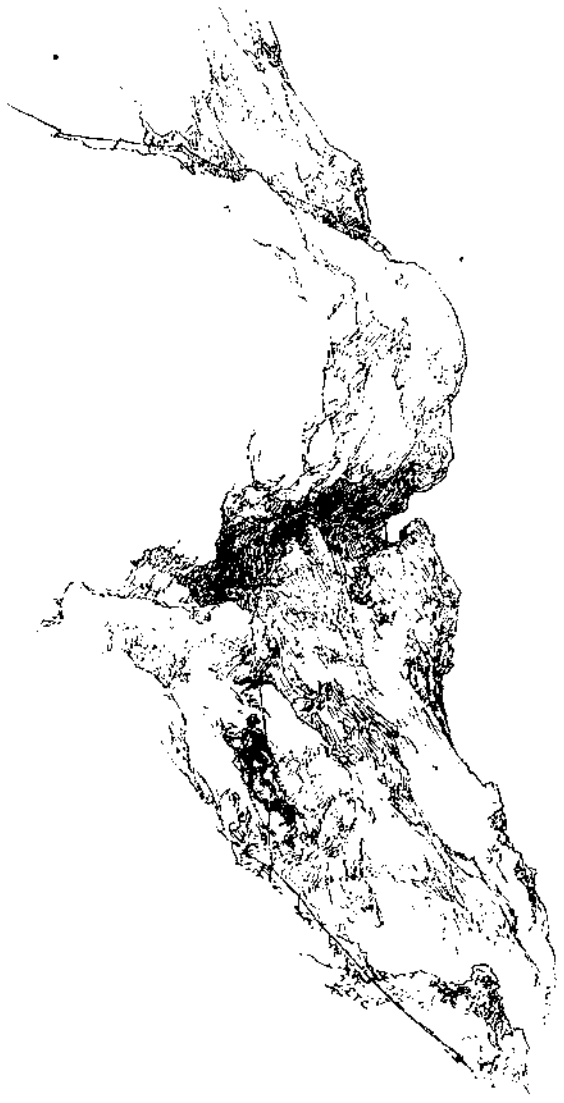
Die Seeländer Scharte — die Bezeichnung »Sattel«, wie sie die Wegtafeln tragen, ist durchaus unpassend — bildet nicht den tiefsten Punkt des klippenreichen Grates, der vom Grintovc zur Kočna streicht, sondern schneidet zwischen zwei näher der Kočna aufragenden Zacken ein. Diese ganze Partie ist in der Originalaufnahme zur Specialkarte sehr gut gezeichnet, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass ihr die Höhenziffer 2334 derselben entspricht. (In der Specialkarte 1:75000 etwa der Punkt, wo auf dem Verbindungsgrate von der Kočna zum Grintovc die Zeichnung der von der Kočna herlaufenden Landesgrenze endet.)

Das Geröll dieses obersten Zweiges der gewaltigen Trümmermulde wurde von der Quelle weg in gleicher Höhe nach Nordnordost gegen eine steile, zum Theil schutterfüllte, zum Theil kaminartige Rinne zu gequert (10 Min.). Durch die letztere wurde zum Grat hinaufgeklettert, dessen Schneide jedoch nicht in der den Scheitel unserer Rinne bildenden Scharte betreten, sondern um mehrere Thürme links herum, auf eingemeisselten Tritten und an zahlreichen Eisenstiften hin, der Grat noch etwa 40 *m* westlich aufwärts verfolgt. (Auch östlich führt ein von Kremser hergestellter, fast durchwegs mit Eisenstiften und zwei Drahtseilen versehener, kecker Felsensteig über die Thürme des Grates auf und ab zum Grintovc hinüber.)

Endlich ist der höchste Punkt erreicht und nun gehts in die Nordseite hinaus. Jäh stürzt die gewaltige Wand mit ungeheurem Plattenschuss zur schwindelnden Tiefe der Oberen Ravni ab. Hier soll ein Steig hinabführen? Zweifelnd möchte man fragen wie und wo, wenn nicht gerade da ein Drahtseil just unvermittelt über den plattigen Abbruch scheinbar ins Blaue hinausführen würde. Auf das Höchste gespannt beginnen wir den Abstieg. Über kleine, mit Meissel und Spitzhammer nachgebesserte Bänder, durch schmale mit Stiften versehene Steilrinnen und an keck angebrachten Drahtseilen abwärts, weisen uns die rothen Zeichen. Jetzt wölbt sich eine stark hinausgebauchte Platte des blaugrauen, stahlharten Felsens griff- und trittlos hinab; links hängt eine Felswand herüber, rechts fliegt der Blick ins Blaue und über die Platte hat das Unwetter der letzten Tage einen dicken, gleissenden und schimmernden Eisbelag gezogen. Sausend wird der Pickel in Thätigkeit gesetzt, klirrend schiessen die Eisstücke in die Tiefe, und Tritt um Tritt — Kremser hat sie gemeisselt — wird frei. Rascher geht es dann auf besseren Bändern hinab und immer links, nordwärts. Bessere Schrofen und kleine Geröllstreifen folgen; luftige

Felsleisten mit gemeisselten Tritten, ab und zu wieder ganz gute Bänder, führen durch den plattigen Wandabsturz hinab, dann plötzlich wieder ein Stück empor und auf eine schroffe, aus dem Wandmassiv kurz vorspringende Schneide.

Bewundernd schweift das Auge hinüber auf den nun frei zu überblickenden Abschluss der Oberen Ravni mit ihren Riesenplatten und schwindelnden Wandabstürzen. (Siehe das Lichtdruckbild.) Da rechts sind wir hergekommen, fürwahr ein kühner Steig. Aber er ist noch lange nicht zu Ende. Scharf geht es auf der Nordflanke von der Schneide hinab über Stufen und durch Rinnen an der jähen Wand zu einem dritten Drahtseil, welches unter einem bedeutenden Überhang eine stark einspringende Nische durchspannt. Das obere Ende des Seiles muss überstiegen werden, dann klettert man daran hinab, kriecht unter demselben durch und gelangt endlich auf jene wieder östlich gegen die Ravni vorspringende Schneide, längs deren Nordflanke sich der ganze fernere Abstieg vollzieht. Gleich geht es wieder sehr steil, an einem Loche vorbei, hinab; ein kleines Geröllfeld ist nach abwärts zu überqueren, dann klettert man abermals ganz steil rechts an einem Drahtseil hinab gegen die Ravni zu, schliesslich um eine Felsecke herum und wieder etwas aufwärts. Nun wandern wir quer unter einem bedeutenden Überhang, dessen merkwürdig ausgehöhlte, tiefe Öffnung von kleinen Brecciesäulen getragen wird, rechts hin, bis wieder ein Drahtseil sehr steil hinabführt zu einer tieferen Felsecke. Wir haben jetzt, schon sehr tief unten, jenen aus der Westwand der Ravni vorspringenden, rasengesprenkelten Grat erreicht, dessen Schneide mit einzelnen Latschenbüschen — den einzigen im ganzen Wandbereiche der Ravni — geziert ist, und der in gewissem Sinne den obersten, westlichen und höchsten Theil der oberen Ravni einigermaassen abtheilt. Ein langes Drahtseil, das sechste und letzte, leitet längs der steil abfallenden Schneide rasch hinab zu kleinen Rasenplätzen. Jetzt haben wir nur mehr eine geringe Höhe zu überwinden; auf



Partie von dem Abstiege in die Ravni.

leichtem Schrofenterrain, das ganz einwärts, in den obersten Kessel der Ravni gekehrt ist, geschieht dies; doch steigen wir nicht ganz zur tiefsten Mulde ab, sondern drehen uns etwas links und gelangen über Rasen und Felsstufen zu zwei einzelnen Lärchen (die zwei einzigen, hier heroben stehenden Bäume) und betreten, über einen kleinen Absatz hinab, aufathmend die Schotterfelder der Ravni. Flott springen wir in das grobe Geröll hinaus und fahren noch ein paar Dutzend Meter thalab, um das mächtige Felsrund besser überblicken zu können.

Die Ravni erfüllen einen gewaltigen Felsenkessel; derselbe ist ein im grössten Stile durchgeführtes Meisterwerk der Natur. Der König der Gruppe, der trutzige Grintovc und seine wilde Schwester, die Kanker Kočna, bewachen als dräuende Herrscher das einsame Hochkar; gepanzert mit gleissenden Plattenschüssen und ungeheuren Strebepfeilern, umfangen sie den weltentrückten Spielplatz der Gemsen, abweisend gegen jeden Vorwitzigen, erdrückend in ihrer starren, schweigsamen Grösse. Bleiche Schutthalden (Ravni = geebnete, ebene Flächen) wälzen ungeheure Trümmermassen zu Thal; nur spärlicher Graswuchs blinkt schüchtern da und dort aus dem ernsten, strengen Grau an dem Fusse der wuchtigen Felsmassen — wie Grüsse aus den im Sonnenglanze lachenden, lebenstrotzenden Thalgeländen. Klein, als Nichts fühlt sich der winzige Mensch in dieser Welt ernster Grösse, aber bewundernd blickt er empor an den Riesengebäuden und dankbar den höheren Mächten, dass sie ihm den göttlichen Funken verliehen, der ihn diese Grösse erkennen, in ihr das ewig Schöne finden lässt.

Einige Rasten an besonders fesselnden Punkten eingerechnet, hat der flott durchgeführte Abstieg gegen 1½ Stunden gedauert. Die Originalaufnahme setzt dort, wo die Schuttkegel gegen die Seeländerscharte am höchsten hinaufreichen, die Ziffer 2036. Da wir den Abstieg über die wilden Wandschrofen in etwa 2380 *m* angetreten haben und ihr Fuss gut 170 *m* unter den höchsten Geröllansatz hinabreicht, so misst der Höhenunterschied, den der kecke Felsensteig überwindet, rund 500 *m*. Der Steig windet sich, wie bereits erwähnt, an dem aus dem Nordgrate der Kočna nordöstlich in die Ravni vorspringenden, wilden Schrofenpfeiler herab. Seine Begehung gehört zu meinen schönsten Bergerinnerungen, und wir Alle waren darin einig, dass mit diesem Abstieg unsere Wanderungen in den Steiner Alpen einen würdigen Abschluss gefunden hatten.

Was jetzt zunächst kam, war eitel Mühsal. Über bewegliches Geröll sprangen wir hinab; wo der steilere Abschwung zu den unteren Ravni beginnt, querten wir rechts oberhalb von zwei tiefen Wasserrissen (im ersten rieselt Wasser) hinüber; dann gieng es wieder flott über Rasen und Geröll hinab, bis von links der schüttere Wald in die Geröllmulde hereingreift. Ihm wandten wir uns zu, und nun begann ein langes, ermüdendes Queren über rauhe Felsstufen, steile, schlüpfrige Rasenböschungen, durch Krummholz und vom Schnee niedergelegten Jungwald auf einem der elendesten Steige, welche die ganzen Alpen ihr Eigen nennen, so dass wir froh aufathmeten, als endlich schattiger, alter Buchenwald uns aufnahm. Aber nach 1½ Stunden waren wir doch bei der Stulleralm, und nachdem wir den niederen Waldsattel oberhalb derselben nach Westen überschritten hatten, gieng es mehr laufend als gehend über Wiesen und durch Wald — einmal einen fesselnden Prachtanblick der herrlichen Kanker Kočna geniessend — zum Ausgang der Unteren Seeländer Kočna und zum Kasino hinab, das wir nach einer halben Stunde von der Stulleralm aus erreichten. Es blieb uns gerade noch Zeit, in dem vortrefflichen Gasthause — das in jeder Hinsicht als gutes Standquartier dienen kann — unser spätes Mittagessen zu verzehren und von unseren wackeren, braven Führern freundlichsten Abschied zu nehmen; dann kam der Postwagen und der bereits früher bestellte »Extrawagen«.

Noch einmal erschloss sich uns der volle Anblick des gewaltigen Stockes der Kanker Koëna, als wir an der Mündung des Thales der Unteren Seeländer Koëna vorüberfuhren. Über schwarzgrüne Waldgelände und goldgrün prangende Matten baut sich das kalkweisse Riesengebäude trotzig und gewaltig auf. Die blanken, bleigrauen Plattengürtel schauen abweisend nieder; in die rostbraune Rinne zwischen den Gipfelhörnern haben wir heute von oben herabgeschaut. Es ist ein unvergessliches, herrliches Bild, dem wir jetzt jauchzend die letzten Grüsse zurufen — dann rollt das leichte Gefährt in die kühle Waldenge des schönen Kanker Thales hinab. Nur zwei Sitze hat der k. k. Postwagen und diese waren bereits von einem neunjährigen Schuljungen und dessen siebenjährigem Schwesterchen, die aus Eisenkappel nach Krainburg auf Ferien reisten, eingenommen, als wir noch einsteigen wollten. Es blieb nichts übrig, als dass ich zum Kutscher hinaufstieg und den jungen Weltbürger auf die Knie nahm. Ich habe es nicht bereut. Die helle Freude des Kleinen an dem rauschenden, bald blaugrüne Tümpel, bald schaumaufsprühende Stürze bildenden Fluss, an den dämmernden Forsten, in denen der Wind geheimnissvoll rauschte und säuselte, an den ragenden Felsen und schwärzlichen Klüften, die sein kindlicher Sinn mit phantastischen Märchengestalten bevölkerte, erklang mir wie fröhliches Vogelgezwitscher und rief mir in süssen, traumhaften Bildern die unvergleichliche Seligkeit der eigenen, glücklichen Kindertage ins Gedächtniss. Als wir endlich nach vielstündiger, abwechslungsreicher Fahrt der Mündung des Kanker Thales bei Höflein zueilten, da war der Abend mit reichstem Farbengepränge herabgesunken.

Blauschwarze Schatten hüllten bereits die Waldhänge ein, aber der ganze westliche Himmel stand in glühender Lohe wie ein Weltenbrand, und schwarz zeichneten sich die Fiederblätter der breitästigen Nussbäume von dem glühenden Himmel ab. Purpurn durchglänzter Dunst erfüllte mit zarten Schleiern die weite Krainburger Ebene, in die wir jetzt hinausfuhren; röthliches Violett färbte den stolzen Storžič und in blaurothen Tinten erstrahlte dort, über die weite Fläche des Wurzener Savethales mächtig aufstrebend, der lange Zug der Julischen Alpen. Hoch und hehr, ein wirklicher König, erhob der stolze Beherrscher von Krains Bergwelt, der dreigezackte Triglav, seine Felsenstirne, an der die Eisdiademe im Purpurbrande des Abendhimmels wie glühendes Erz aufleuchteten.

»Wie heisst der grosse Berg dort«, frug mein kleiner Fahrtgenosse. »Das ist der Triglav, der höchste im Lande«, sagte ich ihm. »Er ist schön«, — war des jungen Kärntners Meinung —, »aber mir ist unser Glockner lieber, er ist noch viel schöner und höher und hat viel mehr Eis und Schnee!« »Wer hat dich das gelehrt, mein Junge?« »Unser Herr Lehrer hat es uns in der Schule erzählt.« — Hab Dank, du wackerer Schulmann. Nicht früh genug kann des Menschen Sinn geübt werden, das Schöne zu erkennen und zu erfassen. Die Schönheiten der engsten Heimat schätzen lernen, das ist der festeste Grundstein der Liebe zur heimischen Scholle. Und eure Scholle, ihr Alpenbewohner, ist schön! Die Natur hat euch von ihrem Schönsten, Grössten gegeben — die hehren, ewigen Berge, zu denen wir immer und immer wieder dankbaren Sinnes und in geläuterter Freude wallfahren wollen.

leichtem Schrofenterrain, das ganz einwärts, in den obersten Kessel der Ravni gekehrt ist, geschieht dies; doch steigen wir nicht ganz zur tiefsten Mulde ab, sondern drehen uns etwas links und gelangen über Rasen und Felsstufen zu zwei einzelnen Lärchen (die zwei einzigen, hier heroben stehenden Bäume) und betreten, über einen kleinen Absatz hinab, aufathmend die Schotterfelder der Ravni. Flott springen wir in das grobe Geröll hinaus und fahren noch ein paar Dutzend Meter thalab, um das mächtige Felsrund besser überblicken zu können.

Die Ravni erfüllen einen gewaltigen Felsenkessel; derselbe ist ein im grössten Stile durchgeführtes Meisterwerk der Natur. Der König der Gruppe, der trutzige Grintovc und seine wilde Schwester, die Kanker Kočna, bewachen als dräuende Herrscher das einsame Hochkar; gepanzert mit gleissenden Plattenschüssen und ungeheuren Strebepfeilern, umfangen sie den weltentrückten Spielplatz der Gemsen, abweisend gegen jeden Vorwitzigen, erdrückend in ihrer starren, schweigsamen Grösse. Bleiche Schutthalden (Ravni = geebnete, ebene Flächen) wälzen ungeheure Trümmermassen zu Thal; nur spärlicher Graswuchs blinkt schüchtern da und dort aus dem ernsten, strengen Grau an dem Fusse der wuchtigen Felsmassen — wie Grüsse aus den im Sonnenglanze lachenden, lebenstrotzenden Thalgeländen. Klein, als Nichts fühlt sich der winzige Mensch in dieser Welt ernster Grösse, aber bewundernd blickt er empor an den Riesengebäuden und dankbar den höheren Mächten, dass sie ihm den göttlichen Funken verliehen, der ihn diese Grösse erkennen, in ihr das ewig Schöne finden lässt.

Einige Rasten an besonders fesselnden Punkten eingerechnet, hat der flott durchgeführte Abstieg gegen 1½ Stunden gedauert. Die Originalaufnahme setzt dort, wo die Schuttkegel gegen die Seeländerscharte am höchsten hinaufreichen, die Ziffer 2036. Da wir den Abstieg über die wilden Wandschrofen in etwa 2380 *m* angetreten haben und ihr Fuss gut 170 *m* unter den höchsten Geröllansatz hinabreicht, so misst der Höhenunterschied, den der kecke Felsensteig überwindet, rund 500 *m*. Der Steig windet sich, wie bereits erwähnt, an dem aus dem Nordgrate der Kočna nordöstlich in die Ravni vorspringenden, wilden Schrofenpfeiler herab. Seine Begehung gehört zu meinen schönsten Bergerinnerungen, und wir Alle waren darin einig, dass mit diesem Abstieg unsere Wanderungen in den Steiner Alpen einen würdigen Abschluss gefunden hatten.

Was jetzt zunächst kam, war eitel Mühsal. Über bewegliches Geröll sprangen wir hinab; wo der steilere Abschwung zu den unteren Ravni beginnt, querten wir rechts oberhalb von zwei tiefen Wasserrissen (im ersten rieselt Wasser) hinüber; dann gieng es wieder flott über Rasen und Geröll hinab, bis von links der schüttere Wald in die Geröllmulde hereingreift. Ihm wandten wir uns zu, und nun begann ein langes, ermüdendes Queren über rauhe Felsstufen, steile, schlüpfrige Rasenböschungen, durch Krummholz und vom Schnee niedergelegten Jungwald auf einem der elendesten Steige, welche die ganzen Alpen ihr Eigen nennen, so dass wir froh aufathmeten, als endlich schattiger, alter Buchenwald uns aufnahm. Aber nach 1½ Stunden waren wir doch bei der Stulleralm, und nachdem wir den niederen Waldsattel oberhalb derselben nach Westen überschritten hatten, gieng es mehr laufend als gehend über Wiesen und durch Wald — einmal einen fesselnden Prachtanblick der herrlichen Kanker Kočna geniessend — zum Ausgang der Unteren Seeländer Kočna und zum Kasino hinab, das wir nach einer halben Stunde von der Stulleralm aus erreichten. Es blieb uns gerade noch Zeit, in dem vortrefflichen Gasthause — das in jeder Hinsicht als gutes Standquartier dienen kann — unser spätes Mittagessen zu verzehren und von unseren wackeren, braven Führern freundlichsten Abschied zu nehmen; dann kam der Postwagen und der bereits früher bestellte »Extrawagen«.

Noch einmal erschloss sich uns der volle Anblick des gewaltigen Stockes der Kanker Koëna, als wir an der Mündung des Thales der Unteren Seeländer Koëna vorüberfuhren. Über schwarzgrüne Waldgelände und goldgrün prangende Matten baut sich das kalkweisse Riesengebäude trotzig und gewaltig auf. Die blanken, bleigrauen Plattengürtel schauen abweisend nieder; in die rostbraune Rinne zwischen den Gipfelhörnern haben wir heute von oben herabgeschaut. Es ist ein unvergessliches, herrliches Bild, dem wir jetzt jauchzend die letzten Grüsse zurufen — dann rollt das leichte Gefährt in die kühle Waldenge des schönen Kanker Thales hinab. Nur zwei Sitze hat der k. k. Postwagen und diese waren bereits von einem neunjährigen Schuljungen und dessen siebenjährigem Schwesterchen, die aus Eisenkappel nach Krainburg auf Ferien reisten, eingenommen, als wir noch einsteigen wollten. Es blieb nichts übrig, als dass ich zum Kutscher hinaufstieg und den jungen Weltbürger auf die Knie nahm. Ich habe es nicht bereut. Die helle Freude des Kleinen an dem rauschenden, bald blaugrüne Tümpel, bald schaumaufsprühende Stürze bildenden Fluss, an den dämmernden Forsten, in denen der Wind geheimnissvoll rauschte und säuselte, an den ragenden Felsen und schwärzlichen Klüften, die sein kindlicher Sinn mit phantastischen Märchengestalten bevölkerte, erklang mir wie fröhliches Vogelgezwitscher und rief mir in süssen, traumhaften Bildern die unvergleichliche Seligkeit der eigenen, glücklichen Kindertage ins Gedächtniss. Als wir endlich nach vielstündiger, abwechslungsreicher Fahrt der Mündung des Kanker Thales bei Höflein zueilten, da war der Abend mit reichstem Farbengepränge herabgesunken.

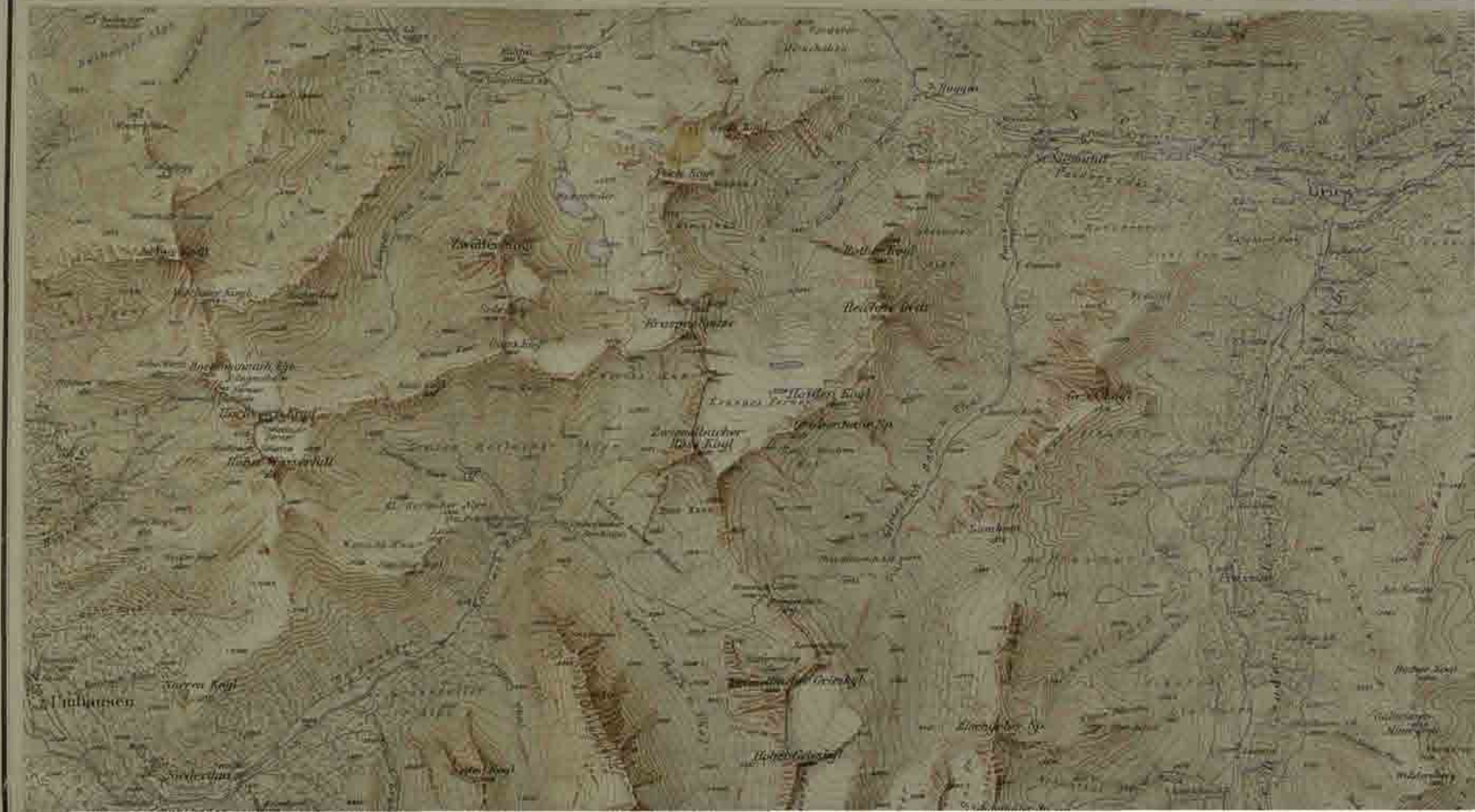
Blauschwarze Schatten hüllten bereits die Waldhänge ein, aber der ganze westliche Himmel stand in glühender Lohe wie ein Weltenbrand, und schwarz zeichneten sich die Fiederblätter der breitästigen Nussbäume von dem glühenden Himmel ab. Purpurn durchglänzter Dunst erfüllte mit zarten Schleiern die weite Krainburger Ebene, in die wir jetzt hinausfuhren; röthliches Violett färbte den stolzen Storžič und in blaurothen Tinten erstrahlte dort, über die weite Fläche des Wurzener Savethales mächtig aufstrebend, der lange Zug der Julischen Alpen. Hoch und hehr, ein wirklicher König, erhob der stolze Beherrscher von Krains Bergwelt, der dreigezackte Triglav, seine Felsenstirne, an der die Eisdiademe im Purpurbrande des Abendhimmels wie glühendes Erz aufleuchteten.

»Wie heisst der grosse Berg dort«, frug mein kleiner Fahrtgenosse. »Das ist der Triglav, der höchste im Lande«, sagte ich ihm. »Er ist schön«, — war des jungen Kärntners Meinung —, »aber mir ist unser Glockner lieber, er ist noch viel schöner und höher und hat viel mehr Eis und Schnee!« »Wer hat dich das gelehrt, mein Junge?« »Unser Herr Lehrer hat es uns in der Schule erzählt.« — Hab Dank, du wackerer Schulmann. Nicht früh genug kann des Menschen Sinn geübt werden, das Schöne zu erkennen und zu erfassen. Die Schönheiten der engsten Heimat schätzen lernen, das ist der festeste Grundstein der Liebe zur heimischen Scholle. Und eure Scholle, ihr Alpenbewohner, ist schön! Die Natur hat euch von ihrem Schönsten, Grössten gegeben — die hehren, ewigen Berge, zu denen wir immer und immer wieder dankbaren Sinnes und in geläuterter Freude wallfahren wollen.

OETZTHAL & STUBAI.

S. Sölden-Ranalt.

1 : 50000



OETZTHAL & STUBAI.

1 : 50000

Blatt II.




Langenfeld
Schran Kogl
Atten Spitze
Windacher Daun Kogl


Schrain Kogl
Rainer Kogl
Rainer Thurm
Rainer Spitz
Rainer Kamm
Rainer Sp.
Rainer Thurm
Rainer Kogl
Rainer Spitz
Rainer Sp.
Rainer Kamm



Druck v. Giesecke & Devrient, Leipzig u. Berlin.

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein.

(1896)



Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein.
(1896)

Auf Grundlage der Originalaufnahmen des K. u. K. Militärgeograph. Institut.
neu bearbeitet von E. SIMON, Ingenieur in Interlaken.